This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

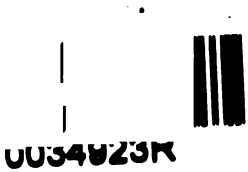
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



0034923R

tes.

CA·BO

ist schwer.

e s.

Geſchichte

des

teutſchen Volkes.

Von

Heinrich Luden.

Zwölfter Band.

Wahrlich, im ſchwierigen Werk Allen genügen, iſt ſchwer.

Gotha,
bei Juſtus Perthes.

1837.

240. a. 184.

Inhalt.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Teutschland unter den Kaisern und Königen: Heinrich VI., Otto IV. und Philipp, Otto IV. und Friedrich II. Folgen der langen Versäumung des Reiches. Gebieterische Stellung des Papstes gegen die Könige und Fürsten des teutschen Reiches. Letzter Kampf der Welfen und Waiblinger in Teutschland.

Seite.

Erstes Capitel. Heinrich's VI. Fahrt nach Sicilien. Unterwerfung dieses Reiches. Das unglückliche Schicksal des königlichen Hauses in Sicilien 3

Zweites Capitel. Des Kaisers Aufenthalt in Teutschland. Seine Verhandlung mit den teutschen Fürsten über die Erblichkeit der Krone. Seine neue Fahrt nach Sicilien und sein Tod 18

Drittes Capitel. Die Lage der Dinge bei dem Tode des Kaisers Heinrich VI. Die Zäringer. Fehde des Herzoges Konrad gegen den Herzog Berthold. Der Papst Innocenz III. . 36

Viertes Capitel. Wahl und Krönung zweier Könige: Philipp's, des Waiblingers und Otto's IV., des Welfen 62

Seite.

Fünftes Capitel. Der Papſt Innocenz III. den beiden teutſchen Königen gegenüber. Philipp der Waiblinger und Otto der Welf neben einander. Anfang des Kampfes zwiſchen Beiden . 89

Sechstes Capitel. Fortgang des Streites zwiſchen Philipp und Otto. Erſte Einmiſchung des Papſtes Innocenz in dieſen Streit. Die Stellung beider Parteien zu dem Papſte . . . 112

Siebentes Capitel. Zwieſpältige Wahl in Mainz. Fortgang des Streites zwiſchen Philipp und Otto. Des Papſtes Entſcheidung für Otto 134

Achtes Capitel. Unwirkſamkeit der päpſtlichen Entſcheidung. Philipp's glücklicher Kampf und Abfall vieler Fürſten von Otto. Philipp's Krönung zu Aachen durch den Erzbiſchof von Cöln . 156

Neuntes Capitel. Otto's Hülfloſigkeit. Des Papſtes ſchlaue Vermittelungs-Verſuche. Wachſende Verlegenheit beider Parteien 185

Zehentes Capitel. Des Königes Philipp unglücklicher Tod. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ohne Blutſchuld. Otto IV. einiger König der Teutſchen 215

Eilftes Capitel. Otto's IV. Aufenthalt in Italien. Seine Krönung von dem Papſte, ſein Streit mit dem Papſte, ſeine Verdammung durch den Papſt 240

Zwölftes Capitel. Der Kaiſer Otto IV. in Teutſchland. Friedrich's II. Fahrt nach Teutſchland. Otto's und Friedrich's ungewiſſe Stellung zu einander 272

Dreizehentes Capitel. Otto's Bündniß gegen den König Philipp Auguſt. Die Schlacht bei Bovines. Friedrich's II. Krönung und Otto's IV. Tod 291

Sechs und zwanzigstes Buch.

Teutschland zu der Zeit Friedrich's II. Gänzlicher Verfall der königlichen Macht. Entstehung einer neuen Freiheit in den Städten. Entstehung der Landesherrlichkeit der Fürsten.

Seite.

Erstes Capitel. Friedrich II. 317

Zweites Capitel. Friedrich II. und Honorius III. Heinrich's (VII.) Wahl zum Könige der Römer. Friedrich's Entfernung aus Teutschland 329

Drittes Capitel. Der Teutschen sichere Verhältnisse zu den benachbarten Völkern. Die Befreiung der nördlichen Provinzen Teutschland's von der dänischen Herrschaft. Des teutschen Ordens Berufung nach Preussen 357

Viertes Capitel. Das unglückliche Verhältniß des jungen Königes Heinrich zu seinem Vater. Des Kaisers schwierige Stellung zu dem Papst und den Lombarden. Entstehung der Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten 389

Fünftes Capitel. Entstehung der freien städtischen Gemeinden . 414

Sechstes Capitel. Veränderte Stellung sämmtlicher Vassallen durch die Landesherrlichkeit der Fürsten. Gliederung des teutschen Adels. Neue Rechtsbücher: der Sachsen-Spiegel . . 453

Siebentes Capitel. Die Femgerichte 489

Achtes Capitel. Die Stedinger. Kreuzzug wider dieselben . 514

Neuntes Capitel. Ketzer-Verfolgungen in Teutschland. Konrad von Marburg 529

Zehentes Capitel. Gregor IX. Streit und Ausgleichung des Streites zwischen dem Papst und dem Kaiser. Anfang der offenen Mißhelligkeit zwischen Friedrich und seinem Sohne, dem Könige Heinrich 553

Seite.

Eilftes Capitel. Friedrich's II. letzter Aufenthalt in Teutschland. Des Königes Heinrich (VII.) Sturz. Wahl Konrad's (IV.) 574

Anmerkungen.

Zum fünf und zwanzigsten Buche 599
Zum sechs und zwanzigsten Buche 660

Zur Nachricht.

Der XIII. und der XIV. Band dieses Werkes sollen zusammen, sobald als möglich, ausgegeben werden. In denselben wird die Geschichte des teutschen Volkes bis dahin fortgeführet, wo man, mit Recht und aus bekannten Gründen, die Geschichte der neuen Zeit zu beginnen pfleget. So weit zu gehen, und nur so weit, ist vom Anfang an die Absicht des Verfassers gewesen, wie er schon durch den Titel seines Buches hinlänglich zu erkennen gegeben, wie er in der Vorrede zum IV. Bande klar ausgesprochen hat. Mit dem XIV. Bande wird daher dieses Werk geschlossen werden.

Also wird — was rechnende Leser nicht übersehen dürfen — die Geschichte des teutschen Volkes selbst, der Ankündigung gemäß, wirklich in X Bänden geliefert. Denn ursprünglich sollte nur der Text gedruckt werden; die Anmerkungen wurden erst später von dem Verfasser selbst und von gelehrten Freunden desselben, für nothwendig gehalten. Sie aber, diese Anmerkungen, die wohl IV Bände ausmachen, dürften nur Wenigen der geneigten Leser als überflüssig erschienen sein.

Fünf und zwanzigſtes Buch.

Teutſchland unter den Kaiſern und Königen: Heinrich VI., Otto IV. und Philipp, Otto IV., Otto IV. und Friedrich II.

Folgen der langen Verſäumung des Reiches.

Gebieteriſche Stellung des Papſtes gegen die Könige und Fürſten des teutſchen Reiches.

Letzter Kampf der Welfen und Waiblinger in Teutſchland.

Erſtes Capitel.

Heinrichs VI. Fahrt nach Sicilien.

Unterwerfung dieſes Reiches.

Das unglückliche Schickſal des königlichen Hauſes in Sicilien.

J. 1194 — 1195.

Sobald das Abkommen mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen zu Stande gebracht war, verſchob der Kaiſer Heinrich der Sechſte ſeinen Aufbruch nach Italien nicht länger. Ein bedeutendes Heer ſcheint ihn über die Alpen begleitet zu haben. Die großen Beſitzungen ſeines Hauſes waren reich an Menſchen und Dingen; ſeine Ausſöhnung mit Heinrich dem Löwen wirkte wohl auch auf einige Fürſten des Reiches, und die Theilnahme des jüngeren Heinrich an dem Zuge war ein wichtiges Beiſpiel. Im Allgemeinen jedoch unternahm der Kaiſer die Fahrt mit eigenen Kräften, wie für eigene Rechnung. Und das ganze Unternehmen ward ihm leicht durch das viele Geld, welches für des Königes Richard Befreiung in ſeine Hände gekommen war. Im Monate Junius des Jahres ein Tauſend ein hundert vier und neunzig befand er ſich ſchon in Lombardien, ſchon in Genua.

Die Lombarden ſcheint er zu keiner Beihülfe aufgefordert zu haben. Das Heer, welches er über die Alpen geführet,

Erſtes Capitel.

Heinrichs VI. Fahrt nach Sicilien.

Unterwerfung dieſes Reiches.

Das unglückliche Schickſal des königlichen Hauſes in Sicilien.

J. 1194 — 1195.

Sobald das Abkommen mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen zu Stande gebracht war, verſchob der Kaiſer Heinrich der Sechſte ſeinen Aufbruch nach Italien nicht länger. Ein bedeutendes Heer ſcheint ihn über die Alpen begleitet zu haben. Die großen Beſitzungen ſeines Hauſes waren reich an Menſchen und Dingen; ſeine Ausſöhnung mit Heinrich dem Löwen wirkte wohl auch auf einige Fürſten des Reiches, und die Theilnahme des jüngeren Heinrich an dem Zuge war ein wichtiges Beiſpiel. Im Allgemeinen jedoch unternahm der Kaiſer die Fahrt mit eigenen Kräften, wie für eigene Rechnung. Und das ganze Unternehmen ward ihm leicht durch das viele Geld, welches für des Königes Richard Befreiung in ſeine Hände gekommen war. Im Monate Junius des Jahres ein Tauſend ein hundert vier und neunzig befand er ſich ſchon in Lombardien, ſchon in Genua.

Die Lombarden ſcheint er zu keiner Beihülfe aufgefordert zu haben. Das Heer, welches er über die Alpen geführet,

Fünftes Capitel. Der Papſt Innocenz III. den beiden deutſchen Königen gegenüber. Philipp der Waiblinger und Otto Welf neben einander. Anfang des Kampfes zwiſchen

Sechstes Capitel. Fortgang des Streites zwiſchen und Otto. Erſte Einmiſchung des Papſtes Innocenz Streit. Die Stellung beider Parteien zu dem

Siebentes Capitel. Zwieſpältige Wahl in des Streites zwiſchen Philipp und Otto. ſcheidung für Otto . . . . . .

Achtes Capitel. Unwirkſamkeit der päpſtlichen Philipp's glücklicher Kampf und Abfall Philipp's Krönung zu Aachen durch

Neuntes Capitel. Otto's Hülfeflehen Vermittelungs-Verſuche. Wachſende

Zehentes Capitel. Des Königs Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach IV. einiger König der Deutſchen

Elftes Capitel. Otto's Krönung von dem Papſte Verdammung durch

Zwölftes Capitel Friedrich's II. ungewiſſe Stellung

Dreizehentes Philipp Krönung

und Königen:
Philipp, Otto IV.,
Friedrich II.

---

gen Versäumung des Reiches.

---

tellung des Papstes gegen die Könige und Fürsten des teutschen Reiches.

---

ter Kampf der Welfen und Waiblinger in Teutschland.

Seite.

Eilftes Capitel. Friedrich's II. letzter Aufenthalt in Teutschland. Des Königes Heinrich (VII.) Sturz. Wahl Konrad's (IV.) 574

Anmerkungen.

Zum fünf und zwanzigsten Buche 599
Zum sechs und zwanzigsten Buche 660

Zur Nachricht.

Der XIII. und der XIV. Band dieses Werkes sollen zusammen, sobald als möglich, ausgegeben werden. In denselben wird die Geschichte des teutschen Volkes bis dahin fortgeführet, wo man, mit Recht und aus bekannten Gründen, die Geschichte der neuen Zeit zu beginnen pfleget. So weit zu gehen, und nur so weit, ist vom Anfang an die Absicht des Verfassers gewesen, wie er schon durch den Titel seines Buches hinlänglich zu erkennen gegeben, wie er in der Vorrede zum IV. Bande klar ausgesprochen hat. Mit dem XIV. Bande wird daher dieses Werk geschlossen werden.

Also wird — was rechnende Leser nicht übersehen dürfen — die Geschichte des teutschen Volkes selbst, der Ankündigung gemäß, wirklich in X Bänden geliefert. Denn ursprünglich sollte nur der Text gedruckt werden; die Anmerkungen wurden erst später von dem Verfasser selbst und von gelehrten Freunden desselben, für nothwendig gehalten. Sie aber, diese Anmerkungen, die wohl IV Bände ausmachen, dürften nur Wenigen der geneigten Leser als überflüssig erschienen sein.

Fünf und zwanzigſtes Buch.

Teutſchland unter den Kaiſern und Königen: Heinrich VI., Otto IV. und Philipp, Otto IV., Otto IV. und Friedrich II.

Folgen der langen Verſäumung des Reiches.

Gebieteriſche Stellung des Papſtes gegen die Könige und Fürſten des teutſchen Reiches.

Letzter Kampf der Welfen und Waiblinger in Teutſchland.

Erſtes Capitel.

Heinrichs VI. Fahrt nach Sicilien. Unterwerfung dieſes Reiches. Das unglückliche Schickſal des königlichen Hauſes in Sicilien.

J. 1194 — 1195.

Sobald das Abkommen mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen zu Stande gebracht war, verſchob der Kaiſer Heinrich der Sechſte ſeinen Aufbruch nach Italien nicht länger. Ein bedeutendes Heer ſcheint ihn über die Alpen begleitet zu haben. Die großen Beſitzungen ſeines Hauſes waren reich an Menſchen und Dingen; ſeine Ausſöhnung mit Heinrich dem Löwen wirkte wohl auch auf einige Fürſten des Reiches, und die Theilnahme des jüngeren Heinrich an dem Zuge war ein wichtiges Beiſpiel. Im Allgemeinen jedoch unternahm der Kaiſer die Fahrt mit eigenen Kräften, wie für eigene Rechnung. Und das ganze Unternehmen ward ihm leicht durch das viele Geld, welches für des Königes Richard Befreiung in ſeine Hände gekommen war. Im Monate Junius des Jahres ein Tauſend ein hundert vier und neunzig befand er ſich ſchon in Lombardien, ſchon in Genua.

Die Lombarden ſcheint er zu keiner Beihülfe aufgefordert zu haben. Das Heer, welches er über die Alpen geführet,

durch Euch das Reich Sicilien erwerbe, so wird mein die Ehre sein, Euer der Gewinn. Denn ich darf mit meinen Teutschen nicht in demselben bleiben; Ihr aber werdet bleiben, und Euere Nachkommen werden bleiben. Also wird jenes Reich nicht mein sein, sondern Euer.» Und mit solchen Worten, und mit großen windigen Verheißungen gewann er die Menschen aus den Hütten, wie aus den Palästen, wie er hoffte, für seine Sache. Und da er keinen Anstand nahm, seine Versprechungen durch Urkunden unter dem kaiserlichen Siegel zu bekräftigen, so betrieben die Genuesen eine prächtige Rüstung mit solchem Eifer, daß sie schon zu Anfange des Monates August in See zu gehen vermochten [2].

Um die Mitte des Monates Julius befand sich der Kaiser in Pisa. Hier hatte er ein noch leichteres Werk. Da Genua sich entschieden hatte, konnte Pisa nicht zurück bleiben. Heinrich aber, der Kaiser, war mit Lockungen, Versprechungen und urkundlichen Zusicherungen gegen Pisa eben so freigebig, als er gegen Genua gewesen war. Um so schneller brachte er die Pisaner zu Entschluß und That. Er jedoch sorgte dafür, seine urkundlichen Versprechungen auf eine solche Weise zu geben, daß er die Pisaner gar nicht befriedigen konnte, wenn den Genuesen genug gethan werden sollte. Dieses geschahe ohne Zweifel in der Absicht, die Pisaner und die Genuesen, sobald durch Beider Hülfe das Land erobert wäre, in Streitigkeiten zu verwickeln, welche ihm, dem Kaiser, leicht machen müßten, Beide zu hintergehen oder nach seinem Gefallen abzufinden. Eben deßwegen darf wohl angenommen werden, daß die eine Stadt nicht erfahren habe, was der anderen zugestanden worden. Jedes Falles ist gewiß, Pisa strengte sich an, um nicht hinter Genua zurück zu bleiben, und Genua wurde nicht laß in ihren Bestrebungen.

Noch vor dem Ablaufe des Monates August zog der Kaiser über die Gränze des normannischen Reiches, einige ita-

liäniſche Scharen vorauf, die Flotten der Genueſen und der Piſaner zur Seite. Von Anſtalten zur Vertheidigung des Landes keine Spur. Jeder Vaſſall ſann auf ſeinen eigenen Vortheil, jede Stadt übernahm ihr beſonderes Loos. Die Vaſſallen eilten herzu, den Kaiſer wie ihren König und Herrn zu begrüßen; einzelne Städte, an ihrer Rettung verzweifelnd, ſandten Abgeordnete, um ihre Unterwerfung zu erklären. Wo Widerſtand verſucht wurde, wo Zögerung Statt fand, da geſchah der Angriff, zuweilen von den Flotten aus, meiſtens durch das Landheer, auch wohl durch die Flotten und das Heer zugleich. Und die Städte, welche mit der Gewalt der Waffen erobert wurden, empfanden den Ingrimm des Kaiſers auf eine furchtbare Weiſe: ſie wurden geplündert, zerſtöret, verbrannt. Das härteſte Schickſal traf Salerno, weil der Kaiſer für die Treuloſigkeit, mit welcher dieſelbe ſeine Gemahlin in Tancred's Hände geliefert hätte, durch wilde Zerſtörungen, durch gräßliche, ja ſcheusliche Mißhandlungen der Menſchen, Rache an der unglücklichen Stadt nehmen zu müſſen glaubte. Indeß ſcheinet es doch, daß nicht eben viele Städte in die Gewalt des Kaiſers gefallen ſeien. Heinrich eilte nach Sicilien. Er durfte ſeine Macht weder ſchwächen, noch der Gefahr langer und vieler Belagerungen ausſetzen. Und warum ſollte ein Mann, welcher den Baum zu entwurzeln und umzuſtürzen gedenket, ſeine Kräfte zuvor durch das Abhacken der Zweige erſchöpfen? Von der Unternehmung gegen Sicilien hing der Ausgang der Sache ab. Wenn dieſe Unternehmung mißlang, ſo gaben die eroberten Städte in Apulien und Calabrien nur einen unbedeutenden Gewinn; gelang ſie hingegen, ſo waren die uneroberten Städte in dieſen Ländern nicht zu fürchten. Deßwegen iſt zu vermuthen, daß nur die Städte, welche dem Wege des Kaiſers nach Sicilien zunächſt lagen, die Städte längs der ſüdlichen Küſte Italiens, die Furchtbarkeit der Waffen und des Zornes deſſelben empfun-

den haben, daß hingegen die Städte im Innern und an der nördlichen Seite des Landes verſchonet geblieben ſeien, wenn gleich einzelne, aus Furcht, aus Berechnung oder Verlockung, Abgeordnete geſendet haben mögen, um ihre gute Geſinnung zu bezeugen und den Kaiſer als ihren König und Herrn anzuerkennen. Und für dieſe Vermuthung ſcheinet zu zeugen, daß Averſa, daß ſelbſt Capua weder eingenommen, noch angegriffen worden iſt [3].

Nach Sicilien hinüber gingen die Flotten der Genueſen und Piſaner gegen das Ende des Monates Auguſt. Mit denſelben der Marſchalk des Kaiſers, Heinrich von Calden [4]. Bei Meſſina wurde gelandet. Die Stadt unterwarf ſich. Hierauf unternahm der Marſchalk, wie es ſcheinet, in das Innere der Inſel vorzudringen. Kaum aber hatte er ſich entfernet, ſo brach zwiſchen den Genueſen und den Piſanern ein ſo heftiger Streit aus, daß ein blutiger Kampf zu See und Land erfolgte, der beiden Theilen theuer zu ſtehen kam. Durch dieſen Vorgang wurde Heinrich von Calden aufgehalten; und nur mit großer Mühe gelang es ihm, nicht etwa eine Ausſöhnung zu bewirken, ſondern nur eine Waffenruhe zu Stande zu bringen. Vielleicht aber war es auch dieſer Vorgang, der die großen Herren des Landes, ohne Zweifel auf den Ruf der Königin Sibylla, bewog, wenigſtens einen Verſuch zum Widerſtande zu machen und zur Vertreibung der Fremdlinge. Sie verſammelten, ſelbſt unkriegeriſch, ihre unkriegeriſchen Scharen. Der Marſchalk Heinrich ging ihnen entgegen, und gewann über dieſe flauen und feigen Feinde bei Catanea einen eben ſo leichten als folgenreichen Sieg. Viele geriethen in die Gefangenſchaft des Siegers; Catanea fiel in die Hand deſſelben und wurde ſchonungslos geplündert, mißhandelt, geſchändet, verbrannt; und bald hatte Syrakus ein ähnliches Schickſal. Sogleich war alle Beſinnung dahin. Der Schrecken lähmte jede Fauſt; jedes geſellſchaftliche Band zerriß; das Reich fiel aus

einander, wie ein morſches Gebäude. Bei dem Anblicke dieſer allgemeinen Auflöſung mag die Königin Sibylla für ihre eigene Sicherheit und für die Sicherheit ihrer Kinder beſorget geworden ſein. Sie verließ Palermo, und begab ſich mit ihren Kindern, von wenigen getreuen Männern begleitet, in das feſte Calatabellotta, ſelbſt feſt entſchloſſen, wie es ſcheinet, dieſe Burg bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen.

Inzwiſchen war der Kaiſer ſelbſt nach Sicilien hinüber geſchiffet. Er nahm, von der genueſiſchen Flotte begleitet, ſeinen Weg nach Palermo. Die Stadt Palermo ſcheinet, obwohl von der Königin verlaſſen und gleichſam verwaiſet, Anfangs zum Widerſtand entſchloſſen geweſen zu ſein. Bald aber, als der Kaiſer ſich mild und gnädig bewies, wohl auch mit Lockungen aller Art nicht ſparſam war, fing ſie an zu wanken. Endlich erklärte ſie ihre Unterwerfung und lud den Kaiſer ein, die königliche Stadt in Beſitz zu nehmen. Am Dreißigſten Novembers hielt er ſeinen Einzug unter unerhörten Feſtlichkeiten. Es war leicht die glücklichſte Stunde in ſeinem Leben. Die Einwohner von Palermo legten eine Pracht und einen Reichthum zu Tage, der in Erſtaunen ſetzte, der dem Kaiſer die höchſten Begriffe von der Größe ſeines Gewinnes geben mußte; dabei bewieſen ſie, von Angſt und Beſorgniß durchdrungen, unter dem Einfluſſe griechiſcher und ſarraceniſcher Sitten, eine Ehrfurcht und eine Demuth vor dem Kaiſer, welche ihre Unterwürfigkeit gründlich zu verbürgen ſchien. So wie aber der erſte betäubende Eindruck der überſchwenglichen Feier überwunden war, ſcheinen neue Bedenklichkeiten in des Kaiſers Seele aufgeſtiegen zu ſein. Calatabellotta war ihm ein Aegerniß. So lange der junge König Wilhelm und ſeine Mutter ſich hinter den Mauern dieſer Burg in Sicherheit befanden, konnte er ſeiner Eroberungen nicht froh werden. Alles war ungewiß. Tancred's Reich hatte einen Herd, ſein Volk einen Halt. Eine Belagerung der Burg aber konnte leicht gefährlich werden.

Die Zeit war furchbar. Was in der gegenwärtigen Verwirrung nicht gewonnen wurde, das mochte für alle Zukunft verloren gehen, und selbst den Verlust des schon Gewonnenen nach sich ziehen. Deßwegen trat Heinrich mit der Königin Sibylla in Unterhandelung. Er bot ihr, gegen Verzichtleistung auf Krone und Reich, für ihren Sohn die väterliche Grafschaft Lecce und zugleich das Fürstenthum Tarent an; überdieß fehlten auch hier große Versprechungen nicht. Sibylla, dastehend in der Mitte eines allgemeinen Zerfalles, ohne Hoffnung und ohne Zuversicht, wagte nicht, die Anerbietungen des Kaisers zu verwerfen. Sie überlieferte ihm die Burg, und vertraute sich selbst seiner Großmuth an, so wie ihren Sohn, den König Wilhelm, ihre übrigen Kinder, ihre Schwiegertochter, die griechische Fürstin Irene, des Kaisers Isaac Tochter, Roger's Wittwe, andere Verwandte und Alle, die ihr treu geblieben waren bis zu dieser Stunde.

Nunmehr glaubte der Kaiser am Ziele zu sein. Deßwegen änderte sich alsobald gänzlich sein Verfahren. Die nächsten Tage waren Tage unerhörter Greuel. Heinrich ließ seinen Leidenschaften freien Lauf, und sein Ingrimm brach furchtbar hervor. Und doch fehlte es seiner Grausamkeit nicht an kluger Berechnung. Denn wer möchte es leugnen: er stand auf einem sehr schlüpfrigen Boden, am Rande eines Abgrundes; er hatte das Reich Sicilien nicht durch große Thaten bezwungen, sondern er hatte nur den Thron der Normannen in seine Gewalt gebracht durch Ueberraschung und schlaue Künste. Nur der kleinste Theil des Landes war wirklich in seinem Besitze. Nichts war gesichert. Die Seelen der Menschen waren nicht gebrochen, sondern nur eingeschüchtert, die Kräfte nicht vernichtet, sondern nur in Vergessenheit gerathen. Hätte nun der Kaiser in Sicilien zu bleiben vermocht, wäre er im Stande gewesen, sein Heer nach Bedürfniß und Gefallen zu erneuern und in gleicher Stärke zu erhalten: so möchten alle Wider-

ſprüche in ſeinen Verhältniſſen leicht aufzulöſen, alle Gefahren leicht zu beſeitigen geweſen ſein. Ihn aber rief Teutſchland über die Alpen zurück, und das Heer, welches ihm gefolget war, ſtand ihm kaum zu Gebote, vielweniger war es in ſeiner Gewalt, daſſelbe zu ergänzen und zu verſtärken. Ueberdieß ſchätzten ſeine Krieger ihre Verdienſte nach ihrem eigenen Maß, und verlangten die Forderungen erfüllet zu ſehen, welche ſie nach dieſer Schätzung zu machen ſich nicht ſcheueten. Deßwegen mußte er raſch thun, was er zu thun für nöthig hielt, und auf eine ſolche Weiſe, daß die Beſtürzung, die er verbreitet hatte, nachhaltig fortwirkte. Es blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als dem Leibe die Knochen, dem Volke die Führer, zu entreiſſen, und ſich in den Beſitz der Mittel zu ſetzen, welche gebrauchet werden konnten zu ſeiner und ſeines Heeres Vernichtung. Wenn man daher bei dieſer Lage der Dinge bedenket, daß der Kaiſer Heinrich ſeine Gemahlin als die wahre Königin des Reiches Sicilien anſah, welche durch Empörung und Argliſt um den angeſtammten Thron betrogen war; wenn man zugleich bedenket, welche ſchlechte und niederträchtige Handlungen Manche für erlaubt gehalten haben, die nach der Herrſchaft ſtrebten oder die Herrſchaft zu ſichern ſuchten; wenn man überdieß die Sitten dieſer Zeit in Erwägung ziehet, und endlich nicht vergißt, unter welchen Verhältniſſen Heinrich gelebet hatte von Kindheit an: ſo wird man gewiß geneiget ſein, Vieles zu entſchuldigen, und gern zugeſtehen, daß ein gewaltſames Einſchreiten, ein räuberiſches Zugreifen kaum zu vermeiden geweſen ſei. Dieſe arge Treuloſigkeit aber, deren er ſich ſchuldig machte, dieſe wilde Grauſamkeit und dieſe teufliſche Freude an der Mißhandelung, Verſtümmelung und Marterung unglücklicher Menſchen, die ihm zur Laſt geleget wird, findet keine Entſchuldigung, weder in ſeinen Anſichten, noch in ſeinen Verhältniſſen, weder in den Sitten ſeiner Zeit, noch in den Beiſpielen, die er erlebet haben mochte. Sie gehören ihm

an und erregen Entsetzen, Abscheu und Ekel. Glücklicher Weise ist nicht nöthig, die Gräuel, die Statt gefunden haben, hier zu beschreiben. Nur Folgendes mag angemerket werden, weil es nicht ohne Einfluß geblieben ist auf die Schicksale des teutschen Volkes.

Dem Kaiser war seine Gemahlin Costanza über die Alpen gefolget, nicht nach Sicilien. Sie hatte acht Jahre mit ihm in kinderloser Ehe gelebet. Jetzt gebar sie, am Tage des heiligen Stephanus, zu Jesi in der Mark Ankona, einen Sohn, der Friedrich genannt worden, und in der Folge als der Zweite seines Namens zum Kaiserthume gelanget ist [5]. Zu derselbigen Zeit, zum Weihnachtsfeste, hatte der Kaiser die großen Herren auf Sicilien zu einer Versammlung in Palermo berufen, unter dem Vorwande, von ihnen im Namen seiner Gemahlin den Eid der Treue zu empfangen, und mit ihnen die Angelegenheiten des Reiches zu berathen. In dieser Versammlung aber kamen Briefe zum Vorscheine, welche aufgefangen sein und von einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Zeugniß geben sollten, die von einigen Baronen des Landes angezettelt worden wäre, wenn nicht mit Vorwissen der Königin Sibylla, doch zu ihrem und ihres Sohnes Vortheile. Wie aber ist es möglich, an die Aechtheit dieser Briefe zu glauben, wenn man sich nur an die Kürze der Zeit erinnert, die zwischen dem Einzuge des Kaisers in Palermo lag, zwischen dem Vertrage desselben mit der Königin Sibylla, und dem Weihnachtsfeste? Wohl mochte der Unmuth, die Erbitterung groß sein überall; wohl mochten eben deßwegen in gar vielen Menschen Rachegedanken aufsteigen: jene Zeit aber reichte nicht hin, die Besinnung zurück zu rufen, viel weniger ein Einverständniß zu bewirken, oder einen Briefwechsel einzuleiten. Dennoch verfuhr Heinrich, als wäre die Verschwörung nicht zu bezweifeln, und die Schuld der Verdächtigten erwiesen. Er ließ, vielleicht in derselben Stunde, in welcher sein Sohn ge-

boren ward, eine große Anzahl vornehmer Männer ergreifen und zur Haft bringen, Geistliche und Laien, Bischöfe, Grafen und andere Herren vom Adel. Die königliche Familie wurde gleichfalls ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Und diese Härte, welche als die erste Folge einer großen Aufwallung über eine entdeckte Verschwörung hätte betrachtet werden mögen, wurde nicht gemildert durch die Nachricht von des Sohnes Geburt. Die Gefangenen wurden vor ein kaiserliches Gericht gestellet, und zu gräßlichen Strafen verurtheilet: zum Feuertode, zum Galgen, zum Ersäufen, zur Blendung. Die geringste Strafe war die Verbannung nach Teutschland. Ein schreckliches Schicksal ward über die königliche Familie verhänget. Der junge König Wilhelm wurde wohl nicht entmannet, aber geblendet [6], und alsdann nach der Burg Ems, in Vorarlberg, gebracht. In dieser Burg hat der unglückliche Knabe erst nach einigen Jahren sein jammervolles Leben unbemerket beschlossen [7]. Die Mutter desselben, die Königin Sibylla, wurde gleichfalls über die Alpen geschleppet, und mit drei kleinen Töchtern in dem Schlosse Hohenburg im Elsaß den Augen der Welt entzogen. Zwei Verwandte des königlichen Hauses wurden, geblendet, in der schrecklichen Burg Trifels eingeschlossen, welche nicht leicht einen Gefangenen aus ihren Mauern dem Lichte der Sonne und des Lebens zurück gab. Nur die Fürstin Irene, Roger's Wittwe, wurde verschonet, weil Philipp, der Bruder des Kaisers, sich dieselbe, wie es scheinet, zur Gemahlin erbeten hatte [8], wie er denn wirklich sich mit ihr vermählet hat. Dagegen wurde selbst den Gebeinen Tancred's und Roger's keine Ruhe gegönnet. Ihre Gräber wurden geöffnet, die Kronen von ihren Häuptern gerissen, alle Dinge von Werth hinweg genommen. Es bleibt aber ungewiß, ob es dem Kaiser Heinrich mehr um die Mißhandelung der Leichname zu thun gewesen, oder um den Fund, den er in den Gräbern zu machen gehoffet hatte. Denn wäh-

rend er die Menschen verfolgte, mißhandelte, vernichtete, griff er auch mit gieriger Hand nach den Dingen, welche diesen Menschen gehöret hatten, oder noch gehörten. Er hob den alten Schatz, welchen die normannischen Eroberer und Fürsten seit einem Jahrhundert aufgehäufet hatten [9]; er entzog dem Palaste der Königin zu Palermo alle Kostbarkeiten; er ließ rauben und plündern überall, behielt für sich, was er behalten mochte oder durfte, und vertheilte den Rest an sein Heer, an Hohe und an Geringe. Die Beute war so groß, daß die Ueberlieferungen aus dieser Zeit kaum einen Ausdruck zu finden wissen für solchen Reichthum. Ein Hundert und sechszig Saum-Thiere sollen, mit Gold, Silber, Edelsteinen und Kleinodien beladen, über die Alpen gesendet worden sein.

Nach solchen Thaten und solchem Gewerbe verließ der Kaiser, im Monate Februar des folgenden Jahres eilf Hundert fünf und neunzig, die Insel Sicilien und kam wieder nach Apulien herüber. Er rechnete ohne Zweifel auf die Nachwirkung, welche sein Verfahren in der Brust der Sicilianer zurück gelassen haben müßte. Er rechnete wohl auch auf die Gesinnung seiner Gemahlin, welche, ihren kleinen Sohn in Jesi zurücklassend, nach Sicilien hinüber ging und in Palermo ihren Sitz nahm. Denn er mochte wohl hoffen, daß sie nicht unterlassen würde, fort zu bauen an seinem Werke, wenn nicht mit demselben Nachdrucke, doch in demselben Geiste. Er rechnete nicht minder auf den habsüchtigen Eifer wohl bezahlter Scharen, von welchen er den Thron seiner Gemahlin umgeben sah. Also glaubte er ohne Zweifel, daß seine Gegenwart in Sicilien für die Erhaltung des Reiches nicht länger nothwendig sei, sondern daß seine Entfernung aus diesem Eilande nur dazu dienen würde, die Widerspänstigen von den Unterwürfigen dergestalt auszuscheiden, daß sie leicht unschädlich gemacht werden könnten. In Apulien angekommen, berief er die Herren und Vassallen des Landes zu einer großen Versamm-

lung. Wahrscheinlich wagte Niemand, von derselben hinweg zu bleiben: die gräßlichen Hinrichtungen und Verstümmelungen so vieler vornehmer Männer aus Sicilien, die in Apulien Statt fanden, warneten nachdrücklich und mahnten stark zur Vorsicht. Bei seinem weiteren Zuge, Italien herauf, vermied er den Papst. Er mochte doch wohl einige Scham fühlen, vor das Angesicht des heiligen Vaters zu treten; er mochte fürchten abgewiesen zu werden; auch mochte er wohl einsehen, daß Cöleſtin, welcher, als er den Bann wegen der Gefangenhaltung des Königes Richard gegen den Herzog Leopold von Oesterreich aussprach, ihn mit dem Fluche verschonet hatte, nunmehr durch den allgemeinen Jammer über die verübten Gräuel genöthiget werden würde, den Bannstrahl, wenn auch mit zitternder Hand auf ihn zu werfen. Seinem Bruder Philipp übergab er die Länder im mittleren Italien, welche man noch immer bedeutungsvoll die Erbschaft der Markgräfin Mathildis nannte. Weiter heraufziehend, versäumte er keine Gelegenheit, auszugleichen und zu schlichten, zu strafen und zu lohnen, zu schrecken und zu gewinnen. Nur seine bisherigen Freunde, die Genueſen und Piſaner, vernachläſſigte er ganz und gar, und wies ihre Berufung auf seine schönen und großen Versprechungen scharf und schroff zurück. Natürlich. Ihrer Dienste glaubte er nicht weiter zu bedürfen: warum hätte er ihrer Verdienste gedenken sollen? Auch brauchte er sie nicht zu fürchten. Sie hatten ja wohl bewieſen, daß sie so geneiget als bereit waren, ihren Unmuth wider ihn mit den Waffen an einander auszulaſſen. Ueberhaupt scheinen ihn neue und große Entwürfe durch Italien begleitet zu haben. Er wollte mit seinem Glücke wuchern, um daſſelbe nicht nur höher zu treiben, sondern auch zu lenken mit seiner Hand. Mit dem Gelde, welches er dem Könige Richard abgepreſſet, hatte er Sicilien erobert. Er hatte seinem neugeborenen Sohne, wie er überzeuget war, den erblichen Thron eines schönen Reiches

gesichert. Aber er hatte auch überdieß eine Beute gemacht, welche an Werth das Geld der Engländer weit überstieg. Jene Beute sollte nun gleichfalls zu einem dauernden Gewinne verwendet werden. Dieselbe war so groß, daß der Gedanke, sie würde hinreichen, um auch die Erblichkeit der teutschen Krone in seinem Hause zu begründen, nicht allzuverwegen schien. Der Versuch durfte wenigstens gemacht werden; und wenn er gelang, so mochten sich auch wohl Mittel und Wege auffinden lassen, um den verminderten Schatz wieder zu ergänzen. Indem aber Heinrich, von diesem Gedanken erfüllet, das Auge vorwärts richtete, vergaß er keineswegs, was jetzt hinter ihm lag, nämlich das Königreich Sicilien, und den Lehens-Herrn desselben, den Papst. Zu seinen Erfolgen in Apulien und Sicilien war ihm, wie oben angemerket worden ist, eine Anzahl von Pilgrimmen behülflich gewesen, die sich zu einer Fahrt nach dem heiligen Lande bewaffnet hatten. Auch in der Folge schien das Kreuz ihm in mehr als einer Hinsicht nützliche Dienste leisten zu können. Deßwegen erließ er schon im Monat April an die Prälaten der Kirchen in Teutschland ein Umlaufschreiben, in welchem er zu wissen that, „daß er beschlossen habe, im nächsten Frühling ein Tausend und fünf hundert Mann zu Roß und eine gleiche Anzahl zu Fuß auf seine Kosten nach dem Lande der Verheißung zu senden, und daselbst ein Jahr lang im Dienste des Herrn zu unterhalten; sie möchten diesen Entschluß den Lehen-Leuten und anderen guten Männern in ihren Sprengeln bekannt machen, damit Diejenigen, welche durch göttlichen Antrieb geneiget wären, sich anzuschließen, um die Kränkungen zu entfernen, die Christo und dem christlichen Glauben zugefüget würden, vor der bestimmten Zeit sich bereit machen möchten zu der Fahrt [10].“ Durch dieses Schreiben hoffte er wohl zunächst einen großen Theil seiner Grausamkeiten in Sicilien mit dem Mantel der Frömmigkeit zuzudecken; er hoffte wohl ferner, den alten guten Papst zu be-

gütigen und den Fluch deſſelben zu brechen; er hoffte aber wohl auch, daß es ihm gelingen werde, eine eben ſo ſtarke als wohlfeile Macht zu gewinnen, um Sicilien in gänzliche Unterwürfigkeit zu bringen und auszupreſſen nach Luſt und Bedürfniß. Und ſo mag der Kaiſer Heinrich mit großen und verworrenen Entwürfen den Alpen nahe gekommen und über die Alpen zurück gegangen ſein. Im Anfange des Monates Auguſt befand er ſich wieder auf dem Boden des Vaterlandes [11].

Zweites Capitel.

Des Kaisers Aufenthalt in Teutschland. Seine Verhandlung mit den teutschen Fürsten über die Erblichkeit der Krone. Seine neue Fahrt nach Sicilien und sein Tod.

J. 1195 — 1197.

Während der Abwesenheit des Kaisers, dreizehen Monate herdurch, hatten sich in Teutschland keine bedeutenden Veränderungen zugetragen. Der Herzog Leopold von Oesterreich, sein Genoß gegen den König Richard von England, war gestorben. Mit dem Bannfluche der Kirche belastet, hatte Leopold an demselben Tage, an welchem des Kaisers Sohn geboren ward, in einem Turnkampf ein Bein so schwer verletzet, daß er bald an seinem Leben verzweifelte [1], und keinen anderen Wunsch mehr hatte, als durch die Kirche mit Gott versöhnet zu werden. Und er erlangte die Lösung des Fluches aber erst im Angesichte des Todes durch reuevolle Bitten und Versprechungen. Dieser Vorgang indeß scheinet auf des Kaisers Seele eben so wenig Eindruck gemacht zu haben, als auf die Seele von Leopold's Sohne, Friedrich, der nach ihm zum Herzogthume gelangte. Heinrich der Löwe nahm in denselben Tagen Abschied vom Leben, in welchen der Kaiser eintraf.

Von den Hoffnungen des alten Helden war nicht eine einzige in Erfüllung gegangen, ungeachtet der neuen Verwandtschaft mit dem Kaiser, und ungeachtet sein Sohn, der junge Heinrich, dieses Mal die größte Zufriedenheit des Kaisers erworben hatte. Indeß starb kurze Zeit nachher auch der Pfalzgraf Konrad zu Rhein, des Kaisers Oheim, des jungen Welfen Schwiegervater, und dieser übernahm sogleich ohne Hinderniß und Widerspruch die Pfalzgrafschaft. Der neue Pfalzgraf aber nannte sich zuweilen noch Herzog, um die angestammte Würde zu bewahren, wohl auch, um seine Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen in dem Andenken der Menschen zu erhalten. Der Kaiser bemerkte entweder diese Benennung nicht, oder ließ sie als unschädlich hingehen, weil Heinrich, der Pfalzgraf, sich nicht Herzog von Sachsen, sondern entweder einfach: Herzog, oder etwa: Herzog von Braunschweig zu nennen pflegte [2]. Im Uebrigen hatten zwar unter mehreren Fürsten mannichfaltige Befehdungen Statt gefunden, in alter Weise, ohne Farbe und Gestalt; es war aber nur nöthig, daß der Kaiser erschien, um überall die Ruhe herzustellen. Die Vorgänge in der Markgrafschaft Meissen jedoch verdienen einer besonderen Erwähnung, weil sie von Neuem zu zeigen vermögen, wohin die Bestrebungen des Kaisers gerichtet waren.

Der Markgraf Otto nämlich, der Reiche beigenannt, welchem Leipzig vielleicht sein späteres Gedeihen und Freiberg, nach der Entdeckung der Erzgänge im Gebirge, wahrscheinlich seine Gründung verdanket, war, wie früher angemerket worden ist, von seinem ältesten Sohn Albert gefangen gehalten worden, weil er dem jüngeren Sohn Thiederich eine große Begünstigung zugewendet hatte; Heinrich, damals noch König, hatte dem Vater die Freiheit wieder verschaffet [3]. Otto indeß war bald nachher gestorben, und Albert, der Stolze, hatte die Markgrafschaft übernommen. Aber er hatte den Haß gegen seinen Bruder Thiederich, Grafen von Weißenfels, nicht ab-

s Capitel.

des Kaisers

in gr

schlo

ald

den Mar

Zw

anzlich, daß derselb

gleitern nach Leipzig zu en

Verlegenheit war um so größer,

Des K

nen selbst einen Angriff wider ihn vor=

Seine Verl

ser Verlegenheit eilte er rasch über die Alpen

um zu versuchen, ob es ihm gelingen möchte, die

Sei

selben zu gewinnen. Er fand aber eine so unfreund=

nahme, daß er nicht nur die Hoffnung, mit welcher

Italien gekommen war, gänzlich verlor, sondern daß

für sein Leben besorget [4], sich durch die Flucht retten

müssen glaubte. Und da er sich überzeuget haben mochte,

daß der Kaiser ihm bald über die Alpen nach Teutschland fol=

gen würde, so faßte er, seinem stolzen Sinne getreu, den

Entschluß, nunmehr auch gegen ihn, den Kaiser, den äußer=

sten Widerstand zu versuchen, alle feste Oerter in seinem Lande

zu zerstören, um drei Städte, Leipzig nämlich, Camburg und

Meissen, desto nachdrücklicher vertheidigen zu können. Seine

Entwürfe jedoch waren eitel. Kurz vor der Zurückkunft des

Kaisers starb er, wie es heißet, an Gift, und seine Gemahlin

folgte ihm alsobald in das Grab. Dieser Tod kam dem Kai=

ser sehr gelegen [5]. Wer hätte nunmehr seinen Scharen wi=

derstehen sollen? Die Markgrafschaft Meissen ward in der

That leicht von demselben in Besitz genommen. Er aber, der

Kaiser, setzte dem Lande keinen neuen Markgrafen, sondern

er behielt das Land für sich und ließ es verwalten durch seine

Getreuen. Erst sein Tod änderte die Verhältnisse [6].

sollte über ganz Italien und über Teutschland zugleich. Es kann daher nicht in Verwunderung setzen, daß Heinrich der Sechste den Gedanken, sich die Erblichkeit der Krone zu verschaffen, verfolget haben soll. Er jedoch gedachte, wie es heisset, was frühere Könige, selbst nach großen Thaten, im Glanz eines anerkannten Ruhmes, im Bewußtsein allgemeiner Achtung, nur im Verlaufe der Zeit von der gepflegten und pflegenden Gewohnheit gehoffet oder erwartet hatten, Dieses gedachte er auf ein Mal durch Vertrag und Verbriefung erlangen zu können. Das war das Eigenthümliche seiner Bestrebung, und das ging aus einer argen Selbsttäuschung hervor, und war eine arge Verkehrtheit.

Wahr ist: Heinrich der Sechste mochte sich wohl einbilden, daß noch für keinen früheren König die Umstände so günstig gewesen waren, als die gegenwärtigen für ihn. In Teutschland gab es ja kein Fürsten-Haus mehr, das sich seinem Hause gleich zu stellen hätte wagen können. Der alte welfische Löwe, der letzte furchtbare Feind seines Hauses, lag in der Grube, und die Macht desselben war gebrochen und versplittert. Wer unter den teutschen Fürsten hätte wohl fortan die Kühnheit gehabt, den Hohenstaufen gegenüber sein Auge auf den königlichen Thron zu werfen? Und er selbst, der Kaiser Heinrich, hatte ja so eben der Welt einen großen Beweis von seiner Ueberlegenheit gegeben: er hatte, wie es schien, mit eigener Macht und eigenen Mitteln in einem einzigen Feldzuge ein fernes, schönes und reiches Königreich erobert. Nun mag richtig sein, daß er diese Eroberung mehr der Ueberraschung, seinem grausamen Ungestüm und seinen bösen Künsten verdanket habe, als großen und ruhmwürdigen Thaten; aber begreiflich ist doch auch, daß er sich selbst wie ein Mann vorgekommen sei, in welchem die Welt, die nur nach dem Erfolge Lob und Tadel zu vertheilen pfleget, einen glücklichen Helden, einen gewaltigen Kriegesfürsten, einen außerordentlichen Herrscher aner-

kennen und verehren müßte. Ueberdieß glaubte er, einem großen Wucherer gleich, an die Allgewalt des Geldes; und da er reichlich verſehen war, ſo mochte ihm jegliches Hinderniß, das ſich etwa erheben könnte, leicht beſiegbar zu ſein ſcheinen.

Dennoch iſt unbegreiflich, wie er eine ſo große Veränderung auf Wort, Eid und Schrift bauen zu können geglaubet hat. Wie wenig Wort, Eid und Schrift bei den öffentlichen Verhältniſſen, im Beſonderen wenn Herrſchaft, Macht und Gewalt in Frage kommen, zu gelten pflegten, das konnte ihm nicht unbekannt ſein: er durfte nur in ſein eigenes Leben hinein ſchauen, und nur in die Geſchichte ſeines Hauſes. Ehrlich und redlich konnten die teutſchen Fürſten die Erblichkeit der Krone des teutſchen Reiches nicht wollen, weder die weltlichen noch die geiſtlichen. Das war ein Unglück für Teutſchland, und vielleicht das größte. Durch die Erblichkeit der Krone hätte Teutſchland ein einiges Reich werden, und den unglückſeligen Anhang, Italien, abſchütteln mögen, in ſich ſelbſt ruhig und ſtark, und gewaltig gegen äußere Feinde; ohne die Erblichkeit der Krone war es ſchwer, von Italien loszukommen, und unmöglich den inneren Frieden zu bewahren, und die Einheit der Kräfte als Macht gegen die Fremden zu gewinnen. Aber die Verhältniſſe, wie ſie ſich nunmehr geſtaltet hatten, widerſtanden. Die weltlichen Fürſten, ja alle Vaſſallen, hatten die Erblichkeit ihrer Lehen, Aemter und Würden, wenn nicht urkundlich, doch in der That und Wahrheit ſchon gewonnen, während der Thron in keinem Hauſe erblich, ſelten durch eine wirkliche Wahl, zuweilen durch Gewalt oder ſchlaue Künſte, meiſtens durch Zugeſtändniſſe an die Fürſten oder wenigſtens an einen Theil der Fürſten, in den Beſitz Derer gekommen war, welche bisher auf demſelben geſeſſen hatten. Wer vermochte vorauszuſehen, was geſchehen würde, wenn nun auch der Thron wie ein Eigenthum vom Vater überginge auf dem Sohn? In öffentlicher Angelegenheit pfleget die Macht zu gebrauchen, der

ſie hat; das Haus der Hohenſtaufen war übermächtig und es erfreuete ſich keinesweges eines allgemeinen Vertrauens. Ueberdieß war, bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge, auch dem kleinſten Fürſten die Ausſicht auf das Kaiſerthum nicht verſchloſſen. Vieles hing in dieſer Zeit von der Tapferkeit und Kühnheit des Einzelnen ab; auch war es nichts Unerhörtes, daß Niedere ſich hoch aufſchwangen, während Hochſtehende ſchnell zu Boden ſtürzten. In keinem Falle konnte irgend ein Fürſt, wie ſchwach er ſein mochte, für unbedeutend achten, daß es Zeiten gab, in welchen auch die Gewaltigſten ſich um ſein Wohlwollen zu bewerben genöthiget waren; und dieſe Anerkennung ſeiner Würde und ſeiner Stellung mußte einen Werth für ihn haben, der den Aufwand leicht in Vergeſſenheit brachte, welchen das Abſterben eines Königes und die Erhebung eines anderen auch ihm verurſachen mochten. Was aber die geiſtlichen Fürſten betrifft, ſo waren ſie der Erblichkeit gewiß nicht geneigter, als die weltlichen. Selbſt durch Wahl zu ihren Würden gelanget, hatten ſie immer auf die Beſetzung des Thrones einen großen, zuweilen einen entſchiedenen Einfluß ausgeübet; und die Kirche war befeſtiget, und ſie ſelbſt waren mächtig geworden. Von einigen Königen hatten ſie Hartes und Unwürdiges zu erdulden gehabt, bei anderen hatten ſie ſich einer großen Gunſt erfreuet. Auch ſie konnten nicht vorausſehen, wohin es führen würde, wenn der König, des Thrones für ſeinen Sohn ſicher, ihrer weniger bedürfte. Hätten ſie ſich aber auch als einzelne Männer, ohne Nachkommenſchaft, durch Gaben und Verheißungen zu der Begünſtigung des Kaiſers verlocken laſſen: als Glieder der Kirche durften ſie ſich nicht ohne Gefahr von dem Haupte der Kirche trennen. Und der Papſt konnte unmöglich die Erblichkeit der teutſchen Krone anerkennen, am Wenigſten in dem Hauſe der Hohenſtaufen. Es ſtand feſt: nur der König der Teutſchen könne und ſolle das römiſche Kaiſerthum übernehmen; aber es ſtand

auch feſt: der König der Teutſchen übernahm das römiſche Kaiſerthum in der Krönung durch den Papſt. Den teutſchen Königen und dem Volke der Teutſchen mochte es nicht klar ſein, welche Bedeutung die Handlung der Krönung habe, und wohl mochte man ſich bemühen, dieſelbe auf eine ſolche Weiſe zu erklären, daß ſie nicht weniger als eine Pflicht des Papſtes erſchien, denn als ein Recht. Die Thatſache aber vermochte Niemand zu leugnen, daß bisher die Könige der Teutſchen als eine große Angelegenheit betrachtet hatten, die Kaiſerkrone zu erhalten; daß Manche, Alles Uebrige gering achtend oder zur Seite ſchiebend, ſo ſchnell als möglich, über die Alpen und nach Rom geeilet waren, um dieſen Zweck zu erreichen; und daß ſie ſtets nur vertragsmäßig und oft nur nach großen Zugeſtändniſſen von den Päpſten mit der Kaiſerkrone geſchmücket worden. Auch hatte man in Teutſchland längſt die klarſten Beweiſe erhalten, daß, welche Deutung man hier auch der Krönung geben mochte, dieſelbe in Rom als die Uebertragung des Kaiſerthumes auf den König der Teutſchen, als die Belehnung des Königes der Teutſchen mit dem Kaiſerthume durch den Papſt angeſehen wurde; daß man folglich in Rom keinen weltlichen Herrn anerkannte, als welchen der Papſt erhoben hatte. Wer aber das Recht hatte, zu verleihen, der durfte wohl auch das Recht anſprechen, zu entziehen. Und da nur der König der Teutſchen das Kaiſerthum erhalten ſollte, ſo ſchien die Behauptung ſich von ſelbſt zu ergeben, daß Niemand der König der Teutſchen ſein könne, dem das Kaiſerthum von dem Papſte verſaget oder entriſſen würde. Wie nun? Konnten ſolche Grundſätze oder Anſichten, die falſch ſein mochten, die aber aus dem bisherigen Gange der Dinge gewonnnen waren, auch noch feſtgehalten und jemals geltend gemacht werden, wenn dieſer Gang auf ein Mal und für immer unterbrochen wurde? Wenn dem Vater der Sohn, ohne Vorwiſſen, ohne Theilnahme, ohne Einwilligung oder Zuſtim-

mung des Papstes, nach erblichem Recht als König der Teutschen mit dem Anspruch auf das Kaiserthum nachfolgte? Entweder mußte die Erblichkeit des königlichen Thrones die Erblichkeit der Kaiserkrone nach sich ziehen, und die Krönung durch den Papst gänzlich aufhören, oder das Haupt der Kirche mußte dieselbe vollziehen, wie ein höfischer Diener eine lose Feierlichkeit vollziehet. Einer solchen Stellung konnte ein Papst nimmer den apostolischen Stuhl aussetzen, einer solchen Gefahr nimmer die Kirche. Und Heinrich der Sechste war Friedrich's des Ersten Sohn; und Heinrich hatte sich wider den Willen des Papstes des Königreiches Sicilien bemächtiget, und sich dem Papste als lästigen und gefährlichen Nachbarn aufgedränget. Der gegenwärtige Papst, Cölestin der Dritte, war zwar ein schwacher Greis; aber er scheinet doch endlich den Bannfluch der Kirche auf Heinrich unmittelbar oder mittelbar geleget zu haben, und die Kirche erwartete mit jedem Tage einen anderen und kräftigeren Papst.

In der That scheinet der Kaiser mit seinem Entwurfe bald auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die sich als unüberwindlich darstellten. Es ist uns jedoch nicht ein Mal überliefert worden, in welcher Weise er seine Sache betrieben habe. Zwar finden wir angemerket: „Heinrich sei mit den Fürsten des Reiches übereingekommen, daß seine Kinder nach ihm mit erblichem Rechte das Reich erhalten sollten; die Fürsten in Sachsen jedoch hätten widersprochen; deßwegen habe der Kaiser jene Fürsten von ihrem Versprechen befreiet und des Eides entbunden, der von ihnen geleistet war" [7]. Man findet ferner angemerket: „der Kaiser Heinrich habe bei den Teutschen das Gesetz gegeben, daß die Lehen, wie in Frankreich und England, nach Erbrecht auf die nächsten Verwandten übergehen sollten, da sie vorher von der Gnade des Fürsten abhängig gewesen seien; alsdann habe er dieses Gesetz zu seinem eigenen Vortheile gewendet, und von seinen Unterthanen erlanget, daß auch das Reich auf seine

Nachkommenschaft ohne Wahl übergehen solle [8].» Man findet endlich angemerket: „der Kaiser Heinrich habe angeordnet, daß fortan keine Wahl mehr Statt finden, sondern daß Derjenige, welcher dem Kaiser dem Blute nach am Nächsten stehe, als der Erbe desselben Kaiser werden solle; er habe ferner das Reich Sicilien und Calabrien, das Herzogthum Apulien und das Fürstenthum Capua mit dem römischen Reiche vereiniget, so daß diese Länder fortan nur Einen Herrn haben sollten; er habe endlich angeordnet, daß, bei dem Mangel männlicher Erben, die weiblichen folgen sollten, und daß der Kaiser fortan nicht mehr die Verlassenschaft kirchlicher Personen in Anspruch zu nehmen habe. Dieser Verordnung habe der römische Hof seine Zustimmung gegeben, so wie zwei und fünfzig Fürsten, welche den Kaiser bisher gewählet hatten; die Siegel derselben seien der Urkunde angehänget worden [9].» Diese Angaben aber sind unverkennbar unrichtig, wie bestimmt sie auch lauten. Wie sie nicht mit einander übereinstimmen, so ist jedes Wort, das sich auf die Vergangenheit beziehet, ein geschichtlicher Irrthum; das Verfahren Heinrich's stehet mit den Verhältnissen der Gegenwart in scharfem Widerspruch, und das, was für die Zukunft festgesetzet sein soll, ist nicht in Erfüllung gegangen. Ohne Zweifel sind jene Angaben von Männern, welche später oder außerhalb Teutschland lebten, nach Gerüchten niedergeschrieben, welche ein Jeder auf seine eigene Weise aufgefasset hatte. Die Gerüchte aber mögen daher entstanden sein, daß Heinrich der Sechste die Sache noch gar nicht öffentlich, nicht auf Reichs- oder Hof-Tagen betrieb, sondern daß er nur im Geheimen mit einzelnen Fürsten unterhandelte, daß bei diesen Verhandlungen Vorschläge von dieser Seite und von jener gemacht, auch wohl angenommen wurden, und daß in der Folge, als der Versuch gescheitert und Heinrich's Sohn Friedrich erwählet worden war, oder nach des Kaisers Tode, diese Vorschläge und Zugeständnisse besprochen worden sind [10]. Je-

des Falles ist gewiß, die Erblichkeit der teutschen Krone wurde nicht ausgesprochen.

Dagegen mag es wahr sein, daß dem Kaiser von den teutschen Fürsten das Versprechen gegeben worden, sein Sohn Friedrich solle ihm nachfolgen auf dem Throne des teutschen Reiches. Zweifel indeß bleiben auch hier. Zwar wird mit Bestimmtheit von einem Schriftsteller versichert: der Kaiser habe durch dringendes Bitten von allen Fürsten des Reiches erlanget, daß sie seinen Sohn zum Könige erwählet; die Fürsten hätten ihm Wort und Eid gegeben; nur der Erzbischof Adolf von Cöln habe nicht zugestimmet, jedoch habe auch er in der Folge vor Philipp, dem Bruder des Kaisers, bei Boppard den Eid geleistet [11]. Und nicht weniger bestimmt von einem anderen Schriftsteller: fast alle Fürsten Teutschland's seien durch den Kaiser bewogen worden, den kleinen Sohn desselben, als König anzunehmen, ihm Treue zu schwören, und über diesen Vorgang eine Urkunde, mit ihren Siegeln versehen, dem Kaiser zu übersenden [12]. Aber Niemand giebt den Ort an, wo diese Wahl oder diese Anerkennung Statt gefunden hat, und wegen der Zeit finden sich Andeutungen, die eben nicht genau zusammen stimmen. Nach dem ersten Schriftsteller war der kleine Friedrich ein kaum dreijähriges Kind; nach dem anderen lag derselbe noch in der Wiege; ein dritter saget: Friedrich sei ein Kind gewesen, noch nicht zwei Jahre alt, und füget die Bemerkung hinzu, daß derselbe noch nicht getaufet gewesen sei, ein Umstand, der in der Folge allerdings nicht ohne Bedeutung geblieben ist [13]. Friedrich aber war am Ende des Jahres eilf Hundert vier und neunzig geboren worden; sieben Monate später war der Kaiser nach Teutschland zurück gekommen, und nach einem Aufenthalte von einem Jahre ging er abermals nach Italien. Daher muß Manches ungewiß bleiben; als geschichtliche Wahrheit jedoch scheinet man annehmen zu dürfen, daß dem Kaiser auf einem

der Hoftage, welche er zu den hohen Festen in Strasburg, in Gelnhausen, in Worms gehalten hat, von den versammelten Fürsten die Nachfolge seines Sohnes im Reiche urkundlich zugesichert worden sei.

Eben die neue Fahrt nach Italien aber, die Heinrich betrieb, war wohl die Ursache, daß er mit aller Kunst und mit allem Gelde, nicht mehr in Teutschland erreichte. Und doch war das Unternehmen nicht nur nothwendig, sondern es mußte auch beschleuniget werden. Er hatte ja in Sicilien nur zertrümmert und nicht gebauet; er hatte seine Gemahlin unter den Trümmern zurück gelassen, und ihr nicht die Anweisung gegeben, herzustellen, sondern nur aufzuräumen. Er mußte sich daher wohl sagen, daß er viele Menschen zur Verzweifelung gebracht hatte, viele zur Wuth, und daß das Verlangen nach Rache in keiner menschlichen Brust fehlen konnte, Diejenigen etwa ausgenommen, welche sich der Theilnahme an dem großen Raube erfreuet hatten; er mußte sich sagen, daß er nur Wind gesäet hatte, und deßwegen auf eine Ernte von Ungewittern gefasset sein müsse. Und der Sturm konnte morgen eben so wohl ausbrechen, als übermorgen. Ueberdieß mag er Nachrichten aus Sicilien erhalten haben, welche in ihm die Besorgniß erregten, seine Gemahlin handele nicht in seinem Geiste, mehr hindernd, als fördernd. In der That scheinet die Kaiserin Costanza bei dem Anblicke des ungeheueren Unglückes, das über ihr Volk, das im Besonderen über die ersten Familien in diesem Volke gekommen war, mehr und mehr ergriffen zu sein; sie scheinet dem Werke der Männer, welche der Kaiser ihr zur Seite gestellet hatte, entgegen gearbeitet, und was sie zu hindern nicht vermochte, gemildert zu haben. Und sie war ja die Königin, und unmöglich konnte ihr der Gedanke leicht sein, daß ihr Sohn einst auf einem Throne sitzen sollte, der nur über Blut und Leichen stand. Endlich kam noch ein Vorgang hinzu, welchen der Kaiser Heinrich

für seinen neuen Zug nach Italien nicht unbenutzet lassen wollte.

Der König Richard von England nämlich hatte vor seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, im Unmuth und Zorn, mit dem Sultan Saladin einen Waffen-Stillstand auf drei Jahre abgeschlossen, welcher, wie hart er auch von den Christen getadelt werden mochte, doch für sie nicht weniger als für die Muselmänner ein wahres Bedürfniß gewesen war. Durch denselben war den Christen der Besitz von zweien festen Städten gesichert worden, von Ptolemais und Joppe. Das war vielleicht ein Unglück. Denn an diesen beiden Städten blieb die Hoffnung hängen, daß es doch noch gelingen werde, die heilige Stadt Jerusalem und das ganze Land der Verheissung wieder zu erobern. Nun aber war Saladin, der große und edele Sultan, schon wenige Monate nach Richard's Abreise gestorben, und durch seinem Tod war die furchtbare Macht, über welche er geboten hatte, gebrochen oder zersplittert. Nach seiner Anordnung sollte sein ältester Sohn, Malek al Afdal, das Oberhaupt des ganzen Reiches sein, aber seine jüngeren Söhne, seine Neffen und Oheime, sollten einzelne Theile zu ihrer Verwaltung erhalten und sich der Einkünfte derselben erfreuen. Wahrscheinlich hatte Saladin erkannt, daß seinem Sohne die sittliche und religiose Kraft gebrach, welche zu der Beherrschung des Reiches und zu der Bändigung der Verwandten nothwendig war; er hatte also durch seine Anordnung eine vermittelnde Aushülfe beabsichtiget. Aber er hatte nur den Keim mannichfaltiger Zwietracht und Verwirrung geleget, welche sein Reich nicht lange nach seinem Hinscheiden zu zerrütten begannen. Von dieser Zerrüttung glaubten die Christen im Morgenlande große Vortheile für die heilige Sache des Kreuzes ziehen zu können. Deßwegen boten sie auf, was sie aufzubieten hatten, um einen neuen Kreuzzug zu veranlassen. Und alle frommen Menschen hielten dafür, daß die

Gunst des Augenblickes nicht versäumet werden dürfe, wenn auch die Meisten das Werk selbst wohl gern kampflustigen Männern, verwegenen Rittern und anderen abenteuerlichen Seelen überlassen hätten. Selbst dem Kaiser Heinrich war unter den Gräueln, die er ausübte oder veranlaßte, die Aufregung nicht entgangen, welche durch diese Verhältnisse erzeuget worden; deßwegen hatte er, seine eigenen Verhältnisse erwägend, jene Erklärung und Aufforderung nach seiner Rückkehr aus Sicilien in die Welt gesendet, deren früher gedacht worden ist. Um so weniger durfte der Papst zurück bleiben. Von allen Seiten gedränget, sandte Cölestin der Dritte in demselben Jahre, eilf Hundert fünf und neunzig, Abgeordnete in die christlichen Länder, um zu dem heiligen Zuge aufzufordern. In Teutschland erschienen zwei Cardinäle. Der Kaiser, obwohl das Kreuz ihm selbst weder angeboten, noch von ihm angenommen werden konnte, förderte das Werk derselben auf alle Weise, und versprach, dasselbe von Sicilien aus weiter zu fördern. Wahr ist: er durfte hoffen, daß es ihm mehrfachen Gewinn tragen würde. Seine Thätigkeit für das heilige Unternehmen schien das Urtheil der Welt über sein hartes und grausames Verfahren mildern zu müssen, weil sie seine religiose Gesinnung bewährte. Auch mochte ihm angenehm sein, daß viele Fürsten und kriegerische Männer Teutschland verließen, zumal da er selbst Teutschland zu verlassen entschlossen war. Endlich war vorauszusehen, daß der Zug der Kreuzfahrer durch Italien ihm zu seinen Absichten gegen Sicilien gute Dienste leisten würde, wenn er sich diesem Zuge anschlösse: denn da bei seiner letzten Fahrt nach diesem Eilande Kreuzfahrer mit ihm gestritten und für ihn gekämpfet hatten, so mußten die Sicilianer ja wohl auch jetzt von den Kreuzfahrern dasselbe erwarten, und ihm folglich um so verzagter entgegen sehen. Dennoch, wer möchte es wagen, Heinrich's Verfahren lediglich aus Berechnung, aus Heuchelei und Betrug

herzuleiten? Die menschliche Brust ist so weit, daß sie, nach dem Zeugnisse der Geschichte früherer Tage und späterer, dem stärksten religiosen Eifer Raum zu gewähren vermag neben den gemeinsten und rohesten Leidenschaften. Jedes Falles ist gewiß, unter Begünstigungen und Versprechungen des Kaisers nahmen viele teutsche Fürsten auf den Hoftagen zu Gelnhausen und Worms das Kreuz aus den Händen der beiden Cardinäle Johannes und Gregorius. Die Bedeutendsten unter denselben waren die Erzbischöfe von Mainz und Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Hildesheim, Verden, Naumburg; die Herzoge Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Brabant, der Markgraf Otto von Brandenburg, welcher jedoch von dem Papste seines Gelübdes ledig erkläret wurde, der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, Heinrich's des Löwen Sohn, der Landgraf Hermann von Thüringen, die Grafen Walram von Limburg und Adolf von Holstein. Und das Beispiel dieser Herren wirkte weit hinab auf Vornehme, wie auf Geringe. Eine große Menge von Rittern und Dienstleuten nahm das Kreuz. Und auch die Bürger der Städte blieben nicht zurück. In Lübek allein wurden gegen vier Hundert kräftige Männer mit dem Kreuze bezeichnet [14]. Man ward einig, daß ein Theil des Kreuz-Heeres den Weg durch Ungarn nehmen, ein anderer Theil hingegen sich von Italien aus zu Schiffe nach dem heiligen Lande begeben, und daß im nächsten Jahre der Aufbruch Statt finden sollte. Darum beschleunigte der Kaiser seine Rüstung zu der neuen Fahrt über die Alpen, und darum konnte er nur so wenig für das Reich thuen, oder im Reiche für sein eigenes Haus.

Die Kreuzfahrer gingen im Sommer des Jahres ein Tausend ein Hundert neunzig und sechs über die Alpen. Der Kaiser schickte den Bischof von Worms als seinen Bevollmächtigten vorauf, damit derselbe in Apulien Alles vorbereiten möchte zum würdigen Empfange der Pilgrimme. Er selbst folgte,

wie es scheinet, dem Kreuzheere. Im Anfange des Monates August befand er sich zu Mailand. Fortan indeß beeilte er sich nicht, den Kreuzträgern zu folgen, sondern er verweilte im oberen und im mittleren Italien, so lange seine Anwesenheit in diesen Ländern von einigem Vortheile zu sein schien. Er wußte wohl, daß das Kreuzheer im unteren Italien als sein Heer betrachtet werden würde, und daß er deßwegen seine Ankunft immerhin etwas aufschieben dürfte, damit man ihm, was er liebte, mit desto größerer Angst entgegen sehen möchte. In der That wurden die Pilgrimme in Apulien keinesweges wie Krieger Christi mit Freuden empfangen, sondern mit Furcht und Schrecken, wie die Werkzeuge eines gewaltthätigen Königes. Man sagte ihnen ins Angesicht: „Euer Weg ist Gott verhasset. Unter dem Mantel der Religion seid Ihr reissende Wölfe. Nicht für den himmlischen Herrn streitet Ihr, sondern für den irdischen. Ihr seid gekommen, um mit demselben Apulien und Sicilien auszurauben [15].“ Deßwegen fanden sie auch nirgends Zuvorkommenheit, nirgends guten Willen oder Unterstützung. Sie mußten zugreifen, um ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Dadurch reizten sie die Gemüther noch mehr und erregten einen noch größeren Zorn. Also geriethen sie in nicht geringe Verlegenheit. Einige entgingen derselben dadurch, daß es ihnen gelang, nach dem heiligen Lande hinüber zu schiffen; die Uebrigen, welche zurück blieben, erlitten mannichfaltigen Verlust, theils durch Krankheiten, von der Natur und den Genüssen des Landes erzeuget, theils wohl auch durch die Feindseligkeit der Menschen. Endlich kam Heinrich, der Kaiser, gegen das Ende des Jahres. Und er übertraf alle Befürchtungen, die man vor ihm geheget hatte. Er nahm das grausame Werk wieder auf, welches er vor zwei Jahren begonnen, weit fortgeführet, aber nicht vollendet hatte. Zu den Kreuzfahrern hielt er sich in zweideutiger Stellung, bis sie nach und nach zu Schiffe gegangen waren, oder wohl auch ihren from-

men Vorſatz aufgegeben hatten; zu den Bewohnern des Landes hingegen kam keine Milde in ſeine Bruſt. Erſt im folgenden Jahre, ein Tauſend ein Hundert ſieben und neunzig, ging er nach Sicilien hinüber.

Und mit dieſem Uebergange nach Sicilien tritt er faſt, man möchte ſagen, aus der Geſchichte hinaus. Selbſt von ſeinem Thun und Treiben im unteren Italien, vor ſeinem Uebergange nach Sicilien, ſind wir nur ſehr unvollſtändig unterrichtet; ja wir finden nur einzelne Handlungen angegeben; von ſeinem Thun und Treiben in Sicilien aber ſind die Ueberlieferungen ſo dürftig und armſelig, daß eine wirkliche Erkenntniß des Zuſtandes oder des Ganges der Dinge unmöglich iſt. Nicht ein Mal die Stellung des Kaiſers zu ſeiner Gemahlin iſt zu erkennen. Man kann die Vermuthung kaum unterdrücken, daß Niemand gewaget habe, die Vorgänge aufzuzeichnen, oder daß in ſpäteren Tagen, unter Friedrich dem Zweiten, Heinrich's Sohne, vernichtet worden ſei, was aufgezeichnet ſein mochte. Soviel freilich erhellet wohl aus den Andeutungen, daß Heinrich auf der Inſel Sicilien in mannichfacher Verlegenheit geweſen. Er ſcheinet keineswegs mit freier Hand gehandelt, ſondern durch ſeine Gemahlin Hinderniſſe gefunden zu haben, die immer verwickelter wurden. Sein unruhiger Geiſt blieb ſich gleich. Wie ſein Vater, dachte auch er nur daran, immer höher zu bauen, ohne zu unterſuchen, ob die Grundlage den Bau zu tragen vermöge. Zu Entwürfen gegen das griechiſche Reich jedoch mag er zwar wohl durch ſeine Verbindung mit den Kreuzfahrern gebracht worden ſein, aber er mag wohl auch dieſe Entwürfe nur feſtgehalten und verfolget haben, weil er in Sicilien nicht ſeine Bahn, oder vielmehr auf ſeiner Bahn keinen freien Lauf fand. Alle ſeine Entwürfe indeß fielen bald zuſammen, da er durch einen unerwarteten ſchnellen Tod aus dem Leben hinweg geriſſen ward. Aber ſelbſt wegen ſeines Ausganges iſt Alles ungewiß. Sowohl die Art ſeines Todes

wird verſchieden angegeben, als der Tag und der Ort ſeines Begräbniſſes. Er ſoll vergiftet worden ſein, und ſeine Gemahlin wird ſelbſt als die Giftmiſcherin bezeichnet; er ſoll das Schloß eines meuteriſchen Burggrafen belagert, während der Belagerung ſich auf die Jagd begeben, und in der Erhitzung durch dieſes Vergnügen plötzlich einen kalten Trunk gethan haben, welcher ihm tödtlich geworden. Indeß wird dem Gerüchte von der Vergiftung, das allerdings allgemein verbreitet war, mit Beſtimmtheit widerſprochen [16]; auch iſt am Wahrſcheinlichſten, daß er am acht und zwanzigſten Septembers, unter dem Fluche der Kirche, geſtorben ſei, und daß er zu Palermo ſeine Ruheſtätte gefunden habe. Er war noch nicht drei und dreißig Jahr alt.

Drittes Capitel.

Die Lage der Dinge bei dem Tode des Kaisers Heinrich VI.

Die Zäringer. Fehde des Herzoges Konrad gegen den Herzog Berthold.

Der Papst Innocenz III.

J. 1196 — 1197.

Der Tod des Kaisers Heinrich des Sechsten erfüllte ganz Italien mit Frohlocken und Freude von dem südlichen Meere bis zu den Alpen. Der lang verhaltene Haß machte sich Luft; der glühende Zorn brach aus, um Rache zu üben für die Gräuel, die man erduldet hatte, deren man Zeuge gewesen war. Entferntere sangen Lieder zur Verherrlichung des gefallenen Kaisers und seiner barbarischen Genossen, Nähere suchten durch Verfolgung, Nachstellung, Mißhandlung und Ermordung der Teutschen, welche das Unglück hatten, ihnen erreichbar zu sein, ihre Wuth zu kühlen. Um so größer war die Klage dieser Teutschen um den Tod des Kaisers. Manchem entfiel seine schönste Hoffnung auf Ehre und Gewinn; ein Anderer sah bedrohet, was er schon im Besitze zu haben geglaubet hatte; und bald zeigte sich Allen dieselbe Gefahr. Daher suchten sie unter Wehegeschrei und Verwünschungen dem Lande

des Blutes und der Angst zu entkommen, um auf dem vaterländischen Boden Ruhe und Sicherheit wieder zu finden. Die Meisten hatten wohl nur den Wunsch der Rettung; Manche indeß mögen auch die Absicht gehabt haben, in Teutschland unter so ungewissen Verhältnissen nicht zu fehlen, um das Ihrige zu schützen und zu wahren, oder auch um werkthätig einzugreifen. Denn auf Teutschland mußte die Nachricht von dem Tode des Kaisers, wie sie leicht voraussahen, einen desto gewaltigeren Eindruck machen, je größer die allgemeine Spannung seit dem neuen Kreuzzuge und der neuen Fahrt des Kaisers nach Italien gewesen oder geworden war. Wenn auch Niemand gefunden wurde, der dem Kaiser mit voller Seele und aufrichtig ergeben gewesen, Niemand, der zu dem Kaiser ein festes Vertrauen gehabt hatte: so mußte doch ein Jeder mit Zittern und Zagen auf das Recht blicken, und Keiner konnte sich verhehlen, daß man vor einer neuen großen Verwirrung stehe. Zwar war, wenn nicht von allen, doch von vielen Fürsten Friedrich, der Sohn des Kaisers Heinrich, als der Nachfolger desselben auf dem Thron anerkannt worden. Friedrich aber war ein Kind, noch nicht drei Jahr alt, und befand sich nicht ein Mal in Teutschland, so daß sein Anblick Theilnahme und Wohlwollen hätte erregen können, sondern er befand sich noch zu Jesi, in der Mark Ankona, in der Pflege der Herzogin von Spoleto; und von den Fürsten, welche dem Vater für ihn den Eid der Treue geleistet hatten, waren Mehre und gewiß die Bedeutendsten abwesend, Theils im heiligen Lande, Theils in dem feindseligen Italien. Der alte Streit aber zwischen den Waiblingern und den Welfen war erst vor kurzer Zeit geschlichtet, und die Leidenschaften waren, wenn auch unterdrücket, doch keinesweges beruhiget. Ueberdieß rief der Name der Hohenstaufen bei Geistlichen wie bei Laien so viele schwere Erinnerungen auf, daß wohl manche Brust sich höher hob bei dem Gedanken: nunmehr sei der Augenblick ge-

kommen zu der Dehmüthigung auch dieſes ſtolzen, ja übermüthigen Geſchlechtes. Und wer hätte auftreten ſollen, um die Sache Friedrich's, des kleinen Königes zu führen? wer hätte es vermocht? wer gewaget? Die Mutter deſſelben, die Kaiſerin Conſtanza, war in Sicilien, und in ſehr ſchwierigen Verhältniſſen. Sie hatte genug zu thun, um ihrem kleinen Sohne den erblichen Thron des ſchönen Reiches zu erhalten, und befand ſich gänzlich außer Stande, ſich um die Angelegenheiten Teutſchland's zu bekümmern. Von des kleinen Königes Oheimen aber war auch nur noch ein einziger am Leben, und auch dieſer einzige war in dem Augenblicke, da der Kaiſer ſtarb, jenſeits der Alpen.

Von Heinrich's des Sechſten Brüdern nämlich hatte der ältere, der Herzog Friedrich von Schwaben, wie früher angemerket worden iſt, auf der heiligen Fahrt, die er mit ſeinem Vater angetreten, ſeinen Tod gefunden; der folgende, Otto, welchem die Verwaltung Burgundiens beſtimmet worden, war, ſchon im Jahr ein Tauſend ein Hundert neunzig und eins, thatlos vom Leben geſchieden. Von den beiden letzten, Konrad und Philipp, war dieſer in Italien geblieben, jener hingegen hatte ſich bei dem Kaiſer befunden, als derſelbe ſich zum letzten Mal in Teutſchland aufhielt. Auch war Konrad, der Herzog von Schwaben, nicht mit ihm über die Alpen gezogen, ſondern im Vaterlande zurück gelaſſen, weil er im Allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten in Obhut behalten ſollte, und weil der Kaiſer im Beſonderen eine Fehde gegen den Herzog Berthold von Zäringen für nothwendig gehalten hatte.

Die Zäringer waren den Hohenſtaufen ſtets verdächtig geweſen, und mehr als ein Mal iſt in dieſem Werke erwähnet worden, wie ſie in ihrer Geſinnung immer wider das kaiſerliche Haus waren, wenn ſie auch offene Feindſchaft gegen die Uebermächtigen zu vermeiden ſuchten. Auch waren ſie oftmals gekränket worden. Die Lage ihrer Beſitzungen mitten unter

den Besitzungen der Waiblinger und mit denselben mannichfach verschlungen, machte sie begreiflicher Weise mißtrauisch, weil sie die Hohenstaufen lüstern nach dem Erwerbe derselben machen zu müssen schien. Ihre erbliche Stellung als Schirm-Herren und Reichsfürsten in den Hochlanden mußte den Hohenstaufen bei ihren Entwürfen gegen Italien unbequem sein, und zu mancherlei Reibungen Veranlassung geben. Auch gefiel ihr freier Sinn dem Geschlechte nicht, welchem eine unermeßliche und unbeschränkte Herrschaft der schönste Gedanke war. Es mag unausgemacht bleiben, ob die Zäringer, wie im Anfange, so auch in der Folge lediglich aus innerer Neigung gehandelt haben, oder ob ihr Verhältniß zu der Größe und der Macht der Hohenstaufen Einfluß gehabt hat auf ihre Bestrebungen: jedes Falles ist gewiß, ihnen lag mehr die Pflege des Geistes am Herzen, der nur im friedlichen Getreibe der Städte seine schönsten Kräfte zu entfalten vermochte, während die Seele der Hohenstaufen, nur dem ritterlichen Heldenthume zugethan, an den Künsten des Krieges hing, am Harnisch, am Helm und am Schwert ihre Freude findend und ihre Liebe. Der gegenwärtige Herzog von Zäringen, Berthold, der Fünfte seines Namens, wandelte mit Freude und Glück auf den Spuren seiner Vorfahren. Seit dem Anfange des zwölften Jahrhundertes hatten allerdings manche Städte, besonders die Städte westlich vom Rhein und südlich von der Donau, in welchen noch ein Rest alter römischer Einrichtungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen geblieben war, ein gewerbfleißiges Leben geführet, das einen Schein von Freiheit hatte, und zugleich aus Noth und Bedürfniß, gleichsam im Geheimen und verstohlen, Einrichtungen getroffen, welche einem wirklichen Gemeindewesen nicht unähnlich aussahen. Die fränkischen Kaiser, Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte, hatten das Streben der Städte gern gefördert; der Erste aus reiner Einsicht, daß in den Städten ein neuer Quell von Reichthum und

Macht hervorbringe, und daß das Leben die geistige und friedliche Entwickelung fordere, die nur in den Städten gedeihen, nur von den Städten ausgehen könnte; der Andere, weil er überall Meineid und Verrath und nur in den Städten Treue gefunden hatte. Aber von den Fürsten des Reiches war den Bestrebungen der Städte gewöhnlich entgegen gearbeitet, von den Herren und Vassallen allzumal, weil sie das richtige Gefühl hatten, daß in dem Geiste, dem Wirken und Weben derselben, ihrer Herrlichkeit ein furchtbarer Feind erwachse. Und deßwegen hatten die Rechte und Freiheiten, welche den Städten durch kaiserliche Urkunden zugesichert oder ertheilet worden, bei der Schwäche des Reiches, nur einen sehr beschränkten Werth, selbst wenn sie von den Fürsten des Reiches anerkannt waren. Nur einzelne geistliche Fürsten hatten, von der Lehre Jesu Christi erfüllet, oder aus Liebe zu den edleren Künsten und zu feineren Genüssen, und aus Widerwillen gegen das rauhe Treiben unter den Waffen, auch wohl von einer tieferen Erkenntniß des Lebens, wie des Ganges und der Zwecke des Lebens getrieben, das Gedeihen der Städte, in welchen ihr bischöflicher Stuhl stand, gern gefördert; sie hatten den bürgerlichen Gewerben Schutz gewähret, und den Handel und den Verkehr auf alle Weise zu mehren und zu erweitern gesuchet. Hin und wieder mochten auch die Bewohner der Städte den geistlichen Herren, welche die Bibel doch nicht gänzlich auf die Seite werfen durften, um sich lediglich dem Schwerte zu weihen, wirkliche Rechte und Freiheiten abgerungen oder abgetrotzet haben, wie dieses namentlich zu Cöln der Fall gewesen war. Die Fehden der Geistlichen mit den Weltlichen, in welchen sie nicht selten die Hülfe der Städte anzusprechen genöthiget waren, hatten den Bürgern manche Gelegenheit gegeben, auf die Befriedigung alter Wünsche zu bestehen, und die Bischöfe waren zur Nachgiebigkeit genöthiget gewesen. Endlich hatten die Kreuzzüge mächtig eingewirket auf die Verhältnisse der Städte. Indem

sie die Kraft der Vassallenwelt schwächten, hatten sie auch eine Menge von Bedürfnissen bei den Fürsten und Vassallen erzeuget, welchen nur durch die Bewohner der Städte abgeholfen werden konnte; und warum hätten die Fürsten und Herren, welche, mit dem Kreuze bezeichnet, ihren Blick über das Vaterland hinweg auf eine heilige Ferne, ja auf etwas Unendliches gerichtet hatten, einen großen Werth auf irdische Dinge legen sollen, die ihren Augen fast gänzlich entschwunden waren? Also hatten manche Städte wohl Manches erreichet, was im Fortgange der Zeit zur Grundlage eines wahrhaftig freien Gemeindewesens dienen konnte. Alles aber, was auf diese Weise von den Städten gewonnen worden, war unsicher; es wurde dem Zufalle verdanket, oder dem guten Willen einzelner Kaiser, Fürsten und Herren, und oft genug mag in den Wirrnissen des Reiches wieder zerstöret worden sein, was man begründet zu haben glaubte. Im Allgemeinen waren die weltlichen Fürsten und Herren dem Leben in den Städten noch immer abhold; sie waren Feinde der Bestrebungen der Bürger; sie verachteten die Handwerker und Künstler, deren Erzeugnisse sie nicht entbehren mochten, und verfolgten die Kaufleute, die auch für ihre Bedürfnisse, ihre Bequemlichkeit und Ergötzlichkeit arbeiteten. Zu den ersten weltlichen Fürsten aber, welche aus Grundsatz und mit Beharrlichkeit die städtischen Gewerbe begünstigten und zu erweitern strebten, und Städten urkundliche Freiheit zusicherten, gehörten im südlichen Teutschlande die Herzoge von Zäringen.

Der Großoheim des gegenwärtigen Herzoges, der Herzog Berthold der Dritte, erklärte durch eine Urkunde schon im Jahr ein Tausend ein hundert und zwanzig, mit der Zustimmung des Kaisers Heinrich des Fünften, Freiburg auf seinem eigenen Grund und Boden, im Breisgau gelegen, zu einer Stadt mit Gemeinderecht, unverkennbar in der wohlwollenden Absicht, die hörigen Menschen, welche er von seinen Be-

sitzungen in Freiburg zusammen brachte, zu einem wahrhaftig freien gewerbthätigen Leben heran zu bilden[1]. Seiner eigenen Herrschaft über die Stadt entsagte er keineswegs: sie war seine Stadt und sollte ihn als ihren Herrn anerkennen; aber er gewährte den Bürgern alle Sicherheit gegen fremde Gewalt, welche durch Befestigungswerke und sein gutes Schwert zu gewinnen war. Auch vergaß er seine Kasse nicht: seine Einkünfte sollten vermehrt und nicht geschmälert werden; aber er bewilligte auch einen Bezirk ringsher, welcher von den Bürgern für ihre Bedürfnisse benutzet werden konnte, und schaffte Gelegenheit zu einträglicher Arbeit gegen billige Abgaben. Er sprach den Bürgern die Freiheit zu, die ihnen nach ihrer Bildung und zu der Entwickelung ihrer Kräfte nothwendig war. Bei dieser Bewilligung berief er sich auf die Stadt Cöln; und allerdings mag Cöln den Gedanken zu der Anlage von Freiburg in ihn erreget haben: zum Muster aber hat sie ihm bei seinen Einrichtungen wohl kaum gedienet. Denn Cöln war am Ende des zwölften Jahrhundertes eine große und reiche Stadt, ausgezeichnet durch den Gewerbfleiß und die Kunstfertigkeit seiner Bürger, ausgezeichnet durch Handel und Verkehr, und in der Ferne wie in der Nähe hochgeachtet durch ihre Rechtlichkeit in diesem Verkehr; sie war die erste Stadt in Teutschland. Nun leidet es keinen Zweifel, Cöln, begünstiget durch seine Lage, eine Angel des Handels zwischen Ober-Land und Nieder-Land, an dem königlichen Strom, entfernet von der Kampfbühne der großen Parteien, und selbst begünstiget durch die häufige Abwesenheit seiner kriegerischen Bischöfe, Cöln hat den größten Aufschwung im Verlauf und gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes genommen; aber die Bedingungen, die einen solchen Aufschwung möglich machten, waren doch schon früher vorhanden. Deßwegen darf mit Zuversicht behauptet werden, daß Cöln zu der Zeit von Freiburg's Gründung schon viele Einrichtungen hatte, wie sie für

ein städtisches Gemeindewesen nothwendig sind. Diese Einrichtungen jedoch waren nach und nach, mit kluger Benutzung günstiger Gelegenheiten in der Stille getroffen worden, so wie die vermehrte Volksmenge, der vergrößerte Handel, der zunehmende Wohlstand sie zum Bedürfnisse machten; sie waren hervorgegangen aus den Einwohnern selbst, und vielleicht an Trümmer städtischer Verfassung geknüpfet, die noch gerettet waren aus alten Tagen. Diese Einrichtungen bestanden; aber urkundlich waren sie schwerlich abgefasset, und in keinem Falle waren sie für das kleine Freiburg geeignet, das eine Schöpfung seines Fürsten war, das erst entstand, im Hochlande gelegen, ohne den königlichen Fluß. Zwischen dem alten ehrwürdigen Cöln und der jungen Gründung ist kaum eine Aehnlichkeit der Verhältnisse aufzufinden [2].

Wie sich aber auch diese Dinge verhalten mögen: der Herzog von Zäringen gab seiner Stadt Freiburg urkundlich Gemeinde-Einrichtungen. Man mag dieselben immerhin unvollkommen nennen: eben in ihrer Einfachheit lieget ihr größter Vorzug. Es war genug, daß Berthold den Bürgern von Freiburg das Recht ertheilte, ihre inneren Angelegenheiten zu berathen, und durch selbst gewählte, rechtungspflichtige Männer verwalten zu lassen; es war genug, daß er ihnen verstattete, ihr Recht bei Männern zu suchen, die aus ihrer Mitte waren, und die öffentlich verhandelten und öffentlich entschieden, ohne sich selbst oder seinen Beamten eine höhere Entscheidung vorzubehalten; es war genug, daß er ihnen die Waffen in die Hand gab, mit denselben das Recht der Selbstvertheidigung innerhalb ihrer Mauern, und die Ehre, unter seiner Leitung auch außerhalb der Mauern zu streiten gegen seine und ihre Feinde [3]. Und ein großer Fortschritt zu einer besseren Gestaltung des Lebens war es endlich ohne Zweifel auch, daß Freiburg fremden Leibeigenen eine Zuflucht gewähren durfte, in welcher dieselben nach Jahr und Tag zur Freiheit gelangten [4].

Alſo konnte es nicht anders ſein: Freiburg kam bald empor, und dieſes Aufblühen mußte den Herzog Berthold und ſeinen Nachfolger wohl geneiget machen, auf dem Wege fortzugehen, den er eingeſchlagen hatte. Der nächſte zwar, Berthold's Bruder, der Herzog Konrad, wurde von dieſem Wege hinweg geriſſen. Er hatte das Herzogthum, während das Reich bei Lothar dem Sachſen war und bei Konrad dem Waiblinger. Der große Streit zwiſchen dieſen Waiblingern und den Welfen begann. Konrad ward in denſelben hinein gezogen, und erfuhr in demſelben auch zu ſeinem Theile den Wechſel des Glückes, der ſo oft eintrat in dieſem Kampfe. Konrad's Sohn hingegen, Berthold der Vierte, ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Friedrich des Erſten, kehrte zurück zu der alten Bahn, und ließ ſich nimmer von derſelben hinweg drängen. Möglich iſt wohl, daß ſein Eifer, zu gründen und zu bauen, entzündet worden durch die Flammen der Städte, die vor des Kaiſers grimmigem Zorn in Staub und Aſche niederſanken; möglich auch, daß Heinrich der Löwe, wie er dieſem Fürſten Muſter und Vorbild geweſen ſein mag, ſo auch ihm mit ſeinem München, ſeinem Braunſchweig und ſeinem Lübeck, Muſter und Vorbild geworden ſei. Und der gegenwärtige Herzog, der Sohn deſſelben, Berthold der Fünfte, handelte in demſelben Sinne, mit demſelben Eifer. Er iſt der Gründer von Bern, der edelen Stadt, welche im Fortgange der Zeit Helvetiens Schmuck und Stolz geworden iſt.

Dieſe ſchöne Beſchäftigung des Zähringers mag den Kaiſer Heinrich verdroſſen haben; ſie mag ihm mehr und mehr bedenklich vorgekommen ſein. Da Berthold, ſein irdiſches Werk ſogar dem heiligen Werke vorziehend, die Theilnahme an dem neuen Kreuzzuge abgelehnet hatte, ſo mochte es dem Kaiſer wohl ſcheinen, als gehe derſelbe mit Entwürfen um, die ſeinen eigenen Entwürfen entgegen ſtänden, ja gefährlich werden könnten. Deßwegen trug er bei ſeiner Fahrt nach

Italien ſeinem Bruder Konrad auf, den Herzog Berthold zu bekämpfen [5]. Konrad begann den Krieg noch im Herbſte des Jahres ein Tauſend ein hundert ſechs und neunzig [6]. Aber ſchon bei dem erſten Vordringen in die Beſitzungen des Zänger fand er zu Durlach einen unwürdigen Tod. Er wird gelobet, dieſer Herzog Konrad, wegen ſeiner Rüſtigkeit im Kriege, wegen ſeiner Tapferkeit und wegen ſeiner Freigebigkeit gegen ſeine Freunde; aber es wird auch von ihm verſichert, daß er wegen ſeiner Härte überall Angſt und Schrecken erreget habe [7]. Sein Leben war unrein; er war ein roher Wüſtling, der Frauen und Jungfrauen gewaltſam ſeinen Lüſten unterwarf. Und in ſeinen wüſten Lüſten ſoll er zu Grunde gegangen ſein, entweder von einem gekränkten Ehemann niedergeſtoßen, oder von einer mißhandelten Jungfrau tödtlich verletzet. Jedes Falles iſt er auf eine ſchmachvolle Weiſe plötzlich aus dem Leben hinausgeſtoßen, und mit ihm hat die Fehde ein Ende gehabt, die von ihm unternommen worden war. Denn der Herzog Berthold hatte die Waffen nur genommen, um ſeine Schöpfungen zu ſchirmen; er legte ſie nieder und kehrte zu ſeinen früheren Beſchäftigungen zurück, als Derjenige dahin war, welcher ihn in denſelben geſtöret hatte.

In Teutſchland ſcheinet der Tod des Herzoges Konrad kaum beachtet worden zu ſein. Man fürchtete die Annäherung von Ereigniſſen, vor welchem der Tod eines unſittlichen Fürſten, ſelbſt aus dem kaiſerlichen Hauſe, als unbedeutend verſchwand; auch war ein Jeder wegen der Gegenwart und wegen der Zukunft zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftiget. Heinrich aber, der Kaiſer, wurde durch die Nachricht von dem Schickſale ſeines Bruders ſehr erſchüttert. Er hielt für nöthig, da er ſelbſt Italien nicht verlaſſen konnte, ſeinen letzten Bruder Philipp alſobald nach Teutſchland zu ſenden. Vor der Abreiſe ertheilte er demſelben die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, und ernannte ihn zu ſeinem Stellvertreter im Reiche.

Mit diesen Würden bekleidet, erschien Philipp in Teutschland. Er selbst war ein junger Mann [8], bisher noch wenig beachtet, deßwegen, wenn nicht beliebet, wenigstens auch nicht verhaßt. Seine Ankunft wurde daher mit Freude vernommen, weil das Bedürfniß einer öffentlichen Gewalt groß war überall. Auch scheinet er sich vorsichtig und freundlich benommen zu haben, um sich und seinem Hause die alten Freunde zu erhalten und neue Freunde zu gewinnen. Dem neuen Herzoge der Böhmen Przmisl, welchen die teutschen Schriftsteller Ottokar nennen [9], setzte er im Namen des Kaisers eine Königs-Krone auf das Haupt, damit derselbe unter allen Umständen dem waiblingischen Hause zugethan bleiben möchte. Mit dem Erzbischofe Adolf von Cöln hatte er, wie schon ein Mal bemerket worden ist, eine Zusammenkunft zu Boppard am Rhein; bei derselben brachte er, ungewiß, was es ihn gekostet hat, diesen Priester dahin, daß auch er den kleinen Friedrich als den Nachfolger seines Vaters im Reiche anerkannte, und demselben den Eid der Treue schwur. Und so mag er vielfältig die Fürsten des Reiches zu beruhigen gestrebet haben, bald mit diesen Mitteln und bald mit anderen. Zu Ostern des folgenden Jahres, eilf Hundert sieben und neunzig, gab er zur Feier seiner Vermählung mit der griechischen Fürstin Irene auf dem Lechfelde bei Augsburg ein glänzendes und prachtvolles Fest; und auch dieses Fest hatte unverkennbar nur den Zweck, die Aufmerksamkeit der Menschen zu beschäftigen, die bangen Ahnungen, die auf dem Leben lagen, zu zerstreuen, und, wenn es anders möglich wäre, Fröhlichkeit und Freude zu erregen und zu verbreiten [10].

Aber Philipp erreichte diesen Zweck nicht. Die Spannug der Gemüther war zu stark. Dieselbe wurde noch durch eine große Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel, ja durch einen solchen Mangel derselben vermehret, daß hier und dort eine wahre Hungersnoth Statt fand. Die Einbildungskraft

der Menschen war unter solchen Umständen sehr aufgereget; die Seelen waren sehr empfänglich für jegliche Furcht. An den Ufern der Mosel zeigte sich eine hohe Gestalt, auf einem schwarzen Pferde reitend. Die Erscheinung näherte sich den Menschen, von welchen sie gesehen wurde; sie erklärte denselben, daß sie Theoderich sei, weiland König zu Verona, und verkündigte alsdann, daß dem römischen Reiche mannichfaltiges Unglück und Elend bevorstehe. Hierauf verschwand sie aus den Augen der Menschen. Und bald traten Vorgänge ein, welche für die Richtigkeit der Weissagung zu zeugen schienen. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser sei gestorben. Sogleich brach überall ein wildes Volk hervor, welches nur diesen Augenblick erwartet zu haben schien, fiel, hungrigen Wölfen gleich, über Alles her, was zugänglich war, raubte und plünderte mit arger Wuth und beging jeglichen Unfug. Bald freilich zeigte sich, daß das Gerücht falsch gewesen, und die räuberischen Horden kehrten in ihre Burgen und Höhlen zurück; aber sie hatten Angst und Schrecken verbreitet und gezeiget, was zu erwarten war [11].

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser durch diese Vorgänge bewogen worden sei, seinen Bruder, den Herzog Philipp, nach Italien mit dem Auftrage zu berufen, daß derselbe seinen Sohn, den kleinen Friedrich nach Teutschland geleiten, und für die Krönung desselben durch den Erzbischof von Cöln sorgen möchte, damit die Teutschen, Falls er selbst das Leben verlöre, ihren König in ihrer Mitte hätten. Philipp zog über die Alpen, Italien hinab. Vielleicht hatte er die Weisung erhalten, zuvörderst nach Sicilien zu kommen, zu näherer Verabredung. Er kam aber nur entweder nach Montefiascone, nach Viterbo oder nach Rom [12]. Jedes Falles hatte er das Königreich Sicilien noch nicht erreichet, als er die Nachricht erhielt von dem Tode seines Bruders. Diese Nachricht gelangte gewiß nicht zu ihm ohne eine starke Begleitung

von übelen Gerüchten. Wahrscheinlich fehlte es auch an Flüchtlingen nicht, welche dem Zorne der Italiäner zu entgehen suchten. Philipp gerieth in Verlegenheit. Der Zweck seines Aufenthaltes in Italien war verfehlet. Er kam bald zu dem Entschlusse, mit seinem Gefolge nach den Alpen zurück zu kehren ohne seinen Neffen, den kleinen König Friedrich, sei es, daß derselbe schon auf den Befehl seiner Mutter nach Sicilien gebracht war, sei es, daß er für bedenklich hielt, sich mit dem Kinde auf den Weg zu machen, oder sei es, daß er in der Ungewißheit aller Verhältnisse Wechselfälle vorausgesehen habe, bei welchen für ihn selbst die Abwesenheit seines Neffen aus Teutschland wünschenswerth sein könnte [13]. Jedes Falles ist gewiß, zu säumen hatte er nicht. Rings um ihn her erhob sich der Aufruhr; und er, nur von drei Hundert Reisigen begleitet, war weder im Stande, denselben zu bezwingen, noch abzuwehren. In seiner Nähe wurden Menschen niedergeschlagen; selbst aus seinem Gefolge entgingen nicht Alle dem Tode [14]. Die wenigen Tage, welche er zu verweilen wagte, wurden daher angewendet, um einige Anordnung zu der Sicherung Tusciens und seiner übrigen Besitzungen in Italien zu treffen. Alsdann beeilte er seinen Zug, nicht ohne Beschwerlichkeit und Gefahr. Vielleicht hat er die Botschaft von dem Tode des Kaisers nach Teutschland gebracht, wenigstens kann diese Botschaft ihm nicht lange voraus gegangen sein. Und so wie sich die Kunde in Teutschland verbreitete, entstand überall eine große Bewegung, wenn auch nicht in der Weise, wie auf das falsche Gerücht. Die Fürsten des Reiches im Norden wie im Süden, Freunde des Hauses der Hohenstaufen und Feinde, hielten für nöthig zu verhandeln, zusammen zu treten, sich zu besprechen, um eine öffentliche Gewalt aufzustellen, und um Unordnung und Unfug zu verhüten. Jene erhielten von dem Herzoge Philipp den ersten Anstoß; diese wurden getrieben von ihrem eigenen Groll. Ehe aber die Bestrebungen auf dieser Seite oder auf jener zu irgend

einem Ergebniß gelangen konnten, trat ein neues Ereigniß ein, das auf diese Bestrebungen einen sehr großen Einfluß gehabt hat.

Drei Monate nämlich nach dem Tode des Kaisers Heinrich des Sechsten, am Achten Januar's des Jahres ein Tausend ein Hundert acht und neunzig, starb der alte ehrwürdige Papst Cölestin der Dritte, und wurde schwerlich von irgend eines Menschen Haß in die Grube begleitet, aber auch schwerlich von irgend eines Menschen Wunsche, daß er länger gelebet haben möchte. Alsobald versammelten sich die Cardinäle, welche zu Rom anwesend waren, vier und zwanzig an der Zahl, um einen neuen Papst zu wählen. Und in allen diesen ehrwürdigen Männern lebte, wie kaum jemals, nur Ein Gefühl, in allen war nur ein Gedanke: das Gefühl, daß die Zeit schwer sei und schwanger mit neuem Unheile; der Gedanke, daß eben deßwegen der tüchtigste und kraftvollste Priester, dessen sich das Zeitalter zu erfreuen hätte, auf den Stuhl des Apostels erhoben werden müßte, um jenes Unheil von der Kirche Jesu Christi abzuwenden. Auch waren Alle einig über diesen Mann. Und wenn nicht sogleich von Allen der Name desselben genannt wurde, so lag der Grund nur darin, daß in der Versammlung mehre Männer waren, welchen, wegen eines langen frommen Lebens, wegen großer Gelehrsamkeit, wegen ihrer Aufopferung und ihres Kampfes für die Kirche, eine öffentliche Anerkennung ihrer hohen Verdienste gebührte. Sobald aber nur Einer dieser ehrwürdigen Männer, selbst die Würde ablehnend, deren er für würdig erachtet worden, den Namen des Cardinal's Lothar ausgesprochen hatte, erklang dieser Name von Aller Lippen. Einstimmig wurde Lothar zum Papst erwählet.

Lothar, der Sohn eines Grafen von Segni, stammte aus einem alten, obwohl nicht reichen, Geschlechte[15]. Vor sieben und dreißig Jahren zu Rom geboren, hatte er eine furchtbare Zeit durchlebet, und bei der Stellung seiner Familie und bei

seiner Verwandtschaft mit vornehmen Geistlichen, war wohl kaum von seiner Kindheit an irgend Etwas von Bedeutung vorgegangen, das ihm unbekannt geblieben wäre, das nicht seine Gefühle angeregt, nicht seinen Verstand beschäftiget hätte. Die ersten Erinnerungen, die ihm aus seinen frühesten Tagen geblieben sein mögen, sind wohl Wehklagen gewesen über die grausame Zerstörung der königlichen Stadt Mailand durch den Hohenstaufen Friedrich den Rothbart. Als Knabe sah er alsdann diesen furchtbaren Kaiser in Rom selbst eindringen, um, während der rechtmäßige Nachfolger des heiligen Petrus in fernen Landen eine Zuflucht vor der Verfolgung suchte, einen falschen Papst auf den Stuhl des Apostels zu setzen; er sah aber auch, wie die Waffen des Gewaltigen schnell zerbrachen vor der Zuchtruthe Gottes [16], und wie der starke Held zu eiliger Flucht genöthiget war mit seinen kriegerischen Scharen. Als werdender Jüngling hörte er den Ruf durch Italien und durch die Welt gehen: eben jener Kaiser Friedrich habe zu demselben Papste, den er so oft verleugnet, den er so oft abgeschworen, den er so lange in jeglicher Weise verfolget hatte, seine Zuflucht genommen; Alexander habe durch seine Beharrlichkeit, durch sein unerschütterliches Festhalten an den Grundsätzen des apostolischen Stuhles, wie sie von Gregor dem Siebenten entwickelt und gestaltet worden, einen glänzenden Sieg über Friedrich gewonnen; der Kaiser habe in Venedig zu Alexanders Füßen gelegen.

Inzwischen hatte ihn die ewige Stadt selbst erzogen; sie hatte ihn gebildet durch die Ueberreste von Denkmälern alter Größe und Herrlichkeit, und durch die Menge heiliger Werke, mit welchen der apostolische Stuhl umgeben war; auch hatte es wohl nicht an tüchtigen Lehrern gefehlet. So war er fähig geworden, große Gedanken zu fassen und zu verarbeiten. Deßwegen verließ er Rom und Italien, und begab sich nach Paris, damals die Lehrerin der Welt, hoch hervorragend über

alle Städte durch ein großartiges wissenschaftliches Treiben, durch Gelehrtheit, Kunst und feine Sitte. Viele Tausende von Jünglingen strömten zu Paris aus allen Ländern zusammen, um aus dem Born der Wissenschaft zu schöpfen, der hier so stark empor quoll, wohl auch, um ein vornehmes Leben zu leben, und in einer bunten Welt zu entfalten, was die Erde Köstliches hat. Lothar trank in starken Zügen aus jenem Born; er knüpfte zugleich mit vielen Jünglingen, welche durch ihr Geschlecht, durch ihre Verhältnisse, durch ihren Geist von Bedeutung zu werden versprachen, nachhaltige Verbindungen an, und wußte zugleich überall, wie es scheinet, die strengen Grundsätze zu bewahren, nach welchen jeder gute Mensch und vor Allem ein Geistlicher sein Leben einrichten soll. Auch ward er hier mit der Geschichte des heiligen Thomas von Canterbury bekannt, welcher den Tod eines Märterers gestorben war, und alsdann, von der Kirche unter ihre Heiligen aufgenommen, noch im Grabe die höchste Verehrung fand von Vornehmen wie von Geringen, von Geistlichen wie von Laien; Lothar selbst machte eine Pilgerreise zu den Gebeinen des neuen Heiligen. Nachdem er zu Paris sein Verlangen nach Kenntnissen befriediget hatte, und zu der Erklärung der heiligen Schriften und zu der Forschung in der Geschichte der Kirche wohl vorbereitet, auch eingeweihet war in Das, was man damals Philosophie nannte, ging er nach Bologna, dem Sitze der Gelehrsamkeit im römischen Recht und im Rechte der Kirche. Ob er auf jenes, auf das römische Recht, besonderen Eifer gerichtet, mag unausgemacht bleiben; das aber leidet keinen Zweifel, dem Kirchenrechte hat er den größten Fleiß gewidmet. Endlich kehrte er, es ist ungewiß in welchem Jahre, nach Rom zurück, um nunmehr alle seine Kräfte dem Dienste der Kirche zu weihen. Und es konnte ihm nicht fehlen, und es fehlte ihm nicht. Von dem Papste Lucius dem Dritten ward er zuerst mit Geschäften der Kirche betrauet; von Gregor dem Achten erhielt

er die Weihe als Sub-Diaconus; sein Oheim Clemens der Dritte ertheilte ihm, dem dreißigjährigen jungen Manne, die Würde eines Kardinal-Diaconen von der Kirche des heiligen Sergius und Bacchus.

Und Lothar erledigte sich aller Aufträge der Päpste mit Kenntniß, Einsicht und Eifer; er zeigte sich aller Würden würdig. Die Zeit, welche er durchlebt hatte, die Verhältnisse, in welchen er gewesen war, hatten mächtig auf ihn gewirket. Er war seinen Jahren weit voraus geeilet. Als Jüngling war er reich an Erfahrungen wie ein Mann, als Mann wie ein Greis. Dadurch war etwas Unnatürliches in seine Seele gekommen; etwas Herbes, Schroffes, Hartes. Er hatte die Welt niemals mit dem heiteren Auge der Jugend angeblicket, und niemals unbefangen, frisch und fröhlich das Schöne genossen, was das Leben auch in schweren Zeiten zu gewähren vermag; vielmehr hatte er der Welt gegenüber gestanden, abgeschlossen, in sich zurück gezogen, mit einem gewissen Unmuth in der Brust, wenn nicht verwerfend, doch richtend, und meistens tadelnd. Auf diese Weise war er nach und nach zu einer Ansicht von Welt und Leben gelanget, die nichts Erheiterndes, nichts Erfreuliches hatte. Das Treiben der Menschen erschien ihm ein wehes, wüstes Wirren. Aus gemeinem Stoff erzeuget, mit gemeinem Stoff ernähret, schwach, arm, zu jeglichem Mühsale gezwungen, ließen sie sich, wie er wähnte, zu all' ihrem Wirken und Weben nur durch gemeine Leidenschaften bestimmen. Herrschsucht, Ehrgeiz, Wollust und andere Begierden schienen ihm die Quelle ihrer Handlungen; Laster und Sünden das Ergebniß ihres Treibens. Und nirgends, meinte er, fänden sie Ruhe, und nirgends machten sie Rast; das Gewebe von heute sei nur eine Arbeit zur Auftrennung für morgen; ein eiteles Dichten und Trachten sei das Leben, und aller Menschen-Werk verschwimme spurlos in ein wildes Gewoge nichtiger Bestrebungen.

Es konnte nicht anders sein: bei dieser Ansicht mußte Lothar die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit verachten; die Menschen konnten weder seine Theilnahme erregen, noch seine Liebe; er mußte ihnen lieber den Tod wünschen, als das Leben. Aber durch die gräßliche Nacht zeigte sich ihm ein hell erleuchteter Hafen, in welchem ein Jeder, der denselben zu erreichen vermochte, das Ende alles Jammers finden könnte, und reines Glück für Zeit und Ewigkeit, vollkommene Sicherheit vor den Stürmen des Lebens. Dieser Hafen war ihm die Kirche Jesu Christi, erleuchtet von der Lehre ihres göttlichen Stifters. Die Geistlichen waren die Führer der Unglücklichen, welche auf dem öden und bitteren Wogen der Welt nach diesem Hafen sich sehnten. Der Herr des Hafens aber, welcher zuließ und ausschloß, war der römische Bischof, auf dem heiligen Stuhle des Apostels sitzend, hoch erhaben über alle weltliche Herrschaft und Gewalt, die immer nur Irdisches, Eiteles, Nichtiges erstrebe, Alle richtend, keinem Gericht unterworfen. Mit solchen Ansichten übernahm Lothar den apostolischen Stuhl unter den Namen Innocenz des Dritten.

Man hat diesen Papst gar häufig mit Gregor dem Siebenten, dessen Grundsätze über das Papstthum und über das Verhältniß desselben zu der Kirche und zu der Welt er annahm und befolgte, zusammen gestellet; man hat wohl auch beide Päpste aneinander gemessen, und bald Jenen über Diesen, bald Diesen über Jenen gestellet. Mit Unrecht. Gregor und Innocenz haben wenig mit einander gemein, ausgenommen die Grundsätze, welche der Erste aufgestellet, der Andere angenommen hatte, nicht ohne große Mißverständnisse. An Geist und Thätigkeit war Innocenz Gregor dem Siebenten gleich; er übertraf denselben leicht an Kenntnissen; in allem Uebrigen aber stand er tief unter ihm. Gregor ist stets durchdrungen von der Wahrheit seiner Behauptungen und von der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungen; darum stehet er einfach da, ruhig, sich

ſelbſt gleich, ein ſittlich religioſer Held, ſelbſt alsdann noch theilnehmend und mild, wann er die größte Strenge für nothwendig hielt. Innocenz ſtehet beſtändig außer ſeinen Anſichten; er ſcheinet für wahr zu halten, was er zu vertheidigen vermag, oder durch eitele Wortmacherei der Welt anzureden hoffet; er ſpricht unaufhörlich von ſeiner Pflicht, und dienet nicht ſelten der Leidenſchaft. Gregor will nur, eiteler Ehre nicht geizig, die Ehre Chriſti und die Herrſchaft der Kirche; Innocenz erſtrebet ſeine perſönliche Größe, ſeine eigene Herrſchaft; er zeiget ſich im Allgemeinen ohne Liebe, hart und grauſam, und faſt möchte man ſagen, nur im Einzelnen aus Berechnung mildthätig und gut. Die Verſchiedenheit der Umſtände darf freilich nicht überſehen werden; auch iſt zu erwägen, daß, wer eine Gewalt zu gründen beabſichtiget, billiger zu ſein pfleget und ſchonender, als wer im Beſitze der Gewalt jede Verminderung fürchtet, jede Vermehrung erſtreben zu müſſen glaubet. Aber es möchte nöthig ſein, tiefer in Beider Leben hinein zu gehen. Gregor war der Sohn eines Handwerkers, Innocenz der Sohn eines Grafen; Gregor's Wiege hatte in einer Hütte geſtanden, Innocenz hatte ſich in einem Palaſte des erſten Lichtes erfreuet. Jener war bei ſeinem Eintritt in das Leben von der Dürftigkeit, von der Grämlichkeit und dem Mangel empfangen, dieſer hingegen war begrüßet worden von der Bequemlichkeit, dem Ueberfluß und der Fülle [17]. Das Erſte, was Gregor vernahm, ging wahrſcheinlich aus Sorge, Bedrängniß und Noth hervor, wogegen nur Entſagung, Ergebung und Demuth Schutz gewährten, wenn auch das volle Herz zuweilen in Klagen ausbrechen mochte; Innocenz hatte wohl nur eine Umgebung, die von Zorn, Groll, Haß, Ingrim und Rache angefüllet war, und nur Erleichterung fand in Stolz, Geringſchätzung und Hohn. Nun leidet es keinen Zweifel: ein Mann, durch Weisheit und Wiſſenſchaft, durch Gelehrſamkeit und tüchtige Bildung des Geiſtes ausgezeichnet,

ist im Stande, die Eindrücke der Kindheit und Jugend zu überwinden, und sich frei und rein zu erhalten, ein edeler Mensch, hülfreich und mitfühlend, er mag in niederen Kreisen geboren sein oder in hohen. Aber leichter ist es, das Rohe und Gemeine abzuwerfen, ohne des Elendes zu vergessen, das da unten wohnet und wühlet, als sich von den Vorurtheilen loszureissen, die höher herauf klemmen und kleben, von der wollüstigen Aufgeblähetheit und von dem kitzelnden Dünkel. Gregor hatte den Jammer der großen Menschenmasse kennen gelernet, und wünschte, da keine Abhülfe zu finden war, wenigstens eine Minderung des unermeßlichen Unglückes herbei zu führen; Innocenz, genähret mit den Leidenschaften und Lastern der Paläste, hatte das Verlangen, unter den Großen der Größte, unter den Hohen der Höchste zu sein, die große Menschenmasse, die ihm unbekannt war, nicht achtend. Endlich war auch die Bahn, welche beide Männer durchlaufen waren, ehe sie zu dem Sitze des Apostels gelangten, nicht dieselbe. Hildebrand's Bahn war lang, eng und von Hindernissen aller Art unterbrochen; Lothar's Bahn war kurz, breit und bequem. Hildebrand mußte sich seiner Würden durch einen großen Kampf für die Kirche würdig machen, und ihm wurde eine hohe Stellung nur alsdann zugestanden, wenn er sich schon längst zuvor durch That und Arbeit zu derselben emporgeschwungen hatte; Lothar gelangte zu seinen Würden zwar nicht ohne persönliche Würdigkeit, aber ohne kirchliche Verdienste; sie wurden ihm gleichsam entgegen getragen. Daher stand er schon als junger Mann, zur Verwunderung der Welt, auf der höchsten Stufe, zu welcher Hildebrand erst als Greis gelangte, und darum nothwendig ein Anderer, als dieser.

Kaum aber hatte Lothar, mit großer, wahrer oder erkünstelter Bescheidenheit lange die Wahl zum Papst ablehnend, endlich geduldet, daß ihm der Purpur auf die Schulter geleget ward; kaum hatte er die Begrüßung als Papst Innocentius

empfangen, und die Bräuche allzumal, die Weihung ausgenommen [18], überſtanden, welche bei einer ſolchen Feierlichkeit gewöhnlich waren: ſo nahm er den Palaſt vom Lateran in Beſitz, und begann alſobald eine Thätigkeit, welche, wie ſie ſelten geſehen war, ſo die Freunde des heiligen Stuhles begeiſtern, die Feinde erſchrecken mußte. Vor Allem reinigte er den päſtlichen Palaſt. Er entfernte aus denſelben alles Schmarotzervolk, welches ſich dem heiligen Stuhl angehänget hatte, und von den Päpſten aus Eitelkeit, Schwäche oder in Berückſichtigung der Umſtände geduldet worden war. Zugleich führte er, wohl wiſſend, daß eiteles Gepränge auf den Mächtigen kein Licht wirft, ſondern Schatten, die höchſte Einfachheit, welche der Anſtand erlaubte, in Leben und Sitte ein. So ſcheinbar am Weſen haltend vermied er den Schein, und vertrieb die Thorheit durch ſtrengen Ernſt. Dadurch erregte er die Aufmerkſamkeit, die Freude, die Bewunderung zuerſt der Stadt Rom, bald in größeren Kreiſen vieler guten und denkenden Menſchen. Und raſch ging er weiter. Schon am Tage nach ſeiner Weihung begann er einen Kampf für ſeine und des heiligen Stuhles Herrſchaft, wie noch kein Papſt vor ihm gekämpfet hatte.

Der Stuhl des Apoſtels nämlich ſtand um dieſe Zeit auf einer ſehr ſchmalen irdiſchen Unterlage. Von den großen Gütern, welche der römiſchen Kirche ſeit Pipin's des Kleinen Schenkung vermacht worden waren, oder welche die römiſche Kirche zuvor und hernach an ſich zu bringen gewußt hatte, war nur noch ein kleiner Ueberreſt vorhanden, und die weiteren großen Anſprüche, welche von demſelben in früheren Zeiten erhoben worden, waren faſt gänzlich in Vergeſſenheit gerathen. Nicht nur das Vermächtniß der Markgräfin Mathilde befand ſich in der Hand des Hohenſtaufen Philipp, des Herzoges von Schwaben, ſondern auch über die Mark Ancona, die Romagna, den Exarchat Ravenna, Alles, war von den waiblingiſchen

Kaisern zu Gunsten ihrer teutschen Getreuen verfüget worden. Ja der Kaiser Heinrich der Sechste hatte bei seinen Fahrten nach Sicilien an seine Krieger Güter als Lehen hingegeben, welche vor den Thoren der ewigen Stadt lagen, während er über das oberherrliche Verhältniß des Papstes zu dem König reiche Sicilien hinweg gegangen war, als hätte dasselbe niemals bestanden. Und in der Stadt Rom selbst war des Papstes Stellung keineswegs sicher oder gewiß. Während die Kirche Christi, nach ihrer Lehre und dem Bekenntnisse der Gläubigen, auf einem Felsen gegründet war, den die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermochten, saß der heilige Vater, das Haupt dieser Kirche, auf dem Sitze des Apostels, wie auf einer schwankenden Säule, an welcher in den gesellschaftlichen Wirrnissen die Parteien auf dieser Seite und auf jener bald gerüttelt und gebrochen, bald gestoßen und gedränget hatten, um sie zu zerbröckeln oder umzuwerfen. Niemand scheinet gewußt zu haben, wer in Rom zu befehlen, Niemand, wer zu gehorchen hätte. Als Grundsatz mochte festgehalten werden, daß Rom der Kirche gehöre unter der Hoheit, dem Schutz und Schirm des Kaisers. Aber dieser Grundsatz war selten zur Anwendung gekommen. Die beständigen Streitigkeiten zwischen den Kaisern und den Päpsten hatten die Gemüther der Römer herüber und hinüber gezogen, und zuletzt Beiden entfremdet. Seit Arnold von Brescia das Wort von der Freiheit zu ihnen gesprochen hatte, als in den Städten Lombardiens die Fahne der Freiheit erhoben worden, war auch den Römern die Lust angekommen, ein freies gemeines Wesen zu bilden. An Gelegenheiten zu Versuchen hatte es nicht gefehlet; alle Versuche aber hatten sich aufgelöset in ein hohles, verworrenes Getreibe: die Römer vergaßen das Gehorchen und lernten nicht frei zu sein. So geschah es, daß endlich, bis Innocenz zu dem apostolischen Stuhl erhoben ward, alle öffentliche Gewalt in Rom, und in dem kleinen Gebiete in Campanien, welches der

Kaiser Heinrich noch nicht an sich gerissen hatte, auf einem schiefen Dreifuß, nicht ruhete, sondern schaukelte. Die kaiserliche Hoheit sollte ein Präfect der Stadt wahrnehmen, vom Kaiser ernannt, mit dem kaiserlichen Schwert umgürtet, dem Kaiser durch einen Eid verpflichtet; die Päpste walteten durch kirchliche Satzungen und priesterliche Künste, bald mit dem Präfecten und durch ihn, bald demselben entgegen; das Volk von Rom endlich glaubte bald in einem Senate, bald in einem Senator, zuerst durch Männer nach seiner Wahl, zuletzt durch Männer nach des Papstes Wahl ernannt, noch immer den Beamten eines freien Gemeindewesens zu haben. Ein Jeder aber griff, wie immer er vermochte, in den Kreis des Anderen hinüber, weil Niemand die Gränze seiner Geschäfte und seiner Gewalt kannte oder achtete.

Innocenz der Dritte nun beschloß, als er das Papstthum übernahm, diesem elenden Zustande der Dinge alsobald ein Ende zu machen, und zwar, wie sich von selbst verstehet, lediglich zum Vortheile des heiligen Stuhles. Und gewiß war, was er wohl erkennen mochte, niemals ein Augenblick günstiger gewesen, als der gegenwärtige. Der Kaiser war todt. Zu seinem Nachfolger war ein Kind ernannt, das sich nicht in Teutschland befand, sondern auf Sicilien. Teutschland war durch eine lange und große Parteiung zerrüttet, zerrissen, geschwächet. An eine Vereinigung der Teutschen war nicht zu denken. Das Haus der Hohenstaufen war Vielen verhasset, und wurde von Allen beneidet. Der, welcher an der Spitze desselben stand, war ein thatenloser junger Mann, ohne Ansehen, ohne Vertrauen, mit dem Fluche der Kirche beladen [19]. Und alle Italiäner waren von Einem Gefühle durchdrungen gegen die Teutschen, von dem Gefühle des Hasses und der Rache. Auf diese Verhältnisse rechnend, rechnend zugleich auf den begeisternden Eindruck, den seine Erhebung auf den Stuhl des heiligen Petrus, den sein erstes Verfahren als Nachfolger des Apostels

gemacht hatte überall, ließ er am Tage nach seiner Weihung, den Zwei und zwanzigsten Februar's, den kaiserlichen Präfecten der Stadt vor sich erscheinen, entband ihn des Eides, den er dem Kaiser geschworen hatte, und verlangte von ihm, daß er in seine Treue treten, ihm den Eid der Treue schwören sollte. Der Präfect, sei es, daß er sich scheuete, einem solchen Papste zu widersprechen, sei es, daß auch er des Zustandes der Dinge müde war, oder sei es, daß er die Sache der Teutschen in Italien für gänzlich verloren hielt, trug kein Bedenken, das Verlangen des Papstes zu erfüllen. Er sagte dem Kaiser ab, und leistete dem Papste den Eid der Treue [20]. Und in diesem Eide war der letzte Rest der kaiserlichen Hoheit über Rom vernichtet. Mit dem Senator verfuhr Innocenz kürzer. Nachdem das römische Volk, um ein reiches Geschenk zu erhalten [21], dem Papste den Eid der Treue geschworen hatte, setzte derselbe den bisherigen Senator ab, und ließ einen Anderen mit der Besorgung der inneren Angelegenheiten der Stadt beauftragen, der ganz abhing von seinem Willen. Und mit dieser Anstellung war auch der letzte Schimmer von der Selbstherrschaft des römischen Volkes verschwunden. Innocenz schrieb beiden Beamten einen bestimmten Kreis von Geschäften vor; er traf andere Einrichtungen und Anordnungen, welche ihm gut dünkten, und gründete auf diese Weise die päpstliche Herrschaft über Rom in weltlichen Dingen, wie sie längst fest stand in kirchlichen.

Diese Vorgänge in der ewigen Stadt machten überall, wohin sich die Kunde verbreitete, einen tiefen Eindruck. In den Italiänern erregten sie Freude und Hoffnung; in den teutschen Vassallen Schrecken und Angst. Und Innocenz verstand diese Stimmung zu benutzen. Er schickte Abgeordnete, Cardinäle und andere Geistliche, zuerst in die nahe gelegene Gegend, bald weiter und weiter in alle italischen Länder, welche jemals der römischen Kirche wirklich gehöret hatten, oder auf

welche von der römiſchen Kirche Anſpruch erhoben worden war, um dieſelben allzumal zu der Unterwerfung unter die Herrſchaft des apoſtoliſchen Stuhles zu bringen. Der Verſuch gelang nicht überall, aber er gelang vielfältig über alle Erwartung. Die Italiäner jauchzeten den päpſtlichen Bevollmächtigten entgegen, weil ſie in dem heiligen Stuhl eine Macht zu erblicken glaubten, unter deren Schutz ſie ſicher ſein würden vor der harten Herrſchaft der Fremdlinge aus dem Norden. Die teutſchen Lehen-Leute, verwirret und betäubet, leiſteten entweder dem Papſte den Eid der Treue und entſagten eben dadurch dem Kaiſer, oder ſie ſahen ſich genöthiget, ihre ſchönen Beſitzungen aufzugeben und ihre Rettung in der Flucht zu ſuchen. Manche mögen wohl auch ihre Unentſchloſſenheit mit dem Leben gebüßet haben. Markwald von Anewiler [22] jedoch, deſſen ſchon früher gedacht worden iſt, wagte ſich zu widerſetzen, zuerſt mit Liſt, hierauf mit den Waffen. Ein tapferer, kühner Mann, zu Allem fähig, Demjenigen, dem er Treue gelobet hatte, zu jedem Dienſte, zur Ausführung auch des härteſten Befehles bereit, dabei ehrgeizig und gierig nach Belohnung, war Markwald ſchon von dem Kaiſer Friedrich hochgehalten worden; auch hatte er der Fahrt dieſes Kaiſers nach dem heiligen Lande beigewohnet. Nach ſeiner Rückkehr hatte er die Gunſt Heinrich's des Sechſten um ſo leichter gewonnen, je feſter er in Friedrich's Treue geweſen war. Er war des Kaiſers Seneſchal und Truchſeß geworden. Auf den Zügen nach Sicilien hatte er ſich durch Entſchluß und That hervor gethan, und des Kaiſers Grauſamkeiten Theils angerathen, Theils ausgeführet. Für dieſe Thaten und für dieſe Ergebenheit war Markwald zum Herzoge von Ravenna und der Romagna erhoben worden, und zum Markgrafen von Ancona [23]. Und dieſes Land ſollte er jetzt entweder aufgeben, oder von dem Papſte zu Lehen nehmen mit Losſagung von dem Kaiſer oder von dem kaiſerlichen Hauſe. Markwald entſchloß ſich, die Waffen zu verſuchen. Es ent-

ſtand ein wilder und verderblicher Kampf, in welchem er alle Künſte des Krieges anwandte, die er in ſeinem erfahrungsreichen Leben kennen gelernet hatte. Aber zu beſtehen vermochte er nicht. Er mußte mit bezahlten Kriegern kämpfen, und deßwegen waren ſeine Kräfte, Geld und Menſchen bald erſchöpfet. Des Papſtes Mittel hingegen waren unerſchöpflich; für ihn kämpfte ein Volk und darum war ihm der Sieg gewiß. Nach einem Jahre war Alles geendiget, obwohl Markwald, feſthaltend an ſeinen wüſten Entwürfen, auch alsdann noch auf Sicilien, nach dem Tode der Kaiſerin Coſtanza, eine neue Bühne für ſeinen Geiſt und ſeine Kraft zu finden hoffte. So ſtand der neue Papſt Innocenz der Dritte furchtbar da, und zeigte der Welt, was von ihm zu erwarten war.

Viertes Capitel.

Wahl und Krönung zweier Könige: Philipp's, des Waiblingers und Otto's IV., Welfen.

J. 1197 — 1198.

Während die erzähleten Ereigniſſe zu Rom Statt fan
oder von Rom aus durch den neuen Papſt bewirket wurd
während dieſer Papſt, Innocenz der Dritte, ſeinen Blick
jedem Tage weiter warf, und Theils mit der verwittweten K
ſerin Coſtanza unterhandelte, um Sicilien unter die Lehe
Hoheit des apoſtoliſchen Stuhles zurück zu bringen, Theils
Tuscien arbeitete, um endlich zu dem Beſitze der Erbſch
der großen Markgräfin Mathilde zu gelangen; während er a
Teutſchland's nicht vergaß, ſondern mit allen Entwürfen,
hier geſponnen werden möchten, bekannt zu werden ſuchte,
den Vortheil der Kirche überall zu wahren: während die
Vorgänge und Beſtrebungen war auch Teutſchland in gro
Bewegung. Dem Herzoge Philipp erſchien das Vaterland
ſeiner Zurückkunft aus Italien, nach ſeiner eigenen Verſic
rung [1], wie ein von allen Winden aufgeſtürmtes Meer. U
wohl mochte er erſchrecken bei dieſem Anblicke. Denn wer ſol
ſich den Wogen entgegen ſtellen, damit ſie, wie an einem ſt

ken Felsen, brandeten und zerschellten, wenn nicht er selbst, der junge Fürst? Er that, was er vermochte. Er schrieb sogleich an die Fürsten des Reiches, die in Teutschland anwesend waren, daß sie treu zu dem Sohne seines Bruders, des Kaisers Heinrich, halten möchten, welchen sie ja zum Könige gewählet, welchem sie den Eid der Treue geschworen hätten; er selbst sei bereit, die Vormundschaft, auf welche er durch natürliches und gesetzliches Recht Anspruch habe, über den jungen König zu übernehmen, bis derselbe zu dem Alter komme, in welchem er das Reich selbst zu verwalten vermöge. Zugleich lud er sie zur Berathung der öffentlichen Verhältnisse auf das Weihnachtsfest zu sich nach Hagenau [2].

Auf diese Einladung aber erschienen nur die Beamten und Dienstmannen von seinen Besitzungen; außerdem nur wenige Fürsten und Barone. Die Ausbleibenden mögen sich zum Theile gar nicht entschuldiget haben, zum Theil auf mehr als eine Weise. Manche aber erklärten: die Wahl des kleinen Friedrich könne gar nicht in Betracht kommen; sie sei nicht frei gewesen, sondern man habe sich nur zu denselben verstanden, um nicht den Zorn seines mächtigen Vaters auf sich zu laden [3]. Einen Eid der Treue habe man zwar geschworen, aber dieser Eid sei ohne Kraft, weil der kleine Friedrich zu jener Zeit noch nicht getauft gewesen sei. Ueberdieß sei ein Knabe nicht tauglich zu der Regierung des Reiches, und es gezieme sich weder für die Fürsten, noch für das römische Reich, ohne Herrn und Kaiser zu sein. Diesen Gründen trat selbst, wie es scheinet, die Versammlung in Hagenau bei. Also mochte sich Philipp überzeugen, daß es ihm unmöglich sein würde, die Sache seines Neffen aufrecht zu erhalten. Um so leichter mußte ihm der Entschluß werden, nunmehr lediglich für sich selbst zu arbeiten. In der That durfte er wohl glauben, daß, wenn der kleine Friedrich übergangen werden sollte, Niemand mehr als er wie berechtiget, so verpflichtet wäre, das Reich zu erstreben. Er,

des letzten Kaisers Bruder, des vorletzten Sohn, war aus dem Geschlechte, welches man das Königliche nannte, und mag wohl selbst von Schmeichlern und Getreuen, als der angestammte Herr begrüßet worden sein [4]. Auch war er im Besitz alles Schmuckes und aller Zeichen der kaiserlichen Würde [5], welche in früheren Tagen selten ausgeliefert waren, welche vielmehr gewöhnlich die Wahl zu Gunsten Dessen entschieden hatten, in dessen Händen sie sich befanden. Ueberdieß konnte kein Fürst des Reiches sich eines solchen Reichthumes an Land und Gut, kein Fürst sich einer solchen Macht rühmen, als deren er sich erfreuete [6]. Endlich konnte er sich nicht verhehlen, daß er, wenn er nicht den Thron behauptete und von der Höhe desselben herab seine Länder und Besitzungen schirmte, leicht zu einem der geringsten Vasallen des Reiches hinabgewürdiget werden dürfte: denn wo in diesen Zeiten Etwas zu erwerben, zu gewinnen, zu rauben war, da pflegte es niemals an lüsternen Seelen, niemals an ausgestreckten Händen zu fehlen [7]. Gegen das Haus der Hohenstaufen aber hatten sich große Leidenschaften, edele und unedele, erhoben, und auf die ausgedehnten Besitzungen dieses Hauses waren viele gierige Blicke gerichtet. Deßwegen wurde beschlossen, daß sie Alle, Philipp und seine Anhänger, nunmehr in einem anderen Sinne auf die Fürsten des Reiches einzuwirken versuchen sollten, damit in einer neuen Versammlung die Entscheidung erfolgen könne [8].

Inzwischen aber wurden zwei andere Versammlungen gehalten, die eine von einem Fürsten mit Berufung auf sein Recht veranstaltet, die andere vielleicht auf Philipp's Betreiben veranlasset, und diese beiden Versammlungen führten zu so wichtigen Entscheidungen, daß mehre andere, welche vor und nach denselben Statt gehabt haben mögen, ihre Bedeutung verlieren [9]. Der Erzbischof Adolf von Cöln nämlich, welcher den Erzbischof Johann von Trier gewonnen zu haben glaubte, behauptete, daß ihnen Beiden, ohne Zweifel, weil der Erzbi-

schof Konrad von Mainz, der Wittelsbacher, sich noch im heiligen Lande befand, die Leitung der Königs-Wahl zukomme. Deßwegen berieth er sich zu Andernach mit eben jenem Erzbischofe von Trier, mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen, mit anderen Bischöfen, Grafen und vornehmen Herren [10]. Er selbst war, wie das Haupt, so die Seele der Versammlung. Aus einem großen Geschlecht in Westphalen stammend, zeichnete er sich aus durch einen raschen Verstand und eine seltene Gewandtheit, so daß er der Verschlagenheit, ja der Arglist verdächtig ward; an Herrschsucht aber und Habgierde war er wie die Uebrigen. Seinem Stuhle war an Macht und Mitteln kein anderer Bischofs-Stuhl in Teutschland gleich. Dieses Uebergewicht hatte Adolf's Vorgänger in dem Erzbisthume, Philipp, bei dem Sturze Heinrich's des Löwen, wie erzählet worden ist, durch den Kaiser Friedrich erhalten: denn Philipp war dem Kaiser in dem Kampfe gegen Heinrich zu jeglicher Hülfe bereit gewesen. Aber Philipp's Wohlwollen und Anhänglichkeit hatte der Kaiser nicht gewonnen; vielmehr hatte dem Priester ein starker Haß gegen den Kaiser ergriffen, weil er zu dem Glauben gekommen war, der Kaiser habe die Absicht, ihm nach dem Siege zu entreissen, was er ihm vor dem Siege verliehen hatte. Sein Haß war auf Heinrich den Sechsten übergegangen, und Adolf hatte denselben mit dem erzbischöflichen Stuhl übernommen. Deßwegen hatte er sich auch geweigert, dem Sohne Heinrich's des Sechsten, dem kleinen Friedrich, den Eid der Treue zu leisten. Erst später, als der alte Papst Cölestin Nichts wagte und kein teutscher Fürst sich rührte, weder ein geistlicher noch ein weltlicher, hatte er sich durch den Herzog Philipp bewegen lassen, dem kleinen Friedrich zu schwören. Der neue Papst Innocenz der Dritte aber schien gut machen zu wollen, was Cölestin gefehlet hatte. Also schien der Augenblick gekommen zu sein, den Hohenstaufen endlich den Thron zu entreissen. Und in diesem Sinne leitete der Erzbischof Adolf die Versamm-

lung zu Andernach. Es wurde beschlossen, der Herzog Berthold von Zäringen, an dessen feindseliger Gesinnung Niemand zu zweifeln vermochte, sollte zu dem Throne des teutschen Reiches erhoben werden. Um diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, ward eine neue Versammlung festgesetzet, zu welcher Berthold selbst, so wie alle Fürsten des Reiches eingeladen werden sollten. Man sollte sich in der letzten Woche Februar's in Cöln vereinigen, damit die Versammlung am Ersten des Märzes eröffnet werden könnte [11].

Aber zu der Versammlung in Cöln fanden sich nur wenige Fürsten ein [12]. Unter denselben war der Herzog Berthold; der Herzog Bernhard von Sachsen hingegen blieb aus. Daher verschob man das große Werk, das man vorhatte. Unterdeß lief die Nachricht ein: zu Erfurt und Arnstadt seien viele, besonders sächsische, Fürsten versammelt, welche in dem nahen Ichtershausen gemeinschaftliche Besprechungen wegen der Wahl eines neuen Königes hielten [13]; an der Spitze dieser großen Versammlung stehe der Erzbischof Ludolf von Magdeburg; der Erzbischof Hartwig von Bremen sei gleichfalls anwesend, und selbst der Herzog Bernhard von Sachsen. Durch diese Nachricht wurde der Erzbischof Adolf, so wie Alle, die sich in Cöln befanden, überraschet. Denn da die sächsischen Fürsten größtes Theiles Besitzungen und Güter, welche dem welfischen Hause entrissen waren, aus der Hand des Kaisers Friedrich empfangen hatten, so war zu fürchten, daß sie dem Sohne Friedrich's, dem Herzoge Philipp von Schwaben, den Vorzug geben würden vor allen anderen Fürsten des Reiches. Deßwegen sandte Adolf alsobald den Bischof Hermann von Münster mit einigen anderen vornehmen Herren nach Erfurt [14]. Hermann sollte die versammelten Fürsten ersuchen, daß sie doch nicht in ihrer, Adolf's und der Seinigen, Abwesenheit eine Wahl vornehmen, sondern daß sie einen Ort bestimmen möchten, wohin auch sie kommen könnten, um mit ihnen gemein-

schaftlich einen tüchtigen, Gott wohlgefälligen Kaiser und Schirmherrn der Kirche zu erwählen [15]. Als aber der Bischof Herman nach Erfurt kam, war schon die Wahl entschieden. Die Versammlung, in welcher Abgeordnete und Freunde von dem Herzoge Philipp nicht gefehlet [16], hatte sich zwar einen Augenblick mit den Gedanken beschäftiget, dem Herzoge Bernhard von Sachsen die Krone des teutschen Reiches zu ertheilen, aber wohl kaum in ernstlicher Absicht, sondern lediglich um dem sächsischen Fürsten, welcher zwar in Andernach gewesen, aber nicht nach Cöln gegangen war, eine Artigkeit zu erweisen [17]; und Bernhard, durch frühere große Erfahrung belehret, überdieß nunmehr am Körper, wie am Geist Etwas unbeweglich, war klug genug, die Ehre abzulehnen, wohl erkennend, daß er die Last, welche man auf seine Schulter legen zu wollen schien, nicht zu tragen vermochte [18]. Herauf hatte die Versammlung ausgesprochen, daß der Herzog Philipp von Schwaben König der Teutschen sein sollte. Es war geschehen, wahrscheinlich, am Sechsten des Monates März [19].

Der Bischof Hermann brachte diese Nachricht nach Cöln. Sie erschütterte die Versammlung. Der Erzbischof Adolf war um so mehr aufgebracht, da die sächsischen Fürsten sich erkühnet hatten, in Thüringen einen König zu erwählen, und an ihm und an dem Erzbischofe von Trier vorüber zu gehen, als brauchte man sie, die ersten geistlichen Fürsten des Reiches, gar nicht zu beachten. Diese Geringschätzung vermochte er nicht zu ertragen. Auch konnten die Folgen hart für ihn werden. Der Herzog Philipp hatte schon an die Versammlung zu Andernach, er hatte auch an die gegenwärtige Versammlung zu Cöln Abgeordnete gesendet, um jene wie diese von jedem Vorschritte zu seinem Nachtheil abzumahnen, und man hatte seine Abmahnung verschmähet. Es war vorauszusehen, daß Philipp, wenn ihm das Reich übergeben würde, eine solche Kränkung vielleicht in Worten verzeihen, in der That aber nimmer vergessen würde. Adolf hielt

daher feſt an ſeinem Gedanken, daß Berthold von Zäringen zu dem Throne der Teutſchen erhoben werden müßte. Aber mit der bloßen Wahl einer ſo kleinen Verſammlung, als ſich zu Cöln befand, war es nicht mehr gethan. Der neue König mußte mit den Waffen in der Fauſt auftreten, um der Wahl alſobald Nachdruck zu geben und die Abholden und Widerſpänſtigen zu ſeiner Anerkennung nöthiges Falles zu zwingen. Alſo wurde ein Vertrag abgeſchloſſen zwiſchen der Verſammlung und dem Herzoge Berthold von Zäringen. Berthold verſprach, heim zu gehen in ſein Land, ſchnell ein Heer zu verſammeln und mit demſelben zurück zu kehren: an einem beſtimmten Tage wollte er in Andernach ſein [20]. Er beſchwur dieſes Verſprechen, und ſtellte zwei Neffen, Grafen von Urach, als Geiſſel für die Erfüllung ſeines Eides. Auch ſoll er ſechs Tauſend Mark Silbers aufgewendet haben [21], ohne Zweifel in der Abſicht, daß während ſeiner Abweſenheit für ihn geworben und gewirket, überhaupt vorbereitet werden ſollte, was nöthig war; endlich mag Dieſer und Jener eine Entſchädigung für ſeinen Aufwand erhalten haben, damit er nicht laß würde in ſeinem Eifer. Dagegen ſchwuren ihm, dem Herzoge Berthold, der Erzbiſchof und die übrigen Fürſten und Herren, daß auch ſie an dem beſtimmten Tage zu Andernach ſein, und ihn zum König erwählen wollten.

Während aber auf dieſe Weiſe der Erzbiſchof Adolf gehemmet ward auf ſeiner Bahn, ſcheinet eine Verſammlung der Fürſten aus dem ſüdlichen Teutſchland, beſonders aus Franken und Baiern, Statt gefunden zu haben. Zu derſelben mögen auch Fürſten aus Sachſen und anderen Theilen des Reiches erſchienen ſein; zu derſelben mag ſich der Herzog Philipp begeben haben. Auch hier ſcheinet derſelbe Anfangs noch immer die Sache ſeines Neffen des kleinen Friedrich in Erinnerung gebracht zu haben, aufrichtig, wie er ſelbſt verſichert, mit verſtellter Seele, wie ſeine Gegner vermuthet haben. Die Verſammlung indeß, von den Vorgängen zu Erfurt unterrichtet, erkannte

den Herzog Philipp gleichfalls an als den König der Teutschen [22]. Philipp jedoch verschob selbst jetzt noch, als König aufzutreten. Obwohl überall für ihn mit Geld und Verheissungen gewirket wurde, so bewahrte er doch für und für das Ansehen, als geschehe Alles wider seinen Willen. Er schien selbst nicht zu achten, daß man die höhnenden Worte gegen ihn aussprach: er habe nicht den Muth, das Reich zu übernehmen. Und gewiß hatte er gute Gründe. Seine Angelegenheit war ja in so raschem Laufe, daß er wohl die Hoffnung fassen durfte, er werde mit Klugheit und Mäßigung in kurzer Zeit an das Ziel gelangen; er werde die Stimmen aller teutschen Fürsten vereinigen, ohne sich den Wechselfällen eines Kampfes um das Reich im Reiche auszusetzen. Ein übereilter Schritt hingegen konnte ihm große und mannichfaltige Gefahr bringen: denn ihm standen noch drei oder vier Feinde gegenüber. Zuvörderst hatten der Bischof von Strasburg und ein Graf von Dachsburg eine offene Fehde wider ihn begonnen, um einen Bruder des Bischofes zu rächen, welchen Otto, Philipp's Bruder, gefangen genommen und aufgeknüpfet hatte. Sie verwüsteten die hohenstaufischen Besitzungen bis vor die Thore von Hagenau [23]. An sich selbst war diese Fehde von geringer Bedeutung für den mächtigen Herzog, aber sie konnte von Bedeutung werden bei der Verwickelung der Verhältnisse. Zweitens war dem Herzoge die Verabredung nicht unbekannt geblieben, welche zu Cöln zwischen dem Herzoge Berthold und dem Erzbischof Adolf getroffen worden war. Kam es zu einem Kriege mit diesen Fürsten, so konnte ein einziger Unfall alle seine Hoffnungen vernichten. Endlich mochte Philipp in nicht geringer Besorgniß sein wegen des neuen Papstes Innocenz des Dritten. Von der Wahl, von der Weihung, von den ersten Handlungen desselben hatte er ohne Zweifel Kunde erhalten. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Innocenz nicht nur ein Mann sei, der entschlossen und scharf in die Verhältnisse hinein zu

greifen wage, sondern auch ein Mann, der eine große Gewalt über die Seelen der Menschen auszuüben verstehe. Auch war weder er selbst, noch irgend ein Anderer darüber in Zweifel, daß Friedrich's des Ersten und Heinrich's des Sechsten Verfahren gegen die Päpste, zwischen dem heiligen Stuhl und dem Hause der Hohenstaufen eine Feindschaft begründet, welche zwar von Zeit zu Zeit aus Klugheit verläugnet werden mochte, aber niemals ausgetilget werden konnte. Innocenz war bisher auch nur als der Feind aller kaiserlichen Gewalt über Rom, als der Feind aller weltlichen Herrschaft aufgetreten; seine Angriffe jedoch waren zunächst gegen das Haus der Hohenstaufen gerichtet gewesen. Und ihn selbst, den Herzog Philipp, hatten sie im Besonderen getroffen, diese Angriffe. Er hatte als Herzog von Tuscien sich, im Geiste seines Vaters und seines Bruder's, gewaltthätige Zugriffe auf die Güter der römischen Kirche erlaubet, bis zu den Schwellen der Apostel hin. Dafür aber war er mit dem Banne der Kirche gefesselt. Was Innocenz schon jetzt an den heiligen Stuhl zurück gebracht hatte, war zunächst ihm entrissen; was er am Eifrigsten zurück zu bringen strebte, das Erbe der Markgräfin Mathilde, sollte ihm entrissen werden. Wie sehr aber den Bewohnern Italiens die Herrschaft der Teutschen, wie sehr ihnen die Hohenstaufen verhasset waren, deß war er ja selbst Zeuge gewesen. Daher war voraus zu sehen, daß, wenn er, Philipp, nicht von allen teutschen Fürsten einstimmig als König begrüßet, sondern wenn neben ihm ein Anderer mit dem königlichen Namen auftreten würde, wer immer er sein mochte, der Papst Innocenz zuverlässig die ganze Macht der Kirche aufbieten werde, um ihn und sein Haus zu stürzen, oder Falls dieser Versuch mißlänge, doch den Bürger-Krieg in Teutschland so lange zu nähren, bis er alle Gewalt, wie über die kirchlichen, so über die weltlichen Dinge an den Stuhl des Apostels gebracht hätte.

Indem aber Philipp, aus diesen oder anderen Gründen,

in seiner Weigerung, den königlichen Namen anzunehmen, beharrte, trugen sich fast gleichzeitig zwei Dinge zu, die wohl geeignet waren, ihn gänzlich zu beruhigen.

Zuerst nämlich gelang es ihm, den Herzog Berthold von Zäringen, der als Gegen-König wider ihn aufzutreten gelobet hatte, auf seine Seite zu ziehen, und denselben zu bewegen, das Herzogthum von ihm zu Lehen zu nehmen. Wie dieses Einverständniß zu Stande gekommen, wird uns nicht berichtet. Wir erfahren nur, daß es den Herzog Philipp eilf Tausend Mark Silbers gekostet habe. Das ist möglich, aber es ist nicht wohl zu begreifen, wie Berthold durch diese, allerdings große, Geldsumme allein so geblendet worden sei, daß er die Geisseln, welche er gestellet, zu vergessen, und den Eid, den er geleistet, unter die Füße zu treten vermocht habe. Vielmehr scheinen Berthold's Natur und Art die Entscheidung gegeben zu haben. Obwohl ein tapferer Mann, war er doch kein Feldherr; deßwegen scheuete er den Krieg, und zog, wie gern er auch erwerben mochte, eine friedliche Waltung vor. Die Königskrone, die ihm von Andernach aus angeboten worden, mag ihn gelocket haben: wer weiß denn auch, was der Erzbischof Adolf ihm angezeiget, was er ihm für Aussichten eröffnet hat. So war er nach Cöln gekommen. Hier ohne Zweifel als künftiger König gehalten und gefeiert, ließ er sich Anfangs vielleicht gern die Huldigungen gefallen, die ihm dargebracht wurden; später, als man von der Voreiligkeit der sächsischen Fürsten Nachricht erhielt, hat er wohl nicht umhin gekonnt, den Zorn zu theilen, welcher den Erzbischof Adolf, welcher die ganze Versammlung ergriff. Die herrschende Leidenschaft entriß ihm seinen Eid und sein Geld. Auf der Rückkehr in sein Land mag aber die Besinnung zurück gekehret sein. Er mußte wohl erkennen, daß das Versprechen, mit einem Heer in Andernach zu erscheinen, nicht leicht zu erfüllen sein würde. Ward er aber auf dem Zuge geschlagen: so war es nicht nur um die Krone geschehen,

ſondern vielleicht auch um Land und Leute. Die Zuſtimmung der Fürſten im ſüdlichen Teutſchland zu Philipp's Wahl mag endlich den Ausſchlag gegeben haben. Sie zerſtörte ihm, bei der Lage ſeiner Beſitzungen, den letzten Schimmer der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg. Und da nun der Herzog Philipp ihm freundlich entgegen kam, ſo ergriff er die Hand deſſelben, um nicht dem ganzen ſüdlichen Teutſchland und einem großen Theile des nördlichen feindlich gegenüber zu ſtehen, er allein. Das Geld, das Philipp darbot, nahm er wohl gern, um ſeine Auslagen erſetzet zu erhalten; er handelte wohl auch und nahm gern fünf Tauſend Mark mehr, als er hinweg gegeben: die Loskaufung ſeiner Neffen, welche als Geiſſel in Adolf's Gewalt waren, gab einen guten Vorwand, obgleich verſichert wird, daß er dieſelben nicht ausgelöſet habe [24]. Uebrigens iſt er in der Habgierde, deren er beſchuldigt worden [25], den übrigen Fürſten ſeiner Zeit nicht eben voraus geweſen. Philipp aber mag ſich des Handels gefreuet haben, weil er glauben durfte, mit demſelben auch die Entwürfe des Erzbiſchofes Adolf verwirret, ja zu Schanden gemacht zu haben.

Zweitens kam zu derſelben Zeit der Biſchof von Sutri, ein Teutſcher von Geburt, nach Teutſchland mit einem Schreiben des Papſtes Innocenz an die Biſchöfe, daß ſie dafür ſorgen ſollten, dem Erzbiſchofe von Salerno, der auf Heinrich's des Sechſten Befehl der Augen beraubet und nach Teutſchland geſchleppet worden war, ſo wie den übrigen Gefangenen, welche derſelbe König aus dem Königreiche Sicilien ins Elend geführt hatte, die Freiheit und die Erlaubniß zu verſchaffen, nach Italien zurück zu kehren; nöthiges Falles ſollten ſie Diejenigen, in deren Haft ſich jene unglücklichen Männer befänden, mit dem Bannfluche der Kirche, ja das ganze Land mit dem Interdicte bedrohen. Zugleich aber hatte der Biſchof auch den Auftrag, den Herzog Philipp von der Pflicht, in Rom zu er-

ſcheinen, um die Löſung vom Banne zu bewirken, zu entbinden, und dieſe Löſung öffentlich auszuſprechen, ſobald derſelbe den Erzbiſchof in Freiheit geſetzet und nach dem Brauche der Kirche einen Eid geſchworen haben würde, daß er in allen Dingen, wegen welcher er mit dem Bannfluche der Kirche beleget worden, den apoſtoliſchen Befehlen Gehorſam leiſten wolle. Der Biſchof erſchien in Worms, wohin Philipp die Herren und Vaſſallen aus Schwaben beſchieden hatte, welche ſchon zum Weihnachts-Feſte in Hagenau um ihn verſammelt geweſen waren. Philipp eilte nach Worms, und begab ſich alſobald zu dem Abgeordneten des heiligen Vaters, dem ehrwürdigen Biſchof von Sutri. Und der Biſchof wurde von des feinen Jünglinges Sitten, Worten und Weiſen ſo mächtig ergriffen, daß er die päpſtliche Vorſchrift entweder vergaß oder umgehen zu dürfen glaubte. Er vergaß, daß er nicht dem Herzoge Philipp gegenüber ſtand, an welchen er geſendet worden war, ſondern dem Herzoge Philipp, den die meiſten Fürſten und Herren des Reiches als den König der Teutſchen begrüßet hatten. Er vergaß auch, daß er den Herzog erſt alsdann, und zwar öffentlich, des Fluches entbinden ſollte, nachdem derſelbe den Erzbiſchof von Salerno in Freiheit geſetzet und dem apoſtoliſchen Stuhle durch einen Eid Gehorſam gelobet hätte. Sobald von Philipp die Befreiung des Erzbiſchofes und der übrigen Gefangenen verheiſſen, und die übrigen Forderungen einfach verſprochen worden waren, erklärte der Biſchof den Fluch in der Stille für gelöſet, und bewies ſich dem jungen Fürſten freundlich, ergeben, förderlich in jeglicher Weiſe [26]. Sei es nun, daß Philipp gedacht habe, der Biſchof handele nach den Vorſchriften und in der Abſicht des Papſtes, oder ſei es, daß er dafür gehalten, der Papſt werde und müſſe wenigſtens genehmigen, was durch ſeinen Bevollmächtigten geſchehen war: gewiß iſt, Philipp glaubte nunmehr überwunden zu haben. Deßwegen bedurfte es nur eines kühnen Wortes, um ihn zur Entſchei-

dung zu bringen. Dieſes Wort ſprach der Biſchof von Conſtanz und Abt von Reichenau aus, Diethelm von Krenkingen, und alle Fürſten, Grafen und Barone aus Schwaben ſtimmten demſelben bei. Alſo nahm der Herzog Philipp am Fünften April's den königlichen Namen an, und zeigte [27] ſich dem Volke mit einer Krone auf dem Haupte [28]. Uebrigens ließ Philipp den Erzbiſchof von Salerno alſobald in Freiheit ſetzen; die übrigen Gefangenen wurden auch, nach und nach, auf Verwendung der Kaiſerin Coſtanza und Philipp's eigener Gemahlin, gleichfalls der Freiheit zurück gegeben, und ſelbſt Sibylla, Tancred's Wittwe, entkam mit ihren Töchtern, vielleicht durch Irene's Begünſtigung, der Haft, und rettete ſich nach Frankreich. Nur von dem Sohne derſelben, dem kleinen König Wilhelm, iſt keine Rede. Es iſt zu hoffen, daß er ſchon durch den Tod befreiet geweſen ſei von ſeinem ungeheueren Unglücke.

Aber Philipp war noch nicht ſo weit, als er zu ſein geglaubet hatte. Was ſeinen bisherigen Bemühungen und Künſten nicht gelungen war, das gelang auch dem königlichen Namen nicht. Wegen des großen Feindes in der Ferne, des Papſtes Innocenz, blieb er zwar noch lange in Ungewißheit; der Feind in der Nähe hingegen, der Erzbiſchof Adolf von Cöln, zauderte nicht. Adolf nämlich und die übrigen Fürſten, die zu Cöln vereiniget geweſen waren, hatten ſich zu der beſtimmten Zeit, von ihren Dienſtleuten begleitet, bei Andernach eingefunden; ſie hatten große Vorbereitungen getroffen, und harrten nun mit Verlangen auf die Ankunft des Mannes, der zum Könige beſtimmet war, des Herzoges Berthold von Zäringen. Der Herzog aber blieb aus. An ſeiner Statt lief das Gerücht ein, daß derſelbe von Philipp Geld genommen, und dieſen Fürſten als König anerkannt habe. Das Gerücht erregte Zweifel, Unmuth, Zorn, Ingrimm. Bald aber erſchienen von Philipp Abgeordnete, welche nicht nur das Gerücht beſtätigten,

sondern auch den Versuch machten, die versammelten Fürsten zu ihres Herrn Namen zu bringen. Sie boten dem Erzbischofe von Trier zwei Tausend Mark Silbers; sie boten dem Erzbischof Adolf eine viel größere Summe; sie boten beiden Priestern und allen Fürsten und Herren die schönsten Verheissungen. Der Erzbischof von Trier, ein Mann ohne Halt und Kraft, wurde wankend; in Anderen mag wohl auch eine gewisse Lüsternheit erwacht sein; Adolf aber, der Erzbischof von Cöln verwarf, obgleich so geldgierig, wie irgend ein Anderer, mit Verachtung jegliche Anerbietung. Er war zu aufgebracht über Berthold's feige Eidbrüchigkeit. Er schämte sich überlistet zu sein. Seine Seele ertrug die Demüthigung noch nicht, daß er hinter dem Wagen hergezogen werden sollte, dem er, ein kühner Lenker, das Geleise anzuweisen gehoffet hatte. Auch mag er wohl kein Vertrauen zu dem Hohenstaufen gehabt haben. Sein Vorgänger Philipp hatte große Erfahrungen gemacht. Endlich war Adolf klug genug, die Gesinnung des Papstes Innocenz zu durchschauen. Er mußte fürchten, daß ihm, während er mit Philipp ein zweideutiges Abkommen träfe, das Vertrauen des Papstes verloren gehen würde für immer [29]. Jedes Falles ist gewiß: Adolf machte sogleich noch einen neuen Versuch, von welchem er, weil es ein Versuch der Verzweifelung war, schwerlich einen glücklichen Erfolg erwartet hat, welcher jedoch wohl geeignet war, sowohl dem Herzoge Philipp manche Verlegenheit zu bereiten, als dem Papst einen Hebel darzubieten zur Erschütterung des Hauses der Hohenstaufen. Er beschloß, einen Welfen als Gegen-König aufzustellen; und weil Heinrich's des Löwen ältester Sohn, der Herzog und Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, sich im heiligen Lande befand und keine Zeit zu verlieren war, so schlug er den zweiten Sohn desselben, Otto, vor zum Könige der Teutschen.

Otto, ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren oder zwei und zwanzig [30], war, wie früher erzählet worden ist, mit

seinem jüngeren Bruder Wilhelm dem Kaiser Heinrich dem Sechsten, als Geissel überliefert worden für seinen Oheim, den König Richard von England. Aus der harten Haft des Kaisers war er erst nach seines Vaters Tode entlassen. Hierauf hatte er sich zu dem Oheime begeben, und war von Richard auf das Herzlichste und Freundlichste empfangen worden. Erst jetzt, rief der König aus, fühle er sich wahrhaftig frei. Und bald verwandelte sich die Freude über den werdenden Jüngling, der für ihn gelitten und geduldet hatte, in eine innige Zuneigung. Richard mochte in dem Neffen sich selbst wieder erkennen und zugleich den Vater, Heinrich den Löwen. Denn Otto hatte, neben dem Stempel des Welfischen Hauses, welcher ihm von der Natur aufgedrücket war, eine schöne, schlanke Gestalt, einen nervigten Bau, ein kräftiges Wesen. Er war rasch zur That, und tapfer bis zur Kühnheit, wenn seine Leidenschaft aufgereget ward; aber er war auch nachlässig, saumselig, gleichgültig. Er ließ manche günstige Gelegenheit vorüber laufen, ohne sie zu ergreifen, und schauete ohne Reue der entflohenen nach[31]. Richard hatte ihm zuerst die Grafschaft York gewähret[32], bald aber, in seinen Besitzungen in Frankreich, die Grafschaft Poitou, und dieser Grafschaft hatte er später noch das Herzogthum in Aquitanien hinzu gefüget[33]. Jetzt scheinet er, während der Verhandlungen über die Wahl eines neuen Königes, seinen Neffen und Liebling dem Erzbischof Adolf von Cöln empfohlen zu haben: wenigstens hatte in dieser Zeit ein Verkehr zwischen Adolf und Richard, schon seit Richard's Rückkehr aus Heinrich's des Sechsten Haft nach England befreundet, Statt gefunden, und Richard soll die Wahl seines Neffen durch Geschenke und Widmungen gefördert haben. Wie es aber auch mit dieser Einwirkung des Königes gewesen sein mag: auf Adolf's Vorschlag wurde der Welfe Otto von den versammelten Fürsten und Herren zum Könige bestimmt, und zwei Grafen, von Dachsburg und Lei-

ningen, wurden nach England gesendet, wo sich Otto bei seinem Oheim befand [34], um denselben von seiner Erwählung zu benachrichtigen, und einzuladen, daß er alsobald nach Teutschland kommen, und sich zur Annahme der Krone und des Reiches bereit erklären möchte. Otto zeigte sich bereit, oder, was wahrscheinlicher ist, der König Richard, sein Oheim, durch den Gedanken an die hohe Würde des Kaiserthumes bewogen, vielleicht auch durch seinen Haß gegen das Hohenstaufensche Geschlecht bestimmet, bestand darauf, daß er den Thron endlich in Besitz nehmen sollte, der dem Geschlechte desselben, dem Geschlechte der Welfen schon vor zwei Menschenaltern gebühret hätte; und er selbst, der Jüngling Otto, ging um so leichter in den Willen des Königes ein, da er nicht das Mindeste gethan hatte, weder durch Wort noch durch Werk, um die Wahl auf sich zu lenken. Der Einladung gemäß zog er zu Anfange des Monates Mai, von einem glänzenden Gefolge umgeben, der Stadt Cöln zu; und damit ihm hier ein freundlicher Empfang zu Theil werden möge, hatte sein Oheim eine Menge von Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten auf vielen Saumthieren mitgesendet [35].

Inzwischen hatten sich zu Cöln, wie es scheinet, mehre Fürsten versammelt, als zuvor gegenwärtig gewesen waren. Ihre Zahl jedoch ist nicht anzugeben. Jene Fürsten nämlich, welche nach dem heiligen Lande gezogen waren, hatten sogleich, als die Nachricht von Heinrich's des Sechsten Tode zu ihnen kam, in Ueberlegung genommen, was nun zu thun sein möchte. Sie waren sämmtlich, ihren Aeußerungen nach, der Meinung, daß man an dem Sohne des Kaisers, dem kleinen Friedrich, halten müsse, dem man ja die Nachfolge im Reiche durch Wort und Eid zugesaget hätte. Die Meisten aber faßten auch den Entschluß, sobald als möglich nach dem Vaterlande zurück zu kehren, der Eine, weil er für nöthig halten mochte, seine Lehen zu sichern, der Andere, weil er größere Entwürfe in sich trug,

Philipp nicht zuvor gekommen, möchte schwer zu erklären sein. Seit einem halben Jahre befand er sich wieder im Vaterlande. Je aufgestürmter er dieses Vaterland fand, desto mehr hat er doch wohl die Nothwendigkeit einer bereiten Macht erkennen müssen, gleichviel, ob er die Sache seines Neffen zu führen gedachte, oder die Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen vorhatte. Bei seinen eigenen großen Besitzungen, bei den unermeßlichen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, konnte ihm doch nicht schwer werden, diese Macht aufzubringen. Man begreifet, daß er Anfangs der Entwickelung der Dinge zusah; man begreifet, daß er, wie oben bemerket worden ist, Anstand nahm, sich den königlichen Namen beizulegen. Aber man begreifet nicht, warum er noch zauderte, von seiner Macht Gebrauch zu machen, nachdem er als König den Gruß von dem größten Theile der teutschen Fürsten angenommen hatte, und nun keine Feinde gegen sich über sah, als die Wenigen, die in ihrem Lager zu Cöln selbst eines Anführers entbehrten. Wir sind freilich nur unvollkommen unterrichtet, nach den Ueberlieferungen jedoch, die vor uns liegen, wird man kaum umhin können, entweder dem Könige Philipp einer großen Saumseligkeit zu zeihen, oder ihm ein nur geringes Selbstvertrauen zuzuschreiben, oder endlich anzunehmen, daß seine Mittel weniger groß gewesen, als sie gewesen zu sein scheinen. Denn Philipp that in dem Monate April Nichts von Bedeutung. Er wirkte im Stillen und warb im Geheimen, um die Ungewissen zur Entscheidung zu bringen, um die Abholden zu sich herüber zu ziehen, um Diejenigen, die schon auf seiner Seite standen, zu bestärken und zu befestigen in ihrer Treue. Aber eine öffentliche Macht zeigte er nirgends. Und zumeist waren seine Bestrebungen auf die Nieder-Lande gerichtet, deren Fürsten und Städte er seinen Gegnern zu entfremden und für sich zu gewinnen suchte. Keine Stadt aber konnte ihm mehr am Herzen liegen, als die Stadt Aachen, weil seine Krönung

über dem Grabe, auf dem Stuhle Karl's des Großen, bei der Lage der Dinge, eines tiefen Eindruckes auf die Gemüther der Menschen nicht verfehlen konnte. Und selbst diese Stadt hat er nicht zu erreichen vermocht, kaum zu sichern versuchet.

Otto aber, sobald er zu Cöln den Gruß als König angenommen hatte, ließ es seine erste Sorge sein, nach Aachen zu ziehen: vielleicht hatte man in Erfahrung gebracht, daß Philipp endlich denselben Gedanken verfolgte. Er zog hin mit den Seinigen; allein er kam zu spät. In Aachen befand sich schon eine Besatzung von Philipp's Anhängern, welche sich, freiwillig oder auf ihres Königes Anordnung, der Stadt bemächtiget hatten. An der Spitze derselben standen Walram, dessen Vater, der Herzog von Limburg, zu Cöln für Otto's Wahl gestimmet hatte, und der Truchseß Heinrich von Waldburg. Die Bürger der Stadt mußten wohl den Befehlen dieser Fürsten und ihren Dienstleuten folgen, und sich mit denselben zur Vertheidigung stellen. Also sah sich Otto genöthiget, die Stadt zu belagern. Und er fand einen unerwarteten Widerstand. Mehrere Wochen dauerte der Kampf. Erst am Achten des Julius brachte er Aachen in seine Gewalt, aber nicht durch die Waffen, sondern durch einen Vertrag mit Walram, dem Befehlshaber in der Stadt. Er sparte das Geld nicht, und gewährte dem Grafen Walram das Schloß Berinstein, mit welchem Philipp sich die Freundschaft dieses jungen Mannes gesichert zu haben glaubte, nach Lehensbrauch. Hierauf vollzog, am Zwölften des Julius, der Erzbischof Adolf von Cöln die Salbung und Krönung in feierlicher und festlicher Weise. Und nun glaubte Otto Vieles erreichet zu haben, denn er rühmte sich, daß er, wenn auch nicht die königlichen Insignien, doch die königlichen Rechte und den königlichen Sitz in seiner Gewalt habe [38]. In der That empfingen die Fürsten und Vasallen, welche anwesend waren, alsobald die Beleihung mit ihren Würden, Ehren, Besitzungen und Gütern zu Lehen von

dem neuen Könige, und leisteten ihm dagegen mit wahrer oder erkünstelter Freude den Eid der Treue. Er selbst versprach dagegen mit einem Eide, daß er die Rechte der römischen Kirche und der übrigen Kirchen unverletzet bewahren wolle, und daß er der abscheulichen Gewohnheit, nach welcher Einige seiner Vorfahren sich des Nachlasses der Bischöfe, Aebte, Fürsten bemächtiget hätten, für alle Zukunft entsage [39]. Ueberdieß bewies er sich freigebig gegen seine Gönner und Förderer, und gewährte einem Jeden, was demselben am Nächsten lag oder am Liebsten zu sein schien.

Zu diesem letzten Verfahren war er allerdings wohl genöthiget, Theils weil die Treue für die festeste gehalten zu werden pflegte, welche auf dem Vortheile des Getreuen stand, Theils weil sein Gegner, der König Philipp, Diejenigen, welche sich für ihn erkläret hatten, gleichfalls durch Belohnungen oder Versprechungen an sich zu fesseln suchte, Diejenigen hingegen, die noch unentschieden oder feindlich waren, durch Anerbietungen jeglicher Art zu gewinnen oder zu verlocken fortfuhr. Und je mehr Philipp darzubringen hatte, desto besser schienen seine Bestrebungen zu gelingen. Aber er erhielt, wie es scheinet, nur Worte gegen Worte. Zur That waren seine Anhänger nicht geneiget. Zwar hatte auch er Feindseligkeiten begonnen, aber nur gegen die Besitzungen der Wahlboten von Cöln, gegen die Grafen von Dachsburg und von Leiningen; und nur mit seinen eigenen Mannen, mehr um jene Grafen zu züchtigen, als um seine Sache zu fördern. Während jedoch Otto vor Aachen stand, trugen sich zwei Dinge zu, welche wohl geeignet waren, sein Ansehen zu vermehren, sein Vertrauen zu stärken. Zuerst bewarb sich der König der Franzosen, Philipp August, um seine Freundschaft und um sein Bündniß. Dieser Fürst hatte an dem König Richard von England einen lästigen, einen gefährlichen Vassallen, dem sein halbes Reich gehörte. Seine Hoheit über die Besitzungen des Königes von England

in Frankreich wurde nicht in Zweifel gestellet; aber die Hoheit über einen so mächtigen Vassallen war ein leeres Wort, das blos Erinnerungen und Ansprüche für günstigere Zeiten bewahrte. Die Kriege, welche seit einem halben Jahrhunderte zwischen den Königen von Frankreich und England geführet, welche eben so oft erneuert als unterbrochen worden, geben den Beweis, daß es mit der Hoheit der Ersten Nichts war. Philipp August konnte daher nicht ohne die größte Besorgniß bleiben, als er die Nachricht erhielt, dem Könige Richard sei es gelungen, einige teutsche Fürsten für seinen Neffen Otto zu gewinnen, so daß derselbe zum Könige des teutschen Reiches erwählet werden sollte, ja schon erwählet worden wäre. Er mußte fürchten, daß der Neffe zu dem Oheim wider Frankreich stehen würde, sobald er auf dem Throne der Teutschen fest säße; und wenn Frankreich von der teutschen Gränze zugleich angegriffen würde, während er gegen die Normandie und gegen Aquitanien zu kämpfen hätte: so wäre kaum einzusehen, wie er sich erhalten könnte auf seinem Throne. Bei solcher Gefahr glaubte er Alles aufbieten zu müssen, um den Welfen von dem Reiche der Teutschen zu entfernen. Und welche Gesinnung man auch früher in Frankreich gegen die Hohenstaufen seit Friedrich dem Ersten geheget haben mochte: unter den gegenwärtigen Umständen blieb Nichts übrig, als den Hohenstaufen Philipp auf alle Weise zu unterstützen, damit er das Reich behaupten möchte; zwar nicht das ganze Reich, aber neben Otto dem Welfen die Hälfte oder einen Theil: denn je mehr Könige Teutschland erhielt, desto schönere Aussichten öffneten sich für den König der Franzosen. Philipp August sandte daher einen Abgeordneten, den Bischof von Soissons, nach Teutschland an den König Philipp. Dieser, der nach allen Seiten ausgriff, der auch wünschen mußte, eine Verbindung einzugehen, durch welche seinem Gegner die Hülfe des Königes Richard zu Schanden gemacht werden könnte, nahm die Aner-

ren wie böses Unkraut fortgewuchert. Gewiß gab es unter den teutschen Fürsten viele edele Männer, die es redlich mit dem Vaterlande meinten; wo aber war der Baum zu finden, der ihnen Schatten zu gewähren, oder der Quell, der ihren Durst zu stillen vermocht hätte? Wo war der Thron, für welchen ein König gesuchet werden mußte? Wo das Reich, das sich nach einem Herrscher sehnte? Wer der Verwilderung entgehen wollte, der zog sich zurück aus dem Getreibe; wer die gemeinen Leidenschaften der Meisten von sich zu entfernen strebte, hielt für nöthig, seine Kräfte zu sparen für die eigene Sicherheit. Jenen aber, welchen das Zugreifen eine liebe Gewohnheit, und das Rauben ein lustiger Zeitvertreib war, konnte nur die Zwietracht willkommen sein. Wer also hätte Antheil nehmen sollen an Philipp? Wer an Otto? Philipp war in Teutschland der letzte Sproß eines übermüthigen Hauses, das von Allen gefürchtet, von Vielen gehasset, von Niemandem geliebet war. Mit einer ausländischen Fürstin vermählet, aus einem fremden Lande kaum zurück gekehret, nur durch seinen Trotz gegen die Kirche bekannt, und keinesweges durch irgend eine ruhmwerthe That, hatte er sich unter die teutschen Fürsten gestellet, um an Wort und Eid für einen Neffen zu mahnen, der ein Kind war, in einem fremden Lande geboren, in einem fremden lebend, den Niemand gesehen hatte; für einen Neffen, aus einer Ehe entsprungen, an welcher kein guter und denkender Mensch Freude gehabt, von einem Vater, bei dessen Tode Niemand Schmerz empfunden, von einer Mutter, welcher kein Herz sich zugewendet hatte. Und bald hatte er, Philipp, die Farbe gewandelt. Des Neffen vergessend, Wort und Eid nicht achtend, hatte er für sich selbst um die Stimmen geworben, durch welche der kleine Friedrich zuvor zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden war. Es mag sein, daß ursprünglich seine Absicht rein gewesen sei, und daß er nur den Umständen nachgegeben habe; da er aber ein Mal nachgegeben hatte, mag wohl mancher

Zweifel an seiner Aufrichtigkeit gefasset, ja, der Eine und der Andere mag wohl angenommen haben, daß er selbst nun auch von der Pflicht, an Eid und Wort zu halten, entbunden sei. Otto hingegen stand da, ein Jüngling ohne Makel zwar, aber auch ohne That und Tugend. Er war der Sproß eines edelen Stammes, aber ein armer Fürst und Niemandem bekannt, als etwa durch das unerhörte Unglück seines Hauses, von welchem auch er seinen Theil zu tragen gehabt hatte. Auch hatte Niemand an ihn gedacht, als zuerst von der Wahl eines Königes die Rede gewesen war: der Erzbischof Adolf von Cöln war nur auf die Empfehlung eines fremden Königes eingegangen im Aerger über den Wortbruch, mit welchem ein anderer Fürst seine Entwürfe verwirret hatte. Ueberdieß hatte Otto, wie zu fürchten war, das Unglück seines Hauses und die Kränkung seines Oheimes zu rächen. Zu gewähren hatte er wenig oder Nichts, weil er selbst erst erwerben oder wieder zusammen bringen mußte, was seinem Hause entrissen worden, und was Diejenigen nicht herzugeben geneiget sein konnten, die sich im Besitze befanden. Also konnte man zu Otto eben so wenig Vertrauen haben, als zu Philipp, wenn auch aus einem sehr verschiedenen Grunde. Daher darf man eben behaupten, daß außerhalb der Erbländer beider Könige Niemand sich mit voller ganzer Seele, aus Ueberzeugung, auf Leben und Tod entschieden habe, weder für Philipp noch für Otto. Man hatte sich nur zu einer sogenannten Wahl eines neuen Königes aus alter Gewohnhett entschlossen, und weil man in Verlegenheit war, nicht wissend, was man thun sollte; oder vielmehr man hatte sich zu den Versammlungen begeben, weil man sein altes Recht wahren wollte und nicht fehlen zu dürfen glaubte, auch wohl aus Neugierde und um seine Maßregeln zu nehmen. In den Versammlungen hatte man alsdann dem Einen oder dem Anderen seine Stimme gegeben, so wie hier der Eine, dort der Andere in Vorschlag gebracht worden, weil man den Um-

ſtänden wich, weil man nicht allein ſtehen wollte, weil man Mißtrauen hegte und Furcht, wenn nicht vor dem Vorgeſchlagenen, doch vor ſeinen Nachbaren. Deßwegen konnte es nicht anders ſein, wie ſchon jetzt einzelne Fürſten von der einen Seite auf die andere getreten waren, ſo wird auch fortan ein Wechſel der Partei eintreten, ſo wie dieſer Wechſel größere Sicherheit verſpricht oder größeren Vortheil; denn ein Jeder, der irgend eine Rache zu üben wünſchet, oder irgend lüſtern iſt nach fremden Gut, wird unbedenklich die Fahne des Königes erheben, unter welcher er die Fehde beginnen kann gegen ſeinen Feind, oder ſeinen Nachbaren, übrigens gleich unbekümmert um den Waiblinger und um den Welfen. Und in der That gehet der Krieg in dieſer Weiſe ſogleich weiter am Rheine, wo Philipp überlegen war, ſchlug ſich bald hinüber nach Thüringen und Sachſen, und zog ſich in krausverſchlungenen Windungen weithin durch die Gauen des Vaterlandes. Er bietet kaum Etwas dar, das erheitern, kaum Etwas, das belehren könnte, er erfüllet nur die Bruſt mit Zorn und Schmerz über ſolche Zwietracht und ſolches Unheil.

Fünftes Capitel.

Der Papst Innocenz der Dritte den beiden teutschen Königen gegenüber.

Philipp der Waiblinger und Otto der Welf neben einander.

Anfang des Kampfes zwischen Beiden.

J. 1198 — 1199.

Es darf als gewiß angenommen werden, daß der Papst Innocenz von allen Vorgängen in Teutschland genaue und vollständige Kenntniß so schnell erhalten habe, als bei der Entfernung der Länder und Oerter möglich war. Er aber bewahrte das Ansehen, als ob er sich um Teutschland gar nicht kümmerte. Man findet in den Ueberlieferungen keine Spur, daß er in irgend einer Weise auf den Gang der Dinge unmittelbar oder mittelbar einzuwirken versuchet hätte; ja, die Sendung des Bischofes von Sutri nach Teutschland, um den Herzog Philipp von dem Bannfluche der Kirche zu entbinden, Falls derselbe nur einige Forderungen erfüllte, die nicht über die Gerechtigkeit hinaus zu gehen schienen, mochte leicht so gedeutet werden, als habe er die Absicht, selbst diesem Fürsten in dem Fluche nicht irgend ein Hinderniß entgegen zu stellen. Dagegen bewies er in kirchlichen Angelegenheiten für und für denselben Eifer, welchen er bei seiner Gelangung zu dem apostolischen Stuhle be-

wiesen hatte. Er arbeitete fort an dem Werke, daß er sogleich mit Erfolg unternommen, um die Macht und das Ansehen dieses Stuhles herzustellen und zu vermehren, um alle Besitzungen, Rechte und Gewalten, welche der römischen Kirche jemals gehöret hatten, oder welche von dieser Kirche jemals in Anspruch genommen waren, an dieselbe zurück zu bringen oder für sie zu erwerben. Zugleich faßte er den Zustand der Kirchen aller christlichen Länder scharf ins Auge, und alle Angelegenheiten derselben wurden mit Eifer in Berathung genommen. Der alte Cölestin, des gegenwärtigen Papstes Vorgänger, hatte aus Furcht und Schwäche Manches übersehen, das vor seinen Stuhl gehöret hätte; Anderes, das an diesen Stuhl gebracht worden war, hatte er zurück geschoben. So war durch Versäumniß Einiges unterbrochen; Anderes hatte sich gehäufet; Vieles war in Unordnung gekommen. Innocenz aber zeigte sich mehr und mehr entschlossen, aufzuräumen, Alles hervor zu suchen, wieder aufzunehmen, zu entscheiden, und auf solche Weise die Ordnung herzustellen, und in der Ordnung die Macht des päpstlichen Stuhles zu vermehren und zu befestigen. Mit der großen Angelegenheit hingegen, welche ganz Teutschland in Bewegung setzte, schien er sich gar nicht zu beschäftigen. Und warum hätte er nöthig gehabt zu eilen? So wie die Verhältnisse in Teutschland standen und sich gestalteten, oder vielmehr verunstalteten, durfte er mit Zuversicht erwarten, daß man sich von allen Seiten bald an ihn wenden, und mehr in seine Hand legen müsse, als er durch eigenes Zugreifen zu fassen im Stande sein würde.

Indeß leidet es keinen Zweifel, Innocenz war vom Anfange an fest entschlossen, dem Hohenstaufen Philipp die Kaiserkrone zu versagen, und eben damit gleichfalls fest entschlossen, denselben niemals als den König der Teutschen anzuerkennen. In Rom lief das Gerücht um, der Papst habe gesaget: entweder müsse Philipp ihm den päpstlichen Schmuck vom Leibe

reissen, oder er werde demselben die königliche Krone vom Kopfe stoßen [1]. Wenn auch dieses Wort nicht vom Papste ausgegangen sein mag, so ist doch das Gerücht wohl nach des Papstes Stimme, Wink und Geberde, so oft von Philipp die Rede war, gebildet worden [2]. Auch suchte der Papst den Haß zu nähren, der in den Römern, der in allen Italiänern gegen das Haus der Hohenstaufen lebte. Denn als der Erzbischof von Salerno, und jene Grafen und Herren, welche Heinrich der Sechste aus Apulien nach Teutschland gebracht, und welche Philipp auf das Verlangen des Papstes durch den Bischof von Sutri in Freiheit gesetzet hatte, nach Rom zurück gekommen waren, stellte Innocenz diese unglücklichen, ihrer Augen beraubten Männer gleichsam dem ganzen römischen Volke vor, und der Anblick dieses ungeheueren Jammers machte einen tiefen Eindruck und erregte allgemein Entsetzen und Abscheu. Aber der Papst fing auch schon an, sich die Wege zu bahnen, auf welchen er, wenn die Zeit des Handelns gekommen war, vorschreiten konnte; er fing an Vorbereitungen zu treffen, um nach den Umständen mit Nachdruck einwirken zu können. Allerdings gab er sich das Ansehen, als ob er überall lediglich in dem Gefühle der Pflicht handelte, welche ihm, als dem Haupte der Kirche, als dem Nachfolger des Apostels obläge; und es ist nicht zu leugnen, seine Handlungen oder Unterlassungen, welche solche Vorbereitungen zu sein scheinen, würden sich wohl auch aus diesem tiefen Gefühle der Pflicht erklären lassen, wenn er von dem Zustande der Dinge in Teutschland Nichts gewußt hätte. Da aber, wie ihm gar wohl bekannt, der Thron des teutschen Reiches erlediget war, da Philipp, der verhaßte Hohenstaufe, diesen Thron erstrebte, da derselbe immer mehr und mehr die teutschen Fürsten zu gewinnen und nur bei Wenigen offenen Widerstand zu finden schien: so kann man sich doch des Gedankens nicht wohl erwehren, ein so scharfsichtiger, kluger und eifriger Mann werde Alles, was er that und unternahm, mit

seinen Entwürfen gegen Philipp nach seiner Berechnung in Verbindung zu bringen verstanden haben, ja sein päpstliches Pflichtgefühl werde von Zeit zu Zeit belebet worden sein durch seine Entwürfe gegen Philipp und das Haus der Hohenstaufen. Nur Einiges mag angeführet werden.

Innocenz hatte den Bischof von Sutri nach Teutschland gesendet, mit dem Auftrage, den Bann der Kirche, der auf dem Herzoge Philipp lag, bedingungsweise zu lösen. Der Bischof hatte den Bann gelöset, aber er hatte, wie Innocenz behauptete, seine Befehle schwer verletzet. Dennoch rief der Papst den Bischof nicht zurück. Der Bischof blieb noch länger als ein Jahr in Teutschland, seine Uebertretung der päpstlichen Befehle so wenig ahnend, daß er zu dem ersten Vergehen noch ein zweites hinzu fügte: er wohnte zu Mainz der Krönung des Königes Philipp bei und hatte diese Feier, wie ohne Zweifel als päpstlicher Bevollmächtigter verherrlicht, so vielleicht als Gehülfe des Erzbischofes von Tarentaise gefördert. Und nun erst, als Philipp den Bischof endlich selbst nach Rom zurück sandte, brach der Zorn des Papstes gegen den schwachen, gutmüthigen Mann hervor. Er tadelte die Lösung des Bannes, obgleich er sich den Preis derselben gefallen ließ, er tadelte auch des Bischofes Theilnahme an der Krönung, entsetzte den arglosen Mann seines Amtes und verwies ihn in ein Kloster auf einer Insel für das ganze Leben [3]. Dieses Verfahren hat wenigstens ein zweideutiges Ansehen. Durch das lange Stillschweigen des Papstes wurden Philipp und die teutschen Fürsten getäuschet, selbst der Erzbischof Adolf und der junge Otto. Die teutschen Bischöfe wurden geschonet und würden selbst, wenn sie bei Philipp's Krönung thätiger gewesen wären, leicht ihre Entschuldigung gefunden haben. Der Bischof von Sutri dagegen, seinen Irrthum zu spät erkennend, ward aufgeopfert, und in der Verstoßung desselben bewahrte Innocenz sich die Macht des Bannes wider Philipp auf zu künftigem Gebrauche.

Der König Richard von England hatte, als er sich in der Haft des Kaisers befand, von dem Papste Cölestin keine Hülfe erhalten, wie dringend seine Mutter den heiligen Vater zur Anwendung aller Macht der Kirche aufgefordert haben mochte. Nur für Geld, zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Leopold von Oesterreich getheilet, hatte er seine Freiheit wieder gewonnen. In seiner Freiheit hatte Richard diese Erpressung wohl eben so wenig vergessen, als die Mißhandelung, welcher er, ein Krieger Christi, ausgesetzet gewesen war; aber er hatte sich, wie es scheinet, wenig darum bekümmert. Was hinter ihm lag, pflegte er nicht zu beachten. Nunmehr aber, nachdem Philipp, der Hohenstaufe, von dem größten Theile der teutschen Fürsten als König anerkannt, Otto, der Welf hingegen, sein Neffe, von anderen teutschen Fürsten eingeladen war, zu seiner Wahl nach Teutschland zu kommen, im Monate Mai dieses Jahres, sandte Richard den Bischof von Lisieux und den Prior Garner nach Rom [4], um dem Papste die Bitte vorzutragen, daß er die Rückzahlung des Lösegeldes, welches der Kaiser Heinrich und der Herzog Leopold ihm gewaltthätig abgedrungen hätten, von den Erben dieser beiden Fürsten durch die Mittel, die ihm zu Gebote ständen, bewirken möchte. Als Erben bezeichnete er den Herzog Philipp von Schwaben und den zweiten Sohn jenes Herzoges Leopold von Oesterreich, der sich seiner bemächtiget hatte, den Herzog Leopold, dessen Bruder Friedrich im heiligen Lande seinen Tod gefunden hatte. Innocenz nahm diese Bitte mit der größten Freundlichkeit auf. Er bezeugte dem Könige seine aufrichtige Theilnahme; er erkannte die Forderung desselben an als gerecht und ehrenwerth [5]; er versprach auch, Alles zu thun, was die Gerechtigkeit verlange, soweit seine Pflicht als Papst es erlaube; er bedauerte nur, daß seine Pflicht nicht sofort Alles erlaube, was die Gerechtigkeit verlange, und zeigte ihm an, daß er sogleich an den Herzog Leopold geschrieben habe, daß er aber noch nicht an den Herzog

Philipp schreiben könne, denn die Vorsicht rathe, anders gegen Philipp zu verfahren, als gegen Leopold, weil er in Erfahrung gebracht, daß sich in des Ersten Verhältnissen Etwas geändert habe [6]: ein Ausdruck, der sich ohne Zweifel auf die Wahl des Herzoges Philipp zum Könige bezog. An den Herzog Leopold von Oesterreich aber hatte er geschrieben: „Jeder Bekenner des christlichen Namens wisse, welche schwere Kränkungen sein Vater dem ruhmreichen Könige von England, auf desselben Rückkehr von der Folge des Kreuzes, zugefüget habe. Diese Kränkungen würden für die römische Kirche eine Schmach bleiben, bis dem Könige Genugthuung geleistet worden. Auch habe er ja selbst, Leopold, seinem sterbenden Vater einen feierlichen Eid geschworen, daß dem Könige das Geld erstattet werden solle, welches er demselben entrissen hätte. Das aber sei noch nicht geschehen. Deßwegen ermahne er ihn in dem Herrn, und lege ihm auf zur Vergebung seiner Sünden, zu seinem eigenen, wie zu seines Vaters Seelenheile, dem Könige Richard ohne Verzug das Geld zu erstatten, und die gebührende Genugthuung zu leisten. Zugleich thue er ihm zu wissen, daß er dem Erzbischofe von Salzburg den Auftrag gegeben habe, ihn nöthiges Falles zur Erfüllung dieser Forderung durch den Bann gegen seine Person und durch das Interdict gegen sein Land, ohne Widerspruch und Berufung zu nöthigen.“ So an Leopold. Zu gleicher Zeit gab er dem Erzbischof von Magdeburg, welcher, wie ihm gewiß nicht unbekannt war, die Wahl Philipp's zu Erfurt oder Ichtershausen am Meisten begünstiget hatte, den Auftrag, oder vielmehr den strengen Befehl [7], den Herzog von Schwaben fleißig zu ermahnen und nachdrücklichst anzutreiben, daß er dem Könige Richard das Geld ersetze, welches der Kaiser Heinrich demselben abgenommen habe; dabei solle der Erzbischof dem Herzoge kund thun, daß er, der Papst, die Sache nicht hingehen lassen, sondern gewiß gegen den Herzog selbst und gegen das Land des Herzoges in Ausführung bringen

werde, was gerecht sei und was seine apostolische Pflicht erheische. Und wer könnte verkennen, daß dieses Einschreiten des Papstes in diesem Augenblicke nicht nur von der Gesinnung desselben gegen Philipp einen starken Beweis enthalte, sondern daß auch das Verfahren gar wohl berechnet war, um zunächst Ungewißheit, Zweifel und Vorsichtigkeit unter die Anhänger des Herzoges von Schwaben zu bringen, und für die Zukunft manche Veranlassung zur Anwendung der päpstlichen Gewalt darzubieten? Dem Herzoge von Oesterreich, der sich für Philipp erkläret hatte, ward im Bann und im Interdict die Macht der Kirche vorgehalten, die Anwendung derselben aber ward in die Hand des Erzbischofes von Salzburg geleget, welcher gleichfalls für Philipp seine Stimme gegeben hatte. Dadurch war über beide Fürsten, den geistlichen wie den weltlichen, eine Schlinge geworfen, durch welche sie zwar nicht gelähmet, aber doch geängstiget werden mochten. An den neu gewählten König Philipp schrieb der Papst nicht, entweder weil er nicht zugab, daß derselbe von dem Banne der Kirche frei gesprochen wäre, oder weil er Bedenken trug, in einem Briefe, durch die Anrede und Schreibweise, vorzeitig seine Verwerfung auszusprechen oder nur anzudeuten; aber er gab dem Erzbischofe von Magdeburg, welcher unter den Anhängern Philipp's in Sachsen sich vorauf gestellet hatte, den Befehl, demselben anzukündigen, wozu er, der Papst, entschlossen wäre. Und wozu er entschlossen war, das konnte Philipp, das konnte der Erzbischof von Magdeburg in Oesterreich erfahren und in Salzburg. Vielleicht war es theilweise eine Wirkung dieser Zuschriften des Papstes, daß bei Philipp's Krönung zu Mainz kein teutscher Bischof thätig zu sein, ja daß keiner im priesterlichen Schmucke zu erscheinen wagte.

Der König Philipp August von Frankreich war ein eben so wichtiger als eifriger Förderer der Sache des Hohenstaufen. Dieser König stand in seinem häuslichen Leben sündhaft und

schandbar vor der Welt. Vor fünf Jahren hatte er sich mit einer dänischen Fürstin Ingeburg vermählet, der Tochter Waldemar's des Ersten, der Schwester Knud's des Sechsten, welche nicht minder ausgezeichnet war durch Sittsamkeit, Bescheidenheit und alle Eigenschaften eines edelen Herzens, als durch Jugend und Schönheit. Und schon nach der Brautnacht hatte er die junge Frau, welche er mit scheinbarer Leidenschaft ersehnet, welche er mit großer Feierlichkeit gekrönet, von sich gestoßen und mehr und mehr mit steigendem, wahren oder erheuchelten Widerwillen von sich entfernet gehalten. Die Ursache dieses unfürstlichen, ja unmenschlichen Verfahrens kennet Niemand [8]; aber die Gefühle aller guten Menschen wandten sich der Unglücklichen zu, welche, aus ihrem Vaterland und ihrer Verwandtschaft hinweg gerissen, in einem fremden Lande, auf dessen Throne zu glänzen sie bestimmt gewesen war, nur Wenige verstehend, nur Wenigen verständlich, einsam und verlassen die schönsten Tage des Lebens vertrauern mußte. Der König jedoch beharrte in seiner Leidenschaft und ging weiter auf der Bahn der Sünde. Vor einer Versammlung von Bischöfen, in welcher des Königes Oheim, der Erzbischof von Rheims, den Vorsitz führte, wurde durch falsche Angaben und falsche Zeugen der Beweis geführet, daß Philipp mit der Ingeburg zu nahe verwandt sei, als daß er, Gewissens halber, mit ihr in ehelichem Verkehre stehen dürfte; und auf diesen Lügenbeweis hin lösete die Versammlung die Ehe auf, welche Philipp mit der Ingeburg eingegangen war. Ingeburg ward in ein Kloster gebracht. Sie aber, in unendlichem Jammer über diese schmähliche Mißhandlung und über die Ungerechtigkeit schamloser Priester, gab ihrem Bruder Nachricht von allen Vorgängen, und wandte sich zugleich an den Papst. Ihr Bruder, der König Knud, zu schwach, um mit dem Schwerte Rache zu nehmen, wandte sich an den Papst, und viele Bischöfe, Aebte und andere gute Männer wandten sich an den Papst, um zu erfahren,

ob noch auf dieser Erde Gerechtigkeit zu finden sei gegen eines mächtigen Herrn frevelnden Uebermuth und gegen die feige Dienstfertigkeit gewissenloser Bischöfe. Cölestin der Dritte erkannte gar wohl, was ihm oblag und was ihm zu thun gebührte. Auch war er bereit, die Hülfe zu gewähren, die von ihm verlanget ward. Aber dem Wollen folgte das Vollbringen nicht. Den Zorn in seiner Brust unterstützte weder der Kopf noch die Hand. Philipp August vernahm mit Hohn die Ermahnungen des heiligen Vaters, und vereitelte mit Spott die Anordnungen desselben. Um seinen Trotz desto greller zu beweisen, ließ er die verstoßene Gemahlin darben, und warb, von kirrenden Höflingen angereizet, um eine andere. Ein teutscher Fürst, der Herzog Berthold von Meranien [9], war schwach oder eitel genug, dem frechen Könige seine schöne Tochter Agnes zu geben. Mit derselben, die einer edleren Verbindung würdig war, lebte der König in Glanz, Pracht und Ueppigkeit, als hätte er sich betäuben wollen gegen die Wehklage der Ingeburg, die durch ihn elend geworden war. So verlief ein Jahr, und ein anderes Jahr, und des alten Papstes Anstrengungen wurden selbst von Denen kaum noch beachtet, welchen er die Ausführung seiner Befehle anvertrauet hatte. Inzwischen kam Innocenz der Dritte zum heiligen Stuhl; und bald nach seiner Gelangung zu demselben nahm er die Sache der unglücklichen Ingeburg wieder auf, deren Vernachlässigung ein großes Aergerniß erreget hatte. Er forderte, daß Philipp August die zweite unrechtmäßige Gemahlin entlassen, die erste verstoßene dagegen wieder zu sich nehmen, und als rechtmäßige Gemahlin halten, hegen und ehren sollte. Es geschah aber in einer so milden und väterlichen Sprache, daß er selbst für nöthig hielt, gleichsam zu seiner Rechtfertigung, zu bemerken, wie er eingedenk sei, daß die früheren Könige von Frankreich, die allerchristlichsten Fürsten [10], auch in den größten Stürmen treu zu der römischen Kirche gehalten hätten; auch eingedenk sei

seines eigenen Aufenthaltes zu Paris und der Freundlichkeiten, die ihm am Hofe des Königes bewiesen worden. Mochte er seine Ermahnungen durch den Erzbischof von Paris an den König gelangen lassen, oder mochte er sie in eigenen Zuschriften an denselben bringen: es waren mehr Bitten und priesterliche Vorstellungen, was er aussprach, als apostolische Aufforderungen, welche bei aller Milde immer etwas Befehlendes, ja Drohendes zu haben pflegten. Der König, im Genusse der Frucht seiner Sünde schwelgend, mag daher kaum geglaubet haben, daß es dem Papst Ernst sei mit dieser Sache. Um so weniger bekümmerte er sich um das Verlangen desselben, und Innocenz bewies auch nicht den geringsten Eifer. Er schien die ganze Angelegenheit vergessen zu haben. Als aber einige Monate verlaufen waren, als der König von Frankreich mit dem Herzoge Philipp von Schwaben, oder wie er selbst ihn nannte, mit dem Könige der Römer ein Bündniß abgeschlossen, und als Philipp zu Mainz sich eine Krone auf das Haupt gesetzet hatte: da trat er von Neuem hervor und in anderer Weise. Um sich selbst getreu zu bleiben, schrieb er selbst wieder an den König wie zuvor, bittend und ermahnend, zugleich aber sandte er einen Legaten nach Frankreich, welcher dem Könige seinen Willen eröffnen sollte. Wenn er, der König, nicht innerhalb eines Monates seine verstoßene Gemahlin wieder zu sich nehme, so sollte der Legat ganz Frankreich mit dem Interdicte belegen [11]; alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und übrigen Prälaten erhielten den Befehl, dieses Interdict, sobald der Legat dasselbe ausgesprochen hätte, in strenge Anwendung zu bringen. Und so hatte der Papst auch gegen den König von Frankreich eine Stellung genommen, von welcher aus er eine thätige Mitwirkung desselben für den Hohenstaufen, wenn nicht verhindern, doch gewiß bedenklich machen und erschweren zu können schien, sobald er es für nöthig hielt.

Alle diese Schritte des Papstes dürfen, wie es scheinet,

als Zurüstungen zu dem Kampfe mit seinen Waffen betrachtet werden, Falls ein solcher Kampf ihm nothwendig scheinen möchte. Er legte gleichsam mit jeder dieser Handlungen einen Hebel an, der gegen Philipp von Hohenstaufen gerichtet war, und behielt sich vor, denselben zur geeigneten Zeit in Bewegung zu setzen. Allerdings that er Nichts, was er nicht lediglich aus dem Gefühle seiner Pflicht als Oberhauptes der Kirche, zur Ehre Gottes und des apostolischen Stuhles gethan haben könnte; aber, da der lange und schwere Kampf zwischen den Hohenstaufen und dem päpstlichen Stuhl in der That und Wahrheit noch fortdauerte und eine neue Wendung genommen hatte, da Innocenz unverkennbar die Absicht hegte, dem apostolischen Stuhl eine breitere irdische Grundlage zu geben, da dieses Ziel nothwendig in die größte Gefahr kam, wenn der Hohenstaufe zum Reich und zum Kaiserthume gelangte: so ist doch, wie schon bemerket wurde, schwer zu glauben, daß der Papst nicht bei allen Schritten, deren gedacht ist, eben so sehr diese Verhältnisse seines Stuhles als die Pflicht, die ihm als Oberhaupt der Kirche oblag, vor Augen gehabt haben sollte.

Dagegen mag ungewiß bleiben, ob der Eifer, mit welchem Innocenz eine neue Kreuzfahrt zu bewirken versuchte, vollkommen rein gewesen und frisch und frei aus seiner christlichen Gesinnung hervor gesprudelt sei, oder ob derselbe auch einen Zusatz von irdischen Dingen, und im Besonderen in Hinsicht auf die teutschen Verhältnisse gehabt habe. Hätte Innocenz vor hundert Jahren auf dem Stuhle des heiligen Petrus gesessen, so würde es ein Frevel sein, bei der Sprache der innigsten Ueberzeugung, mit welcher er zu dem Kreuze treibet, nur den geringsten Zweifel an seiner frommen Begeisterung zu fassen. Die drei Menschenalter aber, die seit Peter dem Einsiedler verlaufen waren, hatten furchtbare Aufklärungen gegeben. Damals hatte eine schwärmerische Zuversicht sich allgemein der Seelen der Menschen bemächtiget. Vor dieser Zuversicht war

jeder Gedanke an ein mögliches Mißlingen des großen Werkes, jede verständige Berechnung verschwunden, ja in der Fahrt selbst hatte man das Ziel gesehen, in welchem das Heil lag. Aber eine ächte, man möchte sagen verklärte Begeisterung hatte nur bei der Unternehmung des ersten Kreuzzuges Statt gefunden; in späteren Tagen hatte sich nur von Zeit zu Zeit ein Widerschein, ein nach und nach verbleichender Widerschein gezeiget. Jene ächte Begeisterung war größtes Theiles verschlungen von den ungeheueren Unglücksfällen, welche die christlichen Heere zu Grunde richteten; der Ueberrest war durch die irdischen Bestrebungen, die sich anhingen, und durch die sinnlichen Gelüste, die sich eindrängten, entweder besudelt oder zerlästert. Wohl war der Schmerz vieler edelen Menschen groß über den Triumph des Islam und über den frechen Hohn, mit welchem der Muselmann die heiligsten, durch das Blut von Hunderttausenden wieder gewonnenen Oerter der Christen abermals schändete; aber der Schmerz hat selten ein freudiges Heldenthum, meistens nur eine heldenmüthige Aufopferung erzeuget. Viele Menschen wallfahrten allerdings noch immer nach dem heiligen Lande, aber nicht, um im Kampfe für das heilige Grab den Sieg des Christenthumes zu erringen, sondern um im Gebet am heiligen Grabe das Heil der eigenen Seele zu gewinnen für Zeit und Ewigkeit, wie man ja auch bei geringerer Sehnsucht an heilige Orte in der Nähe zu wallfahrten pflegte. Aber selbst unter Denen, die sich wirklich zum Kampfe verbindlich machten, die an einer eigentlichen Heerfahrt unter dem Kreuze Theil nahmen, gab es gewiß nur Wenige, welche die Hoffnung in sich trugen, die Unternehmung werde gelingen; sie entschlossen sich nur zum Kreuze, weil sie aufgefordert, weil sie durch das Wort des Priesters erschüttert wurden, der Ehre wegen unter ihres Gleichen, aus Eitelkeit, aus dem Verlangen nach abenteuerlichen Dingen und Thaten; daher nicht mit dem freudigen Gefühle, mit welchem der Mensch ein Werk zu beginnen pfleget, das

Sieg, Ruhm nnd Gewinn verspricht, sondern mit Uebermuth, mit Gleichgültigkeit oder mit der engherzigen Selbstzufriedenheit, mit welcher etwa eine lästige Schuld abgetragen wird.

So war es schon gewesen in früheren Tagen, so bei den letzten Kreuzfahrern, welche mit Heinrich dem Sechsten über die Alpen gezogen waren. Aus welchen Gründen sie das heilige Zeichen empfangen, mit welchen Gefühlen sie die Fahrt über das Meer gemacht haben mochten: im heiligen Lande war nur wenig geschehen, und das Erreichte war auf eine schmachvolle Weise Preis gegeben. Auf die Nachricht von dem Tode des Kaisers hatte kein Fürst einen anderen Gedanken gefasset, als an die Rückkehr, um Nichts zu versäumen, und durch die Fürsten waren die Gemeinen von dem Heiligen zu dem Irdischen hinweg gerissen. Alle hatten, Einer vor dem Anderen, die Heimath zu erreichen gestrebet; Jedem war jede Gelegenheit des Entkommens willkommen gewesen; unbekümmert um die Heiligthümer, um das Schicksal der christlichen Städte, um das Schicksal der zurück bleibenden Brüder, waren sie, selbst Meer und Wetter nicht achtend, Flüchtlingen gleich, auf die Schiffe geeilet. Nach und nach trafen Diejenigen, welche den Stürmen entgingen, ein in derselben Zeit, in welcher der Papst Innocenz Alles aufzubieten anfing, um neue Krieger Christi durch das Kreuz zu vereinigen. Ist es möglich, daß er, ein solcher Mann, geglaubet haben könne, es werde gelingen, einen neuen großen Kreuzzug zu Stande zu bringen? Ist es möglich, daß er geglaubet haben könne, ein solcher Kreuzzug werde einen anderen Erfolg haben, als neues, unermeßliches Unglück zu erzeugen und zu verbreiten? Nein; kaum. Eben deßwegen ist wohl erlaubet, zu vermuthen, der kluge Priester habe bei seinen Anstrengungen für einen neuen Kreuzzug, zumal da er dieselben zunächst auf die Könige von Frankreich und England richtete, auch die Entwürfe zu fördern gehoffet, welche er für die Erweiterung der Macht des heiligen Stuhles über-

haupt, welche er im Besonderen gegen das Haus der Hohenstaufen gefasset hatte. Es ist wohl erlaubet anzunehmen, Innocenz habe durch seine Bemühungen für das Kreuz eine Bewegung hervor zu bringen beabsichtiget, welche ihm, nöthiges Falles, zu Statten kommen könnte in einem vielleicht gefährlichen Kampfe. Und wie geneiget man auch sein mag, seine Begeisterung für das heilige Werk als ächt und wahr anzusehen, so fällt doch auf, daß er erst auf dem apostolischen Stuhle zu dieser Begeisterung gekommen zu sein scheinet, weil er sich sonst ja wohl entschlossen haben würde, vor zwei Jahren selbst das Kreuz zu nehmen, um seinen Glauben über den Spuren des Herrn im heiligen Lande zu bewähren.

Jedes Falles ist gewiß, der Papst Innocenz hatte seine Anker hier und dort tief genug eingeschlagen, um jedem Sturme, der sich etwa wider ihn erheben möchte, ruhig entgegen zu sehen. Deßwegen ließ er die Dinge in Teutschland unbekümmert ihren Gang gehen, wohl erkennend, daß man ihn bald genug anrufen, und daß man, wenn man hülfsbedürftig zu ihm käme, nicht mit leerer Haud kommen würde [12]. In der That durfte er nicht lange warten. Philipp zwar nahete sich dem heiligen Vater nicht. Er war der Stärkere, und noch nicht in gewohnter Weise gekrönet. Auch hegte er noch die Hoffnung, seinen Gegner zu überwältigen und die Anerkennung aller Fürsten zu gewinnen. Und erst, wenn ihm dieses gelungen war, durfte er die Kaiserkrone zu erhalten hoffen. Bei seiner Stellung zu dem apostolischen Stuhle mußte er mit Nachdruck zu fordern im Stande sein; eine Bitte, welche abgeschlagen werden mochte, hätte seiner Sache nur zu großem Schaden gereichet. Ganz anders stand Otto. Er war der Schwächere; auf einen Sieg mit den Waffen durfte er nicht hoffen; auch konnte er Nichts verlieren. Wenn er bei dem Papste keine Unterstützung fand, so hatte er doch keineswegs eine schnöde Zurückweisung zu fürchten. Daher war er

unbedenklich. Sein Oheim, der König Richard, machte die Einleitung durch eine wohl ausgestattete Gesandtschaft nach Rom. Zugleich schrieb er selbst, und zugleich schrieb sein Oheim an den heiligen Vater. Otto bezeugte dem Papste zuvörderst seine kindliche Ehrerbietung; hierauf erinnerte er an seinen Vater, welcher, weil er, während der Verfolgung des Schiffleins Petri durch Friedrich den Ersten und während der willkührlichen und ungerechten Herrschaft dieses Kaisers, fest in der Treue der heiligen römischen Kirche gestanden, seiner Ehren und Würden beraubet und mit seiner Familie in das Elend hinaus gestoßen sei; alsdann fügte er hinzu, daß Gott, um den Zustand seiner Kirche zu verbessern, und um die Treue und Ergebenheit seines Vaters an den Nachkommen zu belohnen, jetzt bewirket habe, daß er von den Fürsten des Reiches, welchen das Wahlrecht zustehe [13], unerwartet zu dem Ruder des Reiches berufen und erwählet worden sei; auch habe er zu Aachen, auf dem Sitze der Kaiser, in Gegenwart der Fürsten, die Weihung und Krönung durch den Erzbischof Adolf von Cöln erhalten, und mit derselben die ganze Fülle königlicher Würde [14]. Und weil er gewünschet, daß seine Schritte von Dem geleitet werden möchten, durch welchen die Könige regieren und die Mächtigen Gerechtigkeit üben, so habe er in der Stunde der Wahl selbst einen Eid geschworen, dessen schon früher gedacht worden ist. Nunmehr wende er sich an den heiligen Vater: seine eigene Treue und Ergebenheit erwägend, der Verdienste seines Vaters und seines Oheimes, die niemals von dem Gehorsam gegen die römische Kirche abgewichen wären, so wie der Beleidigungen des Herzoges Philipp von Schwaben und desselben Vaters und Bruders eingedenk, möge er, der heilige Vater, ihm eine zwiefach inständige Bitte erfüllen: er möge ihn, mit der königlichen Würde bekleidet, zur Krönung als Kaiser berufen, und zugleich jene Bischöfe, Aebte und weltlichen Fürsten, welche sich angemaßet hätten, den Herzog Phi-

lipp von Schwaben, der unter dem päpstlichen Banne stehe, zum Könige zu ernennen und demselben den Eid der Treue zu schwören, von der Verpflichtung, diesen Eid zu halten, entbinden, den Bannfluch gegen den Herzog von Schwaben aber in Teutschland und im ganzen Umfange des Reiches öffentlich verkündigen lassen. So Otto. Der König Richard schrieb zur Empfehlung seines Neffen in demselben Sinne, und sehr eindringlich, und mit der größten Ehrfurcht und Ergebenheit. Ihm, sagte Richard, liege vor Allem am Herzen, daß der heilige Vater geruhen möge, aus apostolischer Wohlthat die Rechte der Erhebung auszustrecken und seinen Neffen Otto mit der Kaiserkrone zu schmücken. Ja er fügte, um die Erfüllung dieser Bitte zu bewirken, folgendes Versprechen hinzu: „Was ich an Geist, Leib und irdischer Ehre besitze, setze ich Euch als bleibende Bürgschaft ein, daß er, Otto, Euch als seinem einzigen Herrn und der römischen Kirche die schuldige und beschworene Treue zu bewähren, Alles, was von anderen Kaisern abgerissen oder gemindert worden, zurück zu geben, Alles Zurückgegebene unverletzlich zu erhalten, und alle Schlechtigkeit irdischer Macht nach Euerem väterlichen Rath auszuschließen Sorge tragen wird [15].“

Aber zu gleicher Zeit mit diesen Briefen der beiden Könige, Otto's und Richard's, ging eine Reihe anderer Schreiben nach Rom ab, von denselben Gesandten überbracht. Der Erzbischof Adolf und andere Fürsten, welche Otto's Wahl und Krönung beigewohnet oder zugestimmet hatten, erstatteten Bericht an den heiligen Vater [16]; Adolf schrieb auch in seinem eigenen Namen; mehre Fürsten, geistliche und weltliche, wie der Herzog Heinrich von Brabant und der Graf Balduin von Flandern, folgten diesem Beispiele. Und da die Abgeordneten über Mailand gingen, so gab der Erzbischof von Mailand, Johannes Rusca, ihnen einen eigenen Abgeordneten bei, welcher dem Papst ein besonderes Schreiben von ihm überreichen sollte. Und alle

diese Schreiben [17] waren in Einem Geist und Sinn abgefasset, und alle enthielten, fast mit denselben Worten, die dringende Bitte an den heiligen Vater, daß er die Wahl Otto's bestätigen, und denselben nach Rom einladen möchte, damit er aus seiner Hand die Kaiserkrone empfinge. Denn in Mailand, und wohl in ganz Lombardien, war die Freude groß, daß das Haus der Hohenstaufen vom Thron entfernet werden sollte [18].

Ob Philipp von dieser Bewerbung seines Gegners um des Papstes Gunst Kunde erhalten habe, oder nicht, ist ungewiß. Er aber, auf das alte Glück seines Hauses vertrauend und auf seine größere Macht, schlug einen anderen Weg ein, auf welchem er vielleicht die Entscheidung zu seinem Vortheile zu bewirken hoffte, ehe dem Papste möglich wäre, irgend Etwas zu unternehmen. Gegen den Anfang des Monates October [19] zog er mit einem großen Heere, von dem Könige von Böhmen begleitet und von anderen Anhängern, den Rhein hinab gegen Cöln. Er kam bis an die Mosel. Auf der anderen Seite dieses Flusses standen Otto und Adolf mit den Ihrigen in einem Lager, und wagten, als die Feinde durch den Fluß zu gehen versuchten, selbst in dem Bette desselben, den Kampf, Wenige gegen Viele. Die Bürger von Cöln waren mit Schiffen den Rhein heraufgekommen und hatten sich in die Mosel geleget, um ihren Erzbischof und den König Otto zu unterstützen. Sie vielleicht hielten den Streit. Erst die Nacht endigte den Kampf. Die Lotharingier aber fühlten sich so erschöpfet, daß sie sich am folgenden Morgen nicht hervor wagten aus ihrem Lager. Hierauf gewann Philipp's Heer ungehindert das andere Ufer. Otto, zum Rückzuge genöthiget, stellte sich bei Andernach zur Schlacht. Seine Feinde aber bedurften keiner Schlacht, sondern gingen zur Linken in das Land hinein, und nöthigten ihn dadurch abermals den Rückzug fortzusetzen bis Cöln. Und vielleicht folgten ihm nicht Alle nach Cöln, die

mit ihm an der Mosel gestanden hatten, und nicht Alle bewahrten ihm Treue, von welchen ihm Treue geschworen war. Es mögen Uneinigkeit und Abfall eingetreten sein, wie zu geschehen pfleget bei Unglück und Gefahr. Der Erzbischof Johann von Trier und der Graf Walram, des Herzoges von Limburg Sohn, welcher ihm, wie erzählet worden ist, die Stadt Aachen überliefert hatte, scheinen, den Unfall benutzend, seine Partei verlassen zu haben. Der Erzbischof, bisher nur durch Adolf von Cöln fortgezogen und festgehalten, überhaupt ohne Willen und Kraft, hatte schon längst nach dem Gelde gegieret, das ihm von Philipp dargeboten war, und nur der Gelegenheit geharret, dieses Geld in Empfang zu nehmen [20]; Walram war dadurch beleidiget, oder stellte sich beleidiget, daß der Erzbischof Adolf ihm die Burg Berinstein, den Lohn seiner Abtrünnigkeit, aus Mißtrauen zerstöret hatte; deßwegen ging er von Neuem auf Philipp's Seite hinüber, wohl erkennend, daß er durch diesen abermaligen Uebertritt Adolf's Mißtrauen rechtfertigen würde, wenn er nicht jetzt den größten Eifer bewiese für seinen neuen Herrn [21].

Philipp kam bis vor die Thore von Cöln, und fand nirgends Widerstand. Die Bestürzung in Cöln scheinet groß gewesen zu sein. Die Ankunft der Flüchtlinge zu Land und zu Wasser erregte mannichfache Verwirrung; der Brand von Bonn, von Remagen, von vielen Dörfern und Weilern ringsher, warf Schrecken und Angst in die Seelen, und das schonungslose, ja grausame Verfahren der Sieger selbst gegen wehrlose, gegen Gott geweihete Personen, war nicht geeignet, die Angst zu mildern, wenn gleich Philipp, der König, demselben mit harten Strafen entgegen trat [22]. Hätte daher der Sieger alsobald einen kräftigen Angriff auf Cöln gemacht, so möchte ihm wahrscheinlich gelungen sein, auch diese alte und große Stadt in seine Gewalt zu bringen, und seinen Gegner zur Flucht zu Richard, seinem Oheime, zu nöthigen. Jedes Falles schien die

ge der Dinge ihn, den König Philipp, zu einem solchen An-
iff aufzufordern. Und er machte nicht ein Mal einen Ver-
ch. Nachdem er das Land verwüstet hatte, kehrte er um
Angesichte der Stadt, zur Verwunderung der Einwohner,
d zog ruhig, von Niemandem verfolget, den Rhein auf dem-
lben Wege hinauf, auf welchem er herabgezogen war [23].
ei diesem Rückmarsche ward Andernach in Flammen gesetzet,
d wohl auch noch mancher andere Frevel ausgeübet. Wie
er? Fehlte es dem jungen Fürsten etwa an Entschlossenheit
d Muth, oder hielt er es selbst für bedenklich, Alles auf
Mal zu beendigen, etwa weil er den Fürsten mißtrauete,
ihm gefolget waren, und weil er die Meinung hatte, ein
ind sei ihm nothwendig, um diese Fürsten zusammen zu
lten? Oder wie? Weigerten sich etwa die Fürsten in seinem
eere des Angriffes auf Cöln, sei es, daß sie unzufrieden wa-
über die Strenge, mit welcher Philipp die Gräuel zu un-
drücken gesuchet hatte, die von den Ihrigen begangen waren,
es, daß sie es als vortheilhaft betrachteten, ihrem König
nen anderen König gegenüber zu erhalten, damit sie desto
nger mit Hülfe und Treue Handel treiben, und ihre Dienste
desto höheren Preisen ausbringen möchten? Man mag den
organg so beurtheilen oder anders: er giebt einen neuen
eweis von dem heillosen Zustande der Dinge im teut-
en Reiche.

Inzwischen waren die Schreiben, welche der König Otto,
wie die Freunde, Förderer und Anhänger desselben nach
om gesendet hatten, dem Papst übergeben worden. Inno-
nz nahm die Boten, welche diese Schreiben überbrachten,
it Wohlwollen und Freundlichkeit auf, obgleich er es be-
auert haben mag, daß nur so wenige Fürsten sich für den
Sohn Heinrich's des Löwen erkläret hatten. Auch mag er den
Abgeordneten Aufträge gegeben und seine Wünsche keineswegs
erhehlet haben. Aber zu schriftlichen Antworten verstand er

sich nicht. Seine Zeit war noch nicht gekommen. Ihm mußte am Meisten daran liegen, den Streit der beiden Könige um die Krone zu entscheiden. Da er aber seiner Entscheidung nicht mit irdischen Waffen Nachdruck geben konnte, so durfte er sich zu dieser Entscheidung, wenn je, doch nur alsdann entschließen, wann er von beiden Theilen als Richter anerkannt war. Und Philipp hatte sich ihm noch nicht genahet. Die Erfüllung der Bitte hingegen, welche Otto und die Seinigen ihm vorgetragen hatten, konnte er keineswegs gewähren. Er mußte ja fürchten, daß Otto, ehe seine Entschließung in Teutschland ankam, von Land und Leuten vertrieben sein möchte. Also blieb ihm nur übrig, das Schweigen fortzusetzen, die weitere Entwickelung der Verwirrung abzuwarten, und etwa im Geheimen zu wirken, wie sich eine Gelegenheit darbot. Um so stärker mag er durch die Nachricht von den Ereignissen bei Cöln überraschet worden sein. Sie mögen ihn geschmerzet, sie mögen ihn aber auch insofern beruhiget haben, als im Wesentlichen in der Stellung beider Könige zu einander durch dieselben Nichts verändert worden war.

Und in dieser Stellung, was auch geschehen mochte, blieben sie für und für dieses Jahr hindurch und weit in das folgende hinein. Freilich schien Otto's Sache rückwärts zu gehen, aber Philipp's Sache schritt nicht vor. Nachdem Dieser von Cöln abgezogen war, begab sich Jener in den Niederlanden von Provinz zu Provinz, von Ort zu Ort, um Geistliche und Weltliche zu seiner Anerkennung und zu dem Eide der Treue zu bewegen. Und es gelang ihm, wo er sich befand, diesen Eid zu empfangen; aber die Meisten leisteten denselben, den Meineid in der Seele, und entschlossen, sich dahin zu stellen, wohin sich das Glück wenden würde [24]. Um einigen Halt zu gewinnen, ging er eine Verlobung ein mit der Tochter des Herzoges Heinrich von Brabant [25]; aber auch diese Verlobung gewährte um so weniger Sicherheit, da die Vermählung

weit hinaus geschoben werden mußte, nicht nur wegen Otto's ungewisser Lage, sondern noch mehr wegen der Jugend der Braut. Hierauf wandte er sich nach Sachsen, wo er ohne Zweifel noch große Erinnerungen zu finden hoffte, welche ihm, dem Sohne Heinrich's des Löwen, dem Groß-Enkel des Kaisers Lothar, die Herzen der Menschen zuwenden mußten. Und schon gewann er gleichsam auf dem Durchzuge, einen Fürsten, auf welchen er wohl am Wenigsten gerechnet hatte, den Landgrafen Hermann von Thüringen, den Vetter des Königes Philipp, der so eben aus dem heiligen Lande heimgekehret war. Diese Verbindung jedoch, wie erfreulich sie ihm sein mochte, brachte ihn vielleicht um den nächsten Zweck seiner Fahrt. Er nämlich hatte Goslar zu erobern und von dieser Stadt aus, deren Besitz seit Heinrich's des Dritten Zeit immer als wichtig für Sachsen betrachtet war, weiter zu wirken gedacht. Dem Landgrafen aber mußte er, um den Eid der Treue zu erhalten, die königlichen Orte Nordhausen, Mühlhausen und Salfeld zu Lehen versprechen [26], und zugleich einen gemeinschaftlichen Angriff auf Nordhausen, damit das Versprechen wenigstens theilweise alsobald in Erfüllung ginge. Also erschienen beide Fürsten im Anfange des Monates November vor Nordhausen, fanden aber einen unerwarteten Widerstand. Erst nach sechs Wochen brachten sie die Feste in ihre Gewalt [27]. Hierauf trennten sie sich. Der Landgraf zog gegen Salfeld, Otto gegen Goslar. Herman bezwang Salfeld; Otto aber konnte Goslar nicht mehr überwinden. Durch den Aufenthalt vor Nordhausen hatte er seinem Gegner Philipp möglich gemacht, mit Heeresmacht nach Sachsen zu kommen. Während er das Weihnachtsfest feierlich in der Harzburg beging, Goslar belagernd, nahm Philipp seine Richtung nach Braunschweig, und machte sogleich einen harten Angriff auf die Stadt, deren er sich, wie es scheinet, durch Ueberrumpelung zu bemächtigen gehoffet hatte. Otto's Bruder jedoch, der Herzog und Pfalzgraf Heinrich, von welchem Braun-

schweig schon ein Mal vor Philipp's Bruder, Heinrich dem Sechsten, gerettet war, vertheidigte auch jetzt, vor kurzer Zeit aus dem heiligen Lande heimgekommen, mit Entschlossenheit und Kraft die Stadt und das Grab seines Vaters. Er schlug Philipp's verwegenen Sturm zurück. Aber zum Abzuge würde Philipp doch wohl nicht gebracht worden sein, wenn nicht Otto, Goslar aufgebend, herbei geeilet wäre [28]. Hierauf blieben beide Könige den Winter hindurch in Sachsen, Otto in Braunschweig, Philipp in Hildesheim, Einer den Anderen beobachtend, ein Jeder werbend für seine Sache. Keinem aber bot sich eine günstige Gelegenheit dar. Die Stadt Braunschweig jedoch gewann durch Otto an wohl verdienten Rechten [29], und der Kirche von Bremen wurde durch Philipp die Grafschaft Stade zu Lehen ertheilet, welche dem Erzbischofe Hartwig für seine Stimme versprochen worden war [30].

Mit dem Anfange des Frühlinges verließ Philipp Sachsen, ohne seinen Feind anzugreifen, ohne von demselben angegriffen zu werden. Entweder ward ihm unheimlich unter den Sachsen, oder im südlichen Teutschlande gingen Dinge vor, die ihn bedenklich machten, oder Beides wirkte zusammen. Schon gegen das Ende des vorigen Jahres, nach seiner Rückkehr aus dem Erzbisthume Cöln, hatte er seine Waffen gegen den Bischof von Strasburg gewendet, um diesen Feind in seinem Nacken für das Vergangene zu züchtigen, und für die Zukunft unschädlich zu machen. Er hatte das feste Haldenburg, in der Nähe von Strasburg, so wie andere Burgen und Festen, schon erobert, als er das Unternehmen abbrach, weil die Fahrt nach Sachsen nothwendig geworden war. Der Bischof Heinrich mag seine Entfernung benutzet haben, um wieder zu gewinnen, was er verloren hatte. Philipp nahm seinen Weg über Würzburg und Nürnberg. Ueberall war er bemühet, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren und in ihrer Treue zu bestärken. In Nürnberg versammelte er viele Fürsten um sich,

und von denſelben erhielt er das Verſprechen: ſie wollten ihm gegen alle Störer ſo kräftigen Beiſtand gewähren, daß Niemand im Reich und in den Ländern, welche ſein Bruder beſeſſen habe, ſeine Herrſchaft abzuweiſen wagen ſollte [31]. Gegen den Sommer nahm er den Krieg gegen den Biſchof von Strasburg wieder auf, und richtete ſeine Waffen gegen dieſe Stadt ſelbſt. Die Bürger von Strasburg theilten vielleicht die Geſinnung ihres Biſchofes; aber die Noth des Augenblickes traf ſie härter, als ihren Herrn. Sie erwogen die Verwüſtung des Landes, die Vernichtung ihres Verkehres, und fürchteten die Zerſtörung ihrer Stadt. Als daher dem Könige gelungen war, in die Vorſtädte einzudringen, und als ſie in die Flammen hinein blickten, von welchen dieſe Vorſtädte verzehret wurden, verloren ſie den Muth, öffneten die Thore, empfingen den König und fleheten unterwürfig um Schonung. Und nun blieb auch dem Biſchofe Heinrich, welcher Strasburg verlaſſen hatte, kaum etwas Anderes übrig, als eine Ausſöhnung mit dem Sieger zu ſuchen. Philipp, nur bemühet, überall als König anerkannt zu werden, wies ihn nicht zurück, ſondern ertheilte ihm gern die Belehnung mit den weltlichen Dingen des Bisthumes, und empfing eben ſo gern den Eid ſeiner Treue. Der König Otto hingegen verließ, nach Philipp's Abzuge, gleichfalls die ſächſiſchen Länder, und begab ſich an den Rhein, und wohl zunächſt nach Cöln: denn in Sachſen konnte er nur, ungewiß mit welchem Erfolge, zu werben ſuchen, am Rhein aber durfte er zu erhalten hoffen, was er ſchon gewonnen hatte. Vom unteren Rhein zog er alsdann, ſo ſchnell er vermochte, den Strom hinauf, ohne Zweifel, um dem Biſchofe von Strasburg Luft zu machen, und ſich dieſen Freund im Nacken des Feindes zu erhalten. Er kam bis Speier. Sei es aber, daß Strasburg ſchon gefallen war, oder ſei es, daß Philipp's Macht ausreichte, den Kampf wider Strasburg fortzuſetzen, und ſeinem Feinde noch ein hinreichen-

des Heer entgegen zu ſenden: Otto ſah ſich genöthiget, ſeine Unternehmung aufgebend, den Rhein wieder hinab zu ziehen. Bald aber folgte Philipp ihm nach, um durch eine neue Verwüſtung des Erzbisthumes Cöln und der Länder, deren Fürſten zu ſeinem Feinde hielten, Rache zu nehmen, zu züchtigen und zu warnen [32].

Und ſo ſtanden beide Fürſten wieder auf derſelben Stelle, auf welcher ſie zu der Zeit geſtanden hatten, als ſie zuerſt unter dem königlichen Namen ſich wider einander ſtellten. Die alten Auftritte wiederholten ſich in der früheren jammervollen und widerwärtigen Weiſe, und andere Gräuel, von Leidenſchaften aller Art hier und dort erzeuget, wurden an die Namen der Könige geknüpfet. Niemand wußte, wo ein Ausweg zu finden ſein möchte aus ſolchem Wirrſal.

Sechstes Capitel.

ɔrtgang des Streites zwiſchen Philipp und Otto. Erſte Einmiſchung des Papſtes Innocenz in dieſen Streit. Die Stellung beider Parteien zu dem Papſte.

J. 1199 — 1200.

Innocenz, der Papſt, beobachtete noch immer ſein Schwei-
n. Zu den alten Gründen[1] war noch ein neuer hinzu ge-
ommen. Die Kaiſerin Coſtanza, Heinrich's des Sechsten
Wittwe, hatte nach dem Tode ihres Gemahles, ihren Sohn
Friedrich, nicht lange nach der Ankunft deſſelben in Sicilien,
ls König krönen laſſen. Bald aber hatte ſie ſich, die man-
ichfachen Drangſale erwägend, die auf dem Reiche lagen, und
ie wilden Leidenſchaften fürchtend, welche Heinrich's hartes
nd grauſames Verfahren erreget hatten überall, an den neuen
apſt gewendet, um die Belehnung deſſelben mit dem Reiche
ür ihren unmündigen Sohn nachzuſuchen. Innocenz war, da
oſtanza anerkannte, daß das Königreich Sicilien zu dem Recht
nd dem Eigenthume der römiſchen Kirche gehörte, bereitwillig
nug, die Belehnung zu ertheilen, aber er verlangte, daß
ehre kirchliche Freiheiten, welche den Königen Wilhelm dem
rſten und Wilhelm dem Zweiten von ſeinen Vorgängern
adrian dem Vierten und Clemens dem Dritten ertheilet wor-

den waren, wieder aufgegeben werden ſollten. Deßwegen verzögerte ſich die Unterhandlung. Und als endlich Coſtanza nachgab, und nun die Urkunde ausgefertiget wurde, da ſtarb die verwittwete Kaiſerin, ein Jahr und zwei Monate nach dem Tode ihres Gemahles, den Sieben und zwanzigſten Novembers des Jahres eilf Hundert acht und neunzig. Vor ihrem Tode hatte ſie ihren Sohn der Obhut einiger Geiſtlichen anvertrauet, zu der Obervormundſchaft aber hatte ſie den Lehensherrn des Reiches, den Papſt Innocenz, ernannt: denn ſie hatte wohl eingeſehen, daß ihr Sohn Friedrich, bei der furchtbaren Auflöſung des Reiches, nothwendig zu Grunde gehen müßte, wenn er nicht durch die Macht des apoſtoliſchen Stuhles und durch das Anſehen eines ſolchen Papſtes gerettet würde. Und Innocenz bewies ſich dieſes Vertrauens würdig. Er übernahm die Vormundſchaft, widmete ſich mit Ernſt und Kraft den Angelegenheiten Siciliens, und that, was er vermochte, um der Welt zu beweiſen, daß der junge verwaiſete König, an Statt der verlorenen Mutter, in der heiligen Kirche eine andere Mutter erhalten habe, welche ihm Pflege und Schutz zu gewähren vermöge auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen [2]. Aber die Aufgabe war nicht leicht. Auf die Nachricht von dem Tode der Kaiſerin kam der Herzog und Seneſchal Markwald, aus allen Beſitzungen vertrieben, mit welchen Heinrich der Sechste ihn belohnet oder beehret hatte, wieder zum Vorſchein, weil er für ſeine wüſten Wünſche nunmehr die geeignete Bühne zu Rache und Herrſchaft zu finden hoffte. Er trat in Apulien [3] mit der Behauptung auf, daß er zur Verwaltung des Reiches und zur Vormundſchaft über den jungen König durch das Teſtament des Kaiſers berufen ſei. Und in wenigen Wochen hatte er eine ſo ſtarke Mannſchaft um ſich verſammelt, daß er ſeinem Anſpruche Nachdruck geben zu können ſchien, ja, daß er bei ſeiner Frechheit und Schonungsloſigkeit weithin Angſt und Schrecken verbreitete. Denn alle Teutſche, welche

in diesen Gegenden Lehen-Güter durch Heinrich den Sechsten empfangen, stellten sich zu ihm mit ihren Mannen, und Alle, welche früher unter ihm gekämpfet, jetzt aber, hierhin und dorthin verstreuet, auf eine neue Wendung der Dinge gehoffet hatten, eilten herbei auf seinen Ruf. Aber Innocenz bot dem furchtbaren Feind überall die Stirn. Mit bewunderungswürdigem Eifer erhob er jegliche Waffe und machte alle Anschläge desselben zu Schanden, keine Mühe scheuend und keine Kosten. Dem Schwerte stellte er Schwerter entgegen, der Arglist Klugheit, dem Betruge Festigkeit, der Gemeinheit Verachtung, und ein furchtbarer Bannfluch sicherte jeglichem Mittel eine vermehrte Wirksamkeit. Aber des Papstes Anstrengungen reichten nur hin, die Entwürfe Markwald's zu durchkreuzen und zu verwirren, aber sie reichten nicht hin, den Mann der verwegensten Kühnheit zu vernichten. Markwald ging nach Sicilien hinüber, verband sich mit den Saracenen auf dieser Insel, welche die Herrschaft des Papstes fürchteten, und fand unter den großen Herren des Landes Nichts als Selbstsucht, Treulosigkeit und Verrath, in den unteren Menschenklassen Nichts als Feigheit, Faulheit und Angst. Also ward ihm leicht möglich, durch kühne Wagnisse und schonungsloses Verfahren gegen Menschen und Dinge, wenn nicht Herr der Insel zu werden, doch jede Herrschaft, jede öffentliche Gewalt auf derselben zu erschüttern, und einen Zustand herbei zu führen, gegen welchen selbst die Waffen lange versagten, mit denen der Papst zu kämpfen genöthiget war.

Es ist begreiflich, daß Innocenz unter solchen Umständen die Angelegenheiten in Teutschland fortwährend mit Stillschweigen beobachtete. Dieses Schweigen mochte ihm um so verdrießlicher werden, je fester er, und wohl nicht mit Unrecht, die Ueberzeugung hegte, daß der König Philipp mit Markwald in Verbindung stehe. Er gab den Umständen nach. Ein neues Ereigniß indeß machte ihn bedenklich. Im Monat April dieses

Jahres nämlich fand der König Richard von England, Otto's Halt und Hort, vor der Burg Cholus-Chabrol in Guienne ſeinen Tod [4]. Dieſer Todesfall machte einen großen Eindruck auf die Parteien in Teutſchland, der Beſorgniß auf die eine, der Hoffnung auf die andere. Zwar verſprach Richard's Bruder und Nachfolger Johann für den Neffen zu ſein, was Richard geweſen war; er ließ durch eine eigene Geſandtſchaft dem Papſte verſichern, daß er ſein eigenes Land wagen würde, um Otto's Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen [5]. Aber Johann war ſeinem Bruder ſehr ungleich. Er hatte nur die wilde Leidenſchaftlichkeit mit ihm gemein, nicht den Edelmuth; er war ein Mann ohne Geſinnung und Tugend, und auf ſein Wort war nicht zu bauen. Otto ſelbſt ſchrieb zwar an den Papſt nach dem Tode ſeines Oheimes mit ſcheinbarer Zuverſicht: „durch Gottes und Euere Gnade befinde ich mich in gedeihlichen Umſtänden, und niemals habe ich mich in beſſeren befunden, als jetzt.“ Aber das geſchah wohl nur, um dem Papſte zu beweiſen, daß er es nicht mit einem kleinmüthigen Manne zu thun habe; vielleicht auch, um vor ſeinen Anhängern, welche doch wohl Kenntniß von dieſem Schreiben erhielten, kein Mißtrauen zu verrathen, und endlich auch wegen des möglichen Schickſales ſeines Briefes [6]. Daß ihm ſelbſt nicht wohl zu Muthe geweſen, ſcheinet ſogar aus dieſem Briefe hervor zu gehen. Denn er ſetzet hinzu: „Gott iſt mein Zeuge, daß Ihr nach dem Tode meines Oheimes, des Königes Richard, mein einziger Troſt ſeid und meine einzige Stütze; allein ich habe auch die feſte Zuverſicht, daß, ſo lange Ihr mir geneiget ſeid, meine Angelegenheit fortſchreiten, und mit Gottes Hülfe zu einem guten, glücklichen und erwünſchten Ende gebracht werden wird.“ Wenn aber auch er ſelbſt unverzaget geblieben ſein mag, der Sohn des Löwen Heinrich: diejenigen, welche er als ſeine Freunde betrachtete und betrachten mußte, fingen an lau zu werden, und den Ausgang zu berechnen. Selbſt

der Erzbischof Adolf von Cöln, der Urheber und Schürer des Wirrnisses, begann auf beiden Seiten zu hinken. Er bewies sich so nachlässig oder zweideutig, daß er schon wegen seiner Absichten in einen übelen Leumund gerieth. Nunmehr, da ihm Otto von aller irdischen und menschlichen Hülfe entblößet zu sein schien, kam ihm die späte Weisheit, daß er allein ja doch nicht gegen alle Fürsten anstreben, nicht allein gegen den übereinstimmenden Willen derselben über das römische Reich verfügen könne; und wenn er auf die Gegen-Partei blickte, so ward ihm klar, daß Otto das Reich nimmer gewinnen würde, wenn nicht Gott, der freilich die Reiche der Erde geben könne, wem er wolle, ihn wunderbar begünstige [7].

Unter solchen Umständen glaubte Innocenz zwar nicht, sich entschieden erklären zu dürfen, aber er glaubte beweisen zu müssen, daß er Teutschland nicht vergessen habe, und daß ihm der Gang der Dinge nicht gleichgültig sei. Am Neunzehenten des Monates Mai erließ er ein gleichlautendes Schreiben an den Erzbischof von Cöln und an viele andere Fürsten geistliches und weltliches Standes, welche ihm die Wahl und Krönung Otto's angezeiget hatten, oder von welchen er wenigstens hoffte, daß sie nicht auf Philipp's Seite ständen [8]. In diesen Schreiben danket er dem Fürsten für die Gesandtschaft und den Brief, durch welche sie ihm von der Wahl und Krönung seines in Christo geliebten Sohnes Nachricht gegeben, und ihm die Bitte vorgetragen hätten, er möge, was geschehen, durch sein apostolisches Ansehen bestätigen, und den erwählten König zum Empfange der Kaiserkrone einladen. Er habe die Abgeordneten zur Ehre des Reiches und wegen ihrer und Otto's Ehrerbietung und Frömmigkeit wohlwollend empfangen und wohlwollend gehalten. Auch werde er, was zu Otto's Ehre und Gedeihen beitragen könne, gern und nachdrücklich thun, so viel er mit Gott vermöge; denn er hoffe, derselbe werde, wie ein katholischer Fürst, in der Ehrerbietung, welche seine Vorfahren gegen

die römiſche Kirche geheget hätten, nicht nur beſtehen, ſondern auch in derſelben zuzunehmen Sorge tragen. Und aus dieſen Worten, wie vorſichtig ſie gewählet ſein mochten, ging ja doch wohl hervor, daß ihm Otto genehm war.

Aber ſeine Geſinnung war auch in einem anderen Schreiben nicht zu verkennen, das er ohne Zweifel zu gleicher Zeit an die ſämmtlichen Fürſten Teutſchlands, geiſtliche und weltliche, richtete, obwohl daſſelbe nur von Leidenſchaftlichkeit abrieth und an Beſonnenheit mahnte [9]. Die Zwietracht, ſagte der Papſt, welche über das Reich entſtanden ſei, ſchmerze ihn ſehr: denn ſeine Abſicht ſei keineswegeſ, wie einige Lügner vorgäben, auf die Unterdrückung deſſelben gerichtet, ſondern lediglich auf die Erhebung. Er habe oft darüber nachgedacht, er habe ſich auch häufig mit ſeinen Brüdern [10] und anderen verſtändigen Männern darüber berathen, wie er wohl zur Ausgleichung des Zwiſtes erfolgreich zu wirken vermöchte. Man habe ihm vorgeſchlagen, er möge die Geſinnung der Wählenden und die Verdienſte der Erwählten [11] genau prüfen, um darnach die apoſtoliſche Zuſtimmung [12] zu gewähren. Von dem Einen ſagte man nämlich, er ſei von der größeren Zahl gewählet worden, und habe die kaiſerlichen Inſignien im Beſitze. Dagegen aber werde angeführet: derſelbe ſei weder von der rechten Perſon, noch am rechten Orte gekrönet worden; er habe ſich das Reich angemaßet, ohne die Meinung des apoſtoliſchen Stuhles einzuholen; er ſei, vom Banne der Kirche gefeſſelt, zum König erwählet, und einem Solchen dürfe nach den Satzungen der Väter, ungeachtet des Eides der Treue, kein Gehorſam bewieſen werden; auch ſei es gegen die Freiheit des Kaiſerthumes, daß er ſich des Königthumes nach Erbrecht anzumaßen ſtrebe [13], deßwegen würde, wenn wie zuvor der Sohn dem Vater, ſo jetzt der Bruder dem Bruder folgte, die Freiheit der Fürſten verloren gehen, weil er nicht durch die Wahl derſelben, ſondern nach der Erbfolge das Reich zu übernehmen

schiene; endlich sei gegen das Geschlecht desselben an die Bedrückungen der Kirchen und der Fürsten erinnert worden, was er, der Papst, jedoch verschweigen wolle, um den Schein der Verfolgung zu vermeiden. Dagegen sei für den Anderen gesaget worden, derselbe sei von der berechtigten Person und an dem gehörigen Orte gekrönet worden; aber es sei auch geantwortet, daß wenigere Fürsten ihm folgten. Er nun, der Papst, habe zur Ehre der teutschen Fürsten auf diese Vorschläge und Gründe nicht eingehen wollen. Vielmehr ermahne er sie väterlich mit apostolischem Wort allzumal, sie möchten Gott vor Augen haben und nur nach der Ehre des Reiches trachten, damit nicht die Würde desselben vernichtet werde und die Freiheit verloren gehe; damit sie nicht die kaiserliche Hoheit, deren Erhaltung ihnen obliege, durch Nährung der Zwietracht selbst zerstörten. Verführen sie anders, so werde er, der Papst, weil der Verzug große Gefahr habe, die apostolische Zustimmung Dem zuwenden, welcher, nach seiner Einsicht, vom besseren Sinn und Verdienst unterstützet werde: denn das Reich bedürfe in dieser Zeit eines tugendhaften und tapferen Königes, und die Kirche könne und wolle eines gerechten und sorgsamen Vertheidigers nicht länger entbehren. Er erkläre ihnen Dieses zum Voraus, keineswegs um ihre Freiheit, Würde und Macht zu beeinträchtigen, sondern um dem Streit und dem Aergerniß die Nahrung abzuschneiden: denn, wenn sie einen König wählten, welchen er nicht zum Kaiser krönen könne und dürfe, so werde hieraus eine neue Irrung entstehen, welche größer sein würde, als die alte. Und um ihnen seine Meinung und seinen Rath noch deutlicher kund zu thun, sende er ihnen seinen geliebten Sohn Aegidius, seinen Akoluthen, der sein und seiner Brüder volles Vertrauen besitze, und dem sie volles Vertraueu schenken dürften.

Ehe aber dieser Abgeordnete und diese Briefe in Teutschland ankommen konnten, hatten auch Philipp, der König und

die Fürsten, die sich zu seinem Namen bekannten, Briefe an Innocenz gerichtet, nur acht Tage später geschrieben, als die Briefe des Papstes [14]. In denselben erschienen sie jedoch nicht vor dem heiligen Vater, wie der König Otto und die Seinigen erschienen waren, um die apostolische Genehmigung der Wahl und um die Einladung zum Empfange der Kaiserkrone ehrerbietig bittend, sondern sie erschienen, wie es der Stellung des Hohenstaufen zu dem apostolischen Stuhl angemessen war, selbständig, im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, was sie von dem Papste begehrten als ein Recht fordernd, nicht als eine Gunst erflehend. Denn sie glaubten ohne Zweifel, daß sie nunmehr, da der König Richard todt war, und Otto's Anhänger in Teutschland die Sache desselben verloren zu geben schienen, des Sieges gewiß, sich schon als Sieger betrachten dürften und benehmen müßten. Die Sprache der Artigkeit jedoch, in welcher man zu den Päpsten zu sprechen gewohnet war, redeten auch sie, Philipp sowohl als die Fürsten. Philipp zeiget dem heiligen Vater nur an, daß er den Abgeordneten desselben, den Bischof von Sutri mit seinem Begleiter wohlwollend empfangen, und entschuldiget sich, daß er diese Abgeordneten nicht früher entlassen habe: es sei nicht geschehen, weil er seiner Heiligkeit durch dieselben von dem Erfolge seiner Angelegenheiten Nachricht zu ertheilen und auszusprechen gewünschet habe, was der Kirche und dem Reich vortheilhaft sein würde. Jetzt nehme er nicht länger Anstand. Denn durch Gottes Güte habe seine Ehre den gebührenden Zuwachs erhalten, und was sich ihm bisher noch widerwärtig entgegen gestellet, das habe er fast überwunden und in seiner Gewalt [15]. Daher bitte er den Papst und fordere ihn auf, den Worten beider zurückkehrenden Männer vollen Glauben zu schenken. Weiter glaubte Philipp nicht gehen zu dürfen. Das Schreiben der Fürsten aber ist in ähnlicher, kalter, ja schroffer Weise, fast drohend, abgefasset. Sie hegten, sagen sie, den festen

Glauben, die apostolische Güte werde, was sie in Gerechtigkeit vortrügen und verlangten, gern anhören und gern erfüllen. Also glaubten sie ihm, dem Papste, anzeigen zu müssen, daß sie, in großer Zahl versammelt, ihren erlauchten Herrn Philipp zum Kaiser des römischen Reiches gesetzlich und feierlich erwählet. Weil aber einige Fürsten der Gerechtigkeit widerstrebet hätten, so wären sie bisher noch nicht versammelt gewesen, um die Angelegenheiten des Reiches zu berathen. Nunmehr aber hätten sie mit ihrem Herrn, dem Könige Philipp, einen feierlichen Hoftag zu Nürnberg gehalten [16], um ihrem Herrn einmüthig, unter Gottes Fügung, gegen alle Störer solche Hülfe zu gewähren, daß Niemand im Reiche und in den Ländern, welche der Bruder desselben im Besitze gehabt hätte, wagen würde, seine Herrschaft abzulehnen [17]. Daher bäten sie den Papst mit Eifer und Ergebenheit, daß er die Hand nicht aufheben möge zur Kränkung der Rechte des Reiches, wie sie denn auch nicht dulden würden, daß das Recht der Kirche von irgend Jemandem vermindert oder verletzet würde. Er, der Papst, möge seine Zustimmung und sein Wohlwollen in reichem Maß ihrem vortrefflichen Herrn zuwenden, und die Ehre und die Vortheile desselben, wo er könne, so zu erheben geruhen, daß nicht die Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit herrschend werde, sondern daß die Falschheit der Wahrheit unterwürfig bleibe. Im Besonderen bäten sie den Papst, daß er ihrem lieben Freunde, dem Getreuen ihres Herrn, des Königes Philipp, Markwald, Markgrafen von Ankona, Herzoge von Ravenna, Verweser des Reiches Sicilien, Seneschal des kaiserlichen Hofes, in den Geschäften ihres Herrn sein apostolisches Wohlwollen beweisen, und wie sie zu seiner Heiligkeit ohnehin vertraueten, den Gegnern desselben keinen Vorschub leisten möchte, da sie zuverlässig in kurzer Zeit mit ihrer ganzen Macht unter Gottes Geleit nach Rom kommen würden, um für ihren Herrn die feierliche Kaiser-Krönung zu erlangen [18].

Die Abgeordneten, welche diese Wechselschreiben überbringen sollten, müssen sich unterweges begegnet sein; und wahrscheinlich ist der päpstliche Abgeordnete, das päpstliche Schreiben nach Teutschland sendend und die teutschen Gesandten begleitend, nach Rom zurück gekehret: denn man findet der Ankunft des Aegidius in Teutschland nicht erwähnet, und wenn man auch eben so wenig findet, daß ein päpstliches Schreiben zu irgend einer Verhandelung Veranlassung gegeben, irgend einen Eindruck gemacht hätte, so berufet sich doch Innocenz etwas später auf dieses Schreiben [19]. Dagegen müssen die Briefe von Philipp und von Philipp's Anhängern den Papst tief gekränket haben; denn diese Kälte, diese Gleichgültigkeit und Geringschätzung, welche sie zu Tage geleget, waren einem Manne, wie Innocenz, in seinem Eifer und seinem Stolze, nothwendig unerträglich. Ein besonderer Umstand indeß milderte seinen Zorn, ehe derselbe zum Ausbruche zu kommen vermochte. In denselben Tagen nämlich, in welchen die Briefe bei dem Papst einliefen, kam der Erzbischof Konrad von Mainz, der Wittelsbacher, aus dem heiligen Lande heimkehrend, nach Rom. Dieser Mann, dem heiligen Stuhl in Noth und Glanz mit gleicher Treue zugethan, unter mannichfaltigem Wechsel der Dinge wohlbewähret, reich an großen Erinnerungen, ehrwürdig durch sein Alter, und auch, wie zu hoffen war, von starkem Einflusse auf das ganze Reich, sowohl wegen seines erzbischöflichen Sitzes, des ersten in Teutschland, als wegen seiner Herkunft und seiner mächtigen Verwandtschaft: dieser Mann stand in sehr hohem Ansehen bei dem Papst. Innocenz hatte die Abwesenheit desselben aus Teutschland unter so schwierigen Verhältnissen längst schmerzlich empfunden. Ehe er seine Schreiben an Otto und die Fürsten des Reiches absandte, hatte er an den Erzbischof Konrad nach dem heiligen Lande geschrieben [20], unverkennbar um denselben zur Rückkehr nach Europa, nach dem Vaterlande, zu bewegen, damit er sich seines Rathes und seines

Beistandes erfreuen möchte. Freilich hatte er keineswegs gewaget, ihn zu dieser Rückkehr aufzufordern, aber sein Wunsch, seine Sehnsucht war deutlich genug ausgesprochen worden. „Als des heiligen Petrus Fischerkahn von den Fluthen umher geworfen ward, und Wind und Wogen sich gegen denselben erhuben, als die Könige und Fürsten der Erde sich wider ihn und Christum [21] gestellet hatten, hast du Dich treu und fest angeklammert und bist bereit gewesen, in den Tod und in das Gefängniß zu gehen, weder des Kaisers Drohung fürchtend, noch Nachstellung und Verbannung. Jetzt haben sich die Fluthen geleget, der Wind ist günstig, das Meer beruhiget, Petrus wandelt ohne Furcht auf den Wellen der See: wer könnte Dich von der Liebe des apostolischen Stuhles trennen? O gewiß, weder Verfolgung noch Schwert, weder Hunger noch irgend Etwas wird Dich loßreissen von der Liebe der Kirche, in welcher Du, nach dem Oberhaupte, die erste Stelle einnimst [22].“ Mit diesen und ähnlichen Schmeichelworten beginnend, klaget der Papst über die Entfernung des Erzbischofes, dessen Rathes er bedürfte; er erzählet von der zwiefachen Wahl in Teutschland, von dem Zustande der Dinge, und bittet endlich, Falls er, der Erzbischof, im Morgenlande bleiben müsse, um Zweierlei. Zuerst möge er ihm seine Meinung schriftlich mittheilen, und zweitens möge er allen Unterthanen der Kirche von Mainz, Geistlichen und Weltlichen, den strengen Befehl geben, daß sie Denjenigen als König anzuerkennen hätten, der von dem apostolischen Stuhl anerkannt werden würde. Und ehe dieses Schreiben nach dem Morgenlande gekommen sein konnte, traf der Mann, an welchen es gerichtet war, in Rom ein, zuverlässig dem heiligen Vater zum Trost und zur Freude, doppelt willkommen, da so eben die unwillkommenen Schreiben aus Teutschland eingegangen sein mochten.

Der Papst und der Erzbischof verständigten sich. Was

sie mit einander verabredet haben, ist unbekannt; das aber leidet keinen Zweifel, der Erzbischof Konrad übernahm in Teutschland an der Herstellung der Eintracht zu arbeiten im Sinne des Papstes, und zwar, wie es scheinet, entweder, den Einen der beiden Könige, den König Philipp nämlich, zum Rücktritte vom Reiche zu nöthigen, oder beide Könige zu der Verzichtleistung auf die Krone zu vermögen, damit eine neue Wahl vorgenommen werden könnte, oder endlich, wenn auch dieser Versuch mißlänge, wenigstens einen Waffen-Stillstand zwischen beiden Parteien auf fünf Jahre zu bewirken [23]; und eben so wenig leidet es einen Zweifel, der Erzbischof versprach dem Papste vor den versammelten Cardinälen, kein Abkommen entschieden einzugehen, ohne zuvor ihn, den Papst, benachrichtiget und die Erklärung desselben eingeholet zu haben [24]. Ehe nun der Erzbischof nach Teutschland abreisete, um seinen großen Auftrag zu erfüllen, sandte der Papst, gleichsam das Werk vorbereitend, eine Antwort an die teutschen Fürsten voraus, die Philipp anerkannt und in Rom angekündiget hatten [25]; dem Könige Philipp selbst antwortete er nicht, wie denn auch das Schreiben desselben kaum einer Antwort zu bedürfen schien. Und jene Antwort war weit milder, als man sie hätte erwarten mögen. Innocenz hob die Punkte, welche die Fürsten ihm vorgetragen hatten, scharf hervor und stellte sie ihnen trocken vor die Augen. Wegen der Meisten berief er sich auf sein früheres Schreiben, das seinen Schmerz über die Zwietracht im Reiche laut ausgesprochen hätte. Indeß füget er Folgendes hinzu. „Wir haben allerdings über die Verdienste der Gewählten und die Gesinnung der Wählenden Erkundigungen eingezogen, nämlich darüber, wer und welcher gewählet, wie, wo und von wem er gekrönet worden, damit wir nicht ganz unwissend sein möchten, wenn Einem die apostolische Zustimmung zuzuwenden sein würde. Es hat aber einige verderbliche Menschen gegeben und es giebt noch viele,

welche die Kirche und das Reich in beständiger Zwietracht zu erblicken wünschen, damit sie ungerechte Bestrebungen desto freier verfolgen können; Menschen, welche lügenhaft vorgeben, daß wir nichtswürdiger Weise auf die Verminderung und Vernichtung des Reiches hinarbeiten, da wir doch nur die Erhaltung und Förderung desselben nachdrücklich erstreben. Denn wenn gleich einige Kaiser die Kirche furchtbar gekränket haben, so haben doch auch andere sie mannichfach geehret. Und wollte Gott, daß die Rechte der Kirche uns so unverletzet bewahret wären, als wir die Rechte des Reiches unbekümmert bewahret wissen wollen. Da aber die kaiserliche Krone von dem römischen Bischofe zu ertheilen ist, so werden wir Denjenigen, der zuerst herkömmlich gewählet und zuerst gesetzlich gekrönet worden ist, gern zum Empfange der Krone einladen, und ihm die Krönung feierlich ertheilen.» Und aus diesen Worten ging ja wohl deutlich genug hervor, zu welchem König er hielt, der Papst. Dagegen sprach er einen harten Tadel aus über die Forderung, welche die Fürsten ihm wegen des Markgrafen Markwald gestellet hatten. Das, sagte er, sei keiner Antwort werth. Wenn Diejenigen, die Solches geschrieben, die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit dieses Mannes gekannt hätten: sie würden nicht für ihn, sondern gegen ihn gebeten haben. Drei Male habe derselbe den Eid gebrochen, den er ihm geschworen. Gegen den Eid der Treue und der Huldigung, welchen er dem Könige Friedrich von Sicilien geleistet, habe er dieses Reich, das unbezweifelt zu dem Recht und dem Eigenthume des apostolischen Stuhles gehöre [26], ihm, dem Papst und dem Könige Friedrich zu entreissen gesuchet; denn er wisse zuverlässig, daß er sich selbst zum Könige zu machen vorhabe. Deßwegen habe er ihn mit den Ketten des Bannes belastet.

Diesem Briefe folgte der Erzbischof Konrad, von dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat begleitet, nach Teutschland. Hier aber entsprach derselbe den Erwartungen des Pap-

ſtes keineswegs. Sei es, daß Konrad durch Alter, Anſtrengungen und Leiden die früheren Kräfte verloren hatte, ſei es, daß er bei dem Anblicke der Dinge in Teutſchland zu der Ueberzeugung kam, der Papſt werde nimmer durchdringen mit ſeinen Entwürfen für Otto, oder ſei es, daß die Erwägung der Stellung ſeines Hauſes zu dem Welfen und zu dem Waiblinger ihn bedenklich machte: er ſcheinet zwar an der Beilegung des Zwiſtes redlich gearbeitet zu haben, aber er ſcheinet weder mit Entſchloſſenheit noch mit Nachdruck aufgetreten zu ſein. Ja, er ſcheinet ſelbſt wenig hinter ſich geſehen, den Papſt und den päpſtlichen Stuhl wenig beachtet zu haben, ſo daß der Verdacht entſtand, er ſei von Philipp, oder für Philipp gewonnen worden. Zwar gelang ihm, zwiſchen den Fürſten beider Parteien in den Ländern am Rhein einen Waffen-Stillſtand zu vermitteln, welcher bis in den Monat November dauern, daß in der Zwiſchenzeit eine Zuſammenkunft geiſtlicher und weltlicher Fürſten beider Parteien unter ſeinem Vorſitze zu Bopard Statt finden ſollte, nach deren Ausſpruch ſich die feindlichen Könige zu richten hätten [27]. Aber mit dieſen Beſtimmungen wurde wenig gewonnen. Der Waffen-Stillſtand wurde von den übrigen Fürſten des Reiches, er ward im Beſonderen von den Fürſten in Sachſen und Thüringen nicht anerkannt. Der Krieg ging alſo fort in alter, krauſer und ſchleichender Weiſe, und bot den Leidenſchaften fortwährend eine zähe Nahrung dar. Daher war voraus zu ſehen, daß die Berathung zu Bopard, wenn ſie auch zu Stande kommen möchte, keinen Erfolg haben könnte, weil der König, zu deſſen Nachtheil etwa die Entſcheidung erfolgte, dieſe Entſcheidung zuverläſſig verwerfen würde. Aber der Erzbiſchof hatte ſich auch ſelbſt durch die Verabredung der Zuſammenkunft gegen den Papſt in einen bedenklichen Widerſpruch gebracht. Er hatte dem Papſte verſprochen, daß er Nichts verabſchieden wollte, ohne zuvor die Meinung deſſelben einzuholen;

und doch war festgesetzet, daß der Ausspruch der zu Boppard versammelten Fürsten als eine endliche Entscheidung anerkannt und geltend gemacht werden sollte. Es war also auch voraus zu sehen, daß Innocenz der Dritte sich gegen jede Entscheidung erheben würde, sie mochte in seinem Sinn ausfallen oder nicht [28].

Dennoch und eben deßwegen blieben die beiden Könige, Philipp und Otto, nicht gleichgültig bei dem Gedanken an die Versammlung zu Boppard. Sie sahen voraus, daß hier ein Knoten geschlungen werden könnte, der eben so schwer zu zerhauen als aufzulösen sein würde. Philipp scheinet nicht geglaubet zu haben, daß der Ausspruch selbst gegen ihn gerichtet werden könnte; aber er fürchtete, daß der Zorn, die Mittel und die Künste des Papstes die Geltendmachung eines Spruches zu seinem Vortheile schwer, vielleicht unmöglich machen möchten. Otto war besorget, daß der Spruch zu seinem Nachtheile fallen möchte, wenn nicht der Papst durch ein rasches Einschreiten die drohende Gefahr von seinem Haupte hinweg wendete. Beide Könige wandten sich daher von Neuem an den heiligen Vater. Philipp, seiner Ueberlegenheit vertrauend, schrieb nicht, sondern sandte zwei vertrauete Männer, seine beiden Capellane, Friedrich und Johannes, mit mündlichen Aufträgen nach Rom, und bat nur den Papst, diesen Männern ein geneigtes Ohr zu leihen, und ihren Worten vollen Glauben zu schenken, als vernähme er sie aus seinem eigenen Munde. Die Aufträge selbst sind unbekannt; wahrscheinlich aber ist, bei Philipp's Vertrauen zu seiner Uebermacht, daß sie dem Papst zum Voraus für die Entscheidung gewinnen sollten, welche durch die Mehrheit der Stimmen zu Boppard gewonnen werden würde [29]. Otto dagegen schickte nicht nur eine Gesandtschaft an den heiligen Vater, sondern er schrieb ihm auch ausführlich über die Wichtigkeit des Augenblickes und nicht ohne Aengstlichkeit [30]. Zwar versichert er im Allgemeinen, ohne Zweifel um seinen

Anhängern in möglichen Fällen nicht zu mißfallen, daß er, seit er die Krone des Reiches erhalten habe, niemals stärker gewesen sei, und daß auch seine Fürsten und Barone niemals mit mehr Treue zu ihm gehalten hätten, als eben jetzt; zwar bemerket er, in Beziehung auf den verabredeten Tag von Boppard, daß er in die Treue und Ergebenheit der Fürsten, welche von seiner Seite jenem Tage beiwohnen würden, und unter denselben stehet der Erzbischof von Cöln Allen voran, nicht den geringsten Zweifel setze, und daß er auch zu dem größten Theile der Fürsten, welche von Seiten seines Gegners erscheinen sollten, ein gutes Vertrauen habe: „Dennoch, setzet er hinzu, halten wir es für besser, daß Ihr bei Zeiten zu Hülfe kommet, als daß Ihr später die Wunde zu heilen suchet. Dem Kranken mag der Arzt helfen; aus dem Grabe kann er Niemand erwecken. Deßwegen bitten wir Euere Heiligkeit ehrerbietig und inständig, allen jenen Fürsten, welche sich nach Boppard begeben sollen, und allen Anderen, die sich bei der Verhandelung einfinden könnten, durch Euere von Gott verliehene Macht, unter Androhung der Strafe, die Euch zu verhängen zustehet, zu befehlen, daß sie unsere Sache fördern, uns anhängen, und Teutschland's Krone, welche uns rechtmäßiger Weise von dem, welchem es gebührte, und da, wo sich's gebührte, aufgesetzet worden ist, vertheidigen, erhalten und mit allen Kräften unterstützen sollen.“ Er fügte noch die Bitte um Beschleunigung hinzu, weil er seinen Abgeordneten Befehl gegeben habe, daß sie acht Tage vor dem Tage zu Boppard wieder bei ihm eintreffen müßten. Auch legte er, mit seiner Bestätigung, Urkunden bei, in welchen die Verträge enthalten waren, die seine früheren Abgeordneten mit dem Papst abgeschlossen hatten. Was nun auch in diesen Verträgen ausgemacht gewesen sein mag: Otto versprach, dieselbe auf das Getreueste zu halten und zu erfüllen [31].

Es kann nicht anders sein, Innocenz ist durch die zwie-

sache Botschaft um so mehr betreten gewesen, da er von dem Erzbischofe von Mainz, seinem Bevollmächtigten, gar keine Nachricht erhalten hatte, und deßwegen irre werden mochte an der Gesinnung dieses alten Freundes des apostolischen Stuhles. Auf Philipp's Anträge einzugehen, von welcher Art sie gewesen sein mögen, widerstand seinen Entwürfen und Gefühlen; eine Nothwendigkeit aber, welcher auch der Gewaltigste nachgeben muß, war noch nicht vorhanden. Otto's ungestüme Bitte zu erfüllen, war ihm gleichfalls unmöglich. Wie hätte er, gleich einem Löwen, mit der Klaue zufahren können, da er ja nicht ein Mal wußte, ob, was er fassen sollte, erreichbar sei. Aber mit dem vormaligen Stillschweigen war es jetzt auch nicht mehr gethan. Also sprach er sich aus, jedoch keineswegs auf eine solche Weise, daß ihm keine Wendung, weder zur Rechten noch zur Linken, übrig geblieben wäre.

Zuvörderst ließ er Philipp's Gesandte in einer Versammlung der Cardinäle vor sich erscheinen. Er hielt an dieselben eine Rede, welche in unseren Tagen als eitele, wunderliche Rednerei erscheinen möchte, in jenen Zeiten des Glaubens aber, des Festhaltens an dem Ueberlieferten und unklarer Begriffe, doch wohl einen tiefen Eindruck gemacht hat[32]. Der eigentliche und letzte Sinn dieser Rede war, Philipp's Anträge abzuweisen; der nächste aber, zu zeigen, daß das Priesterthum höher stehe, als das Königthum, daß deßwegen das Königthum dem Priesterthume sich nicht widersetzen dürfe, und daß, wenn das Königthum dennoch Zwietracht errege, dasselbe nothwendig vor dem Priesterthume zu Schanden werden müsse. Daraus sollte die Folgerung gezogen werden, die er jedoch nicht selbst aussprach, daß ihm, dem obersten Priester, allerdings die Entscheidung in der Sache der streitenden Könige gebühre, und daß er unmöglich sich für einen Fürsten erklären könne, der selbst, dessen ganzes Haus sich gegen das Priesterthum gestellet, sich über das Priesterthum zu erheben, ja das Priester-

thum zu unterdrücken gesuchet hätte. Seine Behauptungen aber stützet er lediglich auf die heilige Schrift. Er beginnt mit Melchisedech. „Dieser, sagt er, war König und Priester, König zu Salem, Priester des Allerhöchsten, König des Staates, Priester der Gottheit. Wenn nun ein Unterschied ist zwischen dem Staat und der Gottheit, so ist gewiß auch ein Unterschied zwischen dem Königthum und dem Priesterthum. Als Abraham von der Schlacht mit Königen zurück kam, gab er dem Melchisedech den Zehenten von Allerlei; Melchisedech segnete den Abraham und trug Brod und Wein hervor: denn er war ein Priester des Allerhöchsten. Nun ist aber von höherer Würde, der den Zehenten empfängt, als der den Zehenten giebt, und wer gesegnet wird, stehet niedriger, als wer segnet.“ Und nach diesem Beginne steiget Innocenz hinauf bis zu Abel, und herab bis zu dem getheilten jüdischen Reiche, bis zu der babylonischen Gefangenschaft der Juden, nicht ohne tüchtige Sprünge. Ueberall werde der Priester von dem Herrn über die Könige gesetzet. Die Priester, heisset es, würden Götter genannt, die Könige nur Fürsten. Die Lippen des Priesters, sage der Prophet, hüten die Wissenschaft, und das Gesetz wird von seinem Munde gefordert; denn er ist ein Bote des Herrn der Heerscharen. Auch wird das große Wort des Heilandes nicht vergessen: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen; was Du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein; denn dieses Wort beweise ja, daß die Fürsten nur Gewalt auf Erden, den Priestern aber auch Gewalt gegeben ist im Himmel, daß Jene nur über den Leib gebieten, Diese aber auch über die Seele. Und daraus folge, daß, wie viel die Seele mehr ist als der Leib, so viel die Würde des Priesterthumes höher stehe, als die Würde des Königthumes. Endlich kommt der Redner auch zu den Zeiten des neuen Bundes; hier aber suchet er seine Beispiele nicht in

ten Tagen, ſondern bleibet, gewiß nicht ohne Bitterkeit, bei
m Hauſe der Hohenſtaufen ſtehen. „Das Königthum und
s Prieſterthum, ſagt er, waren beide getheilet zu der Zeit
s Papſtes Innocenz und des Königes Lothar. Gegen In-
cenz drängte ſich Anaklet ein, gegen Lothar Konrad. Aber
e beiden katholiſchen Männer, Innocenz und Lothar, ſiegten
: denn Innocenz krönte den Lothar, und die beiden Abtrün-
gen unterlagen: denn die Wahrheit ſieget über die Lüge.
erauf entſtand eine Trennung in der Kirche zu der Zeit
exander's, während das Reich einig blieb zu der Zeit Fried-
h's. Aber dieſer Kaiſer, nicht der Vertheidiger, ſondern der
rfolger der Kirche, ſchürte die Trennung und förderte die
trünnigen. Bald jedoch ging die Trennung mit den Ab-
nnigen zu Grunde, und der Zunder und die Schürer wur-
n zuſammen geworfen [33]. Jetzt aber beſtehet die Kirche
rch Gottes Gnade in Einigkeit; das Reich iſt, wegen unſerer
inde, geſpalten. Die Kirche jedoch vergilt dem Reiche nicht,
s daſſelbe an ihr gethan hat. Sie empfindet beſonders dar-
er Schmerz und Kummer, daß Fürſten die Schmach deſſel-
n ſich zum Ruhme gerechnet haben, und Freiheit und Würde
r Seite werfend, die Schandbarkeit zur Ehre. Aber ſchon
ngſt hätte man ſich an den apoſtoliſchen Stuhl wenden ſol-
n, vor welchen jene Sache zuerſt und zuletzt [34] unläugbar
höret: zuerſt, weil der apoſtoliſche Stuhl das Kaiſerthum
m Morgenland auf das Abend übertragen hat; zuletzt, weil
die kaiſerliche Krone ertheilet.» Und in dieſen Worten hat-
n Philipp's Geſandte zum Voraus die Antwort, die keine
ntwort war, erhalten, die er ihnen jedoch auch noch beſon-
rs zu ertheilen verſprach.

Zugleich erließ er eine neue Zuſchrift an die ſämmtlichen,
wohl geiſtlichen, als weltlichen Fürſten Teutſchland's, in ähn-
her Weiſe, in gleichem Sinn. In derſelben ſuchet er dar-
thun, daß zwiſchen dem Prieſterthum und dem Königthum

Eintracht bestehen solle und müsse, schildert den Segen dieser Eintracht und den Fluch dieses Zwistes grell, aber wahr, fordert auf zur Einigkeit, und spricht, wie in seinem früheren Schreiben, zum Schlusse die Drohung aus, daß er nicht unterlassen würde einzuschreiten, Falls sie beharreten in dem Streite [35].

Endlich schrieb er an den Erzbischof Konrad von Mainz, nicht ohne Empfindlichkeit. Er erinnert denselben an das Versprechen, welches er ihm mündlich gegeben, und bezeuget ihm seine große Verwunderung darüber, daß er eine Zusammenkunft geistlicher und weltlicher Fürsten habe ansetzen mögen, deren Entscheidung von allen Fürsten beobachtet werden solle, ohne zuvor seine Zustimmung einzuholen, ohne ihm nur die geringste Nachricht zu geben. Er schicke daher seinen geliebten Sohn Aegidius, seinen Akoluthen, zunächst zu ihm, alsdann zu anderen Fürsten. Von demselben, und aus seinem Schreiben an die sämmtlichen Fürsten möge er seinen Willen vernehmen und seinen Rath. „Da Du aber, setzet er hinzu, meine ganze Absicht kennest, so fordere ich Dich auf und ermahne Dich in dem Herrn, daß Du meinen Wünschen nachkommest, und Dich so benehmest, daß Nichts gegen den gemeinschaftlichen Nutzen der Kirche und des Reiches unternommen werde. Bemühe Dich, meine Vorschläge nachdrücklich zu erfüllen. Beweise auch jetzt noch in Deinem Alter denselben Eifer, den Du in Deiner Jugend, in den Tagen meiner Vorfahren, für die Ehre der Kirche bewiesen. Wie Du bisher pflichtmäßig für dieselbe gekämpfet hast, so bemühe Dich für und für, den Lauf des Kampfes lobwürdig zu vollenden, damit Du in Zuversicht mit dem Apostel ausrufen mögest: ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben gehalten; hinfort ist mir beigeleget die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, verleihen wird [36].» Und von diesem

Allen gab er ohne Zweifel dem Könige Otto Nachricht durch die rückkehrenden Gesandten, mit welchen er nur im Geheimen verhandelt zu haben scheinet, welchen er aber auch wohl im Geheimen Aufträge gegeben hat, wie zu seiner Entschuldigung, so zu des Königes Ermunterung.

Wieviel nun diese Bemühungen des Papstes auf die teutschen Fürsten gewirket haben mögen, ist nicht zu sagen; der Tag zu Boppard aber ging erfolglos vorüber. Viele Fürsten blieben aus; der König Philipp blieb hinweg; der König Otto, von dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat eingeladen, sich nach Boppard zu begeben, verwarf zum Voraus das Gericht, wenigstens jeglichen Ausspruch, der gegen ihn gegeben werden möchte. „Er würde es, erklärte er, für eine Schande halten, unter irgend einer Bedingung dem Reiche zu entsagen, da er in gesetzlicher Weise zum Könige geweihet worden sei [37].“ Die Fürsten daher, welche sich eingefunden hatten, verließen Boppard allzumal unverrichteter Dinge. Zwar folgte der Erzbischof Konrad von Mainz dem Erzbischof Adolf nach Cöln, um noch ein Mal zu versuchen, ob die Unterhandlung fortgesetzet werden möchte. Da aber auch dieser Versuch mißlang, so gab auch er das Bestreben auf, eine Ausgleichung in Teutschland zu Stande zu bringen, um einen anderen Auftrag des Papstes in einem anderen Lande auszuführen. Also blieben die Dinge, wie sie gewesen; das alte Getreibe mit den Waffen und dem Worte ging weiter, verworren und verderblich, tief in das folgende Jahr zwölf Hundert hinein. Einzelnes ist kaum bekannt, das Bekannte kaum verständlich, das Verständliche weder belehrend, noch von einigem Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Nach der Mitte des Jahres indeß trat ein Ereigniß ein, welches allerdings geeignet zu sein schien, eine entscheidende Wendung herbei zu führen.

Siebentes Capitel.

Zwiespältige Wahl zu Mainz.
Fortgang des Streites zwischen Philipp und Otto.
Des Papstes Entscheidung für Otto.

J. 1200 — 1201.

Vor vier Jahren war in Ungarn der König Bela der Dritte gestorben, bevor er das Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen im Stande gewesen war. Seinem ältesten Sohne Emerich hatte er das Reich hinterlassen, dem jüngeren Sohne hingegen, Andreas, das Gelübde der Kreuzfahrt und das nöthige Geld zu der Ausführung des frommen Werkes. Andreas aber, ein verwegener Jüngling, die Seele weniger dem Himmel zugekehret als den Herrlichkeiten der Erde, verwandte das Geld zur Ausrüstung einer kriegerischen Macht, mit welcher er seinem Bruder einen Theil des Reiches abzutrotzen gedachte. Also war zwischen den beiden Brüdern ein Kampf entstanden, welcher, mannichfaltig wechselnd, die Jahre gefüllet hatte, bis endlich Andreas gezwungen worden war, das Reich zu verlassen. Er hatte sich nach Wien gewendet, um bei dem Herzoge Leopold von Oesterreich Zuflucht und Hülfe zu suchen, aber eben dadurch hatte er die Waffen des Siegers, seines Bruders, über Ungarns Grenze heraus, auf das österreichische

Gebiet gelocket, während in Ungarn Stoff zu neuen Unruhen und Zwisten zurück geblieben war. Diesen Zustand der Dinge fand der Papst Innocenz bedenklich. Er konnte die verworrenen Verhältnisse in Teutschland noch mehr verwirren; aber er konnte auch einem neuen Kreuzzuge, welchen er, der Papst, zu betreiben eifrig fortfuhr, und für welchen schon viele Menschen, besonders in Frankreich, gewonnen waren, nachtheilig werden, wenn anders die Fahrt fortan, wie in früheren Tagen, durch Ungarn genommen werden sollte. Deßwegen hatte er dem Erzbischofe von Mainz, bei desselben Aufenthalt in Rom, den Auftrag gegeben, nach der Beruhigung Teutschlands, auch die Beilegung dieser Händel zu versuchen. Konrad ging nach Ungarn, da in Teutschland, wenigstens für den Augenblick, Nichts mehr zu thun war. Und in Ungarn hatte er sich eines besseren Erfolges zu erfreuen. Er versöhnte leicht die feindlichen Brüder; leicht brachte er sie Beide zu dem Gelübde, daß sie das neue Kreuzheer nach dem heiligen Lande begleiten, und zu dem Versprechen, daß sie, für die Zeit ihrer Abwesenheit, die Verwaltung des ungarischen Reiches dem Herzoge Leopold von Oesterreich übertragen wollten. Mit einer solchen Genugthuung kehrte der ehrwürdige Priester über die Gränze zurück; und kaum war er herüber, so nahmen die beiden Brüder, trotz ihres Gelübdes und ihres Versprechens, die alten Streitigkeiten wieder auf, vielleicht um so unbedenklicher, da der Erzbischof auch den Herzog Leopold zu der Annahme des Kreuzes zu bewegen wußte. Er selbst aber, der Erzbischof Konrad, sah seinen Sitz nicht wieder, und vielleicht zu seiner Freude [1]. Zu Passau nahm er Abschied vom Leben.

Kaum war die Leiche, wie es scheinet, im Monate September zu Mainz angekommen, und in Gegenwart des Königes Philipp feierlich bestattet worden, so offenbarte sich gleichsam über dem Grabe dieselbe unglückliche Spaltung, die durch das

ganze Reich ging, alle Sprengel, alle Gaue, Paläſte und Hütten durchdringend. Es erfolgte eine doppelte Wahl zu dem erhabenen erzbiſchöflichen Sitze, dem erſten im Reiche der Teutſchen. Diejenigen, welche dem Könige Philipp anhingen oder durch Philipp's Nähe und Macht eingeſchüchtert waren, erklärten ſich für den Biſchof von Worms, Lupold von Schönfeld. Dieſer Biſchof war ein ſtattlicher Herr, mit ſchönen Eigenſchaften des Geiſtes und des Körpers wohl ausgerüſtet; aber er war auch ein harter Mann, voll von Trotz und Verachtung, mehr zum Schwerte geneiget als zum Evangelium, im Kriege ſchonungslos, im Frieden gleichgültig. Zu Heinrich's des Sechsten Grauſamkeiten in Apulien hatte er bereitwillig die Hand geboten, und glaubte dadurch auf die Gunſt, die Philipp ihm gewährte, gerechten Anſpruch zu haben. Aber nicht Allen ſchien er des erzbiſchöflichen Stuhles würdig. Deßwegen verließen Einige der Herren des Stiftes, jedoch nur eine kleine Anzahl, weil in Philipp's Gegenwart die Wahl nicht frei ſei, die Stadt Mainz, und begaben ſich nach Bingen [2]. Einige Vaſſallen der Kirche von Mainz begleiteten ſie; ein Theil der Bürger der Stadt folgte ihnen nach. In Bingen wählten ſie den Propſt der Kirche des heiligen Petrus zu Mainz, Sifrid oder Sigefrid, ſei es, daß ſie zu dieſem frommen Manne, oder zu dem ihnen wohlbekannten Geſchlechte Eppſtein, aus welchem er ſtammte, ein beſonderes Vertrauen hatten, ſei es, daß ſich kein Anderer fand, auf welchen ſie ihre Wahl hätten richten können. Auf die Nachricht von dieſer Wahl aber zog Lupold mit kriegeriſchen Scharen nach Bingen, um den Gegner mit ſeinem ganzen Anhange zu überfallen und zu fangen. Der Anſchlag jedoch mißlang. Sifrid gerieth zwar in Gefahr, aber rettete ſich glücklich durch die Flucht und begab ſich zu dem Könige Otto. Und Otto nahm ihn freundlich auf, und wie Philipp den Lupold, ſo ertheilte er dem Sifrid die Belehnung mit den Regalien

des Erzbisthumes Mainz. Bald vermochte auch Sifrid, durch Otto mit der nöthigen Mannschaft ausgerüstet, nach Bingen zurück zu kehren. Er bemächtigte sich dieses Ortes mit den Waffen, und Viele von Lupold's Anhängern geriethen in seine Gefangenschaft.

Zu derselben Zeit, da dieser Vorgang Statt fand, schien der Papst Innocenz sich um die Angelegenheiten Teutschland's wenig zu bekümmern. Seit die Gefahr, welche dem Könige Otto in dem Tage von Boppard gedrohet hatte, glücklich vorüber gegangen war, hatte er kaum Etwas gethan von einiger Bedeutung. Und in der That konnte er nicht mehr fortgehen in der bisherigen Weise. Seine Ermahnungen waren erschöpfet; seine Drohungen würden verlachet worden sein, wenn er sie noch ein Mal hätte wiederholen wollen: zur Erfüllung aber mußte die Gelegenheit abgewartet werden. Inzwischen zeigte sich in der Zeit, welche zwischen dem Tage von Boppard und der zwiespältigen Wahl von Mainz verlief, mehr als ein Jahr, daß Otto's Sache, wenn sie auch nicht gedieh, doch keinesweges zurück ging, daß er selbst, obgleich an Mitteln ärmer als zuvor, auch unter dem Wanken seiner Anhänger, nicht verloren gab, und daß er im Kriege die frühere Macht behauptete, den einen Fürsten verlierend, den anderen gewinnend. Also war keine Veranlassung vorhanden, ihn aufzugeben. Inzwischen machte aber auch Innocenz eine neue große Erfahrung von der Stärke seiner Macht und von der Wirksamkeit seiner Mittel, so daß er wohl das Vertrauen fassen mußte, seine endliche Entscheidung werde nirgends mit Verachtung, nirgends mit Gleichgültigkeit vernommen werden.

Der Papst hatte, wie erzählet worden ist [3], einen Legaten nach Frankreich gesendet, um dem König Philipp August anzukündigen, daß, wenn er nicht vor dem Ablauf eines Monates seine zweite Gemahlin Agnes von sich entfernte, und die erste, rechtmäßige, verstoßene Gemahlin Ingeburg wieder

zu ſich nehme, um ſie als Königin und Ehefrau zu ehren und zu halten, das ganze Reich mit dem Interdicte beleget werden ſollte. Es war aber bei der Drohung geblieben. Der König hatte ſich nicht um dieſelbe bekümmert, die Prälaten hatten ſie nicht beobachtet, der Legat hatte ſeine Befehle nicht vollzogen. Innocenz ließ die Sache um ſo lieber hingehen, da der Legat doch durch die Vermittelung eines Waffen-Still-ſtandes zwiſchen den Königen von Frankreich und von Eng-land ſeine Sendung zu rechtfertigen vermochte. Im Herbſte des Jahres eilf Hundert neun und neunzig aber, nachdem der König Richard von England geſtorben, nachdem der König von Frankreich für die Sache des Hohenſtaufen Philipp bei dem Papſte ſelbſt aufgetreten, als hierauf der Verſuch des Erz-biſchofes von Mainz, eine Ausgleichung zu bewirken, mißlungen war, und Otto's des Welfen Sache durch Alles Dieſes von mannichfachen Nachtheilen bedrohet zu ſein ſchien: nunmehr nahm er die Sache wieder auf. Und er wußte ſein bisheriges Zögern ebenſo prieſterlich zu entſchuldigen, als ſeinen plötzlichen Eifer zu rechtfertigen. Mit einem ſalbungsreichen Schreiben an die geſammte Geiſtlichkeit in Frankreich leitete er die Er-neuerung oder Fortſetzung ſeines Verfahrens ein. „Der Geiſt in uns, ſagt er, bebet vor Kummer, das Herz zittert vor Schmerz. Wir fürchten in der Ehe-Sache unſeres in Chriſto geliebten Sohnes, Philipp's des Königes der Franzoſen, zur Rechten oder zur Linken abzuweichen, und dadurch den Schein zu erregen, als ſuchten wir mehr, denn Gottes, eines Men-ſchen Gunſt. Und wiederum ſind wir ängſtlich, gerades Weges gegen den König vorzuſchreiten, da wir, bei unſerer großen Liebe und Gnade zu ihm, uns ſelbſt in ihm zu kränken glau-ben [4].“ Nach langen Reden in dieſer Weiſe erfolget der Befehl, den König zu bitten, zu ermahnen, zu drängen, daß er endlich von der Sünde ablaſſen und zu der Tugend zurück-kehren möge, weil ſonſt nunmehr das Interdict unverzüglich

ausgesprochen werden würde. Und da Philipp jetzt, wie zuvor, auf seinem Sinne beharrte, und weder auf Ermahnungen hörte, noch auf Warnungen, leicht über Alles getröstet durch die Liebe seiner Agnes: so berief der päpstliche Legat auf den Sechsten Decembers ein Concilium nach Dijon. In dieser Versammlung sprach er das Interdict aus. Im Anfange des neuen Jahres wurde dasselbe öffentlich bekannt gemacht, und mit wenigen Ausnahmen in ganz Frankreich zur Ausführung gebracht: denn die Geistlichen allzumal fürchteten den Zorn des gewaltigen Papstes und gehorchten mit Angst und Zittern. Ein Bannfluch aber erfolgte nicht, wie er denn auch nicht angedrohet war, weder gegen den König, noch gegen desselben zweite Gemahlin, weder gegen die Schürer und Pfleger des Unheiles, die kirrenden und zischelnden Höflinge, noch gegen irgend Jemand. So wäre Gregor der Siebente nicht verfahren; er hätte den Einen Schuldigen niedergeworfen mit seinem Blitz und des Volkes geschonet. Innocenz schonte den Schuldigen und trug kein Bedenken, über das ganze Volk ein unaussprechliches Unglück zu bringen [5]. Denn das ganze Leben dieser Zeit stand auf der Religion und war durchzogen mit religiosen Widmungen. Unter religiosen Bräuchen trat nicht nur der Mensch in die Welt, und unter religiosen Bräuchen ging er nicht nur hinüber in die Ewigkeit [6], sondern alle Tage der Lust fanden in derselben ihren Halt, und alle Tage der Noth ihren Trost. Die Aufhebung des öffentlichen religiosen Lebens war einer Vernichtung des Bodens gleich, auf welchem die Menschen standen. Mit der religiosen Feier verschwand jegliche Freude. Frankreich glich einem großen Trauerhause, und das Licht der Sonne erhellte nicht mehr den Tag. Philipp August, der König, mochte erschrecken vor solcher Wirkung; aber seine Leidenschaft war zu groß, und der Blick auf seine unglückliche schwangere Agnes erfüllte seine Seele mit dem wüthendsten Zorn gegen die Welt der Priester, die so unermeßlichen Jam-

mer erzeugten. In seiner wilden Leidenschaft verübte er arge Gewaltthätigkeiten an den Geistlichen seines Reiches, welche doch nicht Urheber, sondern nur Werkzeuge des Priesters in Rom waren. Und bald beschränkte er seine Gewaltthätigkeiten nicht auf die Geistlichen allein: sie dehnte sich auch auf die weltlichen Vassallen aus, auf Hohe und Niedere, ja auf die Bürger der Städte und die untersten Menschen. Denn alle schienen ihm Mitschuldige des Papstes, weil Alle in Trauer waren über das Unglück, das auf Frankreich lag, das er über Frankreich gebracht zu haben schien. Eine solche Wuth aber mußte sich bald matt rasen. Der König fand keine Diener seines Willens mehr, keine Werkzeuge seiner Launen. Er selbst war unglücklich, und höchst unglücklich war die Frau seiner Liebe. Ehe acht Monde abgelaufen waren, gab Philipp August den Kampf wenigstens scheinbar auf. Da alle Versuche, den Papst zu gewinnen, fehl schlugen, so beugte er sich vor dem eisernen Willen des gewaltigen Priesters, dessen Hand so schwer auf ihm war. Die zweite Gemahlin ward entfernet, um bald, von Herzeleid und Jammer gebrochen, in die Grube zu fahren, die erste ward als Königin an Philipp's Hof gebracht. Wenn er selbst, der König, auch des alten störrischen Sinnes nicht Meister werden konnte, sondern sich bald nach dieser Seite drehete und bald nach jener, so mußte er sich doch für den Augenblick zum Bekenntnisse Alles dessen verstehen, was der Papst von ihm verlangte. Das aber blieb fern von ihm, was sich durch keine Macht erzwingen lässet, Zuneigung und Liebe.

Nun mag auch bei diesen Vorgängen, wie früher bei dem ersten Auftreten des Papstes in der Ehe-Sache des Königes von Frankreich ungewiß bleiben, ob derselbe, wie er versichert, lediglich aus apostolischer Pflicht gehandelt, oder ob er bei seinem Verfahren nicht auch den Blick auf die Verhältnisse in Teutschland gerichtet habe, und auf seine Stellung zu dem Hause der Hohenstaufen. Wenn man jedoch die vorhergehende

Zögerung des Papſtes in dieſer Angelegenheit bedenket, als hätte er ſeine Befehle ſelbſt vergeſſen, und alsdann ſein plötzliches Wieder-Auftreten ohne eine beſondere Veranlaſſung, aus der Angelegenheit ſelbſt hervor gegangen, und wenn man den Zuſtand der Dinge in Teutſchland in dem Augenblick erwäget, in welchem er von Neuem auftrat: ſo iſt es auch dieſes Mal ſchwer, den Gedanken von ſich entfernet zu halten, daß er in dem Sieg über den König von Frankreich auch einen Sieg über Philipp den Hohenſtaufen zu erkämpfen, und die teutſchen Fürſten, die zu Philipp zu halten vorgaben, durch Frankreich's Unglück zu erſchüttern gehofft habe. Ueberhaupt hingen die Handlungen eines ſolchen Mannes zuſammen; vereinzelt war Nichts; bei Allem hatte er Eins im Auge. Otto's, des Welfen, Sache aber lag ihm ohne Zweifel mehr am Herzen, als die Sache der verſtoßenen Königin Ingeburg. Ueber die Mißhandelung dieſer Fürſtin war ſchon eine Reihe von Jahren hinweg gelaufen; ſie hatte im Gebet und Ergebung Troſt gefunden; ſie konnte nur über die Entwürdigung einer anderen, nicht minder ſchuldloſen, Frau hinweg ihrem Gemahl wieder aufgedrungen werden, und ſchwerlich mochte ſie an der Seite deſſelben ein erträglicheres Leben erwarten, als ſie in der Einſamkeit des Kloſters gefunden hatte; die Ehre und das Anſehen des heiligen Stuhles endlich ſchien auch nicht in Gefahr zu kommen, da alle Härten, Ungerechtigkeiten und Gräuel eben ſo wenig von demſelben geächet als verhütet werden konnten. Der Ausgang des Streites in Teutſchland dagegen ſchien nicht ohne Folgen bleiben zu können für die ganze chriſtliche Welt. Siegte der Hohenſtaufe ob, ſo kam, nach des Papſtes Anſicht, der apoſtoliſche Stuhl in Gefahr; wenn auch der Sitz des Apoſtels Nichts zu fürchten hatte: für die Entwürfe Innocenz des Dritten war, nach aller menſchlichen Berechnung, die Gefahr jedes Falles ſehr groß. Und in des Papſtes Augen waren ſeine eigenen Entwürfe, der apoſtoliſche Sitz und das Heil

der Kirche ohne Zweifel Eins und Daſſelbe. Wenn hingegen Philipp vom Reiche entfernet werden ſollte, ſo konnte, nach der Lage der Dinge, nur durch Otto eine große Erſchütterung abgewendet werden. Wie aber auch dieſe Verhältniſſe beurtheilet werden mögen: die Ereigniſſe in Frankreich waren wohl geeignet, den Papſt mit einem ſtolzen Vertrauen zu erfüllen, und ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, vor ſeiner Macht, in dem Glauben der Menſchen dieſer Zeit begründet, vermöge kein Widerſacher zu beſtehen.

Und zu derſelben Zeit, da Innocenz zu dieſem Vertrauen und zu dieſer Ueberzeugung gelanget ſein mochte, traf bei ihm die Nachricht ein von der zwieſpältigen Wahl zu dem erzbiſchöflichen Stuhle von Mainz. Dieſe Wahl ſchien einen neuen Quell mannichfaches Unglückes und großer Wirrniſſe zu öffnen. Die Zwietracht im Reiche konnte zu einer Zwietracht in der Kirche führen. Um ſo unangenehmer mochte Innocenz von der Nachricht ergriffen werden, um ſo ſchneller aber auch zu dem Entſchluſſe gelangen, daß er nunmehr entſchieden und beſtimmt den Einen der beiden Könige erwählen und den Anderen verwerfen müßte. Es geſchah: Innocenz erklärte ſich unumwunden gegen Philipp; und es geſchah in einer Schrift, welche die Entſcheidungs-Gründe ſeines Spruches mit einer Ausführlichkeit entwickelte, die kaum noch nöthig war [7].

In dieſer Schrift, welche im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes abgefaſſet worden iſt, ſtellet er das Recht, welches er in Anſpruch nahm, als unbeſtritten an die Spitze. „Es iſt bekannt, heiſſet es, daß das römiſche Kaiſerthum zuerſt und zuletzt zum apoſtoliſchen Stuhle gehört; zuerſt, da es durch denſelben und wegen deſſelben von Griechenland übertragen worden iſt, er ſelbſt die Uebertragung bewirkend, wegen ſeiner beſſeren Vertheidigung; zuletzt, weil der Kaiſer von dem oberſten Prieſter durch die letzte Auflegung der Hand eigentlich die Erhebung empfängt [8], indem er von demſelben

geſegnet, gekrönet und mit dem Kaiſerthume beliehen wird [9].“ Hierauf, um ohne Parteilichkeit zu erſcheinen, verknüpfet er die Wahl ſeines Mündels, des kleinen Königes Friedrich von Sicilien, an welche man in Teutſchland wohl kaum noch gedacht hat, mit der Wahl der Herzoge Philipp und Otto, und ſpricht als Grundſatz aus, daß bei Jedem dieſer drei Gewählten drei Dinge in Betracht gezogen werden müßten: was zuläſſig, was geziemend, was heilſam ſei [10]. Dieſen Grundſatz zuerſt auf Friedrich anwendend, gab er zu, daß Vieles für denſelben ſpreche. Er ſei frei gewählet; die Fürſten hätten ihm einmüthig und freiwillig den Eid der Treue geſchworen: es ſcheine nicht zuläſſig, Dieſes zu bezweifeln. Auch möchte es ungeziemend ſcheinen, daß der Mündel des apoſtoliſchen Stuhles, von welchem er in ſeinem Rechte geſchützet werden ſollte, durch dieſen Stuhl vom Reiche ausgeſchloſſen würde. Und eben ſo wenig möchte eine ſolche Ausſchließung heilſam ſein; denn es ſei zu fürchten, daß der ausgeſchloſſene Knabe, wenn er ein Mann geworden, dem apoſtoliſchen Stuhle nicht die ſchuldige Ehrerbietung beweiſen, daß er denſelben vielmehr auf alle Weiſe bekämpfen und ihm im Beſonderen das Königreich Sicilien entziehen werde. Dieſen Erwägungen aber ſtänden andere und gewichtigere entgegen. „Der Eid war unzuläſſig, die Wahl unüberleget. Denn die Fürſten wählten eine untaugliche Perſon, nämlich einen Knaben von kaum zwei Jahren, der noch nicht die heilige Taufe empfangen hatte. Auch iſt es kein haltbarer Einwurf, daß der Eid nach der Meinung der Schwörenden erlaubt geweſen ſei. Denn ſie hatten, obgleich ſie den Knaben zum Kaiſer wählten, doch nicht die Abſicht, daß er ſogleich herrſchen ſollte, ſondern erſt, wenn er zu dem geſetzlichen Alter gelanget ſei. Aber wie konnten ſie über die Tauglichkeit urtheilen? Es war ja möglich, daß ſie einen Narren erwählet hätten, auch der geringſten Würde unwerth? Setzen wir aber, ſie hätten gemeinet, er ſolle

erst herrschen, wenn er zur Verwaltung des Reiches tauglich geworden, und bis dahin solle der Vater für das gemeine Wesen sorgen: so ist inzwischen ein Ereigniß eingetreten, wegen dessen ein solcher Eid nicht gültig sein kann und darf, nämlich der Tod des Vaters. Da nun das Reich nicht durch einen Stellvertreter verwaltet werden kann, da der Kaiser nicht zeitweilig gewählet werden darf, und da auch die Kirche eines Kaisers weder entbehren kann noch will: so scheinet ja wohl zulässig, für das Reich durch einen Anderen zu sorgen. Aber es geziemet sich auch nicht, daß er, Friedrich, herrsche. Wie könnte Der Andere leiten, der selbst Anderer Leitung bedarf? Wie Der das christliche Volk schützen, der fremdem Schutz übergeben ist? Auch träget Nichts aus, daß er unserem Schutz übergeben ist; denn er ist uns nicht übergeben, daß wir für ihn das Kaiserthum erwerben, sondern vielmehr, daß wir für ihn das Königreich Sicilien vertheidigen sollen. Endlich ist auch nicht heilsam, daß er das Kaiserthum erhalte. Dadurch würde das Reich Sicilien mit dem Kaiserthume vereiniget werden, und diese Vereinigung allein würde die Kirche verwirren. Denn er würde, anderer Gefahren nicht zu gedenken, in der Würde des Kaiserthumes sich weigern, der Kirche wegen des Reiches Sicilien Treue und Dienstpflicht zu schwören, wie sein Vater sich geweigert hat. Was hiergegen gesaget wird, daß er, wenn er erfahre, daß ihm das Kaiserthum durch die Kirche entzogen worden, eben deßwegen die Kirche belästigen möge, bestehet nicht. Denn er wird nie mit Wahrheit sagen können, daß ihm die kaiserliche Würde durch die Kirche entzogen worden sei, da vielmehr sein Oheim, Philipp, nicht nur nach dem Kaiserthume, sondern auch nach seinem väterlichen Erbe gegriffen hat, und noch Ränke sinnet, um sich seiner mütterlichen Besitzungen zu bemächtigen, zu deren Vertheidigung die römische Kirche keine Anstrengung und keinen Aufwand scheuet.«

So über den König Friedrich. Auf gleiche Weise wird der Grundsatz angewendet auf Philipp. Innocenz stellet einander gegenüber, was für Philipp spricht, und was gegen ihn. Alles aber lieget in der bisherigen Erzählung; Etwas Neues bringet er nicht vor. Für Philipp, sagt er, kann angeführet werden: es sei unzulässig, die Wahl desselben zu bestreiten, denn er sei von den meisten und vornehmsten Fürsten erwählet worden; es sei auch ungeziemend, ihn zu verwerfen, denn, da sein Vater und sein Bruder die Kirche verfolget hätten, so würde seine Verwerfung als Rache erscheinen; heilsam aber könne die Verwerfung eben so wenig sein, denn Philipp sei ein so mächtiger Herr, daß, ihn zu verwerfen, nichts Anderes heisse, als die Arme gegen einen Strom zu stemmen. Diesen Gründen aber ständen andere entgegen, von größerem Gewicht. Er sei unter dem Fluche der Kirche gewählet: denn der Bann, welchen der Papst Cölestin mit Recht wider ihn ausgesprochen habe, sei durch den Bischof von Sutri nicht gelöset worden; auch sei er der Schürer, ja der Urheber von Markwald's Ungerechtigkeit, welchen er selbst, der Papst Innocenz, mit allen seinen Förderern, wiederholt mit dem Bannfluche der Kirche belastet habe. Ueberdieß sei er, Philipp, ein Meineidiger: denn er habe seinem Neffen den Eid der Treue geschworen, und maße sich dennoch des Reiches an. Allerdings sei dieser Eid an sich nicht zulässig gewesen, aber deßwegen habe er denselben nicht selbst und eigenwillig brechen dürfen, sondern ihm habe obgelegen, sich an den apostolischen Stuhl zu wenden. Also sei ja wohl erlaubet, sich dem verfluchten und meineidigen Fürsten zu widersetzen. Und geziemend sei es auch; denn wenn, wie früher der Sohn dem Vater, so jetzt der Bruder dem Bruder folge, so würde das Reich als erblich erscheinen, das doch frei ertheilet werden müsse. Endlich sei es heilsam, daß er, der Papst, sich widersetze: denn Philipp sei ein Verfolger und stamme aus dem Geschlechte der

Verfolger; wenn daher er, der Papſt, ſich nicht widerſetze, ſo würde er einen Wüthenden gegen ſich bewaffnen, und ihm ein Schwert über ſeinem Haupt in die Hand geben. Wie alle Könige ſeines Geſchlechtes [11], ſo habe auch er ſchon die Kirche verfolget, und beſtehe noch, durch Markwald, in der Verfolgung. Wenn nun Dieſes ſchon geſchehen, da ſeine Erndte noch im Keimen ſei, was denn geſchehen würde, wenn er das Kaiſerthum erhalten hätte?

Ganz anders über Otto. Zwar könne man ſagen, er ſei von Wenigeren gewählet, ſeine Anerkennung würde aus dem Haſſe des apoſtoliſchen Stuhles gegen Philipp hervorgegangen zu ſein ſcheinen, ſeine Partei ſei hinfällig und ſchwach. Aber von Denen, welchen die Wahl des Kaiſers vor Allen zuſtehe, hätten ſich eben ſo viele oder wohl mehre für ihn erkläret, als für ſeinen Gegner. In ſolchen Angelegenheiten ſei nicht weniger die Tüchtigkeit und Würdigkeit der gewählten Perſon in Betracht zu ziehen, als die Zahl der Wählenden; ja bei den Wählenden ſei nicht ſowohl die Mehrheit der Zahl zu erwägen, als die Heilſamkeit des Beſchluſſes. Otto aber ſei auch deßwegen tauglicher zur Regierung des Reiches als Philipp, weil der Herr die Sünden der Väter bis in das dritte und vierte Glied an den Söhnen ſtrafe, welche ihn haſſen, das heiſſe, welche den Sünden der Väter folgen, und Philipp folge den Sünden ſeiner Väter. „Aus dieſen Gründen, ſo ſchließet der Papſt ſeine Abhandelung, glauben wir nicht, für den Knaben darauf beſtehen zu müſſen, daß er alſobald das Kaiſerthum erhalte. Die Perſon Philipp's aber verwerfen wir durchaus [12], und werden nicht dulden, daß er das Reich an ſich reiſſe. Uebrigens iſt von unſerem Legaten bei den Fürſten dahin zu wirken, daß ſie ſich entweder über eine taugliche Perſon vereinigen, oder unſerem Urtheil und unſerer Entſcheidung unterwerfen. Geſchieht weder das Eine noch das Andere: ſo ſehen wir uns genöthiget, uns öffentlich für

Otto zu erklären, ihn als König anzuerkennen, und ihn zum Empfange der Kaiser-Krone einzuladen.»

Diese Erklärung ist wahrscheinlich in den ersten Tagen des Jahres zwölf Hundert und eins abgefasset; denn zwei andere Schreiben, mit welchen dieselbe in Verbindung zu setzen sein dürfte, sind am Fünften Januar's unterschrieben [13]. Das Erste ist gerichtet an die Erzbischöfe von Cöln, von Salzburg, von Bremen, von Trier, und an die Suffraganen und die weltlichen Fürsten in diesen Erzbisthümern; endlich an das Capitel und die Suffraganen der Kirche von Mainz, so wie an die weltlichen Fürsten in diesem Erzbisthume. Das andere ist gerichtet an die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Fürsten Teutschland's. In keinem dieser Schreiben geschiehet jener Erklärung Erwähnung; vielmehr sind sie allgemein gehalten, in der früheren Weise: dieselben Gründe, dieselben Ermahnungen. Nur die Anzeige ist hinzu gefüget, daß er, der Papst, beschlossen habe, den Cardinal Guido, Bischof von Palestrina, als Legaten des apostolischen Stuhles, und mit demselben den Meister Philipp, seinen Notar, nach Teutschland zu senden, daß er auch dem Cardinal Octavian, Bischof von Ostia, welcher sich als Legat des apostolischen Stuhles in Frankreich befinde, aufgetragen habe, sobald seine Geschäfte in diesem Land es erlaubten, sich gleichfalls nach Teutschland zu begeben: Beide Bischöfe, oder Einer von Beiden würden die Rathschläge der teutschen Bischöfe vernehmen, und ihnen und den weltlichen Fürsten seinen Willen eröffnen. Die Geistlichen von Otto's Partei erhalten daher den Befehl, sich einzufinden, wenn seine Legaten sie berufen; alle Fürsten, geistliche und weltliche, werden aufgefordert, die Legaten wohl aufzunehmen und zu behandeln, deren Erinnerungen und Rathschläge in Demuth zu empfangen und getreulich zu befolgen. Also ist zu vermuthen, daß der Legat Guido und sein Begleiter, Meister Philipp, alsobald mit den drei Schriften nach Teutschland abgereiset seien

und daß sie den Auftrag gehabt haben, die beiden Briefe an Diejenigen abzugeben, an welche sie gerichtet waren, die Hauptschrift aber gleichsam zur Grundlage ihrer Unterhandelungen zu machen, und dieselbe nur alsdann zu ihrer Beglaubigung vorzulegen, wann etwa in Zweifel gestellet würde, daß er, der Papst, ihnen solche Aufträge gegeben hätte, als sie in Ausführung zu bringen bemühet wären [14].

Nun aber ist Alles dunkel. Wir erfahren Nichts von der Ankunft des Legaten in Teutschland, Nichts von seinen Versuchen bei einzelnen Fürsten, oder von der Berufung einer Versammlung. Ueberhaupt keine Spur von einer Einwirkung des Legaten auf die Verhältnisse in Teutschland, wenn nicht etwa seine Erscheinung dem König Otto und seinen Anhängern zu neuer Thätigkeit Veranlassung gegeben hat: wenigstens führte Otto, wie es scheinet im Frühlinge dieses Jahres, ein Heer über den Rhein, den Main hinauf, und drang vor bis Würzburg [15]. Ungeachtet dieser Unternehmung jedoch mag dem Legaten der Zustand der Dinge so verworren und trostlos erschienen sein, daß er jeden Versuch, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, für völlig unnütz gehalten habe. Also hat er vielleicht an den Papst berichtet: mit Ermahnungen zur Eintracht sei es nicht mehr gethan; auch nicht mit einer bloßen Verwerfung Philipp's und des jungen Friedrich's, weil man sich gewiß eben so wenig zu der Wahl Otto's, als irgend eines anderen Fürsten vereinigen werde; vielmehr müsse der Papst, wenn seine, des Legaten, Sendung, irgend einen Erfolg haben sollte, sich nothwendig mit Bestimmtheit für Otto aussprechen. Denn ehe zwei Monate nach des Legaten Abreise aus Rom verlaufen waren, erließ der Papst zwei neue Schreiben, in welchen er der Ungewißheit endlich ein Ende machte, und den Welfen Otto als den rechtmäßigen König der Teutschen anerkannte [16].

Das erste Schreiben, an den König Otto selbst gerichtet, beginnet abermals mit der Redseligkeit, zu welcher der Papst

Innocenz sich überall geneiget beweiset. Gregor's des Siebenten Bild von den beiden großen Lichtern, welche der Herr am Himmel aufgestellet habe, den Tag zu regieren und die Nacht, deutelt er hin und her, um aus demselben die Nothwendigkeit eines Kaisers für den Schutz der Kirche darzuthun, und weiter den Schluß zu ziehen, daß er eben deßwegen nicht länger Anstand nehmen dürfe, in der streitigen Sache zu entscheiden. Hierauf wird Otto an die fromme Gesinnung seines Ur-Großvaters erinnert, des Kaisers Lothar, seines Vaters und Großvaters, und der Könige von England, von welchen er gleichfalls abstamme. Ueberdieß werden die Erwartungen ausgesprochen, welche er, der Papst, zu ihm hege, jedoch ohne neue Gedanken. Und nun endlich wird Folgendes hinzu gesetzt. „Was bis jetzt von uns für Dich geschehen ist, was noch geschiehet, und was künftig geschehen wird, das wirst Du in getreuem Gedächtniß aufbewahren, damit Du nicht vergeßlich oder undankbar erscheinest, sondern nachdrücklich die Ehre und Erhebung des apostolischen Stuhles erstrebest, und das Wohlwollen desselben vollkommen anerkennest, welcher, als Deine Kräfte fast gänzlich erschlaffet waren, nicht in der Liebe zu Dir erkaltet ist, und Dich im Unglücke nicht verlassen, sondern Dich so lange geheget hat, bis er Dich nach Deinem Verlangen erheben konnte. Denn da wir, mit dem Beirath unserer Brüder, Deine Durchlaucht so hoch ehren wollen, daß darüber hinaus kein weltlicher Fürst jemals geehret werden kann: so nehmen wir, Kraft der Gewalt, die uns von dem allmächtigen Gott in dem heiligen Petrus übertragen worden ist, Dich zum König an, und befehlen, daß Dir königliche Ehre und Gehorsam bewiesen werden soll; auch wollen wir, sobald geleistet ist, was nach Recht und Herkommen geleistet werden muß, Deine königliche Magnificenz zum Empfange der Krone des römischen Reiches einladen, und werden Dir dieselbe unter Gottes Hülfe mit den Händen unserer Demuth auf das Haupt

setzen. Deßwegen ermahnen wir Deine königliche Hoheit in dem Herrn, daß Du Deine Hoffnung auf Den setzest, der Saul verwerfend, David zum König erwählte, und Dich als einen Solchen bewährest, daß auch von Dir gesaget werden darf: ich habe einen Mann nach meinem Herzen gefunden."

Das zweite Schreiben ist abermals an die sämmtlichen Fürsten Teutschland's gerichtet. Ihm gebühre, für das Reich zu sorgen. Er habe lange gehoffet, sie selbst würden dem Uebel der Zwietracht ein Ende machen. Er habe an sie geschrieben, sie ermahnet und gewarnet. Nichts habe geholfen. Auf seine Zuschriften sei weder durch Wort noch Werk irgend Etwas geschehen. Auch die Bemühungen des Erzbischofes von Mainz seien vergeblich gewesen. Endlich habe er seine Legaten mit großen Vollmachten gesendet. Alles umsonst [17]. Deßwegen habe er endlich seinen, in Christo geliebten Sohn Otto als König anerkannt [18] und befohlen, daß demselben die königliche Ehrerbietung bewiesen werden solle; auch werde er ihn, wie sich's gezieme, zu der Krone des Kaiserthumes berufen, und ihm dieselbe festlich und feierlich übertragen. „Deßwegen, so schloß der Brief, ermahnen wir Euch allzumal in dem Herrn, und geben Euch auf zur Vergebung Euerer Sünden, daß Ihr Euch gegen ihn, wie gegen Eueren, zum römischen Kaiser erwählten König ehrerbietig und demüthig betraget, und ihm königliche Verehrung und Gehorsam beweiset. Wenn Ihr unsere heilsamen Ermahnungen und unsere Rathschläge, welche aus reinem Herzen, aus gutem Glauben und ungeheuchelter Treue hervorgehen, weislich und ehrerbietig zu befolgen Euch bemühet: so werden wir mit diesem König und für diesen König nach der Ehre und der Erhebung des Reiches streben, da auch er, wie wir hoffen, in gleicher Weise mit uns und für uns nach der Ehre und der Erhebung der Kirche streben soll, so daß in unseren Tagen das Königthum und das Priesterthum durch wechselseitige Unterstützung einen erwünschten

Zuwachs erhalten werden. Diejenigen aber, welche unsere Ermahnungen, Rathschläge und Befehle annehmen, können wegen ihrer Ehren, Würden und Besitzungen auf unsere Verwendung bei dem neuen Könige rechnen. Selbst für Philipp werden wir, wenn er Gott und der Kirche vollkommene Genugthuung gewähren will, mit väterlicher Sorgfalt arbeiten, und seine Ehre und sein Gedeihen eifrig zu fördern suchen.»

Zu gleicher Zeit erließ der Papst Innocenz noch eine Menge von Zuschriften an einzelne teutsche Fürsten, an Geistliche und an Laien, von welchen er nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen durfte, sie würden sich für Otto gewinnen, sich auf die Seite desselben herüber ziehen oder auf dieser Seite festhalten lassen; und in demselben Sinne suchte er auf die Könige von Frankreich und England zu wirken, so wie auf die Geistlichkeit in beiden Ländern. Diese sämmtlichen Briefe [19] zeugen nicht nur von des Papstes Eifer für die Sache seines Schützlinges, sondern sie verrathen auch eine gewisse Aengstlichkeit, welche sich der Seele des heiligen Vaters bemächtiget hatte. In der That mußte dem Papste, da er sich endlich nach langem, zweideutigem Zögern der christlichen Welt mit bestimmten und klaren Worten gegenüber gestellet hatte, Alles daran liegen, seine Entscheidung aufrecht zu erhalten und geltend zu machen überall. Sein und seines Stuhles Schicksal schien auf dem Ausgange des großen Streites zu liegen; wenigstens vermochte Niemand vorauszusehen, welche Folgen es für alle Zukunft haben würde, wenn sein Wort verachtet, wenn es vor Welt und Nachwelt zu Schanden gemacht würde. Um diese Gefahr zu umgehen oder zu vermindern, bot er auf, was er aufzubieten hatte; er suchte Jeden, der ihm dienen konnte für seinen Zweck, zu rühren, zu überzeugen, zu gewinnen, damit derselbe, wenn nicht mit ihm, wenigstens nicht wider ihn wäre. Die Briefe indeß dürfen um so weniger einzeln angeführet werden, da sie weder neue Gründe enthalten, noch

neue Aufklärungen geben. Ohne Bewunderung aber kann man nicht bemerken, mit welcher Geſchicklichkeit Innocenz bei jedem Fürſten die Stelle aufzufinden verſtand, die am leichteſten gereizet werden konnte, und mit welcher Kunſt er ihm den Vortheil darzuſtellen wußte, der ihm aus einer entſchiedenen Parteinahme für Otto erwachſen müßte. Und wenn er auch nicht überall erreichet, was er zu erreichen beabſichtigte, ja, wenn ſein Wort auch nirgends den nachhaltigen Eindruck hervorgebracht hat, auf welchen er ohne Zweifel rechnete: ſo hat er doch hier und dort für den Augenblick mannichfaltig eingewirket, den Einen beruhigend, den Andern befeſtigend, hier erſchütternd und dort verwirrend, ſo daß die größere Macht des Waiblingers zum Gleichgewichte gebracht zu werden ſchien mit der geringeren Macht des Welfen.

Während nun alle dieſe Briefe an Diejenigen geſandt werden mochten, an welche ſie gerichtet waren, hatte der Legat, Biſchof Guido von Paleſtrina, eine Unterredung mit dem Cardinal Octavian, dem päpſtlichen Legaten in Frankreich, zu Troyes [20]. Von hier aus wurden der Meiſter Philipp und der Akolyth Aegydius mit Abſchriften von den Briefen des Papſtes an Otto geſendet, um mit demſelben vorläufig auszumachen, was der Papſt in Hinſicht des apoſtoliſchen Stuhles und der Kirche zugeſichert erhalten wollte. Dieſe Abgeordneten hatten am Achten des Junius eine Zuſammenkunft mit dem Könige zu Neuß. Otto bewilligte Alles, was von ihm verlanget ward; und was verlanget wurde, das ergiebt ſich aus dem Eide, den er geſchworen hat. Dieſer Eid [21] aber lautete, wie folget. „Ich Otto von Gottes Gnaden der Römer König und alle Zeit Mehrer des Reiches [22] gelobe, verſpreche, verſichere und ſchwöre Dir, meinem Herren, dem Papſt Innocenz und Deinen Nachfolgern, daß ich alle Beſitzungen, Ehren und Rechte der römiſchen Kirche nach meinem Vermögen in gutem Glauben beſchützen und erhalten werde. Die

Besitzungen aber, welche die römische Kirche wieder erlanget hat, will ich ihr frei und ruhig überlassen, und sie zur Bewahrung derselben in gutem Glauben unterstützen; zu der Wieder-Erlangung derer hingegen, welche sie noch nicht hat, will ich ihr behülflich und ihr nach meinem Vermögen ein getreuer Vertheidiger der wieder erlangten sein, auch diejenigen, die zu meinen Händen kommen, ohne Zögerung zurück geben. Zu denselben gehöret das ganze Land von Radicofani bis Ceperano, der Exarchat Ravenna, die Pentapolis, die Mark, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinoro und die nahe liegenden Länder, welche in vielen Urkunden der Kaiser von Ludwig's Zeit an bezeichnet sind. Alle diese Länder will ich nach meinem Vermögen, mit der ganzen Gerichtsbarkeit und allen Lehen, zurück geben und der Kirche zu ruhigem Besitz überlassen; jedoch soll mir, wenn ich wegen der Krönung oder wegen Bedrängnisse der Kirche vom apostolischen Stuhle gerufen dahin komme, auf Befehl des Papstes die nöthige Lieferung gemacht werden. Auch will ich der römischen Kirche behülflich sein, zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches Sicilien. Ueberdieß will ich Dir, meinem Herrn, dem Papst Innocenz und Deinen Nachfolgern allen Gehorsam und alle Ehrerbietung beweisen, welche fromme und katholische Kaiser dem apostolischen Stuhle zu beweisen gewohnet gewesen sind. Nicht minder will ich in Allem, was dem römischen Volke herkömmlich zu erhalten und zu gewähren ist, so wie in der Sache des tuscischen und lombardischen Bundes zu Deinem Rath und Deiner Entscheidung stehen. Ebenso will ich Deinem Rath und Deinem Befehle wegen des Friedens und der Eintracht mit Philipp, dem Könige der Franzosen gehorchen. Und wenn die römische Kirche wegen meiner Angelegenheit einen Streit zu bestehen haben sollte, so will ich ihr, so weit es die Nothwendigkeit erfordert, mit Geld-Beiträgen aushelfen. Alles aber, was hier ausgespro-

chen worden, will ich mit Eid und Schrift beſtätigen, wann ich die Kaiſer-Krone empfangen werde.“

Der Biſchof von Paleſtrina hatte ſich inzwiſchen nach Lüttich begeben. Hier erhielt er die Nachricht von Otto's Bereitwilligkeit, Alles zu verſprechen und zu beſchwören, was der Papſt nur irgend gewünſchet hatte, und zugleich die Einladung, weiter vorwärts zu gehen. In Aachen ward er von Otto empfangen. Mit demſelben traf er gegen das Ende des Monates in Cöln ein [23]. Dahin kamen auch einige Fürſten auf die Einberufung des Legaten. Groß jedoch ſcheinet die Anzahl nicht geweſen zu ſein. Manche haben ſich in der Folge damit entſchuldiget, daß ihnen die Einladung nicht zugekommen ſei; von Anderen ergab ſich, daß ſie ſich geweigert hätten, zu erſcheinen; Einige hatten auch vor den Boten bald die Städte, bald die Wohnungen verſchloſſen; ja die Abgeordneten einiger Fürſten nach Cöln waren unterweges aufgeknüpfet worden [24]. Um ſo mehr glaubte der Legat, die Ausführung ſeiner Aufträge nicht verſchieben zu dürfen; denn er mußte fürchten, daß ſelbſt von den Fürſten, welche in Cöln verſammelt waren, noch Manche wankend werden würden, wenn ſie Zeit zur Ueberlegung behielten, wie er denn bei Einigen einen ſo großen Haß gegen die römiſche Kirche fand, daß ſie es kein Hehl hatten, ſie würden lieber einen Dritten zum Könige wählen, als einen König anerkennen, der ihnen vom Papſt aufgedrungen würde [25]. Alſo überreichte er die päpſtlichen Briefe in der Urſchrift an Otto und die Uebrigen, erklärte Jenen im Namen des Papſtes zum Könige der Römer, und belegte Alle, welche es wagen würden, ſich ihm zu widerſetzen, mit dem Bannfluche der Kirche. Daſſelbe Verfahren ward in einer zweiten Verſammlung zu Corvei wiederholet; zu einer dritten Verſammlung aber, welche in Bingen Statt finden ſollte, wurden die Fürſten, welche bisher ausgeblieben waren, unter Androhung der Strafe des Bannes und der

Abſetzung, einberufen. Und auch noch auf andere Weiſe ſuchten die päpſtlichen Abgeordneten dem König Otto aufzuhelfen. Zu Maeſtrich hatten ſie eine Unterredung mit vielen Fürſten und Herren. Daſelbſt ward das Ehe-Verlöbniß zwiſchen dem König Otto und der Tochter des Herzoges von Brabant durch ihre Vermittelung erneuert und auf das Feierlichſte beſtätiget. Darüber hatte der Herzog eine ſo große und laute Freude, daß er nicht nur den König Otto für ſeinen Sohn erklärte, ſondern, daß er auch ſein ganzes Gebiet, wie zum Landſturm, aufbot [26], um die Sache des geliebten Sohnes zu führen; und mehre Fürſten verließen ſogleich Philipp's Partei und traten auf Otto's Seite.

Durch dieſen letzten Vorgang im Beſonderen wurden die päpſtlichen Abgeordneten dergeſtalt überraſchet, daß ſie glaubten, Otto werde leicht ein Hundert Tauſend Mann um ſich verſammeln, und Niemand werde ihm Widerſtand zu leiſten vermögen. Ja, ſie hielten dafür, Philipp ſei ſchon verſchollen, weil da, wo ſie ſich befanden, Niemand mehr von ihm ſprach [27]. Aber die Sache lief anders, als ſie erwartet hatten.

Achtes Capitel.

Unwirksamkeit der päpstlichen Entscheidung. Philipp's glücklicher Kampf und Abfall vieler Fürsten von Otto. Philipp's Krönung zu Aachen durch den Erzbischof von Cöln.

J. 1201 — 1205.

Der Papst Innocenz war durch seine Abgeordneten, die Abgeordneten waren durch den Anblick der öffentlichen Verhältnisse und des haltlosen Treibens in Teutschland getäuschet worden. Begreiflich genug. Von einem Reiche war ja kaum Etwas vorhanden, als der Name; von einer öffentlichen Gewalt, deren jede Gesellschaft bedarf, kaum eine Spur. Die Gränzen des Reiches blieben nur da unverletzet, wo Niemand sich fand, der sie durchbrechen mochte; wurden sie angegriffen, so fanden sich keine anderen Vertheidiger, als etwa die einzelnen Fürsten, deren Besitzungen in Gefahr geriethen. Ein verwandtes Volk, die Dänen, das sich in früheren Tagen vor den Waffen der Teutschen in Demuth gebeuget, stand höhnend und drohend dem teutschen Reiche, das kein Reich war, gegenüber, und die Könige dieses Volkes, deren Vorfahren die Hoheit des teutschen Reiches bereitwillig anerkannt hatten, erhoben wider dasselbe trotzig das Schwert. Jene slavischen Länder an der

rechten Seite der Elbe, von Holsteins Gränze bis zur Oder, vom Meere bis zu der Gränze der Markgrafschaft Brandenburg, jene Länder, um welche Kaiser, Könige und andere Fürsten Teutschland's seit Jahrhunderten gekämpfet hatten, in welchen Ströme von Blut geflossen waren, um die Küsten des Meeres der teutschen Herrschaft zu unterwerfen [1] und den Sieg des Christenthumes zu feiern, welche Heinrich der Löwe mit heldenmüthiger Anstrengung erobert, und alsdann, wie seine Länder, mit hoher menschlicher Gesinnung durch Gründung und Pflege zu gewinnen gesuchet hatte: diese Länder allzumal, nebst der Grafschaft Holstein bis zu der Mündung der Elbe und dem Gestade des teutschen Meeres wurden von dem Könige der Dänen, Knud dem Sechsten, und dessen Bruder, dem Herzoge Waldemar von Schleswig, sämmtlich erobert, oder doch so hart bedränget, daß Nichts der Unterwerfung entgehen konnte, wie denn auch Nichts entgangen ist; und Niemand im teutschen Reiche schien die Schmach zu erkennen, Niemand dachte daran, den teutschen Fürsten, die Land und Leute verloren, Hülfe zu leisten gegen die übermüthigen Fremden. Man sah Lübeck, Heinrich's des Löwen ruhmwürdige Schöpfung, man sah die edele Hamburg, welcher eine so hohe Zukunft beschieden war, mit einer Gleichgültigkeit in die Gewalt der Feinde gerathen, als hätten diese Städte niemals zum teutschen Namen gehöret; und die Gefahr, in welcher die starke Festung Lauenburg, die letzten Trümmer von Heinrich's des Löwen Gründungen jenseits der Elbe, die auf seine Erben übergegangen war, unverkennbar schwebte, schien Niemanden Etwas anzugehen [2]. Denn im Innern des Reiches sorgte jeder Fürst, der geistliche wie der weltliche, nur für sein Gebiet; er hielt sein Schwert nur scharf, um sich wehren zu können, wenn's an ihm kam, sein Auge nur darauf gerichtet, wie er seinen Besitz und seine Gewalt etwa vergrößern und vermehren möchte, unbekümmert um seine Nachbaren. Dabei überall ein unaufhörliches Handeln und

Feilſchen mit Wort und Eid; überall ein beſtändiges Herüber und Hinüber. Und doch wieder eine große Ungewißheit und Aengſtlichkeit wegen der Zukunft, weil Niemand dem Gefühl entgehen konnte, daß der Zuſtand der Dinge nicht ſei, wie er ſein ſollte. Wenn nun unter ſolchen Umſtänden, und bei dem Anblicke ſolcher Verhältniſſe die Männer, mit welchen der päpſtliche Legat am Meiſten und vielleicht allein in Verkehr kam, die Männer von Otto's Partei, demſelben vielleicht in gutem Glauben die Verſicherung gaben, daß die Gegner nur auf eine ſchickliche Veranlaſſung warteten, um ſich gegen Philipp zu erklären, daß im Beſonderen Niemand den Bannfluch der Kirche für ihre Treue zu Philipp wagen würde, weder ein Geiſtlicher noch ein Laie, und wenn Otto ſelbſt ihn drängte, den Legaten, und mit der zuverſichtlichen Sprache, die er auch früher geredet hatte: iſt es zu verwundern, daß der Legat die Ueberzeugung gewann, es werde nur des entſcheidenden Wortes vom Papſte bedürfen, um alle teutſchen Fürſten zu der Anerkennung des Königes Otto zu bewegen, daß er in dieſer Ueberzeugung an den Papſt berichtete, und daß der Papſt um ſo leichter in den Vorſchlag ſeines Legaten einging, je weniger er den höchſten Glanz des apoſtoliſchen Stuhles, das Recht der Kaiſer-Krönung, aufgeben wollte, und je ſtärker ihm die Macht ſeines Bannfluches zu ſein ſchien? Alſo war in kühnem Vertrauen die Verwerfung Philipp's und Otto's Anerkennung ausgeſprochen worden.

Aber der Papſt verkannte, wie ſein Legat, die Stellung der teutſchen Fürſten zu dem Throne des Reiches; er vergaß, welch' ein Zauber in dem Worte: Wahl, lag. Das iſt um ſo mehr zu verwundern, da er ſelbſt, vormals Cardinal der römiſchen Kirche, nur durch die Wahl der Cardinäle zu dem Stuhle des Apoſtels gelanget war, und da ihm ja auch nicht unbekannt ſein konnte, welch' ein Unwille ſich in den Cardinälen zu erheben pflegte, wenn ein Kaiſer es verſuchet hatte,

ihnen einen Papst aufzudrängen. Wahr ist freilich, gar viele Könige waren zum Throne der Teutschen ohne eine geordnete Wahl, durch Ueberraschung, durch Gewalt, durch allmählige Erzwingung oder Erkaufung ihrer Anerkennung, gelanget, und Niemand wußte, in welcher Weise eigentlich gewählet werden sollte; und wahr ist nicht minder, bei der Besetzung des Thrones der Teutschen hatten die geistlichen Fürsten zuweilen einen entscheidenden, immer einen sehr großen Einfluß gehabt, und die Geistlichen standen, nach ihrem eigenen Bekenntnisse, unbedinget unter den Aussprüchen des apostolischen Bischofes. Aber jeder teutsche Fürst, der geistliche wie der weltliche, glaubte dennoch ein Stück der Krone des Reiches in seiner Hand zu halten, zu dessen Einfugung er sich freiwillig entschließen müßte; er glaubte keinem König Ehrerbietung oder Gehorsam schuldig zu sein, für welchen er sich nicht, freiwillig oder gezwungen, selbst erkläret hätte; ja jeder weltliche Fürst glaubte dasselbe Recht zu der Krone zu haben, das ein Anderer in Anspruch nahm: es kam nur darauf an, daß er ein Mal von den Uebrigen als König begrüßet würde [3]. Die geistlichen Fürsten im Besonderen verleugneten zwar ihre Unterwürfigkeit unter die Gewalt des apostolischen Stuhles keinesweges, jedoch nur als Mitglieder der Kirche und in kirchlichen Dingen; als Fürsten des Reiches hingegen und in den Angelegenheiten des Reiches glaubten sie von der Gewalt des Papstes frei zu sein, und in jeder Hinsicht, die eigene Wählbarkeit ausgenommen, den weltlichen Fürsten gleich zu stehen oder vorauf. Und wie wenig der päpstliche Bannstrahl im Stande war, die geistlichen Fürsten von der Seite eines Kaisers hinweg zu reissen, der sie zu beherrschen verstand, das hatte sich, wie dem Papst Innocenz nicht unbekannt sein konnte, zu der Zeit Friedrich's des Ersten auf das Klarste gezeiget. Ueberdieß war der Papst durch seine Entscheidung und seinen Bannfluch in einen zwiefachen Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen gerathen, der Nie-

mandem entgehen konnte. Zuerst hatte er den Hohenstaufen Philipp auch deßwegen verworfen, weil, wenn er nach seinem Bruder und seinem Vater die Krone erhielte, das Reich als ein erbliches Reich erscheinen würde, da doch die Freiheit des Reiches, nämlich die Erhebung des Königes durch die freie Anerkennung der Fürsten, erhalten werden müßte; und nun zerstörte er die Freiheit des Reiches selbst durch den Befehl, daß man den Mann als König anerkennen sollte, den er nach seinem Herzen erfunden zu haben glaubte. Zweitens nahm er, weil ihm die Weihung und Krönung des erwählten Königes zustand, auch das Recht der Prüfung in Anspruch, ob der Erwählte ein tauglicher Kaiser, ein geeigneter Fürst, ein Mann von Verdienst sei oder nicht; und doch wollte er den teutschen Fürsten, welchen, wie er selbst eingestand, das Recht der Wahl gebührte, dieses Recht der Prüfung abschneiden, er wollte ihnen zumuthen, den Mann, den Er für tauglich erklärt hätte, bei Strafe des Bannes als tauglich anzunehmen, und als König zu ehren. Eine solche Zumuthung mußte wohl jeden Betheiligten zum Nachdenken bringen.

In der That scheinen der Spruch und der Bann des Papstes über das früher Angeführte hinaus[4] nicht das Mindeste für Otto's Sache gewirket zu haben; sie überraschten vielleicht im ersten Augenblicke, bald aber erregten sie überall nur Unmuth, Widerwillen und Zorn. Die Geistlichen zeigten sich widerspänstig, die Laien trotzig oder gleichgültig, Niemand zur Nachgiebigkeit geneiget. Philipp's Wort: „der Papst tobe nur deßwegen gegen ihn, weil er ohne die Erlaubniß desselben Kaiser zu sein gestrebet habe; die Freiheit der teutschen Fürsten solle vernichtet werden, damit fortan Niemand gegen den Willen des römischen Priesters zum Throne gelange" [5]: dieses Wort mag in allen Seelen Anklang gefunden haben. Selbst die Fürsten, die auf Otto's Seite standen, wurden zwar nicht alsobald abtrünnig, aber bedenklich und ungewiß. Der Land-

sturm des Herzoges von Brabant kam nicht zu Stande; der Erzbischof von Cöln, schon längst wankend, war kaum noch zu halten, und lauerte nur auf eine Gelegenheit zum Abfall, und Otto's Freude, mit welcher er dem Papste seine Dankbarkeit bezeuget hatte [6], ging bald über in ein lästiges Hoffen und Harren.

Schon im Anfange des Monates September versammelte sich eine große Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten zu Bamberg, namentlich die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Worms, Passau, Regensburg, Constanz, Augsburg, Eichstädt, Havelberg, Brandenburg, Meissen, Naumburg und Bamberg, die Aebte von Fulda, Hersfeld und Kempten, der König von Böhmen, die Herzoge von Zäringen, Sachsen, Oesterreich und Meranien, der Landgraf von Thüringen, die Markgrafen von Mähren, Meissen und Brandenburg, die Grafen von Orlamünde, Sommerschenburg, Brene und Wettin [7], um zu überlegen, was zu thun sei. Sie aber vereinigten sich zu folgender Vorstellung an den heiligen Vater, welche eine bittere Mißbilligung des Verfahrens sein sollte, und zugleich eine starke Verwahrung. „Kein Verstand vermag zu begreifen, keine Herzens-Einfalt kann glauben, daß von daher die Störung jegliches Rechtes ausgehe, wo bisher die Festigkeit des Rechtes unerschüttert geblieben ist. Wer wäre auch so hartes, so verkehrtes Sinnes, um anzunehmen, von daher käme Täuschung, wo Heiligkeit wohnen soll? Denn durch göttliche Anordnung, nicht durch menschliche Willkühr, ist fromm und heilsam dafür gesorget, daß in der Stadt Rom, wo einst das Haupt der Täuschung war, jetzt das Haupt der Heiligkeit thronen soll; und wir Alle haben flehentlich zu beten, daß das Ende nicht zum Anfange zurück gezogen werde, daß das Omega sich nicht zurück wende zum Alpha [8]. Deßwegen erlaubet uns die Heiligkeit des römischen Stuhles und die Alles pflegende väterliche Gesinnung keineswegs die Annahme: Dasjenige, was,

im Widerſpruche mit dem Rechte und ehrenwerther Geſinnung entgegen, von dem Biſchofe von Paleſtrina, welcher Euerer Heiligkeit Legat zu ſein verſichert, wegen der Wahl eines Königes der Römer ſchamlos [9] unternommen worden iſt, ſei mit Vorwiſſen Euerer bewunderungswerthen Klugheit geſchehen, oder habe die Zuſtimmung der heiligen Verſammlung der Cardinäle erhalten. Denn wer hat jemals von einer Verwegenheit gehöret, dieſer gleich? Wo habt ihr geleſen, oberſte Prieſter, wo habt ihr gehöret, heilige Väter, der ganzen Kirche Cardinäle, daß Euere Vorfahren, daß die Senden derſelben ſich in die Wahlen der römiſchen Könige eingemiſchet, daß ſie entweder Wähler geweſen wären, oder die Gültigkeit der Wahl als Richter unterſuchet hätten? Antwortet, wenn ihr es vermöget. Bei der Wahl der römiſchen Biſchöfe war es dagegen vormals der kaiſerlichen Krone vorbehalten, daß dieſelbe ohne Einwilligung der römiſchen Kaiſer durchaus nicht Statt finden durfte; und erſt Heinrich der Erſte hat dieſes Vorrecht aus Ehrfurcht für die Kirche aufgegeben. Wenn aber auch die Einfalt eines Laien ein Recht, das ihm zuſtehet, aus Ehrfurcht nicht achtet [10]: wie mag die päpſtliche Heiligkeit die Hand an ein Gut legen, das ihr nie gehöret hat? Da aber ein Vorwurf Euerer heiligen Kirche, als unſerer frommen Mutter, uns ſelbſt berühret, ſo dürfen wir, als Mitglieder des römiſchen Reiches, eine Beleidigung deſſelben Euch nicht verſchweigen. Alſo eröffnen wir Euch mit Schmerz, daß der Biſchof von Paleſtrina ſich in der Wahl-Sache gegen alle Ordnung des Rechtes benommen hat. War derſelbe Wähler oder Richter? Wenn Wähler: warum hat er, in Abweſenheit der Wahl-Berechtigten [11], die Wahrheit zur Lüge, die Tugend zum Verbrechen zu machen geſuchet? Warum hat er die Fürſten, die durch ihre Zahl und ihre Würde die Erſten waren, gar nicht beachtet? Wenn Richter: woher denn? Bei der zwiſtigen Wahl eines Königes der Römer giebt es keinen höheren

Richter, dessen Ausspruch entscheiden könnte, sondern die Wählenden müssen sich freiwillig vereinigen. Der Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, hat die Pflichten beider Gewalten gesondert: wer Gott dienet, der soll sich nicht in weltliche Dinge verwickeln, und den göttlichen Dingen soll nicht vorstehen, wer in die weltlichen Dinge verwickelt ist. Wenn Ihr Euch also zum Richter macht, so kann diese Handlung keine Entschuldigung finden. Auch können wir Euer Schwert gegen Euch wenden: ein Rechtsspruch, in Abwesenheit der einen Partei von dem Richter ertheilet, hat keine Gültigkeit. Deßwegen möge Euere Strenge sich gegen den Mann kehren, der sich solche Unziemlichkeiten erlaubet hat, gegen den Bischof von Palestrina. Denn wir erklären Euch, heiligster Vater, daß wir die Stimmen unserer Wahl auf unseren durchlauchtigsten Herrn Philipp, den König der Römer und alle Zeit Mehrer des Reiches, einmüthiglich gerichtet haben; aber wir versprechen auch und verbürgen uns, daß derselbe niemals von Euerem und des heiligen Stuhles Gehorsam abweichen, daß seine Frömmigkeit ihn vielmehr Gott und Euch angenehm machen, daß kindliche Ehrfurcht ihn durchdringen und daß er ein rüstiger Vertheidiger der Kirche sein werde. Deßwegen bitten wir zugleich, daß Ihr zu seiner Zeit und an seinem Orte ihm, wie es Euere Pflicht ist, die Wohlthat der Salbung erweisen möget.»

Diese unbehülfliche Vorstellung wurde durch eine Gesandtschaft, den Erzbischof Eberhard von Salzburg, der sich schon früher, vielleicht zuerst, gegen das Verfahren des päpstlichen Legaten erkläret hatte, an der Spitze, nach Rom gesendet. Innocenz hatte eine solche Erklärung, in einer solchen Sprache abgefasset, wohl schwerlich erwartet. Sie mag ihn daher nicht nur überraschet, sie mag ihn auch belästiget haben. Und der Eindruck, welchen sie auf ihn machte, wurde noch auf mehr als eine Weise verstärket. Bald nämlich lief auch ein Schrei-

ben des Königes Philipp von Frankreich ein, den er we
seines häuslichen Lebens so tief gebeuget hatte. In die
Schreiben sprach sich der König entschieden, stark, ja droh
für den Hohenstaufen Philipp und gegen den Welfen
aus: denn Philipp betrachtete das Verfahren des Papstes
einen Eingriff in die Selbständigkeit aller Reiche und in
Rechte aller Könige [12]. Innocenz aber erhielt die Erklär
der teutschen Fürsten und das Schreiben des Königes der Fr
zosen zu einer Zeit, da er selbst in Rom und in dem Gebi
welches er für den heiligen Stuhl in Anspruch genommen,
der größten Bedrängniß war. In der Stadt und ring
herrschte ein Mangel, welcher von einer wahren Hungersn
nicht fern blieb. Wegen desselben war das reizbare und
terwendische Volk in große Aufregung gekommen, obwohl
Papst selbst mit der größten Aufopferung der Noth abzuhel
den Jammer zu mildern suchte. Denn der römische Adel,
Vassallen und Herren, welche unter den Kaisern Friedrich
Heinrich Etwas gethan, gegolten oder gewonnen hatten, ha
die priesterliche Herrschaft, und fühlten die strenge Verwaltu
welche Innocenz erstrebte, wie eine unerträgliche Last auf
liegen; und weil ihnen die Noth, in welcher sich die St
Rom befand, gute Aussichten zu einer Umkehrung der Di
zu eröffnen schien, so lockten und reizten, so rührten
schürten sie überall. Im Königreiche Sicilien endlich,
welches Innocenz seinen Arm ausgestrecket hielt, übte M
wald für und für seine wilde Gewalt; selbst der junge Kö
des Papstes Mündel, war in seiner Hand. Und obwohl
grausame Krankheit ihn mit furchtbaren Schmerzen quälte [
so arbeitete er doch, so lange er das Bewußtsein behielt,
großer Gewandtheit für seine wüsten Wünsche und verfo
ununterbrochen seine hochfliegenden Entwürfe.

Dennoch hielt der Papst fest an dem Spruche, wel
er in der Angelegenheit des Reiches gegeben hatte, und

stark genug, den teutschen Fürsten gegenüber die alte Haltung zu bewahren. Und was blieb ihm anders übrig? Das Geschehene ließ sich weder ändern, noch ableugnen. Wenn auch seine Abgeordneten in Teutschland nicht die Sprache des größten Vertrauens zu ihm gesprochen, wenn sie ihn auch nicht ermahnet hätten, nur festes Fußes weiter zu gehen auf der eingeschlagenen Bahn: er hätte nicht alsobald abweichen dürfen, weder zur Rechten noch zur Linken, ohne seine apostolische Thätigkeit einer großen Gefahr auszusetzen, und seine laut bekannten Grundsätze vor Welt und Nachwelt zu Schanden zu machen. Auch blieb ihm ja noch die Hoffnung auf das alte Glück des apostolischen Stuhles, auf das Bedürfniß, den Glauben und den Aberglauben der Menschen seiner Zeit, auf zufällige Ereignisse und auf günstige Gelegenheiten. Also ging er fort auf seinem Wege, hemmte jedoch seine Schritte, und vermied jede Uebereilung. Sein Legat wurde wegen seines weisen und entschiedenen Benehmens belobet, jedoch auch zur Vorsichtigkeit im Gebrauche des Bannfluches ermahnet. In der Wahl-Sache des Erzbisthumes Mainz entschied er sich für Sifrid, für welchen sich auch der König Otto bei ihm verwendet hatte; er ertheilte demselben das Pallium, wollte jedoch aus apostolischer Milde dem Gegner desselben, Lupold, gern verstatten, in seinem alten Bisthume Worms zu bleiben. Gegen die Beschwerden der teutschen Fürsten wider seinen Legaten, oder vielmehr wider ihn selbst, versuchte er sich mit seinen alten Gründen zu rechtfertigen, nicht ohne Geschicklichkeit, aber auch nicht ohne Kunstgriffe, wie sich etwa ein Sachwalter bei der Vertheidigung einer zweideutigen Angelegenheit erlauben würde [14]. Er gestand den Fürsten das Recht zu, den König zu wählen; aber er fügte bei, daß er ihnen dieses Recht um so lieber zugestehe, da sie dasselbe ja von dem apostolischen Stuhl erhalten hätten, als welcher das römische Kaiserthum von den Griechen auf die Teutschen übertragen

habe. Dagegen nahm er das Recht der Prüfung des Gewähl
ten in Anſpruch, weil er denſelben zu ſalben, zu weihen un
zu krönen habe; er ſcheuete ſich nicht, den Fürſten die Frag
vorzulegen: ob er, wenn die Fürſten nicht in Zwietracht, ſon
dern in Eintracht, einen Kirchenräuber, einen Gebannten, eine
Tyrannen, einen Gimpel [15], einen Ketzer oder einen Heid
zum König erwählten, auch in einem ſolchen Fall etwa ver
pflichtet ſei, den Gewählten zu ſalben, zu weihen und zu krö
nen? Und er beantwortet dieſe hohle, ungebührliche Frage mi
einem kecken Nein. Auch leugnet er ſowohl, daß ſein Leg
ſich das Wahlrecht angemaßet, und ſeine Sichel in fremde Ern
ten geſetzet, als daß er ſich das Richter-Amt zugeſchrieben hab
Er habe nur das Geſchäft eines Herold's ausgeübet [16], un
verkündiget, daß nicht Philipp, wohl aber Otto geeignet ſ
das Reich zu erhalten, weil zu Otto's Wahl mehre Fürſte
welchen das Recht zuſtehe, ihre Stimme gegeben, die Anhäng
Philipp's hingegen, dieſen Herzog in Abweſenheit und u
Uebergehung anderer Fürſten zu erwählen ſich angemaßet hä
ten, da es doch ein bekannter Rechts-Grundſatz ſei, daß ein
Wahl die Uebergehung eines einzigen Wahl-Berechtigten we
ſtärker entgegen ſtehe, als der Widerſpruch von Vielen, un
weil Philipp die Salbung und Krönung am unrechten O
und von einer unberechtigten Perſon empfangen habe, Ot
hingegen Beides in ordnungsmäßiger Weiſe durch den ehrwü
digen Erzbiſchof von Cöln. Dieſen Gründen fügte er ande
hinzu, die in ſeinen früheren Zuſchriften und Erklärungen en
halten ſind, und nicht wiederholet werden dürfen. Ueberdi
verſäumte er nicht, eine Reihe von Briefen an einzelne teutſc
Fürſten, an den König Otto ſelbſt, ſo wie an die Könige v
Frankreich und England zu erlaſſen, alle in demſelben Sinn
mit denſelben Gründen, auch wohl mit denſelben Worte
Hier ſuchte er zu beruhigen, dort zu beſtärken. Der Ein
wurde belehrt, dem Anderen geſchmeichelt, und wieder ein An

derer erinnert, ermahnet, gewarnet. Alles ward aufgeboten, die Anhänger Philipp's zu entzweien, abtrünnig zu machen, zu schwächen, und Otto's Partei zu beleben und zu vergrößern, zuweilen vergeblich, nicht immer ohne Glück, stets ohne entscheidenden Erfolg.

Während dieser zähen Verhandelung, das ganze Jahr zwölf Hundert und zwei hindurch, ruheten die Waffen der beiden Könige, Philipp's und Otto's, wohl keineswegs, aber mit Nachdruck wurden sie auch nirgends gebrauchet. Sie zeigten sich vielleicht wechselseitig das Schwert, aber sie führten dasselbe nicht wider einander. Also fehlte dem Leben, bei den langweiligen Verhandelungen, auch noch die erfrischende Aufregung, welche Kampf und Sieg gewähren können und zu gewähren pflegen. Das Zeitalter war nicht arm an denkenden Menschen; es war reich an empfänglichen Seelen. Der lange Streit zwischen der geistlichen Gewalt und der weltlichen, der schon anderthalb Hundert Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen fortdauerte, die Kreuzzüge, welche die christliche Welt tief erschüttert, den Blick erweitert, die Kenntnisse der Länder, Völker und Sitten vermehret, den Verkehr belebet, jede Thätigkeit aufgeregt, die verschiedenen Menschen-Classen in einander geworfen, große Gegensätze ausgeglichen und andere begründet, endlich Freude und Leid, Jubel und Trauer verbreitet hatten, die Fahrten des Kaisers Friedrich des Ersten nach Italien mit ihrem Glanz und Ruhm, mit ihren Erfolgen und Unfällen, mit ihrer Freude und ihrem Schmerze, die neuen Grundsätze und Ansichten über Recht und Gesetz, welche von Bologna aus über die Alpen drangen, der rege wissenschaftliche Eifer, der in Paris seinen Halt gefunden hatte und seine Nahrung: Alles Dieses hatte in den Köpfen der Menschen ein großes geistiges Bedürfniß erreget, es hatte in die menschliche Brust eine edele Sehnsucht geworfen, Beides um so heisser und verlangender, je unbestimmter sie war, und je weniger sie ihre

Befriedigung zu finden vermochte. Daher mag wohl, während die Städte in ſtiller Thätigkeit fortarbeiteten an dem großen Werk ihrer Freiheit, ihres Gewerbes und ihres Handels, und keine Gelegenheit verſäumten, daſſelbe zu fördern, an manchen Fürſten-Höfen und in mancher ritterlichen Burg ein Leben höherer Art geführet worden ſein, von geiſtigen Genüſſen durchzogen, erheitert durch Saitenſpiel und Geſang; das öffentliche Leben aber war hemmend, ſchleichend, troſtlos. Was hin und wieder auftauchet, gleichet einem plötzlichen Wirbel in einem Sumpfe. Nur durch die päpſtlichen Bannflüche, die hier trafen und dort droheten, durch den Zwieſpalt in den Bisthümern, durch die Vereinigung zweier Bisthümer in Einer Hand, durch den Partei-Wechſel mancher Fürſten für und für, durch andere Handlungen gegen Ehre und Recht ward wohl manche Bewegung veranlaſſet, aber es war die Bewegung der Leidenſchaft, die nur Unglück brachte und kein Gedeihen. An Fehden fehlte es auch nicht, weder im Süden noch im Norden; nicht an Straßenraub und Gewaltthat, ſelbſt nicht an Ermordungen und anderen wilden Verbrechen, und keine öffentliche Gewalt wurde gefunden zu Ruhe und Recht.

Konrad von Ravensburg, ein ſtattlicher Herr, wenn kein Gelehrter, doch ein fein gebildeter Mann, der prieſterlichen Ernſt und prachtvolles Leben, ſtrenge Grundſätze und höfiſche Sitte zu vereinigen verſtand, war von dem Kaiſer Heinrich dem Sechsten zum Canzler des Reiches ernannt worden. Zu derſelben Zeit, als er dieſen Kaiſer auf ſeinem letzten Zuge nach Italien begleitete, um das Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen, war er zu Hildesheim zum Biſchof erwählet. Nach Heinrich's Tode aus dem heiligen Lande zurück gekehret, wählte man ihn auch in Würzburg zum Biſchof; und er, Konrad trug kein Bedenken, dieſes reichere Bisthum, mit welchem noch immer ein Herzogthum in Franken vereiniget war, anzunehmen ohne Hildesheim aufzugeben. Der Hohenſtaufe Philipp, deſſen

Partei er nahm, bestätigte ihm das Amt eines Canzlers des Reiches. Deßwegen vielleicht, vielleicht auch im Gefühle päpstlicher Pflicht, trat Innocenz der Dritte gegen ihn auf, und der König Otto reizte den heiligen Vater gegen die Anmaßungen des zwiefachen Bischofes. Innocenz wandte die Mittel an, welche die Gesetze der Kirche ihm in die Hand gaben. Konrad kam in Gefahr beide Bisthümer zu verlieren. In dieser Noth begab er sich nach Rom, entsagte beiden Bisthümern und unterwarf sich in Demuth den Beschlüssen des heiligen Vaters. Innocenz wurde leicht versöhnet, da Konrad, wie es scheinet, ihm das Versprechen gab, sich fortan treu zu dem König Otto zu stellen. Er kehrte nach Würzburg zurück, erklärte sich zwar nicht offen für Otto, aber zeigte sich lau für Philipp, und übte gegen Straßenräuber und alle Störer eine ungewöhnliche Strenge aus. Bei dieser Waltung stand ihm ein edeler Bürger von Würzburg, Ekkehard genannt, zur Seite, dem er großes Vertrauen bewies, der sich mit großem Eifer dieses Vertrauens würdig zeigte. Das verdroß, ohne Zweifel, weil sie sich in ihrem räuberischen Gewerbe bedrohet oder geschmälert sahen, zwei Herren von Ravensburg, Heinrich und Bodo, Verwandte des Bischofes Konrad, Neffen von Philipp's Marschalk Heinrich von Kalden. Sie erschlugen den edelen Ekkehard. Nach dieser Unthat entflohen sie aus Würzburg. Um den Mord seines Freundes zu rächen, ließ der Bischof ein befestigtes Gebäude, welches die Mörder in der Stadt besaßen, niederreissen und Alles zerstören, was denselben gehörte. Hierauf schlichen sich die beiden Brüder, von ihren Genossen begleitet, in die Stadt ein, überfielen den Bischof auf dem Wege zur Kirche, und ermordeten ihn und verstümmelten ihn. Alsdann retteten sie sich abermals durch die Flucht. In denselben Tagen kam der König Philipp nach Würzburg. Alsobald ging ihm die ganze Geistlichkeit entgegen, begleitet von einer großen Volks-Menge, hielt ihm die abgehauene Hand

und die blutigen Kleider des ermordeten Oberhirten vor die Augen, und forderte unter Weinen und Wehklagen die Beſtrafung der Freveler. Philipp vergoß Thränen bei dem Anblicke des Greuels; aber der Forderung wich er aus, entweder weil der Biſchof Konrad ſich zu ſeinem Gegner Otto hingeneiget hatte, oder aus Furcht vor dem Oheime der Mörder, dem Marſchalk Heinrich von Kalden. Und vielleicht würde das Verbrechen ungeſtraft geblieben ſein, wenn nicht die Qual ihres eigenen Gewiſſens die beiden Brüder nach Rom zur Beichte ihrer Miſſethat und zur Uebernahme ſchwerer kirchlicher Büßungen geängſtiget hätte. In ſpäterer Zeit hat ſie endlich, nach neuen Verſchuldungen, auch die Rache der Welt getroffen, aber nicht als Menſchen, welche dem Geſetz und dem Gerichte verfallen, ſondern als Beſiegte, welche einer ſtärkeren Macht erlegen waren [17].

In ſolchen Zuſtänden, als von welchen dieſe Vorgänge Zeugniß geben, mußte es nach und nach jedem Menſchen fühlbar werden, daß der bisherige Gang der Dinge zu keinem wünſchenswerthen Ziele führen könne, ſondern daß das Schwert entſcheiden müſſe zwiſchen den beiden ſtreitenden Königen. Am Meiſten mußten die beiden Könige ſelbſt dieſe Nothwendigkeit erkennen, jedoch Philipp leicht mehr als Otto. Denn er hatte allerdings Urſache zu fürchten, daß der Boden, auf welchem er ſtand, durch die Ermahnungen, Warnungen und Drohungen des Papſtes und durch prieſterliche Künſte nach und nach unterhöhlet werden möchte. Die kühne Erklärung ſeiner Anhänger an den Papſt ſcheinet überall in Vergeſſenheit gerathen zu ſein, und nirgends war auf das Wort eine That erfolget. Auch verſchwand die Ausſicht mehr und mehr, daß ſich, ohne einen Sieg, die Zahl ſeiner Anhänger vermehren würde, wie ſchön ſie ſich auch in der erſten Aufregung nach des Papſtes verwegenem Einſchreiten geöffnet haben mochte. Otto dagegen konnte, als der Schwächere, eher ruhig zuſehen. Für ihn ar-

eten Viele, deren Seele der Papst war. Zwar herrschte
h unter seinen Anhängern keinesweges überall Eintracht und
eden, aber der Zwiespalt gewährte seinem Gegner keinen
rtheil. Der Herzog von Brabant und der Graf von Gel-
n geriethen in eine verderbliche Fehde; durch den König
o jedoch und den Erzbischof Adolf von Cöln ward eine
ßgleichung vermittelt. Kaum war dieses geschehen, so brach
Streit aus zwischen diesen Mittlern selbst, an welchem die
rger von Cöln einen lebhaften Antheil nahmen: denn die
anlassung gaben Zölle, Münzen und Steuern, mit welchen
Erzbischof, ohne Zweifel um seine Einkünfte zu vermehren,
Handel dergestalt belastet zu haben scheinet, daß die Bür-
bei dem König Otto Beschwerden führten, und daß Otto
ihrer anzunehmen für nöthig hielt [18]. Auch dieser Zwist
rde durch den päpstlichen Legaten in Güte beigeleget, aber
kostete eine Verhandelung von drei Tagen, um diese Bei-
ung zu bewirken, und ein so langes Streiten mit Gründen
Worten ließ um so gewisser manche bittere Erinnerung
ück, je mehr der frühere Eifer des Erzbischofes für Otto's
che schon erkaltet war. Dagegen schien diese Sache in
chsen, Thüringen und weiterhin zu gedeihen. Gegen die
adt Goslar, welche sein Vater so ernstlich zu erhalten ge-
nschet hatte, legte er, da er sie nicht erobern konnte, eine
rg an, Herlingsberg [19], durch welche er nicht nur ihre
ße Bedeutung verminderte und sie für sich selbst unschädlich
chte, sondern ihr auch den größten Schaden zufügte, und
in beständiger Angst und Noth erhielt. Die Festung Stade,
che Philipp dem Erzbischofe Hartwich dem Zweiten für des-
en Theilnahme an seiner Sache mit der Grafschaft verliehen
te, und zu deren Besitz Hartwich, nach des Grafen Adolf
zwingung durch die Dänen, wirklich gelanget war, wurde
n ihm und seinen Brüdern, Heinrich und Wilhelm, erobert,
d der gefangene Erzbischof sah sich um so mehr genöthiget,

alle Lehen der bremiſchen Kirche, welche einſt Heinrich der Löwe beſeſſen, an den älteſten Sohn, den Pfalzgrafen Heinrich, zurück gegeben, da auch die Stadt Bremen den Welfen ihre Thore geöffnet hatte. Dieſe Erwerbung aber ſchien noch dadurch bei der Stellung der Dänen eine größere Wichtigkeit zu erhalten, daß eine Vermählung zwiſchen dem Herzoge Waldemar und Richenza, Otto's Schweſter, ſo wie zwiſchen Wilhelm, Otto's Bruder und einer Schweſter des Königes Knud und des Herzoges Waldemar, Helena, zu Stande gebracht wurde [20]. Ueberdieß nahm der Landgraf Hermann von Thüringen, welcher zuerſt von Otto, wie durch Ueberraſchung gewonnen, alsdann aber zu ſeinem Vetter Philipp, entweder wegen der Verwandtſchaft, oder weil der Preis der Treue vergrößert wurde, übergetreten war [21], jetzt nicht nur von Neuem Otto's Partei, ſondern er beging auch feindſelige Handlungen wider Philipp und deſſen Anhänger: denn er nahm die Güter der Kirche von Mainz für den päpſtlichen Erzbiſchof Sifrid in Beſitz, und ſchloß den Gegner deſſelben, den Biſchof Lupold aus, Nichts ohne Entgelt [22]. Endlich fiel auch der Herzog oder König von Böhmen dem König Otto zu, und nicht ohne Urſache. Er war nämlich mit Adelheid, einer Schweſter des Markgrafen Thiederich von Meiſſen, eine lange Reihe von Jahren herdurch, vermählet geweſen, und der Vater mehrer Kinder geworden; dennoch hatte er, mit der erzwungenen Zuſtimmung der böhmiſchen Geiſtlichkeit [23], dieſe Gemahlin von ſich geſtoßen, und ſich von Neuem mit einer ungariſchen Fürſtin vermählet. Der Markgraf Thiederich, von dem Herzoge Bernhard von Sachſen unterſtützet, nahm ſich ſeiner Schweſter an; weil er aber, als des Königes Philipp Anhänger, von dem Papſte nicht die bereitwillige Hülfe erwartete, die er zu erhalten wünſchte, ſo nahme er ſeine Zuflucht nicht zu dem heiligen Vater, ſondern zu dem Könige Philipp. Dem Könige war die Verwandtſchaft der verſtoßenen Adelheid von größerer Wich-

tigkeit, als der König von Böhmen. Er konnte nicht wagen, jene zu verlieren, um diesen zu halten. Deßwegen sprach er dem Könige Przmislav oder Ottokar sein Reich Böhmen ab, und ertheilte die Belehnung mit demselben einem Vetter des Königes, dem jungen Ladislav oder Theobald, der in Magdeburg Wissenschaft und Bildung suchte. Ein solcher Ausspruch war leicht; schwer war, ihn geltend zu machen. Dem Könige von Böhmen aber blieb nunmehr, um sein Reich und seine zweite Gemahlin zu erhalten, nichts Anderes übrig, als sich an den König Otto und an den Papst anzuschließen.

Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Philipp, endlich das Glück der Waffen zu versuchen, und vor Allem den Landgrafen von Thüringen zu züchtigen, mit dessen Unterwerfung allerdings Vieles gewonnen zu sein schien. Im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und drei drang er, nebst dem Bischofe Lupold, in Thüringen ein mit Heeres-Macht und setzte sich in Erfurt fest. Der Landgraf hatte, auf die Nachricht von der drohenden Gefahr, alsobald an den König von Böhmen, seinen Neffen [24], um Beistand gesendet; der päpstliche Legat war selbst nach Böhmen geeilet, um den Beistand zu beschleunigen; und der König von Böhmen säumte nicht, mit einer starken Mannschaft heran zu ziehen, von alter Wildheit voll und von schonungsloser Raubgier. Zu gleicher Zeit kam der König Otto vom Nieder-Rhein herbei; sein Bruder Heinrich nahete sich von Sachsen her; der Landgraf selbst sammelte seine Mannen, wo und wie er vermochte. Der König Philipp, erschrocken vor dem Anzuge so vieler Feinde, zerstörte das thüringische Land rings um Erfurt her und weithin auf eine furchtbare Weise, jedoch, wie es scheinet, mehr aus Noth, als aus Lust, weil er den Feinden, welchen er zu widerstehen verzweifelte, das Bestehen unmöglich machen wollte. Vergeblich. Die Feinde erschienen vor Erfurt, und belagerten die Stadt neun Tage hindurch. Wegen des verwüsteten Landes waren sie genöthiget,

um sich das Nothwendige zu verschaffen, selbst zu verwüsten, was noch übrig geblieben war, zuzugreifen, zu plündern und zu rauben. Und diese Nothwendigkeit, durch welche alle Ordnung aufgelöset wurde, ging bald über in Uebermuth und Frevel. In den Böhmen besonders trat die alte Raubluft schrecklich hervor[25]: ihnen war kein Ort heilig, keine Sache, kein Mensch, selbst nicht ein Priester oder eine Nonne. Um so mehr mögen die Könige und Fürsten erfreuet gewesen sein, daß Philipp diesem Zustande der Dinge ein Ende machte und durch heimliche Flucht aus Erfurt sich vor der Gefangenschaft zu sichern suchte. Er begab sich wahrscheinlich zunächst zu dem Markgrafen Thiederich von Meissen, überhaupt zu den östlichen Fürsten des Reiches [26].

Aber auch diese Flucht des Königes Philipp blieb ohne günstige Folgen für Otto. Die Belagerung von Erfurt ward alsobald aufgehoben, der flüchtige Philipp jedoch wurde nicht verfolget, entweder weil man nicht wußte, wohin sich derselbe begeben hatte, oder weil man einen Angriff auf die östlichen Fürsten für bedenklich hielt[27]. Am Meisten aber wirkte vielleicht der päpstliche Legat, Cardinal Guido. Dieser wünschte vorzugsweise den Erzbischof Ludolf von Magdeburg zur Unterwerfung unter die päpstlichen Befehle und zur Anerkennung des Königes Otto zu bringen, und mochte wohl hoffen, daß derselbe durch den Anblick feindlicher Waffen leichter gebeuget werden würde, als durch seine und des Papstes Ermahnungen und Gründe. Deßwegen nahm das Heer eine Stellung zwischen Merseburg und Halle [28], von welcher aus es nach Norden und Osten zugleich zu drohen vermochte, ohne zum Schlagen genöthiget zu sein. Aber eben in dieser Stellung ging Alles verloren. Das Heer verbreitete weithin Furcht und Schrecken; selbst die Einwohner von Magdeburg geriethen in solche Angst, daß sie ihre Habe, ihre Weiber und Kinder auf das andere Ufer der Elbe in Sicherheit zu bringen für nöthig

hielten. Der alte Erzbischof Ludolf aber wurde eben so wenig durch Otto's Waffen geschrecket, als verwirret durch des Legaten Wort und Hohn [29], oder gebrochen durch den Bannfluch des Papstes. Das Heer dagegen verwilderte mehr und mehr in der Unthätigkeit von neun Wochen [30]. Es wurden abermals Ausschweifungen jeglicher Art begangen, und von Neuem den Böhmen zur Last geleget; der Muthwille von Erfurt wiederholte sich und ging auch hier über in Schandbarkeit und Verbrechen. Viele brennende Klöster und Kirchen gaben Zeugniß von dem ungeheueren Greuel. Daher war nothwendig, ein solches Heer, das nunmehr geschlagen wurde, wo es Widerstand fand [31], aufzulösen und dahin zurück zu führen, woher es gekommen war. Ehe indeß diese Auflösung wirklich Statt fand, wurde dem Herzoge Przmislav von Böhmen — denn der königliche Name, den Philipp ertheilet hatte, wurde verworfen — im Dome zu Merseburg, am Feste des heiligen Bartholomäus, von Otto, dem päpstlichen Könige der Teutschen, nachdem der Eid der Treue geleistet und empfangen war, eine Königs-Krone auf das Haupt gesetzet, und von dem päpstlichen Legaten wurde demselben die Weihung als König von Böhmen gegeben [32]. Hierauf zog ein Jeder nach Hause, oder verbarg seinen Unmuth hinter kleinliche Werke. Die Böhmen sollen im Lande des Markgrafen von Meissen noch großen Unfug ausgeübet haben.

Für Philipp jedoch blieben diese Vorgänge, ungeachtet aller Bemühungen des Papstes und seines Legaten, dieselben zu seinem Nachtheile zu wenden, nicht ohne günstigen Einfluß. Otto, welcher eine Sprache gegen den Papst führte, als habe er schon obgesieget, sah sich im folgenden Jahre, zwölf Hundert und vier, schwer betrogen, und Innocenz, obwohl er das Vertrauen seines Schützlinges keinesweges getheilet hatte, sah sich schwer betrogen in den Hoffnungen, welche doch auch in ihm gewesen waren. Philipp war in eine ungewohnte Thätig-

keit hinein gekommen, und die Fürſten, die ſich für ihn
kläret hatten, beſchämet wie es ſcheinet über die Gefahr, w
cher er ausgeſetzet geweſen, glaubten hinter Otto's Anhäng
nicht zurückbleiben zu dürfen: Mancher mochte wohl auch,
der Erzbiſchof Ludolf von Magdeburg, aufgebracht über
Härte des päpſtlichen Legaten, dem heiligen Vater durch
That zu beweiſen wünſchen, daß ſeine Drohung nicht lähme
ſein Bann nicht vernichtend ſei. Ehe aber dieſe Fürſten
ihrer Rüſtung zu Stande kommen konnten, eilte Philipp ſc
im Frühlinge nach Sachſen mit eigener Macht. Otto hatte n
im Herbſte des vorigen Jahres einen Angriff auf Goslar
macht. Sein Anſchlag war auch dieſes Mal nicht gelung
aber er hatte in ſeiner Burg Herlingsberg eine Beſatz
zurück gelaſſen, durch welche die Bürger von Goslar den W
ter herdurch auf das Äußerſte beſchränket und gequälet wor
waren. Philipp wünſchte daher dieſe Burg raſch anzugrei
zu erobern, zu zerſtören, ehe ſie Hülfe erlangen könnte, u
durch dieſe Eroberung Goslar zu befreien und zu retten. D
ſer Verſuch zwar mißlang gleichfalls; denn Otto zog mit ſei
Brüdern heran, und Philipp trug Bedenken, ein Treffen
einem Augenblick allein zu wagen, da er den Zuzug vie
Fürſten in kurzer Zeit erwarten durfte. Alſo ging er zurü
Aber ſchon im Anfange des Monates Julius erſchien er v
Neuem in Thüringen mit einem ſehr großen Heer, aus Bai
und Schwaben, Oeſterreichern, Rheinländern, Franken, Sorb
und Sachſen gebildet [33]. Der Erzbiſchof von Magdeb
allein hatte dreißig Tauſend Mann zu Fuße geſtellet, o
Zweifel unter den Bürgern ſeiner Städte aufgebracht [34
der Markgraf Thiederich von Meiſſen führte fünfzehen hund
Mann zu Roß herbei und viele Tauſend zu Fuß [35].
Thüringen ſelbſt aber ſtellten ſich die Grafen Günther u
Heinrich von Schwarzburg, ſo wie der Graf Lambert v
Gleichen auf die Seite des Königes und die Bürger von

furt gewährten ihm Hülfe. Mit dieser Macht drang er in die eigentlichen Besitzungen des Landgrafen Hermann, verwüstend und zerstörend ein, und umringte die stark befestigte Stadt Weissensee [36], welche als der wahre Herd dieser Besitzungen betrachtet ward. Weissensee aber leistete hartnäckigen Widerstand. Philipp lag sechs oder acht Wochen vor der Feste, ohne sie zu gewinnen. Inzwischen rief der geängstigte Landgraf, von dem König Otto, welchem es wahrscheinlich an den nöthigen Mitteln fehlte, verlassen, seinen alten Freund und Verwandten, den König Przmislav von Böhmen um Hülfe an, der Verwünschungen nicht achtend, welche die Böhmen im vorigen Jahr auf sich geladen hatten. Przmislav eilte auch herzu, von der nordwestlichen Spitze Böhmens an der Orla [37] herab. Philipp, von dem Anzuge desselben benachrichtiget, hob die Belagerung von Weissensee auf und ging ihm entgegen. Przmislav aber, von seinen Kundschaftern über den Stand der Dinge in Thüringen und über die Größe des Heeres unterrichtet, mit welchem Philipp bis in seine Nähe gekommen war, gab jeden Gedanken an Krieg und Schlacht auf, und glaubte nur in einem eiligen Rückzuge Rettung finden zu können. Also zündete er in der Nacht, um seine Feinde zu täuschen, viele Feuer an, brach so rasch auf, daß er alles Geräth und Gezeug, welches eine Verzögerung hätte verursachen mögen, zurück ließ, und gewann durch einen starken Marsch einen großen Vorsprung. Sobald Philipp am anderen Tage den Abmarsch des Königes von Böhmen in Erfahrung brachte, sandte er den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach mit vier hundert Reisigen zur Verfolgung hinter demselben her; aber der Pfalzgraf fand keinen Feind bis zum Böhmer-Walde.

Diese Flucht des Königes von Böhmen hatte große Folgen. Philipp ging wieder in Thüringen hinein und setzte das Werk der Zerstörung fort. Der Landgraf Hermann, von seinem Könige nicht unterstützet, von seinen Freunden verlassen,

die Verwüſtung ſeines Landes ringsher vor Augen, erblickte keinen anderen Ausweg, kein anderes Heil als in Philipp's Gnade. Einige Fürſten traten vermittelnd ein. Hierauf erſchien er bei Ichtershauſen vor dem Könige, warf ſich demſelben zu Füßen, und erhob zu ihm die flehenden Hände. Philipp ließ den unglücklichen Fürſten lange auf den Knieen liegen und ſprach zu ihm harte Worte über ſeine Treuloſigkeit und Thorheit; auf das Zureden der anweſenden Fürſten jedoch hob er ihn endlich auf, und gab ihm, nach der Sitte der Zeit, den Kuß der Verſöhnung. Der Landgraf ſtellte ſeinen Sohn und Andere als Geiſſel für ſeine Treue. Das war der Anfang des Abfalles von Otto dem Könige.

Nunmehr glaubte Philipp der Macht nicht mehr zu bedürfen, mit welcher ſo viele Fürſten ihm beigeſtanden hatten. Er entließ die Hülfs-Scharen in ihre Heimath. Mit ſeiner eigenen Macht aber zog er nach Goslar, theils um dieſe Stadt aus ihrem Drangſale zu erlöſen, theils um ſeinen Gegner zu bedrohen in den Erbländern ſeines Hauſes. Dieſe Länder wollte Otto wenigſtens vertheidigen. Alſo rief er ſeine Brüder herbei, und bot ſelbſt nicht nur ſeine Dienſtmannen, ſondern auch die Bürger von Braunſchweig auf, die ſich als ſtreitbare Männer wohl bewähret hatten [38]. Sie zogen auch nach Goslar hin. Unterweges aber verließ Heinrich, der Pfalzgraf zu Rhein, Otto's älterer Bruder, den König, wandte ſich zu Philipp, und erkannte denſelben an als ſeinen König und Herrn. Der Pfalzgraf Heinrich ſcheinet von Anfang an lau geweſen zu ſein gegen die Sache ſeines Bruders. Er war der älteſte Sohn Heinrich's des Löwen; er durfte ſich kriegeriſcher Thaten für irdiſche und für heilige Dinge rühmen, ſo wie großer Erfahrungen, in der Nähe und in der Ferne, zu Land und zu Meer. Es mochte ihn verdrießen, daß er vor dem Throne des jüngeren Bruders ſtehen ſollte, den man, einen thatenloſen Jüngling, lediglich darum mit der königlichen Krone

geſchmücket hatte, weil er dem edelen Hauſe der Welfen angehörte; und wohl durfte er ſich ſagen, daß man ihn ſelbſt nicht übergangen haben würde, wenn er nicht als Krieger Chriſti im heiligen Lande geweſen wäre. Sein Unmuth mag aber vermehret worden ſein durch die Theilung der väterlichen Erbſchaft, welche im vorigen Jahre zu Paderborn Statt gefunden hatte. Denn ihm war das ungünſtigſte Loos gefallen. Von den Erbländern ſeines Hauſes hatte er nur Celle bekommen, und dazu die kaum wieder erworbene, unſichere Grafſchaft Stade behalten; Wilhelm dagegen, dem jüngſten Bruder, war Lüneburg zu Theil geworden, der alte Sitz der Herzoge von Sachſen, und Otto, dem Könige, war das ſchöne und treue Braunſchweig, die Stadt großer Erinnerungen, zugefallen, nebſt dem feſten Bergſchloſſe Lichtenberg. Endlich mag auch Heinrich unzufrieden mit Otto's Unthätigkeit während der letzten Vorgänge in Thüringen geweſen, und zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß derſelbe nimmer die Krone des Reiches zu erkämpfen und zu behaupten vermögen würde. Nun ſcheinet Philipp, ohne Zweifel von Heinrich's Unmuth unterrichtet, ſich an denſelben gewendet, und ihn mit dem Verluſte der Pfalz zu Rhein, Falls er an der verlorenen Sache ſeines Bruders feſthielte, bedrohet, dagegen, wenn er dieſelbe verließe, mit neuen Beleihungen gekörnet und gelocket zu haben. Und Philipp und Heinrich ſcheinen leicht einig geworden zu ſein. Auf der Fahrt von Braunſchweig nach Goslar brachte alsdann Heinrich ſeinen Entſchluß oder ſeine Verpflichtung gegen Philipp in Ausführung. Er trat, ſo wird berichtet, mit einer Forderung zu ſeinem Bruder, die Otto gar nicht erfüllen konnte. Er bekannte ſich nämlich zum Dienſte deſſelben, ſowohl durch die Bande des Blutes verbunden, als durch den Eid der Treue, den er ihm geſchworen hätte; aber er verlangte als Entſchädigung für ſeinen Aufwand, oder als Belohnung für ſeine Dienſte [39], die Stadt Braunſchweig und das

Schloß Lichtenberg, in der That also fast das ganze väterlich Erbtheil des Königes. Otto, erstaunet über eine solche Forderung unter solchen Umständen, bat ihn, doch nicht jetzt an einer solchen Forderung zu bestehen, sondern sich zu gedulden bis er zum festen Besitze des Reiches gelanget sei. Heinrich aber führte seine Mannschaft in Philipp's Lager, und empfing zum Lohne des Verrathes die Vogtei über Goslar [40], die Thränen nicht achtend, welche von den Freunden des welfischen Hauses über sein Verfahren vergossen wurden [41]. Dem König Otto blieb nach diesem Vorgange Nichts übrig, als nach Braunschweig zurück zu kehren. Und Philipp setzte ihm nicht nach, sei es, daß er von anderen Geschäften gedränget wurde, sei es, daß von Heinrich die Schonung der welfischen Erbbesitzungen ausbedungen war.

Dieser Abfall eines Bruders vom Bruder machte ohne Zweifel einen desto stärkeren Eindruck auf die Seelen der Menschen, je verschiedener man denselben zu erklären versuchte. Vielleicht gab es jetzt Niemanden mehr, der noch an Otto's Sieg zu glauben gewaget hätte. Deßwegen ist nicht zu verwundern, daß auch der König von Böhmen, der erst im vorigen Jahr aus Otto's Hand die Krone und von der Hand des päpstlichen Legaten die Salbung empfangen hatte, nunmehr sogleich wieder auf Philipp's Seite trat, und noch weniger ist zu verwundern, daß Philipp denselben mit Freuden wieder aufnahm. Dem Böhmen lag die Flucht aus Thüringen auf den Herzen, und der junge Theobald in Magdeburg machte ihm Besorgnisse bei Philipp's Siegen; Philipp dagegen hatte seinen Blick auf den Rhein gerichtet, und wünschte der wilden Feinde in seinem Nacken ledig zu werden. Der Herzog Ludwig von Baiern vermittelte die Aussöhnung. Dieselbe wurde befestiget durch die Verabredung einer Vermählung zwischen des Böhmen Sohn Wenzel und Philipp's Tochter, Kunigunde, die beide noch Kinder waren [42].

Am Meisten aber war dem Könige Philipp daran gelegen, den Erzbischof Adolf von Cöln auf seine Seite zu bringen, nicht, weil er durch denselben an Kriegs-Macht zu gewinnen hoffte, sondern weil Adolf vom Anfang an die Seele der Partei des Welfen in Teutschland gewesen war, und weil er, wenn er diesen Priester gewonnen hatte, einen Mangel ersetzen konnte, der ihm oftmals vom Papste vorgeworfen war, nämlich die rechtmäßige Krönung. Und auch dieser Wunsch ging ihm in Erfüllung. Adolf hatte, wie wiederholet angedeutet worden ist, längst erkannt, das er das unrechte Theil erwählet. Von den ausschweifenden Hoffnungen, mit welchen er den Gedanken, Teutschland einen König zu geben, ausgeführet haben mochte, war, allen Bemühungen des Papstes zum Trotze, keine in Erfüllung gegangen; und die Aussichten waren immer trüber geworden nach allen Seiten hin. Das Geld aus England, auf welches er gerechnet hatte, war längst ausgeblieben. Otto selbst vermochte ihm höchstens Verheissungen auf eine ungewisse Zukunft zu ertheilen; und doch hatte sich der arme Fürst herausgenommen, hartnäckig mit ihm zu streiten. Deßwegen hatte er, Adolf, schon lange Zeit herdurch bald gelauert und bald gezaudert, und die Welt ungewiß gemacht über seine Gesinnung. Innocenz, der Papst, hatte ihn durch Lobpreisungen in Otto's Treue zu befestigen gesuchet; er hatte ihn auf seine Schande vor der Welt hingewiesen, wenn er des Königes Sache aufgeben würde, den Er erhoben, den Er gekrönet und gesalbet; er hatte ihm auch den Bannstrahl der Kirche in der Ferne gezeiget. Aber Geld und Gewalt hatten bei Geistlichen und Laien einen höheren Werth als Lobsprüche, selbst aus dem Munde des heiligen Vaters; von einer Schande vor der Welt konnte nicht mehr die Rede sein, da Geistliche und Laien die Treue wechselten, wie die Kleider, und der Bann hatte seine Kraft verloren, nachdem er sich bei Geistlichen und Laien als unschädlich bewiesen. Adolf war auch ein zu starker Geist,

als daß er vor solchen Dingen hätte weichen sollen. Und der Eindruck, welchen die Vorgänge in Thüringen und Sachsen gemacht hatten, war ja wohl kräftig genug, um auch ihn zur Entscheidung zu bringen. Der Graf Wilhelm von Jülich, der selbst von Otto zu Philipp übergegangen war, ein schlauer und sittenloser Mann, bot sich für Geld und Ehren zur Vermittelung an, und mit desto größerer Zuversicht, da er überzeuget war mit Geld und Ehren würden alle Fürsten von Otto's Partei leicht zum Abfalle gebracht werden [43]. Philipp war gegen denselben nicht karg, weder um ihn selbst zu befriedigen und zu halten, noch um den Erzbischof und die übrigen Anhänger seines Gegners zu reizen und zu verblenden. Und der Erzbischof widerstand nicht; und auch dem Herzoge von Brabant dessen früherer Eifer längst erkaltet war, der in der Vermählung seiner Tochter mit Otto lange kein Glück mehr sah, gingen auch die Augen über bei den Gedanken an die Herrlichkeiten, über welche, nach des Grafen Wilhelm Versicherung, der König Philipp zu verfügen hatte, und zu Gunsten seiner Anhänger zu verfügen bereit war. Mit den Grafen Wilhelm machten gemeinsame Sache der Erzbischof von Trier, der schon im vorigen Jahr aus Aengstlichkeit und Schwäche auf Philipp's Seite getreten war, ohne eben festzustehen und deßwegen einen Anhalt suchend, der Bischof von Constanz, welcher in seiner Treue zu dem Hause der Hohenstaufen niemals gewankt hatte, und der Bischof von Speier, dem sich wohl kein anderer Ausweg zeigte. Es fand eine Zusammenkunft mit dem Erzbischof Adolf zu Andernach Statt, bei welcher Alles abgeredet und bestimmet werden sollte. Dem Erzbischof ward in Philipp's Namen und Auftrag die Zurückgabe aller Güter und Besitzungen zugesichert, welche der Kirche von Cöln entrissen sein mochten; auch ward ihm die schöne königliche Villa Sollefeld, welche der Kaiser Friedrich der Erste einst durch einen Tausch mit dem Erzbischofe Philipp von der Kirche von Cöln

an das Reich gebracht hatte, als Lohn versprochen für den neuen Eid der Treue, den er zu schwören, und für die Dienste, die er zu leisten, sich bereit erklärte. Ueberdieß erhielt er neun Tausend Mark Silbers, mit welcher Summe er den Herzog von Brabant und die übrigen Fürsten Lotharingiens erkaufen sollte und zu erkaufen übernahm.

Und Alles gelang, wenn nicht vollständig, doch wohl über jede Erwartung hinaus. Nach dem Feste des heiligen Martin's hatte Philipp eine Zusammenkunft mit dem Erzbischof Adolf von Cöln und dem Herzoge Heinrich von Brabant zu Coblenz: die Fürsten empfingen von ihm die Lehen, der König von den Fürsten den Eid der Treue. Mehrere andere Fürsten waren gegenwärtig, empfingen die Beleihung mit ihren Ehren und Besitzungen, und leisteten den Eid der Treue. Und wie es an Gnaden und Gunstbezeigungen nicht gebrach [44], so mag es wohl auch nicht an großen Zusicherungen gefehlet haben. Hierauf kündigte der König einen Hoftag an, der zum Feste der Erscheinung Christi, im Anfange des folgenden Jahres, zwölf Hundert und fünf, zu Aachen gehalten werden sollte. Zu diesem Tage, an welchem der Erzbischof Adolf den König Philipp zu salben und zu krönen versprochen hatte, wie früher Otto an demselben Orte von ihm gesalbet und gekrönet worden war, kam der König mit einem großen kriegerischen Gefolge; es kam mit einer großen Pracht der Erzbischof, und auch viele Fürsten fanden sich ein, obwohl nicht ein Mal alle aus Lotharingien [45]. In der Versammlung legte Philipp, nach dem Rathe der Seinigen, den königlichen Namen und die königliche Krone ab, damit, wie es hieß, die Fürsten völlige Freiheit zu einer neuen Wahl erhielten; zugleich aber bat er, daß sie einmüthig wählen möchten [46]. Das war ein eiteles Werk. Philipp hatte nichts zu fürchten; er wußte ja, daß die Fürsten, welche nach Aachen gekommen waren, eben deßwegen gekommen waren, um ihn als König anzuerkennen.

als daß er v[illegible] Anwesenden erwählet
Eindruck, r[illegible] von dem Erzbischof Adolf
gemacht h[illegible] gesalbet und gekrönet. E
Entscheid[illegible] Erzbischof Adolf Urkunden
selbst v[illegible] und Rechte, welche demselben fr
sittenlo[illegible]
an, [illegible]
mit
leic[illegible]
de[illegible]

Neuntes Capitel.

Otto's Hülfloſigkeit.
Des Papſtes ſchlaue Vermittelungs-Verſuche.
Wachſende Verlegenheit beider Parteien.
J. 1205 — 1208.

Zu derſelbigen Zeit, da Philipp ſo große Veränderungen betrieb und bewirkte, befand ſich Otto in Sachſen, in ſeinen Erbländern, und lebte, wie es ſcheinet den Tag nach dem Tage in der Trägheit, zu welcher er geneiget war, als ſei Nichts geſchehen und Nichts zu fürchten. Als er aber Nachricht erhielt von der Ausſöhnung ſeines Widerſachers mit dem Erzbiſchof Adolf zu Coblenz, brach er raſch auf und zog durch Weſtfalen nach Cöln. Der Erzbiſchof war nicht in der Stadt; er betrieb ſeine Vorbereitung zu der Fahrt nach Aachen, um den König Philipp zu krönen. Die Bürger von Cöln aber, höchſt erbittert über die Verrätherei ihres Erzbiſchofes, nahmen den König Otto mit freudigem Gruß auf, Theils weil ihnen der Eid heilig war und weil ſie mit der Treue und der Ehre kein loſes Spiel zu treiben pflegten, Theils wohl zugleich, um ihrem Zorne gegen den Erzbiſchof Luft zu machen. Auch fand Otto den Erzbiſchof Sifrid von Mainz in Cöln und

den Biſchof von Cambrai, beide von Schmerz und S
durchdrungen über Adolf's treuloſen Abfall.

Von Cöln aus geſchah, was möglich war, um Phili
Krönung in Aachen aufzuhalten oder zu hintertreiben.
Bürger von Cöln ſandten an den Erzbiſchof Adolf die dring
Bitte, er möge doch nicht ſeine eigene Handlung vernic
und ſich ins Gedächtniß zurück rufen, daß der Papſt ja
ſein, des Erzbiſchofes, Verlangen den König Otto beſtä
und beſchloſſen hätte, Niemandem anders, als dieſem Fü
die Kaiſer-Krone zu ertheilen. Adolf aber achtete, von
lipp's Gold geblendet, der Vergangenheit nicht, und war
bekümmert um die Zukunft. Die Biſchöfe von Mainz
Cambrai legten ſchriftlich Widerſpruch ein gegen Adolf's
fahren und droheten ihm mit dem Banne[1]. Der Erzbi
aber hatte ohne Zweifel längſt klar vorausgeſehen, was
Prieſter ihm in der Ferne zeigten, und deßwegen konnten
ihm keineswegs zur Umkehr bewegen. Otto ſelbſt, der Kö
verließ Cöln mit Heeres-Macht und ging dem Rhein hin
um ſeinem Feinde Philipp den Weg nach Aachen abzuſchnei
Aber in kurzer Zeit kehrte er krank nach Cöln zurück,
krank lag er zu Cöln in dem Augenblicke darnieder, als Phi
in Aachen aus Adolf's Händen die königliche Krone empf
Das Eine jedoch ſcheinet der Zorn der Bürger von Cöln
wirket zu haben, daß Philipp nicht wagte, ſeine Waffen
bald gegen dieſe Stadt zu richten, ſondern daß er, von
Erzbiſchof Adolf, wie es ſcheinet, begleitet, ſich wieder nach
Ober-Rhein zurück begab. Mehr zu einem glänzenden
vorbereitet, als zum Kampfe gerüſtet, mag er es bedenklich
funden haben, die wohl befeſtigte Stadt, von ehrenwertl
ſtreitbaren Männern vertheidiget, anzugreifen, und ſich der
fahr auszuſetzen, auf die kaum gewonnene Krone ſogleich
Flecken einer Niederlage zu bringen. Dem König Otto a
der Geiſtlichkeit und den Bürgern von Cöln blieb nunm

Nichts übrig, als ihren Schmerz vor dem heiligen Vater auszusprechen, und denselben anzuflehen um seine Hülfe. Der Bischof von Cambrai eilte selbst nach Rom [2].

Der Papst war ohne Zweifel über den Gang der Dinge beständig unterrichtet worden, und auch das geheime Weben und Wirken war ihm, nicht im Einzelnen, aber im Wesentlichen gewiß offenbar geworden. Daher können ihm die Ereignisse kaum unerwartet gekommen sein, höchstens die Schnelligkeit, in welcher sie erfolgten. Er jedoch hatte keine anderen Waffen, als welche er bisher in Bewegung gesetzet; und sie hatten sich als unwirksam erwiesen, ja als abgenutzet. Er mußte in der That wohl bedenklich werden, von Neuem zu denselben zu greifen; aber er hatte sich zu tief eingelassen, als daß er sich zurück zu ziehen und den Teutschen ihre Angelegenheiten selbst anheim zu geben vermocht hätte. Der Gedanke, daß er mit Otto nicht zu dem erstrebten Ziele gelangen würde, mag ihm oft genug durch die Seele gegangen sein. Aber er war es sich selbst, er war es der apostolischen Würde schuldig, diesen Fürsten nicht eher aufzugeben, als bis er sich selbst aufgegeben hatte, oder von allen Teutschen aufgegeben war. Darum nahm er die alten Waffen noch ein Mal wieder auf, und machte vom Worte Gebrauch, von der Schrift, von Gesandtschaften überall und in alter Weise, obwohl an Manchen seiner Briefe aus dieser Zeit ein Mangel an Frische und am Vertrauen auf den Erfolg nicht zu verkennen; auch sind sie weniger reich an Worten, weil er keinen Glauben mehr an die Worte hatte, weder zur Ueberredung noch zur Ueberzeugung. An den König Otto selbst aber schrieb er Folgendes [3]. „Unser ehrwürdiger Bruder, der Bischof von Cambrai, ist bei uns eingetroffen und von uns wohlwollend empfangen worden. Was er uns vorgeleget, das haben wir sorgfältig erwogen. Bei seiner Zurückkunft wird dieser Bischof Dir unseren Entschluß kund thun, und Dir über den Zustand des Reiches

Bericht erſtatten. Inzwiſchen laß Dich von keiner Argliſt umſtricken. Du kannſt meines Wohlwollens gewiß ſein, welches Du ja wie eine unbewegliche und unveränderliche Säule erkannt haſt. Deßwegen ermahnen wir Dich, da derſelbe Biſchof uns Deine Klugheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit vielfältig gerühmet hat, um ſo ernſtlicher: laß Dich durch keine Unfälle zerbrechen, und durch keine Einflüſterungen bethören; ſtrebe vielmehr mit Vorſicht zu Deiner Erhebung, zu welcher auch wir mit Eifer hinſtreben, auf daß Du zum Empfange der Kaiſer-Krone glücklich zu gelangen im Stande ſein mögeſt.«

Dagegen ordnete er ſcharfe Maßregeln an wider den Erzbiſchof Adolf von Cöln. Im Anfange des Monates März erließ er ein Schreiben voll bitteres Zornes an den Erzbiſchof Sifrid von Mainz, den Biſchof von Cambrai und den Scholaſticus von Sanct Gereon zu Cöln, aus welchem Folgendes mitgetheilet werden mag [4]. „Daß der Erzbiſchof Adolf von Cöln in die Grube falle, die er gegraben, daß ſein eigenes Schwert ihm in das Herz dringe, das verlanget ſein hartnäckiger Ungehorſam, ſein wiederholter Meineid, ſein gemeiner Verrath. Ohne Furcht vor Gott, ohne Scham vor Menſchen, ohne Achtung für die Würde der Kirche von Cöln, hat er das Joch des Gehorſames abgeworfen, den ein Mal und wiederum geleiſteten Eid gebrochen, und Den verrathen, den er ſelbſt ernannt hatte. Als er den König Otto gekrönet und ihm den Eid der Treue geſchworen hatte, hat er uns gar häufig gedränget, daß wir dieſem Könige die apoſtoliſche Gunſt zuwenden, und genehmigen möchten, was er gethan. Als Dieſes von uns zur Ehre des Stuhles von Cöln geſchehen war, da fing er an lau zu werden, zog ſeine Hand vom Pfluge zurück, und unterließ zu begießen, was er gepflanzet hatte. Weil aber nicht, der pflanzet, und nicht, der begießet, Etwas iſt, ſondern der das Gedeihen giebt, Gott: ſo gedieh doch durch Gottes Gnade der neue Weinſtock und trieb Reben nach allen Seiten.

Das sah mit Neid der neidische Pflanzer und verschwor sich zur Ausrottung des Stockes. Aber das geheime Gespinnst kam an das Licht, und der Baum ward an den Früchten erkannt. Erinnert und umstellet, hat er hierauf von Neuem einen Eid geschworen, daß er den König Otto niemals verlassen und sich niemals auf die andere Seite neigen wollte. Seitdem haben wir nicht aufgehöret, ihn zu ermahnen, zu verwarnen, zu bedrohen, und ihm unsere Befehle zu ertheilen. Und dennoch hat er, durch Geld bestochen, wie es heisset, gegen unseren Befehl und gegen seinen eigenen Eid seinen Herrn frecher Weise verlassen, und sich schamlos an den Herzog Philipp von Schwaben gehänget. Und um das Maß voll und jede Verhüllung seiner Schuld unmöglich zu machen, hat er vor Kurzem zu Aachen, wo er den König Otto gekrönet hatte, auch den Herzog Philipp öffentlich gekrönet: und doch war er, als von dem Legaten des apostolischen Stuhles in der Kirche des heiligen Petrus zu Cöln der Bann über Alle, welche von Otto abfallen würden, öffentlich ausgesprochen wurde, selbst gegenwärtig gewesen, angethan mit dem erzbischöflichen Gewande, die brennende Kerze in der Hand. Nun sind zwar die Einwohner von Cöln ihrem Haupt in seinem bösen Treiben nicht nachgefolget, sondern sie sind fest beharret in des Königes Treue. Damit aber der alte Sauerteig nicht den ganzen Teig versäuere, empfehlen wir Euerer Weisheit und geben Euch, mit dem Beirath unserer Brüder, durch dieses apostolische Schreiben auf, daß Ihr, unter Glockengeläute und bei brennenden Kerzen, jeden Sonntag und alle Festtage den Bann über den Erzbischof Adolf öffentlich verkündigen und in allen Kirchen zu Cöln und der benachbarten Sprengel feierlich verkündigen lassen, und alle Vassallen der Kirche von Cöln, Geistliche und Laien, von der Pflicht des Gehorsames gegen ihn lossprechen sollet. Auch bevollmächtigen wir Euch, denselben Erzbischof, wenn er nicht innerhalb eines Monates persönlich

vor dem apostolischen Stuhl erschienen, um sich von demselben richten zu lassen [5], mit Verwerfung jegliches Widerspruches und jeglicher Berufung von seinem priesterlichen Amt abzusetzen, und die Wahl eines anderen geeigneten Mannes an seine Statt zu veranstalten.»

An demselben Tage schrieb auch der Papst an die Geistlichkeit und das Volk von Cöln. Beide wurden hochbelobet, daß sie ihr Haupt, als sich dasselbe zum Schweif umgewandelt [6], verlassen hätten, und fest in des Königes Otto Treue bestanden wären. Zugleich wurden sie von dem Beschlusse, welchen er gegen den Erzbischof gefasset hatte, in Kenntniß gesetzet. Endlich wurden sie ermahnet, dem Erzbischofe von Mainz und seinen Genossen bei der Ausführung dieser Beschlüsse behülflich zu sein, und dem König Otto, wie bisher so fortan, ihre Hülfe und ihre Zuneigung zu gewähren. Die apostolische Gnade solle ihnen nicht fehlen.

Dem päpstlichen Befehle zu Folge verkündigten, wahrscheinlich im Anfange des Monates Mai, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Cambrai in der Kirche des heiligen Petrus zu Cöln vor der Geistlichkeit und dem Volke den Bann gegen den Erzbischof Adolf und befahlen, daß dieser Bann an allen Sonntagen und zu allen Festen, wie vorgeschrieben war, verkündiget werden sollte. Um indeß zu versuchen, was möglich, sandten sie, einer besonderen Erlaubniß des Papstes gemäß, den Canonikus Heinrich zu Sanct Gereon und zwei Pfarrer, Anselm und Christian, an den Erzbischof, um denselben aufzufordern, daß er sich bei Zeiten an den Papst wenden und dadurch die Absetzung zu vermeiden versuchen möchte. Adolf aber gehorchte ihren Worten nicht, und bekümmerte sich, im stolzen Vertrauen auf Philipp's Macht und Gunst, weder um den ausgesprochenen Bann, noch um die angedrohete Absetzung. Hierauf beriefen die Bevollmächtigten des Papstes am Feste der Märtyrer Gervasius und Protasius, den Neun-

zehenten des Junius, die Geistlichkeit und das Volk von Cöln in die Dom-Kirche zusammen, und sprachen, in der Gegenwart des Königes Otto und anderer vornehmen Männer, die Absetzung Adolfs von seinem Amt und seinen Würden feierlich aus. Zugleich befahlen sie die Erwählung eines neuen Erzbischofes; und die Wahl fiel, wie der Papst gewünschet hatte, auf Bruno, den Propst der Kirche von Bonn, einen reichen Mann, aus dem Geschlechte der Grafen von Sayn [7]. Es darf kaum bemerket werden, daß der Erwählte schnell und gern vom Papste die Bestätigung erhielt.

Inzwischen hatte Philipp zum Pfingst-Feste einen großen Hoftag zu Speier gehalten. Auf demselben hatte der Erzbischof Adolf Klage geführet gegen die Stadt Cöln, und durch dieselbe, von seinen Anhängern unterstützet, den König und die anwesenden Fürsten dahin gebracht, daß eine Kriegsfahrt gegen diese Stadt auf den Monat September beschlossen und von dem König angekündiget ward. Dem Erzbischof Adolf aber war diese Verzögerung unerträglich, und die Nachricht von seiner Absetzung, welche bald nachher erfolgte, vermehrte noch seinen Eifer und seinen Zorn. Er drang mit einer kriegerischen Mannschaft in das Erzbisthum ein, um seinen Gegner, den neuen Erzbischof Bruno, zu bekämpfen; und sogleich theilten sich die Vassallen des Bisthumes, um für ihn zu streiten oder wider ihn für Bruno. Eine Menge krauser und wilder Kämpfe [8]; Brand und Raub überall. Die Güter der Kirchen wurden geplündert; ihre Thürme und Villen zerstöret; weder der Armen geschonet, noch der Wittwen oder der Waisen. Bald war Cöln so gänzlich umringet, daß kein Eingang war und kein Ausgang, bald machten sich die Bürger Luft durch die Verjagung der Feinde. In Deutz setzten sich die Lehenleute und Bogenschützen des Grafen Adolf von Berg fest, beunruhigten allen Verkehr auf dem Rhein, und sperrten diesen Fluß sogar oberhalb und unterhalb. Die Bürger von Cöln jedoch

stellten große Schiffe in der Mitte des Rheines auf, um ihre Seite des Flusses frei zu erhalten, und landeten wohl auch auf dem anderen Ufer, um Rache zu nehmen durch Raub und Brand.

Mitten unter diesen häßlichen Raufereien zog im Monate September Philipp heran mit einem sehr großen Heere [9], und erschien am Tage des Erzengels Michael unter den Mauern von Cöln. Er schlug sein Lager auf oberhalb der Stadt [10]. Alsobald stellte Philipp Denen von Cöln seine Forderungen: Unterwerfung und Otto's und Bruno's Entfernung. Die Einwohner von Cöln wiesen die Forderungen zurück wegen ihres Gehorsames gegen die Kirche und deren Haupt. Daher begann der Angriff; aber ohne Erfolg. Fünf Tage nach einander wurde dieser Angriff fortgesetzet, und Nichts ward erreichet. Der Widerstand war eben so geschickt, als mannhaft. Otto, Ordner und Kämpfer zugleich, wurde den Bürgern Stachel und Vorbild. Die Bürger stritten, als hätten sie der Welt beweisen wollen, daß sie der Freiheit würdig wären, daß sie, wie an Redlichkeit und Treue über den großen Herren und Rittern, so an Tapferkeit, Waffen-Kunst und Ausdauer nicht unter denselben ständen. Philipp's Heer erlitt einen sehr großen Verlust an Menschen, und einen noch größeren an Pferden. Nach fünf Tagen fühlte man allgemein, daß die Stadt mit der Macht der Waffen, über welche er noch zu gebieten hatte, nicht zu bezwingen sei. Deßwegen, und weil von einer neuen Unterhandelung nunmehr kein Erfolg erwartet werden durfte, wurde die Belagerung aufgehoben. Damit aber der Schein vermieden würde, als sei ein solches Heer von den Bürgern einer einzigen Stadt zum Rückzuge genöthiget worden, zog der König Philipp den Rhein hinab, und kam bis Neuß. Diese Stadt ward angegriffen und zur Unterwerfung unter den Erzbischof Adolf gebracht, weniger jedoch mit den Waffen, als weil die überraschten Einwohner Muth und Besinnung

loren. Nach dieser Eroberung führte Philipp das Heer rch das Erzbisthum, brennend und zerstörend, wieder nach n Ober-Rheine zurück.

Ruhe aber erfolgte nicht im Erzbisthum. Adolf setzte r Kampf fort wider Bruno, den Winter hindurch, in das hr zwölf Hundert und sechs hinein; und dieser Kampf wurde ht nur in der alten verderblichen Weise geführet, sondern selbe wurde gesteigert bis zu den frevelhaftesten Ausschweigen. Denn in Cöln traf ein Befehl des Papstes ein, daß gen alle Fürsten, welche die Besitzungen der Kirche angeiffen hätten, der Bann ausgesprochen, und das Land derlben dem Interdict unterworfen werden sollte. Dieser Behl trieb die Schuldigen zu einer wahren Wuth gegen die eistlichkeit, und in dieser Wuth griffen sie schonungslos nach llem, was den Kirchen gehörte, und trieben selbst die Einünfte derselben auf zwei Jahre für sich ein. Die Geistlichen riethen in solche Armuth, daß sie verkaufen mußten, was die irchen aus früheren Tagen an Gold, Silber und kostbaren einen besessen hatten.

Der König Otto, von solchen Greueln umgeben und solen Gefahren, war in einer schrecklichen Lage. Auf seine raunschweiger konnte er sich verlassen, aber ihm zu helfen rmochten sie nicht. Und außer ihnen konnte er auf Niemand hnen. Von allen weltlichen Fürsten des Reiches waren nur ch der Herzog von Limburg und dessen Sohn Walram, der ihm zurück gekehret war, als Adolf ihn verlassen hatte, seiner Seite in Cöln; eine Mannschaft aber, welche diese rsten ihm zugeführet hätten, zeiget sich nirgends, und mit lcher Gesinnung sie selbst nach Cöln gekommen waren, welche esinnung sie in Cöln bewahret hatten: wer wagte Dieses zu gen? An der Gesinnung der geistlichen Fürsten hingegen, die in Cöln befanden, war nicht zu zweifeln; aber über ihren ten Willen hinaus hatten sie Nichts für Otto einzusetzen.

Denn der Erzbischof Sifrid von Mainz, von Wenigen anerkannt, aus seinem Erzbisthume vertrieben, hatte nur über priesterliche Dinge zu gebieten, über Segen und Fluch; der neue Erzbischof von Cöln stand mit Otto auf demselben Boden, aber über die Mauern von Cöln hinaus vermochte Bruno nicht das Geringste; der Bischof von Cambrai endlich war außer Stande dem König anders zu dienen, als bei Unterhandlungen, als durch Reisen zwischen Cöln und Rom. Alle anderen Bischöfe des Reiches waren abgefallen; selbst die Bischöfe von Münster und Osnabrück, die bisher noch fest gehalten hatten, waren endlich auf Philipp's Seite getreten. Gewiß waren alle geistliche Fürsten eben so wenig Otto's Feinde, als die weltlichen; aber keiner wagte sich als seinen Freund zu zeigen und für ihn zu handeln. Als daher der neue Erzbischof Bruno von dem Erzbischofe Sifrid geweihet werden sollte, war man genöthiget, zwei Bischöfe aus England herbei zu ziehen, damit die feierliche Handlung der Ordnung gemäß vollzogen werden möchte. Was aber die Stadt Cöln betrifft, so hatte dieselbe vor Welt und Nachwelt einen schönen Beweis von der Kraft, dem Geist und der Gesinnung des jungen Bürgerthumes gegeben, welches sich in den teutschen Städten überall so lebendig erhob; dieses Bürgerthum jedoch zog seine Nahrung aus der Regsamkeit der Gewerbe und Künste und aus einem raschen Verkehre mit der Welt. Solcher Nahrung konnte Cöln so wenig entbehren, als irgend eine andere Stadt. Einem raschen Angriffe vermochte sie wohl einen tüchtigen Widerstand entgegen zu setzen, aber eine lange Beschränkung auf die eigenen Mauern konnte sie nicht ertragen, und mit dem ganzen Reich einen Krieg zu führen war sie außer Stande.

Ueber Dieses Alles kann der König Otto sich nicht getäuschet haben. Die einzige Hoffnung, welche ihm noch blieb in seinem Bedrängniß, war der Gedanke eines Waffen-Still-

standes, welcher vielleicht eine Aenderung der Dinge, jedes Falles einige Erholung gewähren mochte. Aber ein Waffen-Stillstand war entweder gar nicht, oder nur durch die Vermittelung des Papstes zu erlangen, und auch kaum auf diesem Wege. Jedes Falles sandte er den Bischof von Cambrai nach Rom, um dem heiligen Vater seine Noth vorzustellen [11]. Innocenz mag durch die Vorstellung des Bischofes allerdings in einige Verlegenheit gekommen sein; einem so klugen Mann indeß ist wohl auch zuzutrauen, daß ihm diese Veranlassung, mit Philipp in Verkehr zu kommen, nicht eben unwillkommen gewesen sei: denn bei dem Stande der Dinge, bei Otto's wachsender Gefahr, mußte er seine bisherige Stellung zu Philipp zu verändern trachten; er mußte demselben näher zu kommen suchen, um ihn desto besser fassen zu können, sei es, daß eine Aussöhnung mit ihm nothwendig, sei es, daß sein Verderben möglich würde. In der That ging er sogleich auf Otto's Bitte ein, und ertheilte dem Patriarchen von Aquileia den Auftrag, den Herzog Philipp zu einer Treuga mit dem König Otto und den Cölnern zu bewegen [12]. Zwar verband er mit diesem Auftrag einen anderen: den Herzog zu ermahnen, daß er aufhören möchte, den Bischof Lupold von Worms als Erzbischof von Mainz zu begünstigen, aber wohl nur, um den ersten durch den anderen für mögliche Fälle decken zu können. Uebrigens drängte er zugleich, wie früher so jetzt, den König Johann von England, daß er sich seines Neffen annehmen, und demselben endlich das Geld gewähren möchte, welches der König Richard ihm zugesichert hätte.

Es versiehet sich von selbst, und Innocenz hat es ohne Zweifel vorausgesehen, daß Philipp den Waffen-Stillstand nicht eingehen konnte. Je weniger er aber seinen Gegner zu fürchten hatte, desto mehr mußte ihm daran liegen, auch den Papst zu gewinnen, damit er zum unbestrittenen Besitze des Reiches und der Kaiser-Krone gelangen möchte. Deßwegen mußte

ihm ſchon die Erſcheinung eines päpſtlichen Abgeordneten mit friedlichen Aufträgen willkommen ſein: denn ſie ſchien ja von einer Annäherung des Papſtes zu zeugen; ſie mochte, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, doch vom Gerüchte, leicht ſo gedeutet werden, als ſuche der heilige Vater eine Ausſöhnung mit ihm, die Herſtellung der Eintracht zwiſchen dem Prieſterthum und dem Reich, und durch eine ſolche Meinung konnte ſein Anſehen nur gewinnen, wie bei ſeinen Freunden, ſo bei ſeinen Feinden; die Wahl des Mannes aber, welchen der Papſt mit ſeiner Vollmacht beehret hatte, war wohl geeignet, nicht nur in dem Könige Philipp, ſondern auch bei der Welt eine günſtige Deutung zu erzeugen: denn der Patriarch Walter oder Wolfger von Aquileia [13], durch das Haus der Waiblinger ſeit langer Zeit begünſtiget, war dieſem Hauſe treu ergeben. Nun wurden zwar durch denſelben die Abſichten des Papſtes nicht ausgeführet, wie denn der Patriarch ſie auszuführen auch vielleicht gar nicht bemühet war; daß aber der Patriarch beſänftigend, beruhigend, mild und freundlich auf den König eingewirket habe, leidet keinen Zweifel. Denn Philipp erließ ein Schreiben [14] an den heiligen Vater, welches, in Sprache und Weiſe ganz verſchieden von den früheren, unverkennbar von dem Wunſche zeuget, dem apoſtoliſchen Stuhle näher zu kommen. Philipp erſtattet dem Papſte Bericht über den ganzen Gang der Dinge ſeit dem Tode ſeines Bruders, Heinrich's des Sechsten; er ſucht Alles zu rechtfertigen, was für ihn und durch ihn geſchehen, und ſtellet die Verhältniſſe auf eine ſolche Art dar, daß er als ſtets im gutem Glauben handelnd erſcheinet. „Bei ſeiner Wahl zum Könige, ſagt er, habe er vor Allem die Abſicht gehabt, der Vertheidiger und Herſteller der Kirchen zu ſein, den Gottesdienſt und die chriſtliche Religion weiter auszubreiten, allen Unterdrückten und Unrecht Leidenden Gerechtigkeit zu verſchaffen, der Strafbaren nicht zu ſchonen, und in allen Verhältniſſen nach der Strenge

des Rechtes, gemildert durch Gerechtigkeit und Erbarmen, zu verfahren.» Den Erzbischof Ludolf erbietet er sich alsobald aufzugeben, wenn auch der Papst sich entschließen könnte, den Erzbischof Sifrid aufzugeben. Ueber den Waffen-Stillstand gehet er mit einer zweideutigen, jedoch freundlichen Wendung hinweg. „Diese Treuga, sagt er, zwischen uns und dem Herrn Otto, die Ihr wünschet, würde für uns weder sehr ehrenvoll noch vortheilhaft sein; dennoch würden wir sie, aus Ehrerbietung für Euch, bewilliget haben, wenn Euere Abgeordneten zu demselben, zu Otto, zu gelangen vermocht hätten;» und doch sind sie wohl nur verhindert worden durch seine oder Adolf's, des Erzbischofes, Anhänger. „Um Uebrigens, füget er hinzu, den Frieden und die Eintracht zwischen Euch und uns, zwischen dem Priesterthum und dem Reiche, die wir immer ersehnet haben, wieder herzustellen, unterwerfen wir uns Eueren Cardinälen und unseren Fürsten, welche also stehen, daß sie als katholische Männer den Frieden und die Eintracht zu erstreben verpflichtet sind. Wenn wir, in irgend einer Beziehung, Euch oder die heilige römische Kirche beleidiget haben, so wollen wir Euch die Genugthuung leisten, welche diese Männer aussprechen [15]. Solltet Ihr dagegen uns oder das Reich in irgend einer Beziehung gekränket haben, so wollen wir, zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, dessen Stelle Ihr auf Erden habt, aus Ehrfurcht vor dem heiligen Petrus, dem Fürsten der Apostel, dessen Statthalter Ihr seid, und zu unserem eigenen Heil, Euch Euerem eigenen Gewissen überlassen. Denn da wir fest glauben, daß unser Herr Jesus Christus vor seinem Leiden und nach seinem Leiden dem Apostel Petrus die Schlüssel des Himmelreiches übergeben und das Recht zu binden und zu lösen ertheilet habe, so wissen wir auch und bekennen, daß Ihr, der Nachfolger desselben, mit der Fülle der Macht, in Dingen dieser Art von keinem Menschen gerichtet werden könnet, sondern daß das Gericht über Euch lediglich Gott vorbe-

halten bleibet.“ Endlich leugnet Philipp, was bisher noch nicht geschehen war, so vielen Versicherungen des Papstes zum Trotze, daß von Cölestin dem Dritten der Bann über ihn ausgesprochen sei, und hoffet, daß der Papst Innocenz selbst seine Unschuld bezeugen würde, wenn er das Zeugniß desselben aufriefe [16].

Diese Rechtfertigung des Königes Philipp hat dem Papste zuverlässig nicht genüget; Innocenz mag auch durch einige Ausdrücke in dem Schreiben schwer gekränket worden sein. Aber eine Genugthuung war es doch wohl für ihn, daß der Hohenstaufe sich zu dieser Rechtfertigung verstanden hatte, und die kirchlich katholischen Grundsätze, welche in derselben ausgesprochen waren, schienen die Pforten weiterer Unterhandlung offen zu erhalten. In der That gab Innocenz seine Bemühungen um einen Waffen-Stillstand sogleich auf. Er schrieb an Otto, was Philipp auf diesen Antrag geantwortet hatte, und rieth ihm freundschaftlich, sich nunmehr, wenn ihm der Stillstand noch nützlich sein könnte, selbst an Philipp zu wenden, und demselben zu erklären, daß er, auf seinen, des Papstes, Befehl, eine Treuga auf ein Jahr einzugehen bereit sei [17]. Uebrigens fehlte die alte Ermahnung nicht, daß er seiner ganzen Gnade gewiß sein, mit Klugheit und Beharrlichkeit festhalten, und nicht dulden möge, daß böse Geister sich einmischten, wie sie zu thun pflegten [18].

Ehe aber dieses Schreiben in Otto's Hände kommen mochte, war die Entscheidung entweder schon gefallen, oder doch nahe. Philipp nämlich zog von Neuem mit einem großen Heere wider Cöln, und dieses Mal mit größerem Vertrauen auf den Erfolg seiner Unternehmung, als im vorigen Jahre: denn es war ihm gelungen, durch seine reichen Mittel den Herzog von Limburg für seine Sache zu stimmen, und dieser Herzog hatte das Vertrauen der Bürger so gänzlich zu gewinnen gewußt, daß sie ihm die Leitung des Krieges, ja

aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt übertragen hatten [19]. Der Erzbischof Adolf zog dem Könige mit allen Grafen und Herren des Erzbisthumes entgegen und stellte das ganze Land zu seiner Verfügung. Cöln ward umringet, aber nicht angegriffen. Man wollte die Stadt ängstigen, ermüden, aushungern. Und eben diese Kriegsweise erregte die größte Besorgniß. Deßwegen entschlossen sich Otto und Bruno, einen kühnen Streich gegen Philipp selbst auszuführen, welcher, wenn er gelang, eine gänzliche Veränderung der Dinge bewirken zu müssen schien. Mit vier Hundert Mann zu Roß und zwei Tausend zu Fuß, wahrscheinlich ihrer ganzen Macht, brachen sie aus der Stadt, um ihn selbst, den König Philipp, zu überfallen [20]. Philipp aber war durch den Herzog von Limburg, gegen welchen Otto um so weniger Mißtrauen hegen konnte, da der eigene Sohn desselben, Graf Walram, der Unternehmung beiwohnen wollte, von dem Vorhaben unterrichtet worden. Deßwegen wich er täuschend gegen die Wassenburg [21] hin zurück, nach einer morastigen Gegend. Otto mit den Seinigen nach. Auf ein Mal aber ward er von allen Seiten angefallen. Seine erschrockenen Krieger ergriffen die Flucht. Aber Rettung war nirgends. Wer dem Feind entging, gerieth in den Sumpf; wer den Sumpf vermied, fiel in die Hände des Feindes. Die Gefangenen, ihrer Pferde, Waffen und Kleidung beraubet, wurden mit Schimpf und Schande nach der Stadt zurück geschicket. Dem Könige, dem Erzbischof und dem Grafen Walram war zwar mit wenigen Begleitern gelungen, die Wassenburg zu erreichen; aber die Burg wurde sogleich umringet, und an eine Vertheidigung war nicht zu denken. Deßwegen verließ Otto, von Walram und zwei getreuen Männern begleitet, heimlich in der Nacht die Burg, entging glücklich den Feinden und kam, freilich in einem trostlosen Zustande, wieder nach Cöln zurück. Der unglückliche Bruno aber war in der Burg zurück geblieben. Er wurde

gefangen, vor Philipp gebracht, in Feſſeln geleget, umher geführet, und endlich nach Hohen-Ems oder nach Würzburg in Verwahr geſendet [22].

Von dieſem Augenblick an war Cöln für Otto verloren. Flucht und Schimpf hatten ſeine letzte Macht vernichtet, und die Macht der Bürger von Cöln war in der Hand eines Verräthers. Die Geiſtlichen waren ohne Zweifel aufgebracht gegen Otto, weil er, um ſich ſelbſt zu retten, den Erzbiſchof Bruno ſeinem Schickſal überlaſſen hatte, und die Bürger wurden durch den Herzog von Limburg und durch die Uebrigen vom Adel um ſo leichter abwendig gemacht, je weniger ſie die Treuloſigkeit derſelben für möglich hielten. Wir finden angemerket, daß nach dem Vorgange von Waſſenburg, durch Vermittelung des Marſchalk's Heinrich von Kalden, eine vertrauliche Unterredung [23] zwiſchen Philipp und Otto in der Nähe von Cöln Statt gefunden habe, daß jedoch unbekannt geblieben, was zwiſchen den beiden Königen verhandelt worden [24]. Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge aber iſt kaum anzunehmen, daß von einer Ausgleichung, von einer Abfindung wegen der Krone die Rede geweſen ſein könne. Der Gedanke einer Verzichtleiſtung auf das Reich kam gewiß nicht auf in Otto's Seele [25], und Philipp konnte keine andere Bedingung annehmen. Daher iſt wahrſcheinlich, daß Otto, weil ein neuer Verſuch, Cöln zu vertheidigen, nur Unglück und Verderben über die edele Stadt bringen konnte, ſeinem Gegner den Antrag gemacht habe: er wolle Cöln alſobald verlaſſen und die Bürger von der Unterwerfung nicht zurück halten, wenn Philipp ihm ſein fürſtliches Wort gebe, die Stadt zu ſchonen und nicht zu züchtigen für ihre Anhänglichkeit an ihn, für ihre Treue und ihre Aufopferung; und es iſt nicht minder wahrſcheinlich, daß Philipp dieſes Wort gegeben habe. Für dieſe Vermuthung ſcheinet der Fortgang der Ereigniſſe zu zeugen. Philipp zog ſich von Cöln zurück, nahm auf einem Berge bei Remagen eine

Stellung und legte daselbst eine Burg an, die Landskrone genannt [26]. Zu derselben Zeit räumte Otto die Stadt Cöln. Die Bürger aber schickten eine Gesandtschaft an den König Philipp, um ihre Unterwerfung anzubieten, und um Verzeihung zu bitten für den Widerstand, welchen sie ihm aus Gehorsam gegen die Kirche geleistet hätten. Der Herzog von Brabant übernahm die Vermittelung. Zu Boppard erhielten die Abgeordneten Gehör bei dem Könige, und wurden freundlich und gnädig aufgenommen. Hierauf sandte Philipp den Bischof von Speier, seinen Canzler, nach Cöln, auf daß derselbe in seinem Namen den Eid der Treue empfinge [27]. Und so entging die edele Stadt Cöln dem Verderben, von welchem sie bedrohet gewesen war, wegen ihrer Redlichkeit und Ausdauer der allgemeinen Achtung gewiß, ohne Verlust und ohne Verkümmerung. Philipp selbst ging nach seinen Hausbesitzungen zurück, und erlaubte den Fürsten, die ihn begleitet hatten, heimzukehren in ihr Land.

Der König Otto aber begab sich, als er Cöln verlassen, nach seinen Erblanden, nach Braunschweig. Hier fand er die alte feste Gesinnung für ihn und für sein Haus, welche die edele Stadt so oft bewähret hatte. Auch waren die Braunschweiger nicht unthätig gewesen während seiner Abwesenheit. Angeführet von Guncelin, des Königes Otto Truchseß, hatten sie sogar Goslar erobert, welches von Heinrich dem Löwen, welches von Otto selbst immer vergeblich angegriffen war. Goslar aber war jetzt lange von den Braunschweigern bedränget worden, und die Einwohner mochten ermüdet und erschöpfet sein. Die Besatzung war schwach. Mit derselben vermochte der Befehlshaber, Graf Hermann von Hartesburg nicht zu widerstehen. Also wich er aus vor dem Anfalle der Braunschweiger und überließ ihnen die Stadt. In derselben ward eine so reiche Beute zusammen geplündert, daß sie acht Tage hindurch auf unzähligen Wagen fortgeschaffet werden mußte [28].

In den Eroberern war der Groll so groß, daß Manche darauf bestanden, die Stadt zu verbrennen oder zu zerstören. Andere indeß wehrten diesen Greuel ab, so wie die Plünderung der Kirche des heiligen Matthias. Man sollte, meinten sie, die Entscheidung dem König Otto überlassen. Und als nun Otto, gleichsam ein Flüchtling, nach Braunschweig zurück kam, lobte er dieses Verfahren, und gab den Bürgern von Goslar noch Manches wieder, was ihnen entrissen worden war. Aber Otto erkannte auch bald, daß der Besitz von Goslar unter den gegenwärtigen Umständen seine Verhältnisse zu Philipp und zum Reiche nicht zu verbessern vermochte, überhaupt, daß, wenn er auch in seinen Erblanden einen festen Boden fand, von welchem aus die Fortsetzung des Krieges möglich blieb, ihm doch die Mittel fehlten, diese Fortsetzung zu wagen. Deßwegen entschloß er sich, selbst nach England zu gehen, um bei seinem Oheim den Versuch zu machen, ob es nicht möglich sei, sich die nöthigen Mittel zu verschaffen. Diesen Entschluß führte er, nachdem er den Winter hindurch für alle Fälle Vorkehrungen getroffen, und geordnet hatte, was zu ordnen war oder geordnet werden konnte, wirklich aus im Frühlinge des folgenden Jahres zwölf Hundert und sieben. Der König Johann von England bot Alles auf, um seinen Neffen, den König der Teutschen, den römischen Kaiser, würdig zu empfangen, und während seiner Anwesenheit in England auf das Glänzendste zu feiern; und die Barone des Landes unterließen nicht, auch von ihrer Seite Alles zu thun, was den Glanz und die Feier erhöhen zu können schien. Geholfen aber wurde dem König Otto eben nicht mit dieser Anstrengung. Der Schatz des Königes Johann war nicht reich; er hatte verschwendet und verschleudert; und da, was er besaß, auf ungewöhnliche Weise für andere Zwecke erpresset war, so wurde der unnütze Aufwand für den König Otto mit Recht hart getadelt. Desto geringer aber war die Summe, welche

dieser endlich von seinem Oheim zu erlangen vermochte für die Förderung seiner Sache in Teutschland. Fünf Tausend Mark war Alles, was er erhielt [29].

Während dieser Zeit, in welcher Otto, zuerst in Braunschweig wegen des Sieges und der Treue der Seinigen, alsdann in England unter Festlichkeit und Feier, vielleicht nicht selten die Unfälle vergaß, die ihn getroffen hatten, dürfte Philipp seiner Siege nicht oft froh geworden sein. Er zog im südlichen Teutschland umher, und hielt am Main und an der Donau hier und dort öffentliche Tage, die wohl geeignet sein mochten, ihn zu erheitern. Auch in seinen Erblanden mag sich ihm Erfreuliches dargeboten haben. Im Besonderen dürfte es ihm angenehm gewesen sein, daß er von den Einwohnern von Cöln zu einem Besuch eingeladen, und daß er, als er zum Osterfeste dieser Einladung folgte, von der Geistlichkeit, die ihres Erzbischofes in Fesseln nicht vergessen konnte, wenigstens mit erkünsteltem, von dem dankbaren Volke hingegen mit wahrem und lautem Jubel empfangen wurde. Er blieb neun Tage in der lebenvollen Stadt. Otto hatte der Stadt zum Lohn ihrer Aufopferungen früher nicht unwichtige Vortheile für ihren Handel mit England ausgemacht. Philipp war nicht im Stande, dieselben zu sichern oder zu mehren; indeß machte er sich auch um Cöln verdienet durch Befestigung des Friedens, durch Feststellung der Zölle und Bestimmung der Münzen [30]. Aber bei diesem Allen lag ihm sein Verhältniß zu dem Papste schwer auf der Brust. Die ersten Schritte zu einer Verständigung mit demselben schienen von beiden Seiten gethan zu sein; aber näher war man sich nicht gekommen. Er galt bei dem Papst immer nur für den Herzog Philipp von Schwaben, einen adeligen Mann [31], auf welchem der Bann der Kirche liege, und Otto wurde von dem heiligen Vater für und für als der erlauchte König, als der erwählte Kaiser genannt und begrüßet [32]. So lange der Papst in dieser Stellung blieb,

vermochte er selbst, Philipp, keinen festen Stand zu gewinnen, und Keiner von Allen, die zu ihm hielten, weder ein Geistlicher noch ein Laie, trat mit freier, unbefangener Seele unter seine Fahne. Er durfte nicht ein Mal den Versuch wagen, durch die Eroberung der welfischen Erblande dem offenen Krieg in Teutschland ein Ende zu machen; denn er mußte, wie den Zorn des Papstes, so die Weigerung der teutschen Fürsten fürchten. Wäre aber auch ein solcher Versuch gelungen, er würde nicht weiter geführet haben. Otto stand draußen mit seiner Krone und mit dem Rechte, das der Papst anerkannt hatte. Die frühere Feindseligkeit hätte fortgedauert, und doch wäre keineswegs eine Zwietracht zwischen dem Reich und dem Priesterthum entstanden [33]. Eine solche Zwietracht hätte ausgeglichen werden mögen, wie in früheren Tagen, so in den gegenwärtigen; jene Feindseligkeit ging aus einer Verwirrung der Dinge hervor, die kaum zu lösen war.

Philipp verkannte die Schwierigkeit nicht. Wahrscheinlich im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und sieben, um dieselbe Zeit, da Otto nach England ging, schickte er eine Gesandtschaft nach Rom, die sehr glänzend war: denn sie bestand aus dem Patriarchen Wolfger von Aquileia und dem Burggrafen Geboard von Magdeburg, begleitet von Dienstmannen des Königes; sie gesellten sich noch einige erfahrene Männer von Cremona bei [34]. Ihr Auftrag war, den Papst zu bewegen, daß er den Herzog Philipp als König anerkennen möchte [35]. Wegen der Gesinnung desselben haben die Gesandten ohne Zweifel die bündigsten Versicherungen gegeben, wegen seiner zukünftigen Stellung zu dem apostolischen Stuhle die beßten Versprechungen. Philipp aber soll dem Papst auch eine seiner Töchter als Gemahlin für den Neffen desselben, den Sohn seines Bruders Richard, angetragen haben, und dieser Antrag soll dem Papste so erfreulich gewesen sein, daß er die Länder in Tuscien, das Herzogthum Spoleto und die Mark Ankona,

welche frühere Päpste, als der Kirche gehörend, in Anspruch, er selbst in Besitz genommen hatte, ganz unerwähnet gelassen, weil ihm die Hoffnung gemacht worden sei, diese Länder würden der kaiserlichen Tochter als Brautschatz bewilliget werden [36]. Jedes Falles ist gewiß, daß die Gesandtschaft dem heiligen Vater nicht unwillkommen war, daß sie im freundlichen Verkehre mit ihm stand, und daß er sie geraume Zeit in der Nähe des apostolischen Stuhles zurück gehalten hat. Als er sie aber nach der Mitte des Jahres entließ, schickte er sogleich eine Gegen-Gesandtschaft nach, deren Ankunft sie verkündigen, für deren Sicherheit sie sorgen sollte; und diese päpstliche Gesandtschaft war nicht weniger glänzend, als die königliche gewesen war. Denn sie bestand aus dem Cardinal-Bischof Hugolino von Ostia und dem Cardinal-Presbyter Leo vom heiligen Kreuze zu Jerusalem. Beide mit ausgedehnten Vollmachten versehen [37]. Philipp empfing die päpstlichen Legaten zu Speier mit Freude, und sorgte mit großer Freigebigkeit für alle ihre Bedürfnisse.

Welche Aufträge sie aber gehabt haben, diese Legaten, ergiebt sich aus ihren Unterhandlungen mit Philipp, und aus den Bewilligungen, die sie erhielten oder gaben. Die Unterhandlungen freilich dauerten lange; sie wurden an verschiedenen Orten des Reiches gepflogen, weil sie Schwierigkeiten fanden und unterbrochen werden mußten. Denn diese Forderung der Legaten, oder jene, schien dem Könige sehr hart, und er erfüllte sie nur mit Unmuth und Widerstreben, weil sie ihn kränkte. Zuweilen ließ er sich wohl auch verleiten, zurück zu nehmen, was er schon zugegeben, und suchte von Neuem zu fassen, was er schon losgelassen. Das Wichtigste aber blieb unausgemacht [38].

Zuvörderst wurde Philipp durch die Legaten des apostolischen Stuhles losgesprochen von dem Banne der Kirche. Um aber die Lossprechung zu erhalten, mußte er zuerst öffentlich

einen Eid schwören, daß er allen Befehlen des Herrn Papstes über alle Dinge, wegen welcher er mit dem Banne beleget worden war, Gehorsam beweisen wollte; zweitens mußte er sich dazu verstehen, den Erzbischof Bruno von Cöln, welcher noch immer in seinen Banden war, in Freiheit zu setzen, und den päpstlichen Legaten zu übergeben, damit er sich mit denselben nach Rom verfügen möchte. Zu der ersten Bedingung, zu dem Eide, scheinet Philipp sich leicht entschlossen zu haben, sei es, daß er wirklich zum unbedingten Gehorsam entschlossen war, sei es, daß die Allgemeinheit des Schwures, weil sie Einsprüche und Zweifel zuließ, ihn wenig bedenklich machte. Deste bedenklicher scheinet ihm die zweite Bedingung gemacht zu haben. In der That gab er ja durch Bruno's Freilassung den Mann Preis, für dessen Gewinnung er so Vieles aufgewendet, dem er große Versprechungen gemacht, dem er auch die letzten entscheidenden Wendungen seiner Angelegenheiten zu verdanken hatte: den Erzbischof Adolf von Cöln. Dennoch ging er ein, und die Nachricht von seiner Fügsamkeit machte dem heiligen Vater eine solche Freude, daß er nicht unterlassen konnte, ihm, dem Herzoge von Schwaben, in einer eigenen Zuschrift seinen Gruß, seinen Segen und seinen Dank für die bereite Ergebenheit darzubringen, und zugleich seinen bereiten Willen für die Ehre desselben, soweit er es mit Gott vermöge, zu bezeugen [39]. Philipp aber wurde durch des Papstes Gruß, Segen und Dank keineswegs beruhiget. Vielleicht hat Niemand sein Verfahren gebilliget; von Adolf hingegen und von Adolf's Freunden mag er harte Vorwürfe vernommen haben. Denn er ließ den Erzbischof Bruno noch ein Mal ergreifen und in dem festen Schlosse Rothenburg zur Haft bringen. Eine ernste Drohung des Papstes mit dem Bann indeß war hinreichend, um den König von dieser Handlung des Zornes und der Reue hinweg zu ziehen, und dem Erzbischofe Bruno die Freiheit endlich wieder zu verschaffen und zu sichern [40].

Philipp jedoch vergaß seines unglücklichen Freundes des Erzbischofes Adolf nicht; er hörte nicht auf für ihn zu arbeiten, um wenigstens sein Schicksal so leicht als möglich zu machen, wenn er ihm auch das Erzbisthum Cöln nicht zu erhalten vermöchte.

Ferner mußte Philipp sich dazu verstehen, die Beleihung des Bischofes Ludolf von Worms mit den Regalien des Erzbisthumes Mainz zurück zu nehmen, und ihn selbst zu nöthigen, diesen Lupold, die geistlichen erzbischöflichen Rechte in die Hand der päpstlichen Legaten zu legen. Und obgleich ihm noch nicht zugemuthet wurde, den Erzbischof Sifrid alsobald auf den Stuhl von Mainz steigen zu lassen, so mußte er doch zugeben, daß ein Stellvertreter desselben die geistlichen Geschäfte im Namen desselben besorgen, und daß die weltlichen Angelegenheiten des Erzbisthumes der Obhut eines Mannes anvertrauet werden sollten, dessen Wahl von den päpstlichen Legaten abhängig blieb. Der Bischof Ludolf ging, diesem Abkommen zu Folge, über die Alpen, um vor dem apostolischen Stuhle die Entscheidung seines Schicksales zu vernehmen [41]. Seiner feindseligen Handlungen aber gegen diesen Stuhl eingedenk, scheinet er unterweges den Muth, vor dem heiligen Vater zu erscheinen, verloren zu haben: denn er begab sich nicht nach Rom, sondern ließ sich in seinem Unmuthe zu Siena in Umtriebe ein, welche von dem Papst als neue Beweise seiner Verkehrtheit und seiner feindseligen Gesinnung betrachtet wurden [42]. Endlich wurde Philipp auch dazu gebracht, ein Heer, welches er zur Fortsetzung des Krieges schon versammelt hatte, zu entlassen; denn die päpstlichen Legaten hatten auch den Auftrag, und ohne Zweifel war es der wichtigste, zwischen ihm und Otto einen Frieden zu vermitteln, und dieses Geschäft schien am Wenigsten gelingen zu können, wenn Philipp sich an der Spitze einer überlegenen Macht befand.

So weit war Alles gelungen; der Papst hatte Ursache mit seinen Legaten zufrieden zu sein. Aller Vortheil war auf seiner Seite; dem Herzoge von Schwaben war, die Lossprechung vom Bann ausgenommen, nicht das Mindeste zugestanden. Deßwegen bleibet auch ungewiß, was Innocenz bei seinen Unterhandlungen mit Philipp eigentlich beabsichtiget habe. Sein letzter Zweck war ohne Zweifel, den Frieden im Reich und die Eintracht zwischen dem Reich und dem apostolischen Stuhle herzustellen, und wie sich von selbst verstehet, nach der Vorstellung herzustellen, welche er hegte von dem Verhältnisse der weltlichen Gewalt zu der geistlichen Gewalt. Welche Absicht er aber mit den beiden streitigen Königen gehabt habe, ob er, seine Seele von dem schwächeren Otto abwendend, den stärkeren Philipp zum teutschen Reich und zum Kaiserthume zu bringen gestrebet, oder ob er, seinem bisherigen Schützlinge fortwährend zugethan, den König Philipp, durch Verwirrung der Bahnen, irre zu machen, ihm seine Anhänger zu entziehen und, ihn umgarnend, ganz in seine Gewalt zu bringen gesuchet habe, ist eine Frage, die nicht leicht zu beantworten sein möchte. Man kann sich aber kaum des Gedankens erwehren, daß bei Innocenz, wenn seine Legaten auch den König Philipp mit der Hoffnung zu dem Thron unterhalten und gelocket haben mögen, doch fortwährend der Entschluß festgestanden habe, ihn vom Reiche zu entfernen und Otto als König aufrecht zu erhalten. Diese Annahme ist nicht nur dem Charakter des Papstes angemessen, als welcher, sein Ziel unverrücket im Auge, je nach den Umständen, andere und andere Mittel zu erwählen, wenn für nothwendig, auch für zulässig hielt, sondern sie scheinet durch die ganze Verhandlung selbst bestätiget zu werden. Es kommt nicht das Mindeste vor, welches darauf hinwiese, daß der Papst sich den Herzog Philipp als künftigen König oder Kaiser gedacht habe. Was bisher angeführet worden ist, betraf lediglich Rechte des apostolischen Stuhles oder der Kirche, die In-

nocenz ohne Zweifel gegen Jedermann geltend zu machen gesuchet haben würde. Philipp wird von dem Papst und dem Legaten immer nur als der Herzog von Schwaben benannt und behandelt; an Otto dagegen fähret Innocenz während der Unterhandlung mit Philipp fort, als an den erlauchten König und künftigen Kaiser der Römer zu schreiben, und in alter Weise zu rathen, zu versichern und zu verheißen. Von der Stellung der Kirche und des Reiches zu einander ist in den Verhandlungen mit Philipp nimmer die Rede, und selbst von den Dingen, die dem Papste so sehr am Herzen lagen, und die Otto so feierlich beschworen hatte, findet man keine Andeutung [43]. Und in der That: aus welchem Grunde hätte der Papst den König Otto zu verstoßen vermocht? Bloß weil er durch Treulosigkeit und Verrath der Schwächere in den Waffen geworden war? Bloß weil ihm die Mittel fehlten, habgierige Fürsten zur Treue zu erkaufen? Er mochte durch Nachlässigkeit, Unentschlossenheit, Trägheit Manches versäumet haben: aber er hatte durch keine Handlung eine Schuld auf sich geladen, welche dem Papst einen Vorwand gegeben hätte, ihn fallen zu lassen. Eben deßwegen aber war die Haupt-Aufgabe der Legaten, nämlich die Vermittelung eines Friedens zwischen Philipp und Otto, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfet, daß Innocenz die Lösung derselben wohl kaum erwartet haben kann.

Nach manchen Bemühungen der Cardinäle für diese Lösung begab sich Philipp mit denselben nach Nordhausen, wohin er auch einige Fürsten berufen hatte. Otto, aus England zurück gekehret, befand sich auf dem festen Herlingsberg bei Goslar. Die päpstlichen Legaten und der Patriarch von Aquileia gingen zwischen beiden Orten hin und her. Umsonst. Philipp begab sich daher, ohne Zweifel um den Verkehr zu erleichtern, nach Quedlinburg, woselbst er einen großen Hoftag hielt. Diese Versammlung aber hatte wohl noch einen

anderen Zweck. Zu Nordhauſen waren Abgeordnete aus dem Morgenlande, von dem Patriarchen von Jeruſalem, von den Rittern des Tempels und Anderen, erſchienen, um Unterſtützung zu erflehen, damit das heilige Land wieder gewonnen werden möchte. Philipp konnte des heiligen Landes, in welchem ſein Vater gekämpfet, für welches ſein Vater das Leben dargebracht hatte, in welchem ſein Bruder begraben lag, ſchwerlich ohne Theilnahme gedenken; und wohl mußte es ihm erfreulich ſein, daß er, in Gegenwart der päpſtlichen Legaten, als das Haupt des Reiches, als der künftige Kaiſer, um Hülfe angeſprochen ward [44]. Deßwegen hatte er gern eine Beiſteuer verſprochen, und für dieſelbe wollte er ſo viele Fürſten als möglich gewinnen. In der That hat er dieſe Steuer für das ganze Reich auf fünf Jahre ausgeſchrieben [45]; es iſt jedoch unbekannt, mit welchem Erfolge. Dagegen hat die Unterhandlung mit Otto, welcher ſich fortwährend in Herlingsberg aufhielt, keinen Erfolg gehabt. Es ſcheinet, daß Philipp ſelbſt ſich mit den Legaten zu Otto begeben habe [46]: von den Vorſchlägen jedoch, welche dem König Otto, früher oder bei dieſer Unterredung, gemacht worden ſind, findet man Nichts mit Beſtimmtheit in den Ueberlieferungen angegeben. Es wird erzählet, man habe ihm angetragen: er, Otto, ſolle eine Tochter Philipp's zur Gemahlin nehmen, und mit derſelben das Herzogthum Alemannien und andere hohenſtaufiſche Güter erhalten, dagegen aber den königlichen Namen aufgeben und Philippen, ſeinen Schwiegervater, als König anerkennen: die päpſtlichen Legaten hätten verſprochen, daß der Papſt die Vermählung, ungeachtet der Verwandtſchaft zwiſchen Otto und der Braut, genehmigen würde. Nach dem einen Schriftſteller nahm Otto den Vorſchlag an, und auf den Grund deſſelben wurde [illegible] Friedens-Vertrag aufgeſetzet; nach einem anderen Schriftſteller verwarf Otto den Antrag, mit dem größten Unwillen erklärend, daß er das Reich nur mit ſeinem Leben aufgeben, und

ıß er Philippen viel Größeres gewähren würde, wenn er
m zu weichen ſich entſchließen könnte [47]. Dieſer Wider=
ruch aber zeuget eben nicht ſtark für die Wahrheit des Vor=
anges, der auch an ſich keineswegs wahrſcheinlich iſt. Jedes
alles iſt gewiß, zu einem Frieden iſt es nicht gekommen. Da=
gen leidet es keinen Zweifel, ein Waffen=Stillſtand iſt abge=
hloſſen worden; derſelbe ſollte bis zum Feſte Johannis des
äufers im nächſten Jahre dauern, und inzwiſchen ſollte wei=
ce Unterhandlung gepflogen werden.

Nach dieſen Verhandlungen beſchloſſen die Legaten nach
talien zurück zu kehren. Zu derſelben Zeit, zu Ende des Mona=
3 November, hielt Philipp einen Hoftag zu Augsburg [48].
n demſelben erſchienen auch die Legaten; es erſchien zugleich
dolf, vormals Erzbiſchof zu Cöln. Philipp, welcher ſich jegliche
Mühe gegeben zu haben ſcheinet, um die Cardinäle bei ihrer
breiſe ſeiner Sache geneiget zu machen, trat auch für Adolf
n, und bewirkte, daß derſelbe losgeſprochen ward vom Banne,
doch gegen das Verſprechen, daß er nach Rom gehen, und
ch der Entſcheidung des heiligen Vaters unterwerfen ſollte.
ugleich wurden die Verhandlungen zwiſchen Philipp und den
egaten über den Frieden im Reiche wieder aufgenommen.
Der König kam entweder ſelbſt auf den Gedanken oder wurde,
urch die Legaten auf den Gedanken gebracht, von Neuem
Geſandte nach Rom zu ſenden, um mit dem Papſte ſelbſt die
nterhandlungen fortzuſetzen. Dieſer Entſchluß ſcheinet die
Abreiſe der Legaten verzögert zu haben, weil ſie zuvörderſt an
en Papſt Bericht erſtatten mußten. Der Papſt konnte nicht
erlieren, ſondern nur gewinnen. Alſo willigte er gern ein,
ber er gab zugleich dem König Otto Nachricht, und forderte
enſelben auf, gleichfalls Abgeordnete zu ſenden, damit ſeine
Sache nicht unvertheidiget bleibe: er möge denſelben den Bi=
[illegible] von Cambrai beigeſellen, welchen er, der Papſt, als
inen getreuen und ihm, dem Könige, wahrhaftig ergebenen

Mann erkannt habe [49]. Erst gegen den Frühling des folgenden Jahres, zwölf Hundert und acht, mögen alsdann die Legaten, von dem Erzbischofe Bruno begleitet, über die Alpen gegangen sein. Ihnen folgten der Patriarch von Aquileia und andere angesehene Männer als Gesandte Philipp's, und diesen Gesandten schloß sich der Erzbischof Adolf an. Endlich versäumte Otto auch nicht, der Aufforderung des Papstes nachzukommen.

Die Verhandlungen aber, welche zu Rom zwischen dem Papst und den Gesandten der beiden streitenden Könige Statt gefunden haben, sind nach ihrem Gang und ihrem Erfolge gänzlich unbekannt. Sie wurden im Geheimen betrieben; Berichte sind über dieselben nicht vorhanden; auch hat ein unglückseliges Ereigniß, dessen alsobald gedacht werden soll, verhindert, sie durch Handlungen zu enthüllen. Was allgemein angenommen zu werden scheinet, daß der Papst nunmehr darauf hingearbeitet, den Hohenstaufen Philipp zum Reich und zur Kaiser-Krone zu erheben, und daß er, nachdem Alles vorbereitet und geordnet gewesen, seine Legaten von Neuem nach Teutschland gesendet habe, um öffentlich die letzte Hand an das Werk des Geheimnisses zu legen, diese Annahme scheinet nicht wohl begründet werden zu können; vielmehr weisen folgende Thatsachen darauf hin, daß Innocenz seiner früheren Gesinnung getreu geblieben sei, wenn gleich nicht zu sagen ist, wie weit er mit seinen Bestrebungen gekommen. Erstens. Innocenz verhandelte, neben der Sache des Reiches, auch die Angelegenheiten der Kirchen von Cöln und Mainz. Diese Angelegenheiten waren allerdings nicht gerade Eins mit der Sache des Reiches, aber sie waren doch mit derselben [illegible] das Festeste verknüpfet. Adolf und Lupold waren Ph[illegible] Schützlinge und Freunde, Bruno und Sifrid waren [illegible] Anhänger und von Otto's Anhängern gewählet. Und [illegible] Papst hielt seinen früheren Ausspruch, nach welchem diese An-

hänger Otto's die rechtmäßigen Erzbischöfe von Cöln und Mainz waren, aufrecht. Zwar gab er dem abgesetzten Erzbischof Adolf, als derselbe sich, ein Flehender, ihm in Demuth nahete, den Friedenskuß; aber er bestätigte, nachdem zwei Tage hindurch Alles erwogen war, was für Adolf und wider ihn angeführet werden konnte, den Erzbischof Bruno in der höchsten Würde der Kirche von Cöln, und befahl der Geistlichkeit und dem Volke dieser Stadt, so wie dem Adel des Landes, nur ihm, dem Erzbischof Bruno, treu und gehorsam zu sein. In derselben Weise entschied er für Sifrid als den rechtmäßigen Erzbischof von Mainz, und traf Anordnungen, demselben den Besitz des Erzbisthumes zu verschaffen. Zweitens. Otto wurde durch die Gerüchte, welche umlaufen mochten, wegen der Unterhandlung des Papstes mit den Gesandten seines Gegners besorget. Zu seiner Beruhigung sandte ihm der Papst folgendes Schreiben [50]. „Die Zuneigung und Gnade, welche wir für Deine königliche Person geheget haben und noch hegen, brauchen wir nicht in Worten auszudrücken, da wir sie bisher in Handlungen ausgedrücket haben, und fortan auszudrücken beabsichtigen. Klagen doch die Gesandten Deines Gegners öffentlich, daß ihr Herr mit Dir allein ein besseres Abkommen habe eingehen können, als er mit uns für Dich einzugehen vermöge. Was aber verhandelt und festgesetzet worden ist, werden wir Dir in kurzer Zeit kund thun durch unsere Legaten und Deine Gesandte, deren Ankunft Du mit Freuden erwarten darfst." Drittens. Als die Zeit des Waffen-Stillstandes mehr und mehr verlief, rüstete Philipp, als ob er kein Vertrauen zu dem Ausgange der Unterhandlungen in Rom hegte, [illegible] Neuem ein Heer, um den König Otto in seinen Erblan[illegible] anzugreifen und mit dem Schwerte zu gewinnen, was er durch den Papst zu erhalten verzweifelte, und Otto traf große Vertheidigungs-Anstalten, als sei er voll von Hoffnung, gewiß nicht, weil er sich auf seine Macht verließ, oder auf die

Hülfe des Königes Waldemar von Dänemark, ſondern weil er glaubte, durch ſeine Verbindung mit dem Papſt unbeſiegbar zu ſein. Nun iſt zwar wahr, es wird verſichert, Innocenz habe den Entwurf eines Friedens genehmiget und gegen die Mitte des Jahres ſeine Legaten nach Teutſchland zurück geſendet, um die Angelegenheit zu Ende zu bringen [51]; aber der Entwurf iſt unbekannt. Auch haben die Legaten im Sinn ihres Auftrages Nichts zu thun vermocht; denn ſchon unterweges brachten ſie, zuerſt zu Mantua durch das Gerücht, alsdann zu Verona durch beſtimmte Nachrichten, ein Ereigniß in Erfahrung, welches die ganze Lage der Dinge änderte, und den Knoten zerriß, den Niemand zu löſen vermocht hatte, nämlich den unglücklichen Tod des Herzoges Philipp von Schwaben, der ſich den König der Römer genannt hatte.

Zehentes Capitel.

Des Königes Philipp unglücklicher Tod. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ohne Blutschuld. Otto IV. einiger König der Teutschen.

J. 1208 — 1209.

Nach allen Ueberlieferungen ist der König Philipp an einer Wunde gestorben, die ihm durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach beigebracht worden, einen Vetter des Herzoges Ludwig von Baiern, einen Neffen jenes kühnen Pfalzgrafen Otto, welchem der Kaiser Friedrich bei Heinrich's des Löwen Sturze das Herzogthum in Baiern übertragen hatte. Aber in der Erzählung des Herganges sind die Schriftsteller so ungewiß und so abweichend von einander, daß der Forscher bald zweifelhaft wird, ob Otto wirklich die Absicht gehabt habe, den König zu tödten, oder ob die Verwundung des Königes nur ein unglücklicher Zufall gewesen sei, durch des Pfalzgrafen Unvorsichtigkeit herbei geführet; ja, bei genauerer Prüfung sieht er sich genöthiget, Trotz alles Geschreies über den Mörder und über die verruchte That, Trotz der sechs Hundert Jahre, durch welche herdurch Otto als Mörder in der Geschichte stehet, für die letzte Annahme zu entscheiden. Und in den Angaben der Ursachen, welche den unglücklichen Pfalzgrafen zu dem Ver-

brechen gebracht haben sollen, sind dieselben Schriftsteller so ungenügend, daß auch sie jene Entscheidung nicht zu ändern vermögen.

Philipp nämlich befand sich, vielleicht seit dem Anfange des Monates Junius zu Bamberg, wo er in der Pfalz des Bischofes seine Wohnung genommen hatte [1]. Bei Bamberg sollte sich das Heer versammeln, mit welchem er in Sachsen einzubrechen gedachte, wider seinen Gegner den König Otto und dessen Bundesgenossen, den König Waldemar von Dänemark. Ein großer Theil war schon vereiniget; vieles Geräth und Gezeug, zur Eroberung von Städten und Burgen nothwendig, war herbei geschaffet [2]; der Ablauf des Waffen-Stillstandes war nahe, und mit dem Ende desselben sollte der Krieg beginnen. Am Sonnabend, den Ein und zwanzigsten des Junius, ließ sich der König, nachdem er am Morgen seine Nichte Beatrix, die Tochter seines Bruders Otto, mit dem Herzog Otto von Meranien vermählet hatte, an beiden Armen eine Ader öffnen [3], weil er sich durch Verminderung des Blutes gegen die große Hitze des Tages unempfindlicher zu machen hoffte. Deßwegen hielt er sich, gegen seine Gewohnheit, still daheim, und legte sich Nachmittags auf ein Ruhe-Bette. Bei ihm befanden sich zur Unterhaltung der Bischof Konrad von Speier, sein Proto-Notar, ferner sein Truchseß Heinrich von Waldburg und sein Kämmerer [4]. Außer diesen drei Männern befand sich Niemand in dem Gemache. Soweit findet sich keine Abweichung, wenigstens kein Widerspruch in den Ueberlieferungen. Anders fortan.

Um drei Uhr [5] erschien Otto, der Pfalzgraf. Nach dem Einen der Schriftsteller, welcher dieser Dinge gedenket, trat er, ganz allein ankommend, ohne Weiteres ein; nach einem Anderen kam er mit einem Gefolge von sechszehen Reisigen zu der Pfalz; ein Dritter saget, das Gefolge von Reisigen hätte dem Bischof Eggibert von Bamberg und dessen Bruder, dem

kgrafen Heinrich von Andechs gehöret; ja, nach einer vier-
Nachricht war der Markgraf selbst bei ihm und auch der
og von Baiern [6]. Alle jedoch sind einig, daß Otto al-
in das Innere der Pfalz kam. Er bat um Zutritt zum
ige [7]. Derselbe ward ihm, wie immer, sogleich zuge-
den [8]: denn Otto war unter dem allgemeinen Wechsel
ndig in Philipp's Treue geblieben, war an heißen Tagen
ihm gestanden und von ihm auch mit gefährlichen Auf-
en betrauet worden [9]. Und an diesem Tage ward ihm
Zutritt vielleicht mit Freude verstattet: denn Otto war ein
nn von heiterer Laune, welcher mit Scherzen und Späßen
rgötzen wußte; deßwegen versprach sich der König auch in
er behaglichen Abgeschwächtheit eine angenehme Unterhal-
g [10]. Und nun lauten die Nachrichten sehr verschieden.
r trat ein mit blankem Schwerte;" „er trat ein, ein
wert heimlich einem Waffenträger abnehmend;" „als er
daß der König fast allein war, kehrte er zu der Thüre zu-
, öffnete sie, und empfing von einem Diener ein Schwert;"
war mit dem Schwert umgürtet und zog dasselbe bei sei-
n Eintritt aus der Scheide;" „er hatte das Schwert un-
seinem Kleide verborgen, und zog es nach seinem Eintritte
vor [11]." Bei diesen verschiedenen Angaben wird hinzu-
get, daß er mit dem Schwerte gespielet und dasselbe gegen
Kopf des Königes geschwungen habe [12], indem er sich
erte, nach einer Angabe, als wollte er dem König Etwas
Ohr sagen; nach einer anderen, als wollte er den König
rüßen [13]. Philipp rief ihm zu, wie von einem Schrift-
ler erzählet wird: „das Schwert hinweg; hier ist nicht der
t zu solchen Dingen;" Otto erwiderte: „nein, aber der
t, wo Du Deine Treulosigkeit büßen sollst [14]." Eine
dere Nachricht bemerket, der König habe das Spiel unter-
et, und Otto habe geantwortet: „auch soll es für Dich
n Spiel sein [15]." Und nun „stieß Otto zu;" nun „töd-

tete er den König mit Einem Stoße;» nun „traf er mit einem Stoße den Nacken deſſelben, und fügte keine zweite Wunde hinzu;» „nun vermochte Otto, durch das Aufſchreien des Truchſeß Heinrich von Waldburg erſchrecket, kaum einen Streich zu führen, und brachte dem Könige nur eine kleine Wunde am Halſe bei, durchſchnitt aber die Puls-Ader [16].» Der Verwundete ſtand auf, ſank jedoch, als er einige Schritte gethan hatte, zu Boden und erhob ſich nicht wieder. Otto wandte ſich zur Thüre [17]. Der Truchſeß und der Kämmerer ſuchten ihm dieſelbe zu verſperren. Er machte ſich Bahn mit Gewalt, und der Truchſeß erhielt eine Wunde an der Wange. Otto eilte zu dem Biſchof Eggibert. Bald aber ſchwang er ſich auf ſein Pferd und entfloh, wie es ſcheinet, von dem Markgrafen Heinrich von Andechs begleitet.

So die Ueberlieferungen. Bei dem ganzen Vorgange ſind nur zwei Männer Zeugen geweſen, der Truchſeß und der Kämmerer: denn der Biſchof hatte ſich vor Angſt entfernet. Jene beiden Zeugen könnten wohl den Verdacht erregen, daß ſie für vortheilhaft gehalten, die Dinge etwas anders darzuſtellen, als ſie ſich zugetragen hatten, um ſich ſelbſt vor jedem Vorwurfe zu ſchützen, um ſich wichtig, um ihre Wunden ruhmwürdig zu machen. Mögen ſie aber immerhin die reine Wahrheit zu ſagen beabſichtiget haben: durch die Beſtürzung war ihr Gedächtniß vielleicht verwirret worden, und nach dem Tode des Königes mag ihnen Alles in einem anderen Licht erſchienen ſein als zuvor. Deßwegen ſoll den Widerſprüchen in den Ueberlieferungen kein größeres Gewicht beigeleget werden, als billig iſt. Das aber wird Niemand leugnen: ſo lange die Welt ſtehet, iſt noch kein Mörder ſo ungeſchickt und wunderlich zu Werke gegangen, als der Pfalzgraf Otto zu Werke gegangen ſein ſoll. Wenn er, Otto, wirklich die Abſicht gehabt hätte, den König zu ermorden: ſo würde er, da er ſein Opfer von aller Wehr entblößet und ohne alle Hülfe ruhig und gleichſam

einladend vor sich liegen sah, zuverlässig alsobald auf dasselbe losgegangen sein, und ihm das Schwert in die Brust gestoßen haben. Seine Waffen-Künste aber, die er gewiß nicht ohne lose Reden trieb, zeugen weder von einer starken Leidenschaft, noch von einem bösen Vorsatze; und bis zu dem letzten Augenblicke sah ja der König selbst in diesen Künsten nur Spiele, nur Possen und Schwänke. Auch der Ausruf, welcher dem Pfalzgrafen unmittelbar vor der Verwundung des Königes in den Mund geleget wird, beweiset nicht das Mindeste wider ihn: wie jeder Zeuge andere Worte gehöret zu haben scheinet, so mögen auch Beide falsch gehöret haben. Seine Flucht endlich: wer möchte sie lediglich als die Wirkung des bösen Gewissens bezeichnen, zumal da er zuerst zu dem Bischofe von Bamberg eilte? Also wird wohl kein unbefangener und besonnener Mensch fortan den Ausspruch scheuen: aus den Ueberlieferungen ergiebt sich keineswegs, daß Otto von Wittelsbach den Vorsatz gehabt habe, den König Philipp zu tödten; ja es ergiebt sich nicht ein Mal, daß er der nächste Urheber der Verwundung des Königes gewesen sei. Denn aus den Ueberlieferungen tritt nur, Alles in der Weise menschlicher Dinge erwogen, etwa folgender Hergang hervor.

Der Pfalzgraf Otto wußte, daß seine Scherze den König Philipp zu erheitern pflegten, namentlich seine Fechter-Künste [18]. Für eine solche Erheiterung durfte er ihn wohl heute besonders empfänglich halten. Also begab er sich hin, und fing an, Possen zu treiben, mit Beziehung auf den Aderlaß des Königes, neckend, scherzend, das Schwert kunstmäßig schwingend, als führe er, ein Wundarzt, die Lanzette [19]. Als aber Philipp „das Spiel" untersagte [20], entweder weil Otto den Muthwillen wirklich zu weit trieb, oder weil der Bischof von Speier aus Angst vor dem bloßen Schwerte davon lief: da erhob sich der Truchseß Heinrich von Waldburg und versuchte den Pfalzgrafen an der Fortsetzung seines Spie-

les zu verhindern. Er mag ihm den Arm gehalten haben [21]. Durch diese Einmischung blieb Otto nicht mehr seines Schwertes Meister, und der König, der wohl auch nicht unbeweglich da saß, erhielt die tödliche Wunde. Otto, von dem ungeheueren Unglück erschüttert, nahm seine Zuflucht zu dem Bischofe von Bamberg. Der Bischof aber, den Lärm bemerkend, das Getümmel, das Geschrei, das sich furchtbar erhob, mag ihn dann zur schleunigen Flucht bewogen haben, weil er sein eigenes Leben und das Leben seines Bruders nicht weniger in Gefahr sah, als das Leben des Unglücklichen. Wenn für Otto Gerechtigkeit zu erwarten war, so konnte er sie gewiß nur finden, nachdem die Leidenschaften ausgetobet hatten.

Für die Richtigkeit dieser Darstellung des unglückseligen Ereignisses spricht nun aber auch endlich, daß durchaus Nichts in den Ueberlieferungen gefunden wird, was den Entschluß zu einem Meuchel-Mord in dem Pfalzgrafen zu erzeugen und zu reifen vermocht hätte. Die Schriftsteller haben nur eitles Gerede. Da ein Mal, ohne Untersuchung und ohne Zweifel bei ihnen fest stand, daß der Pfalzgraf Otto Philipp's Mörder sei, so war es dem menschlichen Herzen Bedürfniß, irgend Etwas aufzustellen, was ihn zum Mörder gemacht habe; und da sein Leben Nichts darbot, was diesen Greuel erklären konnte, so nahm man seine Zuflucht zu Vermuthungen, welche, durch das Gerücht verschieden ausgebildet, in die Geschichte übergegangen sind. Zwar wird Otto ein strenger, harter, grausamer Mann genannt, aber erst jetzt, nach Philipp's Tode, und ohne Beweise und ohne Belege. Zwar soll er Diebe und Räuber auf das Aeußerste verfolget, und für Kleinigkeiten mit dem Tode bestrafet haben; Das hat ihm ohne Zweifel, wie dem Bischofe Konrad von Würzburg [22], manchen räuberischen Ritter zum Feinde gemacht, zeuget aber mehr für als wider ihn. Zwar wird versichert, er habe einen vornehmen Mann, Namens Wolf getödtet, aber die Umstände sind unbekannt

Klage scheinet nicht erhoben zu sein[23]. Zwar wird ihm
Tod vieler adeligen Menschen zur Last geleget, aber kein
ne wird genannt, keine Zeit und kein Ort wird angege-
[24]. Auch stehet diesen allgemeinen Anklagen entgegen,
er, wie urkundlich zu erweisen ist, fromme Stiftungen
iacht hatte zum Heile seiner Seele [25]. Deßwegen viel-
ıt haben die Schriftsteller diese Anklagen nicht für hin-
jend gehalten, um die Frevelthat Otto's gegen Philipp zu
áren. Die einzige Ursache jedoch, welche sie aufzufinden
nochten, ist, daß Philipp dem Pfalzgrafen eine seiner Töch-
zuerst zur Gemahlin versprochen, und später versaget habe;
dieſe Verhandlung ist schon deßwegen sehr unwahrschein-
, weil Otto, obgleich sein Alter unbekannt ist, gewiß nicht
ır jung war, Philipp's älteste Tochter hingegen bei seinem
de nicht wohl über eilf Jahre zählen konnte [26]. Auch
o in der That angegeben, daß nicht Otto selbst der Bräu-
ım gewesen, sondern Otto's Sohn; ja sogar, daß Philipp
her, jedoch schon vermählet, sich mit Otto's Tochter zu ver-
hlen versprochen habe [27]. Eine Erweiterung dieser Mähr
ılich, die wir bei einem einzigen Schriftsteller finden [28],
lt mit derselben von selbst zusammen, und verdienet kaum
er Erwähnung. Otto, heißet es, bewarb sich, als ihm die
chter des Königes abgeschlagen war, um eine Tochter des
rzoges von Polen. Um schneller zum Ziele zu gelangen,
ż er ein Schreiben zu seiner Empfehlung an den Herzog
ffetzen, und bat den König, dasselbe mit dem königlichen
iegel zu versehen, als käme es von ihm. Philipp versprach.
s aber Otto das Schreiben versiegelt zurück erhielt, erregte
Flecken an der äußeren Seite des Briefes Verdacht in ihm.
aher ließ er es öffnen, und fand nun, daß das Schreiben von
ilipp verfälschet war. Ueber diese Treulosigkeit gerieth er in
lde Wuth, und sann nur auf den Tod des Königes, bewährte
wischen aber für und für die alte Anhänglichkeit und Treue.

Und ſo beſtehet Nichts von der Anklage wider den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach vor einer ernſten Prüfung. Es iſt die Pflicht des Geſchichtſchreibers, wie den Schuldigen zu brandmarken, ſo den Unſchuldigen zu rechtfertigen und den Vertheidigungsloſen zu vertheidigen. Und zum Tadel wird ihm wohl nicht gedeutet werden, daß er ſich bemühet hat, einen Schandfleck aus der Geſchichte des teutſchen Volkes auszutilgen, und einen teutſchen Fürſten edeles Stammes von einem Verbrechen zu reinigen, welches länger als ſechs Hundert Jahre an ſeinen Namen geknüpfet worden iſt [29].

Ob aber Philipp's Tod durch eine Frevelthat, oder durch einen unglücklichen Zufall herbei geführet war: in Hinſicht auf die Folgen war es einerlei. Und ohne große Folgen konnte dieſer Tod nicht bleiben. Er, in einem Alter von drei und dreißig Jahren aus dem Leben ſcheidend, war der Vater von vier Töchtern geworden. Seine Gemahlin, Irene, war ſchwanger mit ihrem fünften Kinde. Die edele Frau aber, die ihm mit unendlicher Liebe und Treue ergeben geweſen war, wurde durch ſeinen unglücklichen Tod auf das Tiefſte erſchüttert. Sie wurde krank in ihrem Schmerz, und krank wurde ſie, der Sicherheit wegen, nach der Staufen-Burg gebracht [30]. Daſelbſt hat, nach wenigen Monden, eine unzeitige Niederkunft ſie, zugleich mit der Frucht ihres Leibes, in die Grube geſtürzet. Von dem großen Stamme der Hohenſtaufen war daher kein männlicher Sproß mehr übrig, als der junge König Friedrich von Sicilien, Heinrich's des Sechsten Sohn, jetzt eine Knabe von vierzehen Jahren. An dieſen Knaben aber hat vielleicht Niemand in Teutſchland gedacht; und wem etwa der Name deſſelben ein Mal durch die Seele ging, der hat doch wohl geglaubet, man brauche ihn, den Sohn und Zögling eines fremden Landes, um ſo weniger zu beachten, da man ihn ſchon vor zehen Jahren zur Seite geſchoben hatte. Alſo erſchienen die großen Länder, Beſitzungen, Güter und Rechte des

henstaufenschen Hauses in Teutschland als erlediget. Diese ledigung öffnete manchen großen Herren eine weite Aussicht, d gab vielen kleineren die Hoffnung auf Erwerb und Beute. n Allen vielleicht, welche das Schwert zu führen verstanden, urden die Leidenschaften neu aufgereget. Die weiteste Aus- cht aber öffnete sich vor dem Welfen Otto, dem bisherigen egner des hingeschiedenen Philipp. Es war kaum zu er- arten, daß in Teutschland nach Philipp irgend ein Fürst wa- en würde, wider ihn aufzutreten, um ihm die Krone des utschen Reiches vom Haupte zu reissen, um ihm die Kaiser- one streitig zu machen. Was Jenem bei seiner großen acht mißlungen war, daß schien keinem Anderen, so lange er Papst auf Otto's Seite stand, gelingen zu können. Teutsch- and durfte hoffen, endlich von den Greueln des Krieges frei u werden, durch welchen es zehen Jahre herdurch furchtbar elitten hatte.

Die erste Folge von Philipp's Tode war die Auflösung es Heeres, welches bei Bamberg versammelt war. Schon am nderen Tage, als die königliche Leiche kaum zur Ruhe ge- racht worden, fingen die Fürsten an, mit ihren kriegerischen Scharen abzuziehen, ein Jeder in sein Land. Mit gleicher ile, vielleicht mit der größten, zogen Diejenigen hinweg, elche Philipp aus seinen eigenen Ländern herbei geführet hatte. Man fürchtete allgemein Unfug und Ausschweifungen, Fehden nd Gewaltthätigkeiten, und ein Jeder war darauf bedacht, Dasjenige, was er sein nannte, wenn er es in dieser Zeit der ngewißheit und Verwirrung nicht vergrößern könnte, wenig- ens nicht vermindern zu lassen. Und die Besorgniß war nicht nsonst. Denn soweit Philipp's Tod bekannt wurde, entstand ine große Bewegung, bei den Feinden desselben nicht minder, ls bei den Freunden. Gegen den Mord, an welchem Nie- and zweifelte, ward Abscheu bewiesen überall; das Schicksal hilipp's hingegen wurde verschieden beurtheilet. Einige prie-

ſen die großen Eigenſchaften deſſelben und wehklagten über ihn, wie über einen gefallenen Helden [31]; Andere ſahen in ſeinem Untergange bald ein Gottes-Urtheil, dem König[illegible] gegenüber, bald eine gerechte Strafe für Verſchuldungen wider die Kirche und wider Einzelne [32]. Und wohl iſt der Glaube verſtattet, daß Wehklagen und Lobpreiſungen weit ſeltener geweſen ſein würden, wenn nicht allgemein als ausgemachte Wahrheit feſt geſtanden hätte, daß Philipp meuchleriſch ermordet worden ſei. Die größte Bewegung aber ging vor in Philipp's Beſitzungen, und in eigenthümlicher Weiſe. Die Grafen, die Burgvögte, alle Beamte ſahen Das, was ſie bisher verwaltet hatten, als eine Erbſchaft an, die ihnen von dem Könige hinterlaſſen wäre, und trafen Anſtalten, zu vertheidigen, was ſie zu behalten wünſchten. Ein Jeder griff zu. Räubereien überall und nirgends Sicherheit. Städte wurden ausgeraubet und den Flammen Preis gegeben; Klöſter und Gehöfte wurden geplündert und verwüſtet. Nur in der Fauſt ſchien abermals das Recht zu liegen.

Der König Otto war gerüſtet zur Abwehr. Sein erſter Gedanke auf die Nachricht von Philipp's Tode war allerdings, was er zum Schutze bereitet hatte, nunmehr zum Trutze zu wenden, und die Fürſten mit den Waffen zu bezwingen, von welchen er bisher verworfen worden war, und zunächſt ohne Zweifel die Fürſten in Sachſen. Dieſe aber kamen ihm zuvor. Der alte hartnäckige Erzbiſchof Ludolf von Magdeburg war ſchon vor drei Jahren geſtorben, und der neue Erzbiſchof Albert, früher Propſt des Domes von Magdeburg, hatte ſchon damals, um vom Papſte die Beſtätigung zu erlangen, das Verſprechen gegeben, daß er dem König Otto nicht entgegen ſein wolle [33]. Deßwegen und weil er das Ende des langen Krieges erſehnte, nahete er ſich dem Könige, und rieth ihm, nicht mit der Gewalt der Waffen zu ſuchen, was er ohne Waffen erreichen würde. Er ſelbſt verſprach ſeinen Beiſtand.

Bald folgten die Bischöfe von Minden und Halberstadt. erauf ward eine Zusammenkunft der Fürsten aus Sachsen d Thüringen zu Halberstadt gehalten, zu welcher auch der zog Bernhard von Sachsen sich einfand, der Markgraf n Meissen und der Landgraf von Thüringen; und von dieser rsammlung ward Otto als römischer König und zukünftiger aiser, alle Zeit Mehrer des Reiches, anerkannt, oder, nach m gewöhnlichen Ausdruck, einstimmig gewählet [34]. Zugleich igte sich diese Geneigtheit für Otto auch außerhalb der Grän n von Thüringen und Sachsen. Der Pfalzgraf Heinrich zu hein, Otto's Bruder, wandte seine Seele, und arbeitete im tillen für den Bruder, wo er vermochte. Selbst der Bi hof von Speier, Philipp's Canzler, gab dem Könige feste usicherungen und war eifrig für desselben Vortheil und Ehre emühet. Ueberdieß sandten die Bischöfe, Barone, Aebte, Burgvögte und Dienstmannen in Schwaben, in den Rhein ändern auf und ab, in anderen Theilen des Reiches, Zuschrif n nach Braunschweig, um den König Otto, da sie wegen r Kürze der Zeit noch nicht selbst vor ihm erscheinen könnten, re Treue und ihren Diensteifer zu bezeugen [35].

Unter solchen Umständen schrieb Otto an den Papst. Er ankte dem heiligen Vater für Alles, was er bisher für ihn ethan hatte; er gab ihm Nachricht von dem gegenwärtigen tande der Dinge; er bat ihn endlich, daß er nunmehr auf lle Fürsten und auf Einzelne unter denselben durch Bitte, ath und Befehl einzuwirken suchen, und daß er im Beson eren die beiden Erzbischöfe Sifrid und Bruno von Mainz und öln, die sich noch zu Rom befanden, nach Teutschland zurück nden möge, weil sie ihm jetzt sehr nützlich werden könnten. ine solche Bitte aber war nicht nöthig. Innocenz hatte, so ald er durch seine Legaten von Philipp's unglücklichem Ende nterrichtet worden war, nicht nur an Otto selbst geschrieben, ndern auch an alle Erzbischöfe Teutschland's und deren Suf-

fraganen, an die ſämmtlichen Fürſten, geiſtliche und weltliche, ja auch an Einzelne, welche, wie der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen, der Herzog von Brabant, einer beſonderen Ermahnung zu bedürfen ſchienen; und auf dieſe Weiſe hatte er Otto's Bitte zum Voraus erfüllet[36]. Dem König Otto bezeuget er, daß er ununterbrochen, ſtandhaft und mit Liebe auch alsdann für ſeine Ehre und ſein Gedeihen gewirket habe, als er von Allen, ſelbſt von Freunden und Verwandten verlaſſen worden ſei; daß er für ihn gewacht, als er ſelbſt vielleicht geſchlafen [37]; ja, daß er für ihn manches Widerwärtige erlitten, was er ihm jedoch nicht geſaget habe, weil er, Otto, bedrücket geweſen ſei von eigener Noth. Jetzt, da ſein Gegner hingeſchieden ſei[38], wolle er mit allem Eifer zu verhindern ſuchen, daß nicht ein Anderer ſich gegen ihn erhebe, obgleich freilich Philipp's Neffe, als ſein Gegner daſtehe. Nach ſolchen Erinnerungen und Verſprechungen giebt er dem Könige gute Lehren, ermahnet ihn zur Wachſamkeit und warnet vor jeglicher Saumſal [39]. Den Erzbiſchöfen und Biſchöfen gebot er, daß ſie, da nunmehr durch ein göttliches Gericht die Urſache der bisherigen Zwietracht entfernet worden, die Wahl eines anderen Gegen-Königes in aller Weiſe zu verhüten ſuchen ſollten, und unterſagte Allem und Jedem bei Strafe des Bannes einen Anderen, der etwa von Anderen gewählet werden möchte, zu ſalben oder zu krönen. Den Fürſten allzumal befahl er, der göttlichen Fügung gemäß, welche ſich an ſeinem in Chriſto geliebteſten Sohn unverkennbar verherrliche, dieſem erlauchten König Otto werkthätig behülflich zu ſein zur Regierung des Reiches. Und in ähnlicher Weiſe ſprach er zu den einzelnen Fürſten, an welche er beſondere Schriften zu richten für nöthig fand. Endlich ſandte auch der Papſt, entweder gleichzeitig mit dieſen Briefen, oder nachdem er Otto's Schreiben empfangen hatte, die Erzbiſchöfe Sifrid und Bruno nach Teutſchland zurück, und beide Prälaten wurden in beiden

Städten, in Mainz und Cöln, mit unendlichem Jubel empfangen; Bruno jedoch überlebte den Triumph seiner Sache nur wenige Tage.

Bei dieser Stimmung der Seelen wirkten die päpstlichen Briefe jetzt ganz anders als zuvor. Manche Besprechungen hier und dort, manche Unterhandelung mit Einzelnen, bei welchen Otto, nach des Papstes Rath, weder karg mit Bewilligungen, noch sparsam mit Versprechungen war, förderten auch noch die allgemeine Neigung. Als daher zum Feste des heiligen Martin ein öffentlicher Tag nach Frankfurt angesaget wurde, eilte von allen Seiten eine so große Anzahl von Fürsten und Herren herbei, daß sich Niemand erinnerte, jemals eine so glänzende Versammlung gesehen zu haben [40]. Ohne Zweifel waren besonders die Fürsten gegenwärtig, von welchen Otto noch nicht anerkannt war, aus Franken, aus Baiern, aus Schwaben [41]. In Frankfurt erfolgte die Anerkennung mit einstimmigem Zuruf. Auch ward zu Frankfurt die Vermählung Otto's mit Philipp's ältester Tochter Beatrix, die Philipp selbst schon ein Mal in Antrag gebracht haben sollte, zur Sprache gebracht: Otto wünschte diese Verbindung, weil er in derselben das beste Mittel sah, die Dienstmannen des hohenstaufischen Hauses zu gewinnen und überhaupt eine Aussöhnung der Parteien zu bewirken. Auch hätte er wohl um keine reichere Braut freien können: denn ihre Erbschaft soll in großen Schätzen und drei Hundert und fünfzig Schlössern bestanden haben, obgleich wir auch angemerket finden, Philipp habe an die Barone und Dienstmannen, die seiner Fahne folgten, so viele Güter und Besitzungen in Alemannien, aus Geldmangel, hinweg gegeben, daß er, außer dem leeren Namen der Herrschaft über das Land, nur die Städte und Villen, in welchen Märkte Statt fanden, nebst einigen Burgen, behalten habe [42]. Der Bischof Konrad von Speier aber holte, nachdem Otto ihn zum Canzler des Reiches ernannt

oder beſtätiget hatte, die Zeichen der königlichen Würde, wie die Krone, das Kreuz, die kaiſerliche Lanze, aus dem feſten Trifels herbei und übergab ſie dem Könige Otto. Hierauf führte der Biſchof die junge Fürſtin Beatrix, Philipp's Tochter, in die Verſammlung, und forderte im Namen derſelben Recht und Gerechtigkeit gegen den Meuchel-Mörder Otto von Wittelsbach, welcher ihr durch ſeine verruchte That den Vater, und in Folge dieſer That auch die Mutter entriſſen hätte, ſo wie Recht und Gerechtigkeit gegen Alle, durch welche die Unthat gefördert oder begünſtiget worden. Die zwiefach verwaiſete junge Fürſtin vergoß heiße Thränen vor der Verſammlung, und wehklagte laut über ihr Unglück [43]. Niemand vermochte ſich des Weinens zu enthalten bei dem Anblicke dieſes Jammers, am Wenigſten gewiß der König ſelbſt. Alle riefen aus, wenn eine ſolche Frevelthat ungerächet bliebe, ſo würde weder der König noch irgend ein Fürſt ſeines Lebens ſicher ſein. Keinem aber fiel ein, auf eine Unterſuchung zu beſtehen, keinem, den Antrag zu ſtellen, daß der Pfalzgraf vorgeladen, daß Diejenigen vorgeladen werden ſollten, welche das Gerücht als ſeine Mitſchuldigen bezeichnete. Denn bei Allen ſtand der Wahn feſt, Otto, der Pfalzgraf, ſei ein Meuchel-Mörder, und die Gehülfen und Förderer deſſelben ſeien der Markgraf von Andechs und deſſen Bruder, der Biſchof von Bamberg, obgleich, nach dem ganzen Hergange, kein Gehülfe nöthig geweſen war, und keine Gelegenheit zu irgend einer Förderung ſich dargeboten hatte. Deßwegen verlangte die ganze Verſammlung oder Weiteres und einſtimmig, daß beide Fürſten, der Pfalzgraf und der Markgraf, ſo wie alle anderen unbekannten Mitſchuldigen, ungeladen, ungehöret, wie Ueberwieſene, in die Acht erkläret werden ſollten. Alſo ſprach Otto, der [illegible] die Aechtung derſelben aus nach dem Geſetze der Baiern: ſie wurden zum Tode verurtheilet, und ihrer Würden, ihrer Lehen, ihres Eigenthumes verluſtig erkläret; die Würden und

hen wurden Anderen ertheilet, des Pfalzgrafen Lehen sämmt-
) oder größtes Theiles dem Herzoge Ludwig von Baiern,
:e eigenthümlichen Besitzungen hingegen wurden ihren Erben
rbehalten. Die Güter des Bischofes und der Kirche von
amberg endlich sollte der König in Beschlag nehmen, über
1 selbst aber, den Bischof, welcher, um Gewaltthätigkeiten
entgehen, nach Ungarn zu seinem Schwager, dem König
ıdreas dem Zweiten, geflohen war, wurde die Bestrafung
n apostolischen Stuhl überlassen [44].

Auf solche Weise und unter solchen Umständen ward der
elfe Otto, der Vierte dieses Namens, einiger König der
utschen [45]. Aber das teutsche Reich war, als Otto das-
be übernahm, in einem Zustande, von welchem wir uns,
geordneten und gesetzlichen Verhältnissen lebend, wie schon
: bemerket worden ist, keinen Begriff zu machen vermögen.
as Reich stand noch lediglich auf den geistlichen und welt-
)en Vassallen, oder, wie nunmehr zu sagen wohl erlaubet
, auf der Geistlichkeit und dem Adel: denn die Städte,
wohl in ihnen der kräftigste Keim eines ächten Volksle-
ns geleget war, kamen in Beziehung auf das Reich noch
cht in Betracht. Dieses Reich aber, durch Friedrich's des
ften und Heinrich's des Sechsten unvolksthümliche Ent-
ürfe und Bestrebungen zerrüttet und verfallen, war durch
n zehenjährigen Krieg um die Krone einer völligen Auf-
sung nahe gekommen. Ein sittlicher Schmutz, von wel-
em kaum irgend Jemand unbesudelt geblieben war, hatte
ch über dasselbe hinweg gezogen. Alle Grundlagen eines ge-
[redacted]haftlichen Lebens waren eingetreten, alle Gedanken an
[redacted]gemeinsames Vaterland verworren, alle Gefühle für ein
[redacted]es Wesen abgestumpfet; und wenn je und je ein starker
[redacted]druck zu Recht und Wahrheit zurück rief [46], so bekannte
[redacted] sich nur zu dem Recht und der Wahrheit aus Scham
vor einander, nicht aus innerer Scham oder aus Furcht vor

Gott, und deßwegen hielten gemeinsame Beschlüsse nur so lange vor, als man bei einander war. Da zwei Fürsten behaupteten, daß sie Könige des Reiches seien, so glaubte kein Fürst des Reiches, selbst einen König zu haben. In der That hätte ein Jeder in seinem Lande nach eigenem Belieben zu schalten und zu walten vermocht, wenn nicht die Gierde nach Geld oder Besitz ihn bewogen hätte, sich so lange zu Einem der beiden Könige zu bekennen, bis er von dem anderen um einen höheren Preis erkauft wurde. Meineid, Treulosigkeit, Verrath brachten Niemandem Schande, und eben deßwegen mußten Glauben und Vertrauen als Thorheit erscheinen. Selbst der heilige Vater scheuete sich nicht auszusprechen, daß er voraussetze, die Fürsten dächten anders in ihren Herzen, als sie schwüren mit ihren Lippen [47]. Die Bannflüche des Papstes hatten die Zerrüttung vermehret. Sie hatten den Erfolg nicht gehabt, den er sich versprochen haben mochte, aber ohne Wirkung sind sie keinesweges geblieben. Die Kirche theilte das Schicksal des Reiches. Die Erzbischöfe und Bischöfe, welche der Bann des Papstes getroffen hatte, mochten sich über denselben um so leichter hinweg setzen, je mehr sie durch ihre Beschäftigung mit den weltlichen Dingen zerstreuet wurden; die unteren Geistlichen aber sahen mit Mißtrauen und Angst auf ihre Ober-Hirten, die unter dem Fluche standen, und wurden irre bei den vielen Streitigkeiten über die Bisthümer. Sie betrieben die Bräuche der Kirche und vollbrachten ihre Obliegenheiten, aber oftmals vielleicht mit Zittern und Zagen, selten mit Begeisterung und Liebe. Die Laien waren beunruhiget in ihren Gewissen; die Gränzen des Heiligen und des Gemeinen liefen in einander; sie fürchteten, daß der Segen [illegible] zum Fluche werden müßte. Und wenn die Männer [illegible] Schwerte sich oft im wilden Treiben, in kühnen Wagnissen, in abenteuerlichen Dingen, im irdischen Gewinn und Verlust vergessen, ja sich Ruhe erwerben mochten, so war der Jammer

der ärmeren Menschen, welchen das Leben nur durch den Trost der Religion erträglich wurde, zuverlässig gränzenlos. Eine Linderung aber mochte um so schwerer gefunden werden, da in diesen zehen Jahren nicht nur ungewöhnliche Ereignisse in der Natur die Menschen erschreckten, sondern da auch zu mehren Malen ein großer Mangel an Lebensmitteln, ja eine wahre Hungersnoth herrschte, welche, wie immer, Seuchen erzeugte und eine große Sterblichkeit. Alle diese Dinge scheinen nicht nur die Menge der Fehden zwischen geistlichen Fürsten und weltlichen, die von einer Gränze des Reiches bis zu der anderen Gränze gingen, bald hier ausbrechend und bald dort, zu erklären, sondern sie scheinen auch die vielen Wegelagerer, Straßenräuber, Brandstifter und andere Frevler begreiflich zu machen, die jeglichen Unfug begingen, jeglichen Greuel verübten.

Aber der Menschengeist strebet unter allen Umständen nach freier Entwickelung und darum nach Ordnung und gesetzlicher Sicherheit. Er bricht sich neue Bahnen, wenn die alten verschlossen oder zu eng werden und zu unsicher. In den zehen Jahren des Krieges zwischen Philipp und Otto, unter dem mannichfaltigen Wechsel der Ereignisse, als jedes Dorf, jeder Weiler, jedes Gut, jeder Hof und jede Hütte in Gefahr vor Brand und Raub war, in vielen Gegenden weder gesäet noch geerntet werden konnte, und das Land verödete und das Reich zersplitterte, hat das Bürgerthum in den teutschen Städten, wie später übersichtlich bemerket werden soll, volksthümliche Fortschritte gemacht, welche vielleicht den ganzen Jammer aufwiegen, der auf dem Vaterlande lag; Fortschritte, welche zwar keine Spuren in die Geschichte gedrücket haben, für welche aber spätere Erscheinungen vollgültige Zeugnisse geben. Nicht selten, überall vielleicht wurde die Bevölkerung der Städte vermehret. Viele vom Lande suchten in den Städten Obdach und Schutz, und nicht bloß unfreie Menschen, sondern auch Manche

aus Vaſſallen-Geſchlechtern, welche von ihrem Beſitze vertrieben waren, und verzweifelten zu demſelben bald oder jemals wieder zu gelangen. Wegen der allgemeinen Unſicherheit ſahen ſich die Städte genöthiget, vorhandene Befeſtigungen zu verſtärken, oder neue anzulegen; wegen der zunehmenden Menſchenmenge dieſe Befeſtigungen, ſo wie ihren Beſitz außerhalb derſelben zu erweitern. Nicht minder ſahen ſie ſich genöthiget, für die Bewaffnung ihrer Bewohner zur Vertheidigung zu ſorgen gegen Gewalt von außen, und für gute Ordnung im Innern der Mauern. Das Beiſpiel, welches ihnen die italiſchen Städte aus der Ferne gegeben hatten, war ihnen jetzt durch Cöln und Braunſchweig in der Nähe vor Augen geſtellet, und wirkte gewaltig ein auf Männer, welche der Freiheit mit jugendlicher Begeiſterung entgegen ſtrebten. Die Fürſten und Herren aber ließen geſchehen, was ſie nicht zu ändern vermochten. Manche, Weltliche wie Geiſtliche, förderten wohl auch gern, der Eine, weil er Freude an jeglichem Gedeihen hatte, der Andere, weil er feinere Genüſſe liebte und edlere Bedürfniſſe fühlte; Dieſen oder Jenen mag auch die Noth zu Bewilligungen und Zugeſtändniſſen getrieben haben, weil er der Steuern nicht entrathen konnte und der Zölle; Alle endlich ſind doch wohl auch zu einigem Nachdenken gekommen über die Treue und die Aufopferungen, welche die Bürger von Cöln und von Braunſchweig für Otto bewähret hatten.

Otto aber, der König, miſſkannte den Zuſtand des teutſchen Reiches und Volkes keineswegs, und war wohl auch in dem Augenblicke, da er als einiger König anerkannt ward, entſchloſſen, den Uebeln ſo weit als möglich abzuhelfen. Noch auf dem Tage zu Frankfurt brachte er dieſelben zur Sprache. Auch ward Einiges ausgemacht. Alle anweſenden Fürſten versprachen, wie er ſelbſt, mit einem Eide, daß ſie den Frieden im Reiche bewahren, alſo von allen Fehden abſtehen wollten; ſie verſprachen auch, die Straßenräuber zu verfolgen, und keine

ngerechten Abgaben zu erheben, Beides ohne Zweifel zum
chutze des Handels und alles städtischen Verkehres. Weil
er die Zahl der Uebel, welche das Reich zerrütteten, zu groß
scheinen mochte, als daß man dieselben einzeln zur Verhand-
ng hätte bringen können, so ward Alles in einen allgemeinen
pruch zusammen gefasset: alle Rechte, welche Karl der Große
ngeführet hätte, sollten beobachtet und gehalten werden [48];
n Spruch, dessen wahrer Sinn kein anderer gewesen sein
rfte, als: ein jeder Fürst soll nach Pflicht und Gewissen
rfahren, wie er es vor Gott und dem Reiche zu verant-
orten vermag. Denn da Karl der Große, wie wenig man
n ihm wissen mochte, vor den Seelen der Menschen als der
aiser stand, durch dessen Gründung, Einrichtung und Pflege
as Reich einig, mächtig und glänzend geworden war, so
ollte man durch den Namen desselben ohne Zweifel nur sich
lbst und jeden Anderen an die heiligsten Obliegenheiten erin-
ern. Aber fromme Entschlüsse bestehen selten lange vor den
türmen der Leidenschaften, und die Wirrnisse des Lebens füh-
n oft von der Bahn hinweg, auf welcher der Mensch zu
nem schönen Ziele zu gelangen gehoffet hatte.

Alsobald nach der Auflösung der Versammlung zu Frank-
rt geschah Manches, das die Leidenschaften nähren oder reizen
ußte. Der Herzog Ludwig von Baiern hatte die Ausführung
er ausgesprochenen Acht übernommen, und säumte nicht, das
Werk zu unternehmen. Auch durfte er nicht säumen, wenn
dem Verdachte, vielleicht seinen Vetter, den unglücklichen
Pfalzgrafen, zu verbergen, entgehen, und die Besitzungen des-
lben seinem Hause erhalten wollte: denn die Vermuthung lag
llerdings sehr nahe, daß der König Otto das Herzogthum
Baiern, das alte Erbe der Welfen, noch keineswegs vergessen
abe, und deßwegen dem Hause Wittelsbach nicht eben hold
ein könnte. Und große Schwierigkeiten hatte die Unterneh-
mung nicht. Die alte Burg Wittelsbach, von welcher das

Haus, dem Otto angehörte, den Namen erhalten hat, wurde gänzlich zerſtöret; die Burg Andechs, von welchem das Geſchlecht des Markgrafen Heinrich den Namen führte, wurde, nicht ohne Kampf eingenommen, dem Boden gleich gemacht. Und während der Herzog Ludwig die Beſitzungen der Geächteten in ſeine Hand brachte, vollendete auch der Pfalzgraf Otto ſelbſt ſein unglückſeliges Geſchick. Der furchtbare Marſchall Heinrich von Kalden, einſt zu Heinrich's des Sechsten Grauſamkeiten bald Urheber und bald Werkzeug, entdeckte den Aufenthalt deſſelben auf einem Hofe der Mönche von Ebra an der Donau, in der Gegend von Regensburg. Sogleich eilte er mit bewaffneter Mannſchaft hin, bemächtigte ſich des Wehrloſen, tödtete ihn auf eine grauſame Weiſe, und ließ den abgehauenen Kopf deſſelben in die Donau werfen [49]. Der Markgraf Heinrich von Andechs hingegen entging der wilden Verfolgung. Er hatte ſich nach Iſtrien begeben und ſich verſteckt gehalten. Als er aber Nachricht von ſeiner Aechtung oder von dem Tode des Pfalzgrafen erhalten hatte, begab er ſich nach dem heiligen Lande, um hier ſo lange für den Heiland zu ſtreiten, bis die Beſinnung zu ſeinen Feinden zurück gekehret ſein würde. Und ſeine Hoffnung hat ſich, obgleich ſpät, bewähret. Was von ihm ſelbſt, was von Anderen geſchehen ſein mag, um ſeine Unſchuld zu beweiſen, iſt unbekannt; fünfzehen Jahre nach ſeiner Aechtung aber war dieſelbe durch den Kaiſer Friedrich den Zweiten anerkannt, ſo daß er als Markgraf von Iſtrien wirken und walten konnte [50], und fünf Jahre ſpäter erſchien er in einer Fürſten-Verſammlung zu Straubing an der Seite der Herzoge Ludwig von Baiern und Leopold von Oeſterreich [51]. Weit früher aber, ſchon im Jahre zwölf Hundert und eilf, wurde der Bruder des Markgrafen, der Biſchof von Bamberg, von aller Schuld frei geſprochen, und in ſein Bisthum von Neuem eingeſetzet. Der Papſt Innocenz fand, wie abſcheulich die Ermordung des Her-

zoges von Schwaben sein möchte, doch auch das voreilige, anmaßliche und ungerechte Urtheil gegen den Bischof verabscheuungswürdig: denn wenn derselbe auch schuldig wäre, so hätte doch erst, nach voraus gegangener gerechter Untersuchung, über ihn geurtheilet werden sollen [52]. Deßwegen übertrug er die Untersuchung seinen Legaten in Teutschland. Der Bischof erschien vor denselben nicht ohne Gefahr; aber es erschien kein Ankläger und kein Zeuge. Hierauf schrieen die Verfolger des Bischofes: die Sache gehöre unmittelbar vor den apostolischen Stuhl. Innocenz nahm die Berufung an. Also ging der Bischof, abermals nicht ohne Gefahr, nach Rom. Zu derselben Zeit befanden sich viele teutsche Fürsten in Rom, und unter denselben auch Diejenigen, die sich am Lautesten auf den apostolischen Stuhl berufen hatten [53]; aber es erschien abermals kein Ankläger und kein Zeuge. Dennoch that der Papst keinen Spruch, sondern er gab dem Erzbischofe von Mainz, dem Bischofe von Würzburg und dem Abte von Fulda den Auftrag, zuvörderst Alles, was gegen den Bischof oder die Kirche von Bamberg Ungebührliches unternommen sein möchte, aufzuheben [54], alsdann drei Monate Zeit zu geben, innerhalb welcher ein Jeder, der Anklagen oder Beweise gegen den Bischof vorzubringen hätte, sich vernehmen lassen möchte, und hierauf nach dem Ergebnisse den Bischof zu verurtheilen oder für unschuldig zu erklären, und den Verläumdern desselben Stillschweigen aufzulegen [55]. Die Verhandlungen von diesem Gerichte sind zwar unbekannt, gewiß aber ist, der Bischof wurde für unschuldig erkläret; und diesem Spruche zu Folge wurde derselbe in dem angeführten Jahr, als Innocenz und Otto schon in eine ganz andere Stellung zu einander hinein gekommen waren, durch eine Versammlung vieler Fürsten und Herren zu Bamberg, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz stand, wieder in sein Bisthum eingesetzet [56].

Nun aber, wer erschrecket nicht, wenn er einen solchen

Ausgang der Sache dieſer beiden Brüder erwäget, und ſich an das grauſame Schickſal des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erinnert? Wer wagte wohl zu behaupten, daß, wenn er nicht aufgefunden wäre, oder wenn man auch ihm zu Recht geſtanden hätte [57], ſeine Unſchuld weniger anerkannt ſein würde, als die Unſchuld des Markgrafen Heinrich von Andechs und des Biſchofes von Bamberg? Es leidet keinen Zweifel, der Pfalzgraf Otto iſt ein Opfer wilder Leidenſchaft geworden, und der Marſchalk Heinrich von Kalden war allerdings ein würdiger Vollzieher ſolcher Gerechtigkeit [58].

Inzwiſchen hatte ſich der König Otto ſelbſt von Frankfurt hinweg über Mainz, den Rhein entlang, nach dem Herzogthum Schwaben begeben. Daſelbſt fand er einen troſtloſen Zuſtand: denn faſt alle Barone und Vaſſallen, ſagt ein Schriftſteller aus dieſer Zeit, pflegten Straßenräuber zu ſein [59]. Otto gab ſich Mühe, dem Frevel zu ſteuern. Um Furcht zu erregen, ſetzte er ſich häufig zu Gericht, und bewies gegen Fürſten, Grafen und Barone, welche ihm den Hof zu machen wünſchten, ſeinen verachtenden Unwillen durch Wort und Werk [60]. Die Lehen, welche Philipp von geiſtlichen Fürſten gehabt hatte, nahm er ohne Weiteres in Anſpruch, und nahm auf das Widerſtreben dieſer Fürſten keine Rückſicht. Um den geringern Menſchen Gerechtigkeit zu gewähren, beſchränkte er die Erpreſſungen der hohen Geiſtlichen. Die Hohenſtaufen hatten, luſtig und ſchnell, die Lehen an Diejenigen hinweg gegeben, welche zuerſt um dieſelben baten; er aber wollte von der Würdigkeit der Bittenden überzeuget ſein. Darum ſuchte er auch die erledigten Lehen ſoviel als möglich in die Hand der Sachſen und Engländer, Geiſtlicher und Weltlicher, zu bringen, die in ſeinem Gefolge waren. Am Weihnachtsfeſte befand ſich der König zu Augsburg, wo er den größten Theil des Monates Januar im folgenden Jahre, zwölf Hundert und neun, verweilte. Daſelbſt fanden ſich viele Fürſten und Vaſſallen ein

seinem Hofe ein, ohne Zweifel um ihm ihre Huldigung darzubringen. Ihm aber mochte unheimlich zu Muthe werden in dieser Gesellschaft. Deßwegen vielleicht hatte er den Marschalk Heinrich von Kalden mit einer kriegerischen Mannschaft um sich; und eben deßwegen gab er diesem alten Manne, der gern zu jeglichem Dienste der Strenge bereit war, den Befehl, die Missethäter unter den Anwesenden zu ergreifen und zu Gerichte zu stellen. Als dieser Befehl ruchbar wurde, machten die meisten Lehen-Leute sich in der Nacht davon. Ein Graf von Grafesbach aber wurde mit Gewalt vor den König geführet, und ihm das Gewand, mit welchem er angethan war, schimpflich auf dem Leibe zerrissen [61].

Ein solches Verfahren mochte an sich sehr löblich sein und aus der reinen Absicht hervor gehen, Ordnung und Recht herzustellen und geltend zu machen. Aber für einen neuen König war es ohne Zweifel gefährlich, zumal für einen neuen König aus einem Geschlechte, gegen welches die Schwaben lange Zeit herdurch als Feinde gestanden hatten. Die unteren Menschen-Classen, die Unfreien, die Bürger und Bauern, nach unserer Art zu reden, auch die Mönche und niederen Geistlichen freueten sich über ein solches Eingreifen. Sie waren nicht gewohnet, das Wort: Gerechtigkeit, zu hören, das Otto bei allen seinen Handlungen im Munde führte; sie betrachteten ihn daher als den Vertheidiger der Gerechtigkeit, und faßten die Hoffnung, daß durch seine kraftvolle Waltung der Verstörer verstöret, der Unterdrücker unterdrücket werden würde. Aber die Herzen der Fürsten und Herren gewann Otto nicht; die Seelen Aller, welche das Schwert zu tragen verstanden und zu tragen berechtiget waren, wandten sich von ihm ab. Sie suchten ihn in aller Weise zu verkleinern, und den Boden zu untergraben, auf welchem er stand. Nicht Gerechtigkeit, sagten sie, sei es, was ihn leite, sondern Hochmuth; er sei ein Heuchler, und seine Brust wisse Nichts von den Worten seiner Lippen.

Der alte Groll gegen das Haus der Hohenſtaufen ſei in ihm ungemindert, und die Vernichtung der Anhänger dieſes Hauſes ſei, wie er zu früh verrathen habe, ſein Zweck. Und ſolche Schmähungen, ſolche Andeutungen und Befürchtungen wirkten weit über die Schranken hinaus, innerhalb welcher Otto bisher gewirket hatte: denn die fürſtlichen Häuſer und viele alte Vaſſallen-Geſchlechter waren durch verwandtſchaftliche Verhältniſſe weithin über die Gauen Teutſchland's verzweiget, und das Haus der Hohenſtaufen hatte ja in allen teutſchen Ländern ſeine Anhänger gehabt, bis zu den letzten Tagen herab; wenn aber ein Mal die Axt erhoben war: wer konnte gewiß ſein, daß ſie nicht auf das grüne Holz fallen werde, nachdem das dürre beſeitiget geworden. Nun leidet es zwar keinen Zweifel: Otto hätte, weil das Bedürfniß der Erholung, der Ordnung und Ruhe allgemein war, Vieles zu erreichen vermocht, wenn er bei ſeiner kräftigen Jugend, ohne Rückfall in frühere Trägheit, ſeine ganze Thätigkeit dem Vaterlande gewidmet hätte, unbekümmert um Alles, was zur Seite lag. Aber Otto, durch die Verhältniſſe des Lebens gehalten, durch die Anſichten und Vorſtellungen ſeiner Zeit getrieben, konnte dieſen Weg vielleicht nicht wählen. Gewiß iſt, er hat es nicht gethan. Schon im Anfange des Jahres war die Rede von einer Fahrt nach Italien und nach Rom zur Erlangung der Kaiſer-Krone. Mit der Krone des teutſchen Reiches wurde die Kaiſer-Krone immer in Verbindung gedacht. Je mehr die Gewalt des Königes der Teutſchen über Rom und Italien verloren ging, deſto mehr wurde von Rom geſprochen. Der Name: König der Teutſchen wurde kaum noch gehöret. Der Mann, der von den teutſchen Fürſten erwählet oder anerkannt worden war, wurde der König der Römer genannt, und in Aachen, über dem Grabe Karl's des Großen, ward er zum Könige der Römer gekrönet. Der König ſelbſt, der Papſt, die Fürſten, die Schriftſteller, Alle führen dieſelbe Sprache. Ja, der gekrönte

ig ward auch schon der Kaiser genannt, weil er angesehen
de als zum Kaiser gewählet. Das Kaiserthum, von jeher
glänzendes Luftbild, ohne Gehalt und Kraft, schien das
igthum der Teutschen, das teutsche Reich, gleichsam zu
hlingen, das so groß, stark und mächtig hätte werden
en. Aber wie der erwählte König der Krönung zu Aachen
: entbehren zu können schien, so schien auch der gekrönte
ig die Krönung als Kaiser durch den Papst nicht umgehen
önnen. Erst mit dieser letzten Krönung war er zu dem
en Besitze seiner Würde gelanget. Daher ist begreiflich,
Otto, ein Welf, der Sohn Heinrich's des Löwen, als
folger des hohenstaufenschen Hauses auf dem Throne der
schen, vor Allem die Kaiser-Krone zu gewinnen für noth-
ig halten mochte, wenn er auch vielleicht eingesehen hat,
die Würde seine Macht nicht vermehren, sondern vermin-
würde.

Eilftes Capitel.

Otto's IV. Aufenthalt in Italien. Seine Krönung von dem Papſte, ſein Streit mit dem ſeine Verdammung durch den Papſt. Abfall der meiſten teutſchen Fürſten von Kaiſer.

J. 1209 — 1212.

Während der König Otto ſich in Schwaben befand ſchienen vor ihm Abgeordnete der Städte in Italien, übe ten die Fahnen derſelben, überreichten goldene Schlüſſel andere Geſchenke, und brachten ihm als ihrem König Herrn ihre Huldigung dar. Er ſelbſt zog, Augsburg v ſend, noch eine Zeit lang im ſüdlichen Teutſchland umher, verweilend und dort; und wo er verweilte, wie in Nür und in Hagenau, da verſammelten ſich die benachbarten ſten um ihn. Mit denſelben berieth er die öffentlichen A legenheiten, ſtiftete Ruhe und Frieden, und nahm ſich im ſonderen der Kirchen und ihrer Güter an. Auch bereitet auf die Fahrt nach Italien vor, und auf ſeine Vermäh mit Philipp's Tochter, als welche nur zum Vortheile des meinen Weſens gereichen könnte, wenn anders der Papſt

hinderniß hinweg räumte, das in seiner Verwandtschaft mit der jungen Fürstin läge.

Unterdeß fand zwischen Otto und dem Papst ein lebhafter Verkehr Statt durch Gesandte und durch Briefe, stets in der freundlichsten und wohlwollendsten Weise. Otto redete zu dem Papste die Sprache eines guten, frommen, rathlosen und hülfsbedürftigen Sohnes. Er bezeugte laut seine unendliche Dankbarkeit, und erkannte an, daß er alle glücklichen Erfolge, nach Gott, lediglich dem heiligen Vater verdanke, der zu keiner Zeit aufgehöret habe, ihm seine Hülfe und Gunst zuzuwenden; eben deßwegen wünschte er auch allen Ruhm, zu welchem die göttliche Güte ihn zu erheben würdigen möchte, ungetheilet mit der römischen Kirche zu besitzen [1]. Der Papst dagegen stellet sich hin vor den König, wie ein gütiger und reicher Vater, der für den Sohn Vieles gegeben und Vieles gethan, der auch bereit ist, mehr zu thun und mehr zu geben, der aber das volle Bewußtsein hat von seiner Güte, von seinen Hülfsmitteln und von dem Bedürfnisse seines Schützlinges, der diesem eben deßwegen Rechnung hält, und als Ersatz unbedingte Folgsamkeit, gänzliche Ergebung in seinen Willen verlanget. Innocenz scheinet überzeuget gewesen zu sein, daß er jetzt erreichet habe, was Gregor der Siebente als das Höchste erstrebet hatte, nämlich die vollkommenste Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche durch gänzliche Unterordnung des Reiches unter die Kirche; er [illegible]einet geglaubet zu haben, daß er an Otto den Mann be[illegible]er fortan nur seine Beschlüsse in Ausführung bringen [illegible], ohne irgend eine andere Besorgniß, als daß derselbe nicht rasch genug sein möchte in dieser Ausführung [2]. „Sieh', mein theuerster Sohn, sagt er in einem seiner Briefe an den König, meine Seele ist mit Deiner Seele so innig vereiniget, mein Herz mit Deinen Herzen so fest verwachsen, daß wir Dasselbe zu wollen und zu empfinden glauben, gleichsam Ein Herz und Eine Seele. Welcher Vortheil hieraus erwartet wer-

den darf, kann der Griffel nicht beschreiben, die Zunge nicht aussprechen, der Verstand nicht fassen. Denn uns Beiden ist die Leitung dieses Zeitalters vorzugsweise übergeben; sind wir einmüthig und einträchtig: wahrhaftig, es werden, wie der Prophet saget, Sonne und Mond in ihrer Ordnung bleiben, was ungleich ist, wird eben, was höckericht ist, wird schlecht werden. Wir haben ja die zwei Schwerter, von welchen die Apostel zu dem Herrn sagten: hier sind zwei Schwerter, und von welchen der Herr zu den Aposteln sagte: es ist genug. Das päpstliche Ansehen nämlich und die königliche Macht, welche durch jene beiden Schwerter bezeichnet werden, sind vollkommen hinreichend, um ihre Pflicht zu erfüllen, wenn nämlich der eine Theil von dem anderen Theile kräftig unterstützet wird.» Nach solchen und ähnlichen Worten, die zu beweisen scheinen, daß der Papst von Otto's geistigen Fähigkeiten eben keine hohe Meinung geheget habe, die aber auch seine wahre Absicht, bei aller Salbung und Süßigkeit, deutlich genug zu erkennen geben, fügt er, um in jedem Falle gesichert zu sein, Folgendes hinzu. „Jetzt bestehe nun zwar ein wahrer Friede und eine feste Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche; um aber auch für die Zukunft allen Stoff zu Uneinigkeit und Verdacht zu entfernen, müsse er gegenwärtig Einiges von ihm, seinem theuersten Sohne, verlangen, was derselbe ohne Schwierigkeit gewähren werde, weil es vernünftig und heilsam sei; auch hoffe er, der Papst, künftig werde noch Größeres zugestanden werden: denn gewiß wolle er nie etwas zu erlangen suchen, was sich zu bewilligen für den König nicht geziemen würde, da er ja für die Ehre desselben eifere und seinen Vortheil erstrebe. Um nun Dieses zu erhalten, und um, soweit er es mit Gott vermöge, auszuführen, was der König verlanget habe, sende er zwei Legaten nach Teutschland, welche der König, wie wenn er selbst erschiene, aufnehmen, zu welchen er ein unbedingtes Vertrauen haben, deren Rath er befolgen möge.»

Die Legaten kamen nach Teutschland. Es waren dieselben,
: früher als päpstliche Legaten in Teutschland gewesen waren,
r Cardinal Hugolino und der Bischof Leo. Zu Speier, wahr-
einlich, legten die Legaten dem Könige die Forderungen des
ıpstes vor, und bestanden, wie sie selbst die Genehmigung
: Vermählung des Königes mit Philipp's Tochter Beatrix
Namen des Papstes unbedingt versprachen, und die Bereit-
lligkeit desselben zu der Krönung des Königes als Kaiser er-
rten, so auf die unbedingte Bewilligung dieser Forderungen.
: waren nicht dieselben, welche Otto vor acht Jahren zu
uß beschworen hatte [3]. Einiges war ausgelassen, nament-
) die Bestimmungen wegen des tuscischen und lombardischen
undes, und wegen des Friedens mit dem Könige von Frank-
ch. Anderes war im Wesentlichen unverändert geblieben,
e die Gränzen des Landes, welches Otto dem heiligen Stuhle
n ruhigen und steten Besitze zu überlassen versprochen. Vie-
aber und Wichtiges war neu hinzu gekommen, um die rö-
sche Kirche, fortan auf eigenem Boden weltlich herrschend,
n allem Einflusse der weltlichen Macht frei zu machen. Otto
lte „einem Mißbrauch" entsagen, den Einige seiner Vor-
nger verübet hätten: er sollte zugeben und bestätigen, daß
: Wahlen der Prälaten vollkommen frei und kirchlich Statt
nden, damit Derjenige Vorsteher der verwaiseten Kirche würde,
lchen entweder das ganze Capitel oder der größere und ver-
ndigere Theil wählen zu müssen geglaubet habe. Er sollte
ıre Berufungen in kirchlichen Angelegenheiten an den aposto-
hen Stuhl frei geschehen lassen. Auch den Mißbrauch sollte
: verwerfen, den seine Vorgänger dadurch gewöhnlich begangen
ätten, daß sie sich der Güter verstorbener Prälaten bemächtiget;
) wie sich von selbst verstehe, daß über alle geistlichen Dinge
em Papst und den übrigen Prälaten der Kirchen die freie
Verfügung überlassen bleiben müsse, damit, was des Kaisers
em Kaiser, was Gottes Gotte gegeben würde. Endlich sollte

sandte aus Polen, Böhmen und Ungarn [6]. Viele öffentliche Angelegenheiten wurden berathen und geordnet. Auch stellte er daselbst den Bürgern der Stadt Stade wegen ihrer bewährten Treue einen Freiheitsbrief aus, in welchem er, weil er in allem Guten den Spuren seines Vaters zu folgen wünschte, denselben nicht nur die Rechte bestätigte, die Heinrich der Löwe ihnen zugestanden hatte, sondern auch neue Rechte oder Freiheiten gewährte. Unter denselben ist vielleicht am Wichtigsten, daß auch hier urkundlich festgesetzet ward: ein Jeder, Mann oder Weib, welcher ein Jahr und einen Tag unter dem Weichbilde in der Stadt unangefochten gelebet hätte, solle als freier Mensch bestehen für und für [7]. In der Mitte des Monates, zum Pfingst-Feste, war er in Braunschweig. Hier wünschte er nur seine näheren Freunde zu vereinigen; es kam aber, zumeist aus Ostfalen und Thüringen, eine bedeutende Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten zusammen. Besonders erschienen viele Grafen und eine große Menge von Lehen-Leuten. Der König gab allen Gästen ein heiteres Fest auf seine Kosten, und wußte entstehende Zwiste mit solcher Gewandtheit zu verhüten, daß die Fröhlichkeit groß und allgemein wurde [8].

Von Braunschweig begab sich der König nach Würzburg, wohin er zum Ende des Monates Mai einen öffentlichen Tag ausgeschrieben hatte. Unterweges ward er von dem Abte des Klosters Walkenried und von zwei und fünzig anderen Aebten des Cistercienser-Ordens dieser Verbrüderung zugesellet [9]; und nun glaubte diese ganze Schar von Aebten sich wie berechtiget, so verpflichtet, dem Könige nach Würzburg zu folgen. In Würzburg waren die päpstlichen Legaten anwesend, und eine so große Zahl von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Priestern, von Königen, Herzogen, Markgrafen und Grafen aus allen Theilen des teutschen Reiches, wie selten zuvor. Nachdem in dieser glänzenden Versammlung über öffentliche Verhältnisse verhandelt und der Friede befestiget worden war, be-

rief der König die Geiſtlichen, voran die Legaten des Papſtes, und die erſten weltlichen Fürſten zu einer beſonderen Berathung. Dieſer Verſammlung legte er die Frage vor: ob ſie der Meinung wären, daß er ſich mit Beatrix von Hohenſtaufen, zur Befeſtigung des Friedens im römiſchen Reiche, vermählen ſolle, und daß er, wegen ſeiner Verwandtſchaft mit der jungen Fürſtin, dieſe Vermählung eingehen dürfe, ohne Schaden an ſeiner Seele zu nehmen? Die Fürſten beriethen ſich über dieſe Frage. Von den Legaten wurde die Zuſtimmung des heiligen Vaters erkläret. An kleinen Bedenklichkeiten fehlte es dennoch nicht; im Ganzen wenig Widerſpruch. Das Ergebniß wurde durch den Herzog Leopold von Oeſterreich vor dem König ausgeſprochen: er müſſe und dürfe ſich mit der Jungfrau Beatrix vermählen, jedoch unter der Bedingung einer frommen Stiftung, die leicht zu übernehmen war. Alſo wurde Beatrix herein geführet. Der König ging ihr entgegen, überreichte ihr einen Ring, und umarmte ſie, nach der Annahme deſſelben, mit einem Kuſſe. Hierauf führte er ſie zu einem Sitze zwiſchen den beiden Cardinälen, und ſprach, vom Throne herab, zu der Verſammlung: Sehet, das iſt euere Königin; ehret ſie, wie ſich's geziemet. Die königliche Braut ward hierauf, von einer Schweſter begleitet, nach Braunſchweig gebracht, und in die Obhut des Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein, Otto's Bruder, geſtellet. Der König ſelbſt, im ſüdlichen Teutſchland verweilend, fuhr fort, mit Ernſt und Eifer die Fahrt über die Alpen zu betreiben [10].

Zum Sammelplatze des Heeres, welches den König auf dieſer Fahrt begleiten wollte, war Augsburg beſtimmet. Um das Feſt des heiligen Jacobus ſollten die Scharen ſich vereinigen. Und viele Fürſten und Herren geiſtliches und weltliches Standes fanden ſich ein mit ihren Gefolgen, jedoch faſt ſämmtlich aus dem ſüdlichen Teutſchlande, obwohl, nach einer Sage, auch vierthalb Hundert Pickelhauben, aus den Bürgern von

Braunschweig gebildet, den König begleitet haben sollen [11]. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Magdeburg stellten sich in, zwölf Bischöfe, sieben Aebte; alsdann der König von Böhmen, die Herzoge von Baiern, Oesterreich, Lotharingien, Zähringen, Kärnthen und Meranien; der Landgraf von Thüringen; endlich viele Markgrafen und Grafen. Auch fehlte es nicht an Sängern, welche die schöne Gelegenheit, Italien, Rom, den Papst und köstliche Feste zu sehen, nicht versäumen zu dürfen glaubten. Die Fürsten aber, welche nicht Theil an dem Zuge nehmen konnten oder mochten, lieferten Geld-Beiträge, deren Otto, obgleich er Manches verpfändet hatte, ohne Zweifel sehr benöthiget war. Er selbst traf zu rechter Zeit in Augsburg ein, und freuete sich der großen und glänzenden Macht, von welcher er sich umgeben sah. Nachdem geordnet war, was zur Erhaltung der Ruhe im Reiche geordnet werden konnte, erfolgte gegen das Fest Mariens Himmelfahrt [12] der Aufbruch. Der Zug ging über Inspruck, Brixen, das Etsch-Thal hinab nach Verona, mit Vorsicht und Glück.

Otto hatte schon vor einigen Monden den Patriarchen von Aquileia nach Italien gesendet, um den Bewohnern des Landes seine nahe Ankunft zu verkündigen, und sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Der Patriarch überbrachte Briefe an die Fürsten und Herren in Italien, wie an die lombardischen Städte, alle voll von Wohlwollen und Vertrauen. Die Italiäner hatten sich, seit die Furcht vor Unterdrückung und Knechtschaft sich verloren, in der langen Zeit, in welcher keine teutschen Waffen gehöret waren, zu ihren alten Weisen zurück gewendet, und zahllose Streitigkeiten hatten sich unter ihnen aus denselben Ursachen entwickelt, wegen welcher sie in früheren Tagen wider einander gekämpfet hatten. Der lombardische Bund, ein Erzeugniß unerhörter Noth, war nur durch diese Noth zusammen gehalten, und sobald sie verschwunden war, endlich zerfallen. Jede Stadt führte Krieg mit jeder anderen

Stadt, mit welcher ſie in Berührung kam, bald allein, bald in Verbindung mit anderen Städten. Im Wechſel der Verhältniſſe oder der Leidenſchaften wurden die Bundesgenoſſen zu Feinden und die Feinde zu Bundesgenoſſen. Solche Dinge führten zu großer Erbitterung, die Erbitterung zu Grauſamkeiten, die Grauſamkeiten zu Rache und Verbrechen; und faſt nirgends fehlte es an Schürern, welche die Freiheit durch ſich ſelbſt zu zertrümmern, und auf den Trümmern eine neue Herrſchaft über die gebrochene und entwürdigte Menge zu gründen hofften.

Durch dieſes verworrene Getümmel herdurch und aus der wilden Geräuſche der Waffen heraus, wurden nicht ſelten die Namen Guelfen und Ghibellinen gehöret. Mit denſelben pflegten ſich Freunde und Feinde zu unterſcheiden. Auch pflegte ſie ſich gewiſſer Abzeichen zu bedienen, um erkannt zu werden auch wenn die Namen nicht ausgeſprochen wurden. Es leidet keinen Zweifel, ſie waren entlehnet, dieſe Benennungen, von den beiden großen teutſchen Fürſten-Häuſern, welche ſo lang gegen einander geſtanden hatten. Die Waiblinger aber waren während ſie mit den Welfen ſtritten, faſt immer auch von den Päpſten bekämpfet worden; die Welfen waren daher angeſehen als zu dem apoſtoliſchen Stuhle, oder zu der Kirche halten im Kampfe derſelben mit der weltlichen Macht, und in den letzten zehen Jahren war der apoſtoliſche Biſchof nicht nur der Bundesgenoſſe des welfiſchen Königes geweſen, ſondern ſa der Schutzherr deſſelben. Deßwegen bezeichneten dieſe Namen Guelfen und Ghibellinen, urſprünglich allerdings eine Geſinnung: die Guelfen wurden als die Anhänger des apoſtoliſchen Stuhles und der kirchlichen Gewalt gedacht, die Ghibellinen als die Anhänger des Kaiſers und der weltlichen Macht. Zu Jenen bekannten ſich im Allgemeinen Diejenigen, welche in d Freiheit, die von den Päpſten, beſonders von Alexander dem Dritten, beſchützet und befördert war, groß, mächtig und re

geworden, oder welche, auf den eigenen Geist und die eigene Kraft vertrauend, in dieser Freiheit groß, mächtig und reich werden zu können gedachten; zu Diesen hingegen rechneten sich Diejenigen, welche zurück geblieben, welche in der Freiheit weder das Heil gefunden hatten, noch zu finden hofften, und eben deßwegen eines Trostes bedurften, der ihnen nur durch das weltliche Schwert zu Theil werden zu können schien. Aber Benennungen von zwei großen Parteien, welche, in sich geschlossen, über Grundsätze einig, nach einem bestimmten Ziele gestrebet hatten, sind die Namen Guelfen und Ghibellinen nicht gewesen. Es ist nicht ein großer Spalt, was die Bewohner Lombardiens und Tusciens in Guelfen und Ghibellinen trennet; nein, es sind gar viele wirr durch einander laufende Risse, von welchen dieselben in Guelfen und Ghibellinen getheilet werden. Auch ist die Gränze nicht etwa zwischen Herrschaften, Städten und Gemeinden, sondern sie läuft mitten durch die Herrschaft, die Stadt, die Gemeinde selbst, ja durch einzelne Häuser hindurch, so daß der Vater mit dem Sohne, der Bruder mit dem Bruder zerworfen wird, wenn Ansichten, Meinungen, Entwürfe und Bestrebungen verschieden sind.

Diese Verhältnisse machen es begreiflich, daß die Nachricht von Otto's Anzuge selten Furcht und Besorgniß in Italien erregte, sondern fast überall Hoffnung und Freude. Denn die Guelfen sahen in ihm eben einen Guelfen, welcher als gehorsamer Sohn der Kirche, nur fördern, nicht unterdrücken werde; die Ghibellinen hingegen erblickten in ihm den Kaiser, und erwarteten, er werde die Gelegenheit nicht versäumen, mit seinem guten Schwerte jene Gewalt auszuüben, welche im Throne läge oder liegen sollte. Der Patriarch von Aquileia indeß war nicht geeignet, diese gute Stimmung zu benutzen. Ein alter Anhänger des Hauses der Hohenstaufen, scheinet Wolfger sich zu den Grundsätzen dieses Hauses bekannt zu haben; gegen die Italiäner hegte er eben deßwegen vielleicht

einen tiefen Groll. Daher konnte er nicht unterlaſſen, ſie mit Stolz und Uebermuthe zu behandeln, um ſie einzuſchüchtern, um ſelbſt des kitzelnden Gefühles der Herrſchaft zu genießen. Er würde wahrſcheinlich Alles verdorben haben durch ſein rohes Verfahren und gewaltthätiges Eingreifen, wenn nicht zuerſt der Papſt ſich bemühet hätte, zu mildern, zu beruhigen, auszugleichen, und wenn nicht zweitens der König Otto ſelbſt freundlich und wohlwollend unter den Bewohnern Italiens erſchienen wäre, ehe die Saat aufgehen konnte, die Wolfger geſäet hatte.

Von Verona wandte ſich der Kaiſer nach Mailand. Wie hätte er an dieſer neuen Stadt vorüber zu gehen vermocht, welche ſo königlich auf der Brandſtätte des alten Mailand zum Trotze deſſelben Hohenſtaufen daſtand, der ſein eigenes Haus zu vertilgen geſtrebet hatte. Die Mailänder empfingen und feierten ihn mit jeglicher Feſtlichkeit; er dagegen beſtätigte den Mailändern alle ihre Rechte. Aber verweilen mochte er nicht. Zu Bologna hielt er einen öffentlichen Tag, zu welchem die Fürſten des Landes, ſo wie Abgeordnete aus den Städten und Burgen erſchienen, Jene nicht ohne Geſchenke, Dieſe mit den Steuern und Zöllen, welche ſeit Heinrich's des Sechsten Tode geſammelt waren. Auch trafen hier die Zuzüge der italiſchen Fürſten und Städte bei dem Heere ein, um dem Könige zu folgen. So verſtärket, zog Otto über die Appenninen. In Viterbo erwartete ihn der Papſt. Durch Abgeordnete, welche von beiden Seiten hin und hergingen, ward Alles verabredet. In Folge dieſer Uebereinkunft eilte Otto, von Piſa aus, dem Heere vorauf nach Viterbo. Bei ſeiner Annäherung ging ihm der Papſt entgegen, begleitet von einer zahlreichen Geiſtlichkeit und einer großen Volks-Menge. Beide Fürſten umarmten ſich, wie Vater und Sohn, und lebten zu Viterbo, bis das Heer heran kam, in großer Vertraulichkeit. Ohne Zweifel hat Otto, die Kaiſerkrone vor Augen, alle Verſprechungen wieder-

holet, welche er früher in dankbarer Hingebung gemacht hatte; auch hat er wohl hier die Urkunde von Speier beschworen [13]. Ohne Zweifel hat der Papst Alles aufgeboten, den König durch die Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Kenntnisse gänzlich zu unterwerfen. Aber Otto war gewiß nicht mehr Derselbe, der er gewesen in früheren Tagen. Bis zu seiner Fahrt nach Italien war er niemals aus bedrängten Verhältnissen heraus gekommen. Nach einer Kindheit, die in Angst, Noth, Verbannung und Gefängniß hingegangen war, nach einer Jugend, in welcher er im Auslande durch das Wohlwollen eines Oheims ein Unterkommen gesuchet und gefunden hatte, war er ein Theil-König in Teutschland geworden, ohne Mittel und ohne Macht, ohne Ansehen und ohne Glück: was hätte seinen Geist mit hohen Gedanken, was seine Brust mit großen Gefühlen zu erfüllen vermocht? Um so gewaltiger mag das zahlreiche und glänzende Heer auf ihn gewirket haben, das ihn zu Augsburg als den König der Teutschen begrüßte, und mit ihm über die Alpen zu gehen bereit war, um ihm die höchste Würde der Welt zu verschaffen. Hierauf der Anblick Italiens, des schönen Landes, der großen und prachtvollen Städte, des raschen, lebensvollen Getreibes überall. Weiter das Bewerben aller Parteien um seine Theilnahme, sein Wohlwollen, seine Gnade. Auch mußte er wohl bemerken, daß der Papst in der Nähe mit anderen Augen angesehen ward, als in der Ferne, und daß in Italien der heilige Dunstkreis verschwunden war, in welchem er den Teutschen zu erscheinen pflegte. Endlich fehlte es gewiß auch nicht an Solchen, welche sich, wie einst an Heinrich den Vierten, an ihn mit der Aufforderung hinan drängten, der Majestät des Reiches eingedenk zu sein, den Kaiserthron über dem apostolischen Stuhle zu erhalten, und ja nicht unter denselben zu stellen; und an Großsprechereien und an Verheißungen ist gewiß gleichfalls kein Mangel gewesen. Otto stand daher wahrscheinlich dem heiligen Vater jetzt mit

ganz anderen Gefühlen gegenüber, als mit welchen er denselben gebeten, begrüßet, gedanket hatte in den Tagen seiner Bedrängniß. Vor Allem aber war ihm, bei seiner augenblicklichen Stellung, die Kaiserkrone nothwendig, und darum mußte er auch nothwendig in der alten Weise beharren.

Von Viterbo ging der Papst voraus nach Rom. Otto folgte mit dem Heer und lagerte sich auf dem Montemalo, unter den Mauern der ewigen Stadt. Manches war noch zu verhandeln; alte Ansprüche der Römer waren zu erfüllen [illegible] abzuweisen. Am Morgen des Vierten Octobers, an [illegible] Sonntage, stellte er eine öffentliche Urkunde aus, um den Eid, als auf seinen Befehl und in seiner Gegenwart geleistet, zu bestätigen, welcher von den Fürsten, Herren und anderen Getreuen des Reiches wegen der Sicherheit aller Personen und alles Eigenthumes in Rom, vom Papst an bis zu dem letzten Menschen hinab, während der Krönungs-Zeit geschworen worden war [14]. Und an demselben Tage [15] zog er in Rom ein, nach der Kirche des heiligen Petrus. Tausende von Geharnischten mit bloßen Schwertern begleiteten ihn; Tausende von Bogenschützen folgten [16]. Durch diese bewaffnete Macht wurde die herzuströmende Menschen-Menge Theils zurückgewiesen, Theils in Ordnung gehalten. Also wurde jegliche Störung um so leichter verhütet, da auch Geld ausgeworfen und die Menge mit dem Aufleſen beschäftiget ward. Die Krönung selbst wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen. Was die Kirche des Fürsten der Apostel an Reichthum, Pracht und Glanz aufzubieten hatte, das wurde enthüllet und dargeleget; was der gottesdienstliche Brauch Erhebendes und Ergreifendes zuließ, das wurde herein gezogen und entwickelt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, Innocenz habe Alles berechnet, um auf seinen geliebten Sohn, den Kaiser, einen unaustilgbaren Eindruck zu machen, damit er Scheu tragen sollte, sich jemals zu erheben gegen die Macht solcher Herrlichkeit.

Nach der Krönung zogen Beide, der Kaiser und der Papst, zu einem gemeinsamen Fest-Mahle. Otto hielt dem Papste den Bügel, wie bei dem Aufsteigen auf das Pferd, so bei dem Absteigen von dem Pferde. Die Stadt Rom frohlockte und jubelte laut.

Aber dieses Fest-Mahl war, wie die Krone, so auch das Ende der Eintracht zwischen dem Papst und dem Kaiser. Das erste Mißverständniß scheinet unmittelbar nach dem Mahle, bei einem vertraulichen Gespräche zwischen Beiden Statt gefunden zu haben. Daher werden wir schlecht unterrichtet durch die Ueberlieferungen aus dieser Zeit [17]. Aus denselben scheinet jedoch hervor zu gehen, was auch keinesweges an sich unwahrscheinlich ist, daß der Papst dem Kaiser freundschaftlich zu verstehen gegeben habe, er möge jetzt, um nicht mit seinem Heere der Stadt Rom und den Einwohnern des Landes ringsher zur Last zu fallen, so bald als möglich das Land, die Städte und Burgen, welche er der römischen Kirche zum freien Besitze zu überlassen geschworen hätte, wirklich übergeben, und alsdann nach dem oberen Italien zurück gehen. Auf diese Aeußerung mag der Kaiser, eben so freundschaftlich, geantwortet haben: der heilige Vater möge auf dieser Forderung nicht bestehen; es sei ihm unmöglich, sie ohne Weiteres zu erfüllen; zwar habe er jene Ueberlassung an die römische Kirche beschworen, aber er habe auch in seinem Krönungs-Eide wie seine Vorgänger angelobet, daß er keine Schmälerung des Reiches zugeben, sondern dasselbe in allen seinen Rechten erhalten, ja alle Zeit mehren wollte. Dieses Wort, welches allerdings des Papstes schönen Entwurf der Eintracht zwischen Kirche und Reich, oder, was im päpstlichen Sinne Dasselbe war, der Unterordnung des Reiches unter die Kirche, rasch zerriß, erzeugte Anfangs nur eine gewisse Kälte in dem heiligen Vater, war aber der Keim, aus welchem sich bald die grimmigste Feindschaft entwickelte. Denn in den nächsten Tagen, während

welcher ohne Zweifel weitere Unterhandlungen gepflogen wurden, trug ſich ein anderer Vorgang zu, durch welchen das Mißverſtändniß zum Zwiſte ward. Eine Anzahl teutſcher Ritter nämlich hatte ſich in die Stadt begeben, unter dem Vorwande, ſich umzuſehen. Sie verübten aber mancherlei Muthwillen und Neckereien. Sie nahmen ohne zu zahlen. Römiſche Bürger, Zeugen oder Leidende, widerſetzten ſich. Die Stimmung in Rom war ohnehin unfreundlich geworden, weil Otto's Freigebigkeit nicht genüget hatte. Alſo ſchlugen ſich Andere zu den Erſten, und die Zahl ward immer größer. Es kam zum Kampfe. Die Teutſchen wurden zur Flucht genöthiget; ſelbſt der Biſchof Sigefrid von Augsburg, der ſich gleichfalls in der Stadt befand, mußte entfliehen. Es fehlte nicht an Todten und Verwundeten. Die Römer ſetzten den Flüchtlingen nach. Dieſe erhielten Hülfe aus dem Lager. Der Kampf wurde wild und blutig. Endlich eilte der Kaiſer, wie es ſcheinet, herbei, und ſtellte die Ordnung wieder her. Niemand war Sieger und Niemand beſieget; aber zwiſchen der Stadt und dem Lager ward nunmehr aller Verkehr abgebrochen, und hier wie dort herrſchte die größte Erbitterung. Am Empfindlichſten jedoch war die Feindſeligkeit im kaiſerlichen Lager: denn alle Lieferungen blieben aus, und Menſchen und Thiere litten Mangel. In dieſer Noth ſchrieb Otto in der alten kindlich dankbaren Weiſe einen Brief an den Papſt, in welchem er flehentlich um eine Unterredung bat, an irgend einem für Beide ſchicklichen Orte. „Das Verlangen unſeres Herzens, ſo ſchloß er das Schreiben, mit Euch über die wichtige Angelegenheit zu ſprechen, iſt ſo groß, daß wir beſchloſſen haben, ſelbſt mit Lebensgefahr zu Euch in die Stadt zu kommen; jedoch möge Euere Heiligkeit bedenken, daß aus meinem Eintritt in die Stadt eine große Gefahr für die ganze Kirche entſtehen könnte.» Auf dieſes Schreiben antwortete der Papſt, acht Tage nach der Krönung, kurz, kalt, ohne ein wohlwol-

lendes Wort weder zu Anfange noch am Ende, ja ohne Anrede und Gruß: „Eine Unterredung würde gut sein; er wünsche sie selbst; gegenwärtig aber könne sie nicht Statt haben. Er bäte den Kaiser, Dieses nicht übel zu deuten; nicht sein Wille, sondern die Nothwendigkeit sei Ursache. Durch einen Vermittler möge die Sache betrieben werden. Was aber die Land-Angelegenheit betrifft, setzte er hinzu, welche Du uns hast vorlegen lassen, so glauben wir Dir antworten zu müssen, daß Du einen Weg aussinnen mögest, der zu Deiner und unserer Ehre führet, und daß auch wir einen Weg ausdenken wollen, der zu Deinem und unserem Vortheile leitet [18].“

Diese fast schnöde Antwort, welche den Kaiser um so tiefer gekränket haben mag, je größer seine Verlegenheit war, ließ demselben nur die Wahl zwischen zwei Wegen, die beide, der eine rasch, der andere langsam, nur zu großem Unglücke führen konnten. Entweder er mußte Rom, die heilige und ewige Stadt, im Sturme zu erobern versuchen, oder er mußte sein Lager vor den Thoren derselben aufheben und hinweg ziehen, um Lebensmittel zu finden für Menschen und Thiere. Er aber, entweder weil er sich nicht für stark genug hielt, oder weil er den Greuel scheuete, verwarf das Erste, und wählte das Andere. Zur Freude des zürnenden Papstes und der spottenden Römer zog er zürnend ab, täuschte jedoch bald die Hoffnung von Beiden. Denn er ging nicht weit, sondern er setzte sich hart an der Gränze des alten Gutes der römischen Kirche fest, in den nächsten Ländern, welche zu der Erbschaft der Markgräfin Mathildis gehörten, und nahm namentlich die Städte Radicofani, Montefiascone, Aquapendente in Besitz. Nun verließen ihn zwar nach und nach die meisten und größten teutschen Fürsten, um mit ihren kriegerischen Gefolgen in das Vaterland zurück zu kehren: namentlich werden unter den Abziehenden angeführet der Landgraf von Thüringen, die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Herzoge von Zäringen und

Baiern und der König von Böhmen [19]. Dieſer Entſchluß hätte wohl den Kaiſer an Vorſicht und Mäßigung mahnen ſollen. Denn wenn auch die Geſetze des Lehen-Dienſtes dieſen Fürſten das Recht zur Rückkehr geben mochten, ſo würden ſie doch von dieſem Rechte ſchwerlich Gebrauch gemacht haben, hätten ſie nicht Zweierlei im Auge gehabt: zuerſt, den Verwickelungen zu entgehen, die unverkennbar zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſt entſtanden waren, und zweitens, die Hand frei zu behalten, um je nach dem Gange der Dinge dieſe Partei ergreifen zu können oder jene. Aber Otto ließ ſich weder warnen noch ſtören. Vor dem Glanze der italiſchen Sonne ſcheinet auch ihm Teutſchland in Nacht und Nebel verſchwunden zu ſein. Hätte er ſich nicht etwa der Geſchichte früherer Tage, ſondern nur der Ereigniſſe in den letzten zehen Jahren erinnert, während welcher er mit Philipp um das Reich geſtritten hatte: ſo wäre er wohl bedenklich ſtehen geblieben vor der Unergründlichkeit der päpſtlichen Gewalt; ſo hätte er ſich ſagen müſſen, daß Innocenz den Bannfluch der Kirche auch auf ihn zu ſchleudern kein Bedenken tragen würde, und daß alsdann der Abzug der teutſchen Fürſten einem Abfalle gleich ſei. Er vertrauete dem heuchleriſchen Eifer der Italiäner, welchen doch jede teutſche Herrſchaft gleich verhaſſet war, und ſcheinet deßwegen gleichgültig geworden zu ſein gegen die Hülfe der teutſchen Fürſten [20]. Auch lieh er den Einflüſterungen derſelben Italiäner gern ſein Ohr. Die großen Herren des Landes drängten ſich an ihn hinan, und bewarben ſich um Beleihungen in den Ländern, welche der Papſt als der römiſchen Kirche gehörend anſah und angeſehen wiſſen wollte. Der Eine mochte in der That lieber ein Vaſſall des Reiches ſein wollen, als ein Vaſſall des apoſtoliſchen Stuhles, weil er nöthiges Falles dem entfernten Kaiſer mit ſeinem Schwert antworten konnte, der Macht des nahen Papſtes hingegen Nichts einzuſetzen hatte, als unbedingte Unterwerfung; der Andere

suchte die Belehnung mit Vorwissen des Papstes, in der Absicht, das Land dem apostolischen Stuhle zu erhalten. Die Behörden der Städte, in deren Mauern, in deren Nähe sich der Kaiser befand, sprachen es laut aus, daß sie bei dem Reiche zu bleiben wünschten und verwarfen die Landes-Hoheit des Papstes, Theils wohl, weil ihnen das Klügste zu sein schien, dem gewaltigen Herren, dessen Waffen über ihnen waren, ihre Ergebenheit zu bezeugen, Theils wohl auch, weil sie, das Beispiel der Städte in Lombardien vor Augen, leichter gegen den fremden König die Freiheit zu gewinnen hofften, als unter den Augen eines einheimischen Herrn, des Papstes. Die entfernteren Städte in Tuscien und Lombardien, an den Küsten wie im Innern des Landes, bewiesen sich dem Kaiser, alle oder doch größtes Theiles, sehr gefällig. Otto durchzog dieselben im Frühlinge des folgenden Jahres, zwölf Hundert und zehen, und trat überall mit Güte auf, mit Wohlwollen und Liebenswürdigkeit; auch bewies er sich, der Lehren seines vormaligen Gönners, des Papstes Innocenz, eingedenk, keinesweges karg mit Erlassen, mit Bewilligungen und Versprechungen. Dadurch gewann er die Städte, und gern sagten sie ihm Hülfe zu, wo Hülfe Noth war. Endlich blieben auch die gesetzkundigen, gelehrten Männer des Landes nicht zurück. Otto zog sie zu Rathe. Diese Rathgeber, entweder Lehrer oder Zöglinge der Schule zu Bologna, hatten die Grundsätze des römischen Rechtes im Kopfe, mit welchen einst der Kaiser Friedrich in seinen unglückseligen Entwürfen bestärket, wenn auch nicht zu denselben verleitet worden war. Also sprachen sie alles Land dem Kaiser zu, die Hoheit nicht nur über die Mathildische Erbschaft, sondern auch über Apulien und Calabrien, über die alten Besitzungen der apostolischen Kirche, und über Rom selbst, so daß dem Papste nur die geistlichen Angelegenheiten verblieben, alle weltliche Herrschaft aber an den Kaiser kommen müßte. Dabei mögen die Urkunden untersuchet worden

sein, auf welche der Papst seine Ansprüche gebauet hatte, und die Eine dieser Urkunden hat sich vielleicht als unächt erwiesen, und eine Andere Zweifel erreget. Was aber den Eid betraf, den Otto geschworen hatte, so ward ihm über denselben hinweg geholfen. Er habe, hieß es, als Neuling, in völliger Unkenntniß der Sache, geschworen, und weil ihm sonst die Kaiserkrone versaget sein würde, die ihm gebühret hätte: deßwegen sei er an Wort und Eid keinesweges gebunden.

Auf solche Weise redete Otto immer tiefer und fester in sich hinein, daß er in seinem Rechte sei; und je stärkere Zeugnisse er von dem Zorne des heiligen Vaters über sein Verfahren erhalten mochte, desto stärker wurde sein Entschluß, sein Recht im ganzen Umfange geltend zu machen. Wie der Papst immer von seiner apostolischen Pflicht zu reden pflegte, so sprach auch er von seiner kaiserlichen Pflicht: wenn der apostolische Stuhl ihn nicht von seinem Krönungs-Eid entbinde, so könne er auf kein Land und kein Recht verzichten, welches dem Reiche zustehe oder jemals zugestanden habe. Zwei Dinge bestärkten ihn in dieser Ansicht und in seinem Bestreben. Zuerst nämlich zeigte sich Otto stets als einen frommen katholischen Christen und als einen treuen Anhänger der allgemeinen Kirche und ihres Oberhauptes, wie er denn gern die Hand bot zur Unterdrückung der Ketzereien, welche in dieser Zeit immer gefährlicher zu werden schienen. Er mochte sich daher wohl überreden, daß er keinesweges gegen den heiligen Vater streite, sondern lediglich für das Reich. Zweitens fand Otto nicht nur so viele Unterstützung von den Italiänern, daß er seine Entwürfe mit Nachdruck verfolgen konnte, sondern seine Unternehmungen gelangen ihm auch, wenn nicht alle, doch größtes Theiles vollkommen. Bis zum Herbste des Jahres zwölf Hundert und zehen waren nicht nur die sämmtlichen Länder, welche Innocenz der Dritte erworben oder erstrebet hatte, in seinem Besitze; sie waren nicht nur Männern, die er für seine Getreuen hielt, zu Lehen ge-

geben, sondern er hatte sich auch der Besitzungen der Kirche rings um die ewige Stadt her bemächtiget, welche seit alten Tagen als das Erbe des Apostels Petrus betrachtet waren. Rom war zu Lande so gänzlich von der Welt abgeschnitten, daß der Papst keine Abgeordneten in die christlichen Länder zu senden vermochte; daß Fremde, welche in Geschäften nach Rom reiseten, oder von einem religiosen Bedürfnisse zu den Schwellen der Apostel getrieben wurden, umzukehren sich genöthiget sahen. Und selbst zur See war der Verkehr mit Rom unsicher, weil die Pisaner die Partei des Kaisers genommen hatten. Otto hielt sich daher für so mächtig, daß ihm der Gedanke nicht mehr zu kühn schien, auch das Königreich Sicilien, zu dessen Lehen-Herrn sich der Papst widerrechtlich aufgeworfen hätte, zu unterwerfen, und an das Reich zurück zu bringen. In seinem Hasse gegen die Hohenstaufen wollte er, was der Kaiser Friedrich wider seinen Vater gesündiget hatte, an dem Enkel desselben rächen, an dem jungen Könige Friedrich von Sicilien, dem Mündel und Schützlinge des Papstes, der jetzt, sechszehen Jahre alt, die Regierung seines Reiches selbst übernommen hatte. Aber der König Friedrich war ihm auch selbst ein Stachel. Ein böses Vorgefühl scheinet durch seine Seele gegangen zu sein. Sogleich nach Philipp's Tode hatten sich Besorgnisse in ihm erhoben, daß Friedrich, der letzte Waiblinger, die Ansprüche geltend machen würde, zu welchen er durch den Eid berechtiget zu sein schien, den die teutschen Fürsten in seiner Kindheit auf seinen Namen geleistet hatten, und der Papst, von welchem er übrigens für mögliche Fälle an Friedrich erinnert worden, hatte Mühe gehabt, ihn zu beruhigen [21]. Ueberdieß waren auch Manche der großen Herren in Apulien und Calabrien mit ihm im Einverständnisse, und suchten ihn zur Eroberung des Landes zu bewegen. Also trug Otto kein Bedenken, im Anfange des Monates November in das Königreich einzufallen, und ehe das Jahr zu Ende ging, waren Capua und Salerno,

Monte Cassino, Aversa und Neapel in seiner Gewalt. Verrätherei, Feigheit und Furcht arbeiteten ihm in die Hand fast überall. Nur selten fand er Widerstand.

Dieses wunderliche Getreibe, welches weniger von einer großen Leidenschaft an sich hatte, als von tollkühner Abenteuerlichkeit, dauerte nunmehr schon über ein ganzes Jahr, und Otto schien des Vaterlandes eben so gänzlich vergessen zu haben, als einst Friedrich der Erste. Innocenz, der Papst, schien demselben wie ein entwaffneter und gefesselter Held gegenüber zu stehen. Er aber sah in der That in dasselbe mit verachtendem Erstaunen hinein. Wohl mag ihm die Brust gebrannt haben vor Unmuth und Zorn; aber gewiß nicht, weil er fürchtete, der Bau, welchen Otto aufführte, werde vollendet werden und Festigkeit erhalten; gewiß nicht, weil er besorgte, der apostolische Stuhl werde einen wesentlichen und bleibenden Nachtheil von diesem stürmischen Gewirr erleiden, sondern weil er den Mann, der ihm jetzt zu trotzen sich erkühnete, selbst gehalten, gehoben und groß gemacht hatte, weil seine Klugheit vor der Welt zur Thorheit und seine Hoffnung zu Schanden, seine Weissagung zum Gespötte geworden war. Deßwegen sah er auch den Vorgängen geraume Zeit hindurch mit Stillschweigen zu. Er scheinet den Kaiser als einen jungen Mann betrachtet zu haben, welcher, zum ersten Male früherer Fesseln ledig, im Gefühle der neuen Freiheit, sich brausend und unvorsichtig auslässet; und eben deßwegen hat er wohl die Rükkehr desselben zur Besonnenheit und zu schicklichen Weisen mit Zuversicht erwartet. Als aber Otto weiter griff, nicht zufrieden mit der Besitznahme der Mathildischen Güter, nicht zufrieden mit dem Herzogthume Spoleto, das alte Erbe des heiligen Petrus in seine Gewalt brachte, und Rom also einschloß oder umstellte, daß er sich der ewigen Stadt selbst bemächtigen zu wollen schien: da ließ er ihm den Rath zukommen, abzustehen von so frevelhaftem Beginnen; erinnernd an die Wohl-

ten, welche er dem apostolischen Stuhle verdankte, und an Dankbarkeit, die er gelobet, an die Verpflichtungen, die er chworen hatte; mahnend an die Heiligkeit und die Macht Kirche, an den Apostel Petrus, an Gott und Gottes Sohn; rnend endlich vor dem Fluche des apostolischen Stuhles, ch dessen Segen er geworden, was er wäre. Otto vernahm päpstliche Rede, aber er beachtete sie nicht. Daher hielt nocenz für nöthig vorzuarbeiten, damit er, wenn er den nn ausspräche, nicht ein wirkungsloses Wort verkündigen chte. Mit dem Könige Friedrich von Sicilien ging er eine e Verbinduug ein, oder vielmehr, er zog die alten Bande, ch welche er mit demselben verknüpfet war, straff an, und te im Besonderen auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß Länder diesseits des Meeres abfallen oder erobert werden nten, damit man nicht erschrecken und sich nicht zu einer en Nachgiebigkeit geneiget zeigen sollte. Mit dem Könige ilipp von Frankreich trat er gleichfalls in Verbindung: denn ilipp fürchtete die Macht des Kaisers Otto, weil er in der- en Gefahr für die Normandie erblickte, welche er dem Kö- e von England, Otto's Oheim, entrissen hatte. Auf ihn nte Innocenz rechnen wider den Kaiser. Am Meisten aber nete er gewiß auf die teutschen Fürsten, auf die geistlichen rst, alsdann auch auf viele weltliche. Denn er wußte ja, die Meisten einen Handel getrieben hatten mit ihren Eiden, Otto nur aus Noth, und besonders weil er selbst die che desselben geführet, anerkannt worden, daß das Haus der henstaufen noch viele Anhänger hatte, daß ihm eben deßwe- nicht schwer werden würde, wenigstens eine neue große Spal- g in Teutschland zu erregen: der Abzug eines Theiles der rsten, welche mit Otto in Rom erschienen waren, sogleich h der ersten Uneinigkeit zwischen ihm und dem Kaiser, mußte a ja wohl Bürge sein für diese Erwartung. Als daher to, alle Vorstellungen des Papstes mit der Berufung auf

sein Recht und seine Pflicht zurückweisend, den Angriff
das Reich Sicilien unternahm, glaubte Innocenz nicht lä
zaudern zu dürfen: er sprach den Bann aus gegen
Kaiser [22].

Otto bekümmerte sich nicht um den Fluch des heiligen
ters. Er war im Glück, und die Umstände waren gün
Der Fluch erschien ihm als das Zornwort eines gekrän
Priesters, das verhallen werde, wie jeder andere Laut.
doch auch Philipp, sein Gegner, waren doch so viele Für
Teutschland's, Anhänger desselben, mit dem Banne beleget
wesen, und das Glück war ihnen treu geblieben, er selbst,
Gesegnete, dagegen verrathen und verlassen worden; der B
aber war von demselben Manne wieder aufgehoben, der
ausgesprochen hatte. Also wandte er nicht um, und stand
still. Den Winter hindurch blieb er in Capua, als Si
gefeiert; im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und
nahm er den Krieg wieder auf, und führte ihn mit Nachd
wo es nöthig war die Waffen zu gebrauchen. Inzwischen
ruhete der Papst auch nicht. Er ließ dem Kaiser von Ne
Anerbietungen machen, welche auf das Deutlichste bewi
daß ihm der Friede am Herzen lag. Zugleich aber wiederh
er auch den Bann, auf das Feierlichste verstärket und ges
fet, und dehnte ihn aus auf Otto's sämmtliche Genossen,
derer und Anhänger. Auch wandte er alle Mittel an,
welche er zu gebieten hatte, um der ganzen christlichen W
vorzugsweise den Italiänern und den Teutschen, bekannt
machen, daß er genöthiget worden und wodurch er genöth
worden, diesen Bann auszusprechen gegen den undankba
treulosen und frevelnden Kaiser. Gute Menschen in der
und in der Ferne sahen mit Schrecken diesen Zustand der Di
und erblickten mit Zittern den Abgrund, an dessen Rand
zu wandeln schien. Auch fehlte es nicht an Anhängern
Freunden seines Hauses, welche, je weniger sie die Aufrich

keit seines Wortes von Recht und Pflicht in Zweifel zogen, desto eindringlicher zu seinem Herzen redeten, um ihn zurück zu bringen von seinen verwegenen Unternehmungen [23]. Er aber, von seinen Erfolgen berauschet, hörte auf solche Ermahnungen nicht, sondern ging, weder zur Rechten schauend, noch zur Linken, in immer größere Entwürfe ein. Im Verlaufe des Sommers brachte er ganz Apulien zur Unterwerfung unter seine Hoheit, und auch den größten Theil von Calabrien, so daß er sich wohl als Herrn des ganzen Königreiches diesseits des Meeres betrachten durfte. Deßwegen richtete er sein Auge immer schärfer auf das Eiland Sicilien selbst. Er traf alle nöthigen Anstalten, um hinüber zu setzen, und die Pisaner stellten eine Flotte zu seiner Verfügung. An dem Gelingen der Unternehmung glaubte er um so weniger zweifeln zu dürfen, da man in Sicilien selbst keinen Zweifel zu haben schien. Alles war in Bestürzung. Manche große Herren des Eilandes sandten, um sich wenigstens selbst sicher zu stellen, im Geheimen Botschaft an den Kaiser, erklärten ihre Unterwerfung, und versprachen jegliche Förderung seiner Waffen, sobald er ihnen durch seine Erscheinung auf der Insel möglich gemacht haben würde, sich los zu sagen von seinem Feinde, ihrem Könige Friedrich, und die Sarracenen, die auf der Insel saßen, ließen ihm ihre Faust anbieten und ihr Schwert. Also mag wohl Otto sich nicht nur als den Herrn von Sicilien betrachtet, sondern er mag sich auch eine Zukunft von Größe und Herrlichkeit gedacht haben, wie sie noch keinem Kaiser vor ihm zu Theil geworden war. Aber der schöne Traum war von kurzer Dauer. Otto hatte die Höhe seines Glanzes erreichet. In derselben Zeit, da er so Gewaltiges erfasset zu haben meinte, und auf noch Gewaltigeres sann, umzog sich der Himmel; die schöne Welt, die ihm vor der Seele stand, verschwand in Nacht und Graus, und nach wenigen Monden sah er sich eben so schwach, verlassen und verrathen, wie in früheren Tagen.

Seit dem Abzuge des Kaisers nach Italien nämlich mögen in Teutschland mancherlei Bewegungen vorgegangen sein, Anstrengungen der Städte für Erhaltung und Mehrung, Streitigkeiten in den Bisthümern bei der Besetzung erledigter Stellen, Fehden unter einzelnen Fürsten, und Räubereien auf Landwegen und Flüssen; aber Etwas von Bedeutung oder von eigenthümlicher Art scheinet sich eine geraume Zeit herdurch nicht ereignet zu haben, vielmehr herrschte im Allgemeinen eine solche Ruhe und eine solche Sicherheit, daß die Zeitgenossen selbst in Verwunderung geriethen über die ungewohnte Ordnung [24]. Auch waren die ersten Nachrichten aus Italien ja nur erfreulich und berechtigten zu der Erwartung eines glücklichen Ausganges der kaiserlichen Fahrt. Daher leidet es keinen Zweifel, Otto würde, wenn er sogleich als Kaiser, mit der ersten Krone der Welt geschmücket, nach Teutschland zurück gekommen wäre, und das schöne Heer, das ihn über die Alpen begleitet hatte, wieder in das Vaterland herein geführet hätte, überall mit dem größten Jubel empfangen worden sein. Aber die Rückkehr mehrer Fürsten, welche nach dem Beginne des Zwistes mit dem Papste den Kaiser verlassen hatten und, im Jahre zwölf Hundert und zehen, nach und nach in Teutschland eintrafen, scheinet je nach der Stellung und Stimmung der Menschen, hier Besorgnisse, dort Hoffnung, überhaupt mannichfaltige Leidenschaften erreget zu haben. Von dieser Zeit an entstand eine neue Spannung, die immer größer ward; eine neue Spaltung bereitete sich vor. Freunde, Feinde, Unentschiedene, Alle schaueten um sich her, erwogen ihre Stellung, und trafen Anstalten, um jede Gelegenheit benutzen zu können, wenn nicht für das Reich, doch für ihre alte Partei oder für sich selbst. In diese Aufregung nun fiel, wahrscheinlich im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und eilf, der Bannfluch des Papstes gegen den Kaiser Otto hinein. Zu gleicher Zeit, oder doch bald nachher, erfolgten päpstliche Schreiben an die teutschen Fürsten, in welchen

dieselben des Eides, den sie dem Kaiser Otto geschworen hat-
ten, ledig erkläret, und aufgefordert wurden, einen anderen
Kaiser zu erwählen. Es mag dem Papste wohl hart angekom-
men sein, mit dieser Verwerfung eines Mannes vor die teut-
schen Fürsten zu treten, den er zehen Jahre lang empfohlen
und gepriesen, zu dessen Erhebung er mit denselben Mitteln
getrieben hatte, mit welchen er nunmehr den Sturz desselben
zu bewirken suchen mußte; denn er konnte voraus sehen, daß
schon das Eingeständniß eines so argen Mißgriffes ein beschä-
mendes Lächeln über ihn, den Nachfolger des Apostels, erregen
mußte; auch wußte er gar wohl, daß die Urtheile denkender
Menschen über seinen Streit mit Otto sehr verschieden waren,
wie in Italien, so ohne Zweifel nicht minder in Teutschland.
Otto hatte auf den Vorwurf, daß er den Eid gebrochen habe,
mit welchem er dem Papste die Länder und Rechte versprochen
hatte, die derselbe in Anspruch nahm, nicht ohne Grund mit
dem anderen Eide geantwortet, durch welchen er verpflichtet
worden war, alle Länder und Rechte des Reiches zu erhalten
und zurück zu fordern; er selbst hingegen vermochte den Vor-
wurf, daß er die Noth und die Unwissenheit des Königes Otto
argelistig mißbrauchet und denselben zu der Abtretung von Län-
dern verleitet habe, um welche die früheren Kaiser seit einem
Jahrhunderte mit seinen Vorgängern gestritten hatten, keines-
weges abzuweisen. Also mochte die Schuld, den Streit veran-
lasset zu haben, leicht auf ihn geworfen werden [25]. Er je-
doch war klug genug, die Sache den teutschen Fürsten von
einer anderen Seite zu zeigen. Von dem Ursprunge des Strei-
tes sprach er nicht; sein Recht, von dem Könige jenen Eid
zu verlangen, bewies er nicht. Er berief sich nur auf Das-
jenige, was er für Otto gethan hatte, und stellte denselben
als einen schlechten Menschen hin, der so viele Wohlthaten
mit der häßlichsten Undankbarkeit erwidere. Er habe sich, sagte
er, schrecklich wegen des Mannes getäuschet; eben deßwegen

aber habe er auch zuerst gebüßet. Und Gott sei zu danken, daß Otto ihn selbst zuerst angegriffen; dadurch habe er sogleich die ganze Bosheit seines Herzens enthüllet. Denn da er ihn, dem er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, Alles zu verdanken hätte, nicht schone, sondern auf alle Weise zu kränken und zu entwürdigen strebe: so könnten die teutschen Fürsten sich zum Voraus sagen, was sie zu erwarten hätten von einem solchen Kaiser, und eben dadurch wären sie in den Stand gesetzet, Vorsicht zu treffen, daß die Gefahr, die über ihren Häuptern schwebe, unschädlich vorüber ginge. Aber Innocenz ging noch weiter; er empfahl ihnen auch den Fürsten, den sie wählen sollten: es war Friedrich, König von Sicilien, der Hohenstaufe [26]. Dieser Vorschlag stand allerdings im schneidendsten Widerspruche mit den Grundsätzen, welche Innocenz bisher laut bekannt hatte, und nach welchen er durchaus nicht zugeben konnte, daß der Erbkönig von Sicilien, sein Vassall, mit der Krone dieses Reiches die teutsche Krone und die lombardische Krone auf seinem Haupte vereinigte, und über diese drei Kronen noch die Kaiser-Krone setzte. Aber Innocenz war in so großer Bedrängniß, daß er künftige und ungewisse Gefahren nicht achtete, um den gegenwärtigen und gewissen zu entgehen; auch leidet es bei den italischen und teutschen Zuständen in dieser Zeit keinen Zweifel, daß, wenn der Welf Otto durch einen Gegen-Kaiser gestürzet werden sollte, derselbe nur durch einen Hohenstaufen gestürzet werden konnte. Endlich ernannte er, um sein Wort alsobald ins Werk zu setzen, zuerst der Erzbischof Sifrid von Mainz, und bald auch den Erzbischof Albert von Magdeburg zu seinen Legaten in Teutschland, Jenen ohne Zweifel zunächst für die südlichen Länder, Diesen für die nördlichen. In dem Erzbischofe Sifrid hatte er den priesterlichen Geist und die kirchliche Gesinnung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und wußte wohl, daß vor solchen Tugenden die Gunst, die Otto demselben erwiesen, bald in

Vergessenheit kommen würde; der Erzbischof Adelbert hingegen hatte nur auf seine Veranlassung Otto's Partei genommen, und die ganze Geistlichkeit von Magdeburg war ja dem Hohenstaufen Philipp getreu geblieben bis zu seinem Tode. Also durfte Innocenz wohl glauben, die Sache in gute Hände geleget zu haben. Und er hatte sich nicht getäuschet.

Der Erzbischof Sifrid von Mainz nämlich berief Einige der ersten Fürsten des Reiches zu einer Versammlung in Bamberg. Den Vorwand gab die Sache des Bischofes von Bamberg, der, wie erzählet worden ist, in den Verdacht der Theilnahme an der Ermordung des Königes Philipp gekommen war. Die zahlreiche Versammlung bestand zum größten oder zum wichtigsten Theil aus Fürsten, welche mit dem Kaiser nach Italien gezogen und ohne den Kaiser aus Italien zurückgekehret waren: namentlich werden angegeben der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen, die Herzoge von Baiern und Oesterreich. Der Erzbischof schlug unbedenklich die Wahl des Königes von Sicilien, Friedrich's des Hohenstaufen, vor. Dieser Vorschlag wurde zwar von der Versammlung nicht genehmiget [27], ohne Zweifel, weil die Versammlung zu zahlreich und nicht gehörig vorbereitet war; aber der Bann wurde von dem Erzbischofe Sifrid gegen den Kaiser verkündiget, und an alle Erzbischöfe Teutschland's wurde der apostolische Befehl ausgefertiget, den Bann alsobald in den Kirchen ihrer Sprengel zu verkündigen und verkündigen zu lassen. Hierauf wurde die Versammlung aufgelöset, die Fürsten aber, die sich verstanden oder verständiget hatten, unter welchen sich wahrscheinlich auch die Erzbischöfe von Magdeburg und Trier befanden, vereinigten sich von Neuem zu Nürnberg. Daselbst sagten sie sich loß von dem Kaiser Otto, und erwählten den König Friedrich von Sicilien zum Kaiser. Zugleich ernannten sie zwei Gesandte, Heinrich von Nifen und Anshelm von Justingen, welche nach Rom und Sicilien gehen sollten, um dem

Papſt und dem Könige Friedrich die Wahl bekannt zu m
um auch den Letzten einzuladen, nach Teutſchland zu ko
und das Reich in Beſitz zu nehmen. Zur Beſtreitun
Koſten wurden den Abgeordneten fünfzehen Hundert Mar
bers bewilliget, welche man von den Einkünften des J
zu bezahlen beſchloß [28].

Und nun ging von Neuem ein großer Brand in T
land auf, und die beiden alten Parteien, der Waiblinge
der Welfen, traten einander gegenüber, die eine, um zu
ren, die andere, um zu löſchen. Jene jauchzete laut auf
war voll von Unwillen und Zorn. Wo man waiblingiſch
net war, wurde der Bann gegen den Kaiſer Otto ausgeſp
überall; wo die Welfen überwogen, unterblieb die V
digung. Aber, wie früher, ſo zeigte ſich auch jetzt das
gewicht auf der Seite der Hohenſtaufen, um ſo natü
da jetzt der Papſt mit ſeinem Fluch und ſeinen Künſte
der Seite des Hohenſtaufen ſtand, wie früher auf der
des Welfen. Im Allgemeinen, obwohl nicht ohne Ausna
ſprach ſich das ganze ſüdliche Teutſchland für Friedrich
obgleich der Jüngling von ſiebenzehen Jahren Niemande
kannt war: aber man durfte hoffen, daß er, durch ſein
gend genöthiget, und durch die Verhältniſſe ſeines Erb
gezwungen, in Teutſchland, ohne Jemanden zu beläſtigen
königlichen Namen tragen, und ſich nur durch Nachſicht,
thätigkeit, Gewährungen und Verheiſſungen zu erhalten
würde. Die größte Aufregung für denſelben zeigte ſi
Schwaben, in den alten Beſitzungen des hohenſtaufe
Hauſes; es war jedoch keinesweges Zuneigung, Liebe oder
trauen, was die Schwaben für ihn durchdrang, ſonde
war der Haß gegen Otto, welcher durch Strenge und S
Ordnung unter ihnen geſchaffen hatte, Allen unbequem
ſich ritterlich zu ſein dünkten. Den größten Einfluß ab
dieſer Partei übten die Erzbiſchöfe von Mainz und von

deburg. Für Otto dagegen waren, außer seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein, die meisten Fürsten im nördlichen Teutschland und in Lotharingien, aber mit Herz und Seele doch nur die Sachsen in den Erblanden seines Hauses. Diese hielten fest an der Treue, obgleich der Erzbischof von Magdeburg über einen Jeden den Bann aussprach, der Otto noch den Kaiser nennen würde, und jegliches Mittel anwandte, sie hinweg zu ziehen von dem Sohne Heinrich's des Löwen. Je klarer aber die Anhänger Otto's ihre Schwäche erkennen mochten, desto mehr glaubten sie, mit den Waffen für ihn auftreten zu müssen. In der That fiel der Pfalzgraf Heinrich, in Verbindung mit dem Herzoge von Brabant und vielen Herren aus Lotharingien, schon im Herbste dieses Jahres, zwölf Hundert und eilf, in das Erzbisthum Mainz ein mit bewaffneter Macht. Sifrid, der Erzbischof, keines Widerstandes fähig, keiner Hülfe gewärtig, entfloh nach Thüringen. Das Erzbisthum wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, und nur die Städte und die Burgen wurden geschonet, jene ohne Zweifel, weil man auf die Bewohner rechnete, diese, weil es zur Eroberung an Zeit gebrach und an Mitteln. Aber auch der Landgraf Hermann, zu welchem der Erzbischof seine Zuflucht genommen hatte, kam bald in großes Bedrängniß. Kaum hatte er zu Naumburg die Vassallen und Herren aus Thüringen zu Friedrich's Partei, wie er glaubte, überredet, so brach Otto's Truchseß, Guncelin, dessen Treue sich auch in früheren Tagen der Gefahr mannichfach bewähret hatte, mit bewaffneter Macht aus den Erblanden hervor, in Thüringen ein, und nahm die königlichen Städte Nordhausen und Mühlhausen in Besitz, befestigte sie mit Mauern und Gräben, und wirkte von diesen Städten aus weit mit dem Schwerte, weiter jedoch mit Wort und Geld. Die Herren und Vassallen wurden bewogen, sich von ihrem Erb-Fürsten loszusagen, sich mit den Sachsen zu vereinigen, und mit denselben vereiniget die Hausbesitzungen

des Landgrafen auszuplündern und zu verwüſten. Der Urheber und Förderer dieſes Abfalles war der Graf Friedrich von Beichlingen, welcher ſeit zwei Jahren große Geldſummen von dem Landgrafen empfangen und ſich dagegen auf das Feierlichſte verbindlich gemacht hatte, demſelben zu Folge und Hülfe bereit zu ſein gegen jeglichen Feind [29]. Dem Landgrafen aber blieb Nichts übrig, als ſeine Burgen noch ſtärker zu befeſtigen, und von den Mauern derſelben herab den Verwüſtungen ruhig zuzuſehen, die von ſeinen getreuen Hofleuten und Hausfreunden [30], in Verbindung mit den Sachſen, über ſein Land gebracht wurden.

Die Nachricht von dieſen Bewegungen in Teutſchland nun gelangte zu dem Kaiſer Otto, als er eben mit dem Gedanken umging, nach Sicilien hinüber zu ſetzen und ſein Werk zu vollenden. Gleichzeitig, und wohl ſchon früher, mögen auch Nachrichten aus Lombardien eingelaufen ſein, die nicht minder ungünſtig waren. Denn hier ereigneten ſich ähnliche Vorgänge, wie in Teutſchland. Der Papſt wandte dieſelben Mittel an, welche in Teutſchland angewendet wurden, um den Bann gegen den Kaiſer bekannt und wirkſam zu machen. Und ſeine Mittel bewieſen auch hier ihre Kraft. Ganz Lombardien ſchwankte. Niemand wurde feindſelig gegen Otto, aber die Meiſten wurden zweifelhaft, ungewiß oder gleichgültig, und nur Wenige blieben dem Kaiſer zugethan. Und wie hätte er, der Kaiſer, unter ſolchen Umſtänden, auf das Heer rechnen dürfen, welches, größtes Theiles aus Italiänern beſtehend, ihn umgab. Er mußte erkennen, daß bei längerem Verweilen im unteren Italien ſein Untergang unvermeidlich ſei. Alſo brach er im Monate November auf, nicht ohne Ermahnungen, Anordnungen und Befehle zurück zu laſſen, wie ein König an ſeine Getreuen. Die Lombarden, die mit ihm geweſen, die wenigen Teutſchen, die noch bei ihm geblieben waren, begleiteten ihn. Und nach ſeinem Abzuge ſtellte ſich im unteren und im mitt-

n Italien hinter ihm der Zustand der Dinge alsobald wie=
her, der vor seiner Ankunft gewesen war, wie hinter dem
lnden Schiffe alsobald die Furche verschwindet, welche das=
e in die Fluthen geschnitten hat. Von seiner Erscheinung
b Nichts zurück als das Gedächtniß. Sein erster Gedanke
inet gewesen zu sein, sich in Lombardien fest zu setzen, die
idte zu gewinnen, zu vereinen, sein kaiserliches An=
n herzustellen; vielleicht hatte er auch die Absicht, den Kö=
Friedrich, dessen Name und Geschlecht unter den Lombar=
die schrecklichsten Erinnerungen aufrufen zu müssen schien,
abzuwehren, zu bekämpfen, zu vernichten. Aber er mußte
erkennen, daß auch dieser Gedanke eitel war. Alles war
ers, als bei seiner Ankunft vor drittehalb Jahren. Damals
e man ihn, den Welfen, mit Freude und Hoffnung be=
ßet, jetzt erschien er Allen nur als ein Mann des Fluches
der Flucht. Mit allen seinen Bemühungen erreichte er
ts. Seine Unterhandlungen führten zu keinem Ergebniß,
e öffentlichen Tage, die er kaum zu Stande brachte, zu
em Erfolg. Nur Bologna, wo er sich im Anfange des
nates Januar, zwölf Hundert und zwölf, befand, bewies
treue Ergebenheit; nur Mailand, wo er im Monate Fe=
ar vierzehen Tage verweilte, zeigte sich günstig und eifrig.
r Niemand schloß sich an. Dem Kaiser selbst scheinet es
eimlich geworden zu sein in dem fremden Lande. Er zog
der rauhesten Jahreszeit über die Alpen, und betrat im An=
ge des Monates März den Boden des Vaterlandes.

Zwölftes Capitel.

Der Kaiser Otto IV. in Teutschland.

Friedrich's II. Fahrt nach Teutschland.

Otto's und Friedrich's ungewisse Stellung zu einander.

J. 1212 — 1214.

Der König Otto hatte, ein Freund und Günstling des Papstes, mit einem großen und schönen Heere das Vaterland verlassen: mit einer geringen Mannschaft kam der Kaiser Otto, unter dem Banne der Kirche, in das Vaterland zurück. Bei seinem Abzuge war er von lautem Jauchzen begleitet worden: bei seiner Wiederkehr ward er mit düsterem Schweigen empfangen. Ihn scheinet auch Niemand erwartet zu haben. Seine Erscheinung aber machte eine gewaltige Wirkung, zu Hoffnung und Furcht. Freunde und Feinde kamen in Bewegung. Schon um die Mitte des Monates März vermochte er einen öffentlichen Tag zu Frankfurt zu halten. Daselbst erschienen viele weltliche Fürsten vor ihm, entweder aus Anhänglichkeit oder aus Neugierde; die geistlichen hingegen waren, den Bischof von Halberstadt ausgenommen, sämmtlich daheim geblieben, entweder, weil sie die Berührung mit dem Bann-

Beladenen scheueten, oder weil sie für sicherer hielten, Nichts zu übereilen. Was verhandelt und beschlossen worden, ist unbekannt: Otto aber muß mit solchem Ansehen aufgetreten sein unter den Fürsten, daß kein Zweifel an seinem Siege aufzukommen vermochte. Denn der Markgraf Thiederich von Meissen und der Lausitz schloß mit ihm einen feierlichen Vertrag, in welchem er seinen getreuen Beistand versprach gegen den Papst, gegen den König von Böhmen, den Landgrafen von Thüringen und jeglichen Feind: der Kaiser versprach dagegen, das Königreich Böhmen dem Neffen des Markgrafen, Wlatislav [1], zu Lehen zu geben, ihm beizustehen, ihm ein guter und gnädiger Herr zu sein [2]. Ja, der Herzog Ludwig von Baiern, der den Versammlungen zu Bamberg und zu Nürnberg beigewohnet hatte, söhnte sich, ohne Zweifel aus Besorgniß, mit dem Kaiser aus, und gelobte, was der Markgraf gelobet hatte, ohne etwas Anderes zu erhalten, als die Zusage, daß Otto ihm ein guter und gnädiger Herr sein wollte [3]. Und einen Monat nach diesen Vorgängen stellten sich die Lehen-Leute und die Bürger von Trier, unzufrieden mit der Schwäche und dem Wankelmuth ihres Erzbischofes Johann, zu Hagenau unter den besonderen Schutz des Kaisers, und versprachen ihre Treue zu bewähren unter allen Umständen. Alle diese Dinge aber scheinen den Herzog Heinrich von Brabant auf den Gedanken gebracht zu haben, daß es besser sein würde, durch rasche That seine Gesinnung zu beweisen, als durch Wort, Schwur und Versprechung. Er brach mit seinen Kriegsscharen in das Bisthum Lüttich ein. Am Dritten des Monates Mai, am Tage der Himmelfahrt Christi, griff er die Stadt Lüttich an und eroberte sie im Sturm; aber seine Krieger schändeten den Sieg durch Raub, Mord, Entweihung und jeglichen Frevel. Dagegen ging am Vorabend desselben Festes das Erzbisthum Cöln für den Kaiser auf einige Zeit verloren. Der alte Verräther Adolf bemächtigte sich desselben durch Schleicherei und

Lüge, und wußte seine Herrschaft eine Zeit lang durch dieselben Künste zu erhalten, durch welche er sie wieder gewonnen hatte. Der Erzbischof Theoderich nämlich, nach Bruno's Tode zu dem Erzbisthume gelanget, hatte dasselbe auf eine unwürdige Weise verwaltet und den Haß von Geistlichen und Laien auf sich geladen. Dabei aber war er Otto's Anhänger geblieben. Deßwegen hatte der päpstliche Legat, Sifrid von Mainz, ihn mit dem Banne beleget. Er jedoch hatte diesen Bann nicht geachtet, sondern war fortgefahren in der Verwaltung seines priesterlichen Amtes. Diese Umstände wußte Adolf zu benutzen. Er erschien in Cöln und verkündigte, daß Theoderich vom Papst abgesetzet und er selbst von Neuem zu dem erzbischöflichen Stuhle erhoben worden sei. Deßwegen befahl er, daß man nur ihm gehorchen sollte. Die Geistlichen fielen ihm zu aus Haß gegen Theoderich, und dieser sah sich genöthiget, die Kirche und die Stadt zu verlassen. Er ging zuerst zu dem Kaiser Otto; und da dieser nicht helfen konnte, nach Rom. Aber seine Angelegenheit war, unter den obwaltenden Umständen, eine Nebensache für den heiligen Vater. Das Kirchliche mußte dem Weltlichen nachstehen.

Otto selbst hielt zum Pfingstfest einen großen Hoftag zu Nürnberg. Er entwickelte den versammelten Fürsten, unter welchen sich auch einige Bischöfe befanden, die wahren Ursachen des Zwistes zwischen ihm und dem Papst; und wenn er auch nicht Alle überzeugte, daß er nicht anders zu handeln vermocht, als geschehen, so scheinet doch seine Rede keinen Widerspruch gefunden zu haben. Denn der König Ottocar von Böhmen wurde, mit Zustimmung der Fürsten, seines Reiches entsetzet, und dem Sohne desselben aus seiner ersten Ehe, dem Neffen des Markgrafen Thiederich von Meissen, der mit einigen vornehmen Herren aus Böhmen zu Nürnberg erschienen war, wurde die Belehnung mit demselben durch die Ueberreichung von sechs Fahnen ertheilet. Und zugleich ward ein Krieg be-

schlossen gegen den Landgrafen Hermann von Thüringen. Uebrigens mag manche große Familie dem Kaiser auch dadurch gewonnen worden sein, daß Otto dem Orden der teutschen Ritter nicht nur verstattete, durch Schenkung und Kauf Güter aller Art in Teutschland zu erwerben, sondern daß er auch alle Besitzungen des Ordens unter seinen besonderen Schutz nahm.

Von Nürnberg hinweg scheinet sich Otto durch das Land des Markgrafen von Meissen hindurch gegen das Erzbisthum Magdeburg gewendet zu haben, um in der Zeit, bis aus dem südlichen Teutschland, aus Schwaben und Baiern, die Scharen zum Kriege wider den Landgrafen von Thüringen sich versammeln konnten, den Erzbischof Albert zu züchtigen, der so freigebig mit seinen Bannflüchen gewesen war. Und in der That wurde das Erzbisthum durch Otto so arg verwüstet, daß das harte Wort als wahr wiederholet ward: ein Kaiser Otto und ein Erzbischof Albert hätten das Bisthum gegründet, ein Kaiser Otto und ein Erzbischof Albert dasselbe zu Grunde gerichtet. Der Erzbischof wagte zwar, dem Kaiser mit den Waffen in der Faust zu begegnen, aber er erfuhr bald, daß er das Schwert weit nicht so gut zu schwingen verstand, als den Bannstrahl, und erlitt einen schweren Verlust [4]. Otto jedoch blieb nicht lange in dieser Gegend. Um die Zeit der Aernte begann er den Krieg in Thüringen. Vor einer großen Wurfmaschine, der Dreibock genannt, die in Teutschland noch nicht gebrauchet worden war [5], sanken die Mauern der beiden Burgen des Landgrafen, Rotenberg und Salza [6], bald zusammen. Um so zuversichtlicher wandte sich Otto gegen Weissensee, den Landgrafen Thiederich zur Seite, wie derselbe vor acht Jahren an Philipp's Seite vor dieser Feste gestanden hatte. Da die Uebergabe dieser Stadt nicht bald zu erwarten war, so konnte Otto dem Verlangen nicht widerstehen, seine junge Gemahlin, jetzt fünfzehen Jahre alt, ein Mal zu besuchen. Er verließ das Lager und begab sich nach Nordhausen, woselbst

Beatrix sich befand. Das war der Anfang seines Unglückes. Zwar feierte er am Siebenten August's seine Hochzeit mit großer Pracht und Festlichkeit, aber schon nach vier Tagen war die junge Gemahlin eine Leiche [7].

Dieser Tod war ein furchtbarer Schlag für Otto. Durch denselben wurde das Band zerrissen, welches Schwaben, das Erbland der hingeschiedenen Beatrix, mit ihm verknüpfet hatte. Und wie hätten nicht, bei seiner Stellung zum Papst und zur Kirche, über die Ursachen des Todes böse Vermuthungen entstehen sollen, welche, vom Gerüchte gestaltet und verbreitet, seine Freunde in Zweifel versetzten, von seinen Feinden wirklich oder heuchlerisch für Wahrheit ausgegeben wurden? Aber selbst solchen Menschen, die zu gut, zu fromm oder zu verständig waren, um dem Kaiser einen Tod zur Last zu legen, dessen Nachtheile für ihn auch dem Einfältigsten einleuchteten, blieben doch wohl betroffen vor der Thatsache stehen, daß die Tochter des Hauses der Hohenstaufen, die als Vermittlerin zwischen zwei feindlichen Parteien betrachtet worden war, sogleich nach der Umarmung des Welfen aus dem Leben hinweg gerissen sei. Auch sie konnten kaum umhin, in dem geheimnißvollen Ereignisse, wenn sie Feinde des Kaisers waren, ein strafendes Gottesurtheil, wenn sie zu seinen Anhängern gehörten, eine unheilvolle Vorbedeutung zu erblicken. Die Zeit war in geistiger Hinsicht dämmerlich, in sittlicher haltungslos, in relioser ungewiß. Eine seltsame Erscheinung, welche in diese Tage fällt, kann Zeugniß geben über die herrschende Aufregung. In allen Gegenden von Teutschland, in Lotharingien und in einigen Theilen von Frankreich, kamen, wie von unsichtbarer Hand gestachelt, Knaben verschiedenes Alters in Bewegung, und rotteten sich zusammen, um nach dem heiligen Lande zu gehen, und den Angelegenheiten der Christen aufzuhelfen. Mädchen und Jungfrauen, bald auch Frauen und Greise, von demselben Wirbel ergriffen, schlossen sich an.

Wie ſie waren oder ſtanden, brachen ſie auf, ihre Arbeit verlaſſend, ihre Werkzeuge zur Seite werfend [8]. Ohne Wehr, ohne Geld, ohne Vorrath zogen ſie dahin, und Nichts vermochte ſie aufzuhalten, weder die Ermahnung ihrer Aeltern und Pfleger, noch das Wort ihrer Prieſter [9]. Viele kamen ſchon in den Alpen um durch Hunger, Ermattung und Krankheit; Viele, die in Italien hinein gelangten, hatten Schimpf und Schande zu erdulden, oder fanden einen jammervollen Tod; nur Wenige ſcheinen, als der Wahn verflogen war, die Heimath wieder erreichet zu haben. Nun iſt allerdings wahr: die beſtändigen Klagen über die Schändung der heiligen Oerter im Morgenlande, die Verſicherung der Geiſtlichen, daß die heiligen Unternehmungen lediglich wegen der Sünden der Kreuzfahrer mißlungen ſeien allzumal, die unaufhörlichen Aufforderungen des Papſtes Innocenz, ſeit vier Jahren, zu Kreuzzügen gegen die Ketzer im ſüdlichen Frankreich, der Tadel, welchen dieſer Mißbrauch des Kreuzes finden mochte bei vielen frommen und verſtändigen Menſchen: es iſt wahr, dieſe und andere Gründe machen die Fahrt der Knaben und Mädchen vielleicht einiger Maßen begreiflich. Aber das Zeugniß über dieſe Zeit, das in der Erſcheinung lieget, verlieret dadurch ſeine Bedeutung nicht, daß man dieſelbe zu erklären ſuchet. Und in einer ſolchen Zeit mußte das plötzliche Hinſterben der Kaiſerin Beatrix unter ſolchen Umſtänden um ſo mehr einen tiefen Eindruck machen, je weniger die Urſache des Todes bekannt geworden iſt. Otto ſcheinet getrauert, aber geſchwiegen zu haben.

Er kehrte in das Lager vor Weiſſenſee zurück. Aber ſo wie er ein Anderer wiederkommen mochte, als er gegangen war, ſo fand er auch Alles anders. Das Heer hatte ſeinen Muth verloren und ſeine Haltung. Bald zogen die Schwaben ab, und die Baiern folgten. Wer blieb, zeigte Unluſt zum Kampf [10]. Otto ſah ſich genöthiget, die Belagerung aufzu-

heben. Er zog ſich nach Erfurt. Hier ſcheinet er Nachricht erhalten zu haben von einer neuen, nahenden Gefahr, denn er verließ Thüringen und eilte nach Schwaben, um dem Könige Friedrich von Sicilien den Eintritt in Teutſchland zu verwehren, oder wenigſtens die Feſtſetzung. Aber er hatte den rechten Augenblick verſäumet; es war zu ſpät.

Früher iſt erzählet worden, daß die Fürſten, welche zu Bamberg Otto's Abſetzung und Friedrich's Erhebung ausgeſprochen hatten, zwei Abgeordnete nach Italien ſandten, um den Papſt zu benachrichtigen und den König einzuladen. Die beiden Geſandten kamen bis Verona. Daſelbſt blieb Heinrich von Niſen zurück, um in Lombardien für Friedrich zu arbeiten; Anshelm von Juſtingen ging weiter. Unter großem Mühſal und vielen Gefahren kam er nach Rom. Bei ſeiner Erſcheinung ſcheinet ſich noch ein Mal eine warnende Stimme in der Bruſt des heiligen Vaters erhoben zu haben; es ſcheinen ihm noch ein Mal die alten Erinnerungen an den Geiſt und das Streben der Hohenſtaufen, an die Stellung derſelben zu dem apoſtoliſchen Stuhl, an die Grundſätze, zu welchen er ſich in früheren Tagen bekannt hatte, vor der Seele vorüber gegangen zu ſein. Zurück jedoch konnte er nicht. Auch wankte er nicht, ſondern er ſchauderte nur vor ſeinem eigenen Werke. Vielleicht hat er ſich mit dem Gedanken beruhiget, daß ja Friedrich's Jugend noch ganz ungewiß ließ, ob er ſeinem Vater und ſeinem Großvater gleich ſein würde, daß man ihn auch feſſeln und verwickeln möchte, um ihn jedes Falles unſchädlich zu machen, daß endlich die Zukunft ungewiß ſei, und daß der Menſch ſich nur nach den Verhältniſſen der Gegenwart entſcheiden könne. Jedes Falles iſt gewiß, Innocenz genehmigte die Wahl, und bewirkte, daß Friedrich der Zweite auch von den Römern als Kaiſer anerkannt ward [11].

Der Geſandte ging nach Palermo, vom Papſte mit Briefen an den König Friedrich und deſſen Räthe verſehen. Fried-

rich war siebenzehen Jahr alt. Die Welt wußte noch Nichts von ihm, und ahnete nicht, daß in der kleinen Gestalt ein gewaltiger Geist wohnte. Nur Das war bekannt, daß er unter heillosen Verhältnissen und mannichfaltigen Gefahren seine Kindheit hingebracht, daß der Papst Innocenz über ihn seine schützende Hand gehalten, und über seine Erziehung nach Möglichkeit sorgfältig gewachet hatte. Die Liebe zu Saitenspiel und Gesang, die schon längst in ihm entstanden war, die er auch sein ganzes Leben hindurch, im Unglücke wie im Glücke, treu bewahret hat, mochte er dem schönen Eilande, dem erhabenen Anblicke des Meeres, dem farbenreichen Leben der gemischten Bewohner des Landes, und selbst dem ungewissen Schicksale verdanken, das auf seiner Kindheit gelegen hatte; die Liebe zu Wissenschaft, Gelehrtheit, und jeder geistigen Bestrebung aber verdankte er der Sorge des Papstes; zu seiner Kenntniß vieler Sprachen hingegen, der lateinischen, der teutschen, der griechischen und der arabischen mögen seine Erziehung und der lebhafte Verkehr, der auf Sicilien Statt fand, gleichmäßig beigetragen haben. Sein röthliches Haar endlich machte ihn zum Fremdling in dem Lande seiner Geburt, und wies auf Teutschland und auf sein Geschlecht zurück. Uebrigens war er, auf das Betreiben des Papstes, seit länger als zwei Jahren vermählet mit Constantia, einer Tochter des Königes Alfonso des Zweiten von Aragonien, der Wittwe des Königes Emerich von Ungarn, die gegen ein Dutzend Jahre älter sein mochte als er selbst [12]. Auch war er schon der Vater eines Sohnes, Heinrich genannt.

In dieses Jünglinges Seele nun scheinet der Antrag des teutschen Gesandten sogleich alle Knospen angestammter Leidenschaften zum Aufbrechen getrieben zu haben. Friedrich war sogleich bereit, in die geöffnete Bahn einzutreten, welche ihn in eine unübersehbare Welt der That und der Rache, des Ruhmes und des Glanzes, der Herrschaft und der Gewalt, des Her-

ſtellens und des Gründens einzuführen verſprach, in eine Welt, in welcher er der Erſte unter den Menſchen werden ſollte. Seine Gemahlin ſuchte ihn zurück zu halten von dem ungewiſſen und gefahrvollen Unternehmen; alle großen Herren ſeines Reiches widerriethen das verwegene Werk: er aber verachtete ihre Gründe und achtete ihre Bitten nicht. Nachdem er die nöthigen Anordnungen und Vorbereitungen getroffen, und ſeine Gemahlin zur Verweſerin des Reiches Sicilien ernannt hatte, ging er am Achtzehenten des Monates März, am Sonntage Palmarum, zu Schiffe, und landete in Gaeta. Am Siebenzehenten April's kam er zu Rom an. Mit dem Papſte lebte er während ſeines Aufenthaltes in der freundlichſten Vertraulichkeit. Innocenz zeigte ſich zu jeglicher Förderung bereit, Friedrich zu jeglicher Verſprechung. Auch beugte ſich der junge König ohne Zweifel gern vor des Papſtes überlegenem Geiſte; was hätte die Eintracht zu ſtören vermocht? Gegen das Ende des Monates begab ſich Friedrich mit vier genueſiſchen Schiffen von Oſtia nach Genua. Er kam glücklich an und wurde freundlich empfangen. Aber mit dieſem Empfange war auch die Hülfe der Genueſen erſchöpfet. Was weiter geſchehen ſollte, war ſchwer zu ſagen. Friedrich wollte und mußte nach Teutſchland. Dahin konnte er nur durch Lombardien gelangen, und in Lombardien hing an dem Namen Hohenſtaufen ein Fluch, der jede edele Seele mit unverſöhnlichem Haß erfüllte. Die Lombarden waren durch den Bann des Papſtes entzweiet und abgehalten worden, für den Kaiſer Otto aufzutreten; aber für den Hohenſtaufen Friedrich waren ſie nicht gewonnen. Einige Fürſten, namentlich der Markgraf Azo von Eſte, welcher von dem Kaiſer Otto, ſeinem Verwandten, unverkennbar mit der Bewilligung, vielleicht auf den Wunſch des Papſtes, die Belehnung mit der Mark Ankona erhalten hatte, der Markgraf von Montferrat, der treue Anhänger der Hohenſtaufen, der Markgraf von San Bonifacio, der gern beiden Parteien zugleich

dienet hätte, kamen allerdings zu Friedrich, und waren zu
ner Hülfe bereit, aber ihre Dienſte verſchafften keine Macht
n Bedeutung. Von den lombardiſchen Städten waren zwar
ch zwei, Pavia und Cremona, dem Könige Friedrich genei-
t, aber mehr aus alter Feindſchaft gegen Mailand, als aus
uer Anhänglichkeit. Mailand hingegen, die königliche Stadt,
n gräßlichen Erinnerungen durchdrungen und Gräßliches von
m Hohenſtaufen fürchtend, war entſchloſſen, demſelben den
urchgang durch Lombardien zu verwehren, und faſt alle
tädte theilten Mailand's Geſinnung. Friedrich blieb länger
zwei Monate in Genua. Tauſend Verſuche mögen ge-
ucht worden ſein, eine Aenderung zu bewirken, aber vergeb-
h. Endlich entſchloß ſich der König zu einem kühnen Wag-
ſſe, dem Glücke vertrauend, das allein helfen zu können ſchien.
d das Wagniß gelang. Am Fünfzehenten Juli's verließ er
enua, nicht wie ein König, welcher den Thron eines großen
eiches in Beſitz zu nehmen vorhat, ſondern einem Flücht-
ge gleich, der ſeinen Verfolgern zu entkommen ſucht. Von
enigen begleitet, zog er durch die Grafſchaft Montferrat,
d kam auf einem großen Umwege glücklich nach Pavia.
ie Paveſen begleiteten ihn auf dem Wege nach Cremona,
ährend die Cremoneſen entgegen kamen, um ihn weiter zu
hren. Inzwiſchen rückte die Macht der Mailänder heran.
ei deren Annäherung verließ Friedrich ſeine Begleiter aus
avia, und flüchtete, nicht ohne Kühnheit und Gefahr, durch
n Fluß Lampro. Die Paveſen wurden alſobald von den
bitterten Mailändern angefallen und furchtbar zuſammen ge-
uen; Friedrich jedoch entkam glücklich nach Cremona. Von
er aus ward er durch die Markgrafen von Eſte und San
onifacio das Etſchthal hinauf geleitet. Zu Trident aber er-
nnte er, daß er auf dieſem Wege nicht nach Teutſchland ge-
ngen würde. Alſo wandte er ſich zur Linken, und ſetzte
nen Zug auf eine kaum begreifliche Weiſe über die rauheſten

und furchtbarsten Gebirge fort [13]. Das Glück blieb ihm treu. Er erreichte Chur, und empfing vom Bischof Arnold, was er bedurfte. Noch eifriger bewies sich ihm der Abt Ulrich von Sanct Gallen. Durch denselben wurde dem Könige Friedrich möglich, weiter nach Constanz zu gehen ohne Aufenthalt. Dieser Stadt, die wegen ihrer Lage von der höchsten Wichtigkeit war, eilte auch Otto zu, von Thüringen heranziehend. Er befand sich schon in der Nähe; ja, seine Dienerschaft war schon in Constanz angekommen. Friedrich aber erreichte die Stadt zuerst mit sechszig Reisigen. Drei Stunden nach ihm langte Otto mit zwei hundert Reisigen an. Aber die Thore waren für ihn verschlossen. Und als er den Versuch machte, mit Gewalt einzudringen, ward er mannhaft zurück gewiesen, und zum Abzuge genöthiget. Es war noch kein Monat verlaufen seit Friedrich's Aufbruch aus Genua.

Man sagte in dieser Zeit: ein Verzug von drei Stunden würde dem Könige Friedrich unmöglich gemacht haben, jemals nach Teutschland zu kommen [14]. Nicht mit Unrecht. In Allemannien war die Welt der Vassallen feindlich gegen Otto gesinnet, aber öffentlich bekannte sie sich noch zu dem Namen desselben. Wäre nun Friedrich, drei Stunden aufgehalten oder versäumend, später angekommen als Otto, und von diesem vor Constanz abgewiesen worden: so würde Niemand sich für ihn zu erheben gewaget, sondern selbst die geistlichen Fürsten, die seine Ankunft begünstiget und möglich gemacht hatten, würden sich bemühet haben, ihre Voreiligkeit wieder gut zu machen. Friedrich würde daher, verlassen und verrathen, kaum durch Lombardien zu entkommen vermocht, sondern er würde wahrscheinlich entweder den Tod gefunden haben, oder in Gefangenschaft gerathen sein; zuverlässig wären das teutsche Reich und das Kaiserthum für ihn auf immer verloren gegangen. Jetzt aber, da Otto vor ihm zurück gewichen war, stand er, ein Sieger, da, und die Abenteuer seiner verwegenen Fahrt

erschienen als Heldenthaten. Also erhoben sich die Herren und Vassallen ringsher, eilten herbei und stellten sich zu ihm, Geistliche und Weltliche. Schon zu Constanz sah er sich von einem kleinen Heer umgeben; und dieses Heer vergrößerte sich auf dem raschen Zuge nach Basel. Unter den Fürsten, die sich hier anschlossen, befand sich auch der Graf Rudolf von Habsburg, der Großvater jenes Rudolf, der, sechszig Jahre später, zum Reiche gelanget ist, und mit eben so vielem Verstand als Glück das mächtigste Haus in Teutschland gegründet hat. Am Vier und zwanzigsten Septembers zog er in Basel ein. Schon in Constanz hatte er begonnen, Diejenigen, die sich früher für ihn erkläret oder jetzt auf seine Seite gestellet hatten, durch Güter, Freiheiten und Rechte, durch Bewilligungen jeglicher Art zu belohnen und zu erfreuen; in Basel setzte er das Begonnene fort; namentlich bestätigte er hier dem Könige von Böhmen die königliche Würde, befreiete denselben von allen Abgaben an das Reich, entband ihn von der Verpflichtung, andere kaiserliche Hoftage zu besuchen, als welche zu Nürnberg, Bamberg und Merseburg gehalten werden möchten, und ertheilte ihm das Recht, die Bischöfe von Prag und Olmütz zu belehnen, Alles unter den beiden Bedingungen, daß er bei dem Kaiser die Belehnung nachsuchen und zur Krönungs-Fahrt nach Rom drei Hundert Reisige stellen sollte. Die Urkunde wurde mit einer goldenen Bulle versehen, und in einer zweiten Urkunde wurden dem Könige noch mehre Burgen bewilliget [15]. Wie mit Ottokar, so mit Anderen, nach den Umständen und den Verhältnissen. Schon diese Bewilligungen waren ein mächtiger Reiz für Alle, die bisher noch unentschlossen geblieben waren. Aber dieser Reiz wurde noch sehr durch die Art verstärket, in welcher Friedrich belohnte, bewilligte oder versprach: denn diese Art bildete zu Otto's Weise einen grellen Gegensatz. Otto hatte durch sein kurzes Benehmen und seine derbe Sprache, worin man nur Stolz und Verachtung er-

blickte, Männer und Frauen gekränket, Hohe und Geringe, Geiſtliche und Laien; Friedrich dagegen war anmuthig in ſeinen Sitten, fein in ſeinen Reden, überhaupt beſcheiden, zuvorkommend, liebenswürdig in ſeinem ganzen Betragen. Er bewährte den Vorzug höherer Bildung, und gewann dadurch die Seelen der Menſchen, die Otto beleidiget hatte.

Otto hatte früher in Friedrich nur einen unerfahrenen und unkriegeriſchen Knaben geſehen. Im Gefühle ſeiner Kraft, ſeiner Kriegskunde und ſeiner Thaten hatte er daher mit Geringſchätzung auf denſelben hingeblicket. Denn er hatte gedacht, daß es im ſchlimmſten Falle zwiſchen ihnen zu einem gewöhnlichen Kampfe kommen würde, und in demſelben hatte er ſich des Sieges gewiß gehalten. Was aber um ihn vorging, war nicht in ſeine Rechnung gekommen. Der Abfall war allgemein, ſo wie ſich das Gerücht von Friedrich's Ankunft verbreitete. Er fühlte ſich der Stelle nicht ſicher, auf welcher er ſtand. Von Conſtanz hatte er ſich nach Ueberlingen zurück gezogen, um abzuwarten, wohin Friedrich ſich wenden würde. Als nun Friedrich den Rhein auf der linken Seite hinab ging, eilte er über den Schwarzwald dieſem Fluſſe zu, um noch einen Verſuch zu machen, das mährchenhafte Glück ſeines thatloſen Feindes aufzuhalten oder zu zertrümmern. Er ſetzte ſich in Breiſach feſt. Aber auf die Nachricht von Friedrich's Annäherung, in der großen und allgemeinen Aufregung, ergriffen die Bürger von Breiſach die Waffen, und fielen über Otto's Krieger mit ſolchem Eifer her, daß er die Feſtung zu verlaſſen genöthiget war [16]. Nach dieſer Vertreibung blieb dem Kaiſer Nichts übrig, als nach dem nördlichen Teutſchlande, nach ſeinen Erblanden zurück zu kehren. Und ſelbſt dieſe Rückkehr war nicht mehr ohne Schwierigkeit. Otto ſcheinet nur durch ein Geleit des Markgrafen von Baden die Gefahr überwunden zu haben.

Nach Otto's Abzuge wurde Friedrich nicht nur in ganz

Schwaben als der Herr des Landes angesehen und anerkannt, sondern er ward auch als König begrüßet in allen Ländern am Rhein. So wie er den Fluß hinab weiter ging, kamen ihm die Fürsten und Herren entgegen, und die Städte wagten nicht zu widerstehen. Nur die Besatzungen einiger Burgen trugen Bedenken, die Festungen, deren Vertheidigung ihnen anvertrauet war, alsobald zu übergeben. Er aber machte sich in der früheren Weise überall Freunde. In Worms stellte er den alten Bischof Lupold, nach einer Uebereinkunft mit dem Papste, wieder her, und gab dem Erzbischofe Sifrid von Mainz, einst Lupold's Nebenbuhler, jetzt päpstlicher Legat, alle Länder zurück, die jemals der Mainzischen Kirche gehöret hatten. Zu gleicher Zeit hatte er mit Philipp August, dem Könige der Franzosen, Otto's Widersacher vom Anfang an, unterhandelt. Dieser Unterhandlung zu Folge nahete er sich, etwa von Worms aus, der französischen Gränze. Zu Vaucouleur hatte er eine Zusammenkunft mit Ludwig, dem Sohne des Königes, bei welcher ein Bündniß zwischen ihm und Philpp August abgeschlossen wurde gegen Otto, „den vormaligen Kaiser[17]" und den König Johann von England, Otto's Oheim; ein Bündniß zwar nur, wie die Natur des Lehenwesens zuließ, nicht zu gegenseitiger Hülfe oder zum gemeinsamen Kampfe, sondern lediglich zu gleichem Ausharren in der Feindseligkeit, so daß Keiner ohne Zustimmung des Anderen Friede machen sollte[18]; aber doch ein Bündniß, das Etwas Neues in das Leben brachte, und die Bahn zu einer völkerrechtlichen Politik eröffnete. Nach dem Abschlusse desselben kam Friedrich an den Rhein zurück, zog in Mainz ein, hielt daselbst zum Feste des Apostels Andreas einen glänzenden Hoftag, und empfing von vielen Fürsten den Eid der Treue. Einen neuen Hoftag in ähnlicher Weise hielt er zum Feste der Erscheinung Christi des folgenden Jahres, zwölf Hundert und dreizehen, in Frankfurt. Zu demselben erschienen auch der Landgraf Hermann von Thü-

Entscheidung zu bringen, wer fortan das Reich besitzen sollte. Zu einem solchen Angriffe scheinet er sich vorbereitet, den Ausgang mit Vertrauen erwartet zu haben. Friedrich aber, des Krieges unkundig, ohne Salbung und Krönung, vielleicht auch ohne großes Vertrauen zu den Teutschen, unter welchen er ein Fremdling war, und wohl wissend, daß er seine Anhänger bisher erkaufet hatte, Friedrich scheinet eine solche Fahrt für zu gewaget gehalten zu haben. Er zog die erste Hälfte des Jahres im südlichen Teutschland umher, und suchte in der Weise, die er bewähret gefunden hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vergrößern, oder fester an sich zu knüpfen. Im Anfange des Monates Julius aber hielt er einen Hoftag zu Eger. Auf demselben stellte er eine Urkunde aus, von den anwesenden Fürsten als Zeugen unterschrieben und mit goldener Bulle versehen, in welcher er dem Papst Innocenz „seinem Beschützer, Pfleger und Förderer", und den Nachfolgern desselben auf dem apostolischen Stuhl im Wesentlichen dieselben Zugeständnisse machte, welche Otto in der Urkunde von Speier zu machen genöthiget gewesen war [24]. Und nach diesem Tage setzte er seine früheren Züge im Reiche, nach und nach in einem größeren Kreise, bis nach Thüringen herein fort, nicht nur im Verlaufe dieses Jahres, sondern auch durch den größten Theil des folgenden Jahres, zwölf Hundert und vierzehen, herdurch. Am Meisten jedoch verweilte er in Schwaben, in den Ländern seines Hauses, und Nichts zeugte von der Absicht eines Einfalles in Sachsen. Unsere Ueberlieferungen sind zu arm, als daß wir mit Sicherheit zu urtheilen vermöchten. Die unbegreifliche Zögerung aber fällt bei einem jungen Fürsten, welcher mit großer Kühnheit und in der erklärten Absicht aufgetreten war, ein Reich zu gewinnen, doppelt auf. Man kann den Gedanken kaum abhalten, daß der erste Eifer der teutschen Fürsten für Friedrich schon zu erkalten angefangen habe. Wenn man auch Bedenken träget, zu sagen, der Verfall seiner Sache

habe begonnen, so wird man doch behaupten dürfen, seine Sache hatte keinen Fortgang. Er stand dem Kaiser Otto eben so müßig gegenüber, als Philipp, sein Oheim, dem Könige Otto gegenüber gestanden hatte. Aber bei Philipp war die Unthätigkeit erklärlich: ihn hemmte die Fessel des Kirchenbannes, ihn schreckte die geweihete Krone auf Otto's Haupte. Jetzt dagegen lag der Fluch der Kirche auf Otto; Friedrich stand in der Fülle des apostolischen Segens wider Otto, und der teutschen Krone war er eben so sicher, als der Krone des Kaiserthumes, wenn er nur, was er gar nicht versuchte, Aachen, die alte Krönungs-Stadt, eroberte. Deßwegen müssen andere Hindernisse eingetreten sein, welche ihn nöthigten, den Kaiser gewähren zu lassen. Wie aber? Hatte Friedrich etwa bemerket, daß der Born seiner Gnade nicht unerschöpflich sei, und deßwegen seiner Freigebigkeit Gränzen gesetzet? Oder wurden die teutschen Fürsten etwa nach und nach gewahr, was sie bei der ersten Ueberraschung nicht gesehen hatten, daß Friedrich nicht ein Mann war, sondern ein Jüngling ohne Erfahrung und völlig unbekannt mit teutschen Sitten und Weisen? Vielleicht hat Beides zusammen gewirket. Auch mag ein Drittes hinzu gekommen sein, das allein hinreichend war, Manchen bedenklich zu machen, ungewiß und lau. In Teutschland nämlich verbreitete sich das Gerücht, welches von der Verläumdung vielleicht schon seit der Geburt des Königes ausgestreuet war: Friedrich sei nicht der Sohn des Kaisers Heinrich, sondern ein untergeschobenes Kind [25]. Dieses Gerücht mochte leicht unterstützet werden durch die Natur der Ehe Heinrich's des Sechsten, durch die lange Unfruchtbarkeit der Kaiserin Constantia, durch das Alter [26] und den körperlichen Zustand derselben. Und wenn auch Friedrich's ganze Erscheinung für Viele eine vornehme oder hohe Abkunft zu beweisen schien, und wenn dieser Beweis für Viele stark genug war, jede verläumderische oder unfreundliche Einflüsterung zurück zu weisen [27]: so mag doch auch Mancher den Entschluß gefasset haben, selbst wenigstens nicht mit zu wirken, um einen jungen fremden Mann, der als Wechselbalg

bezeichnet wurde, auf den alten Thron des teutschen Reiches zu erheben, sondern das Sichere dem Unsicheren vorzuziehen und eine höhere Entscheidung abzuwarten.

Von der anderen Seite gebrauchte Otto die Macht, die ihm zu Gebote stand, eben so wenig, um den König Friedrich oder die Anhänger desselben zu bekämpfen: höchstens erfuhr der Erzbischof von Magdeburg die Stärke seiner Waffen. Es ist möglich, daß er, nach den großen Unfällen, die er erlebet hatte, wieder in seine alte Trägheit hinein gerathen sei; es ist ferner möglich, daß Otto die Kräfte seiner Erblande, deren er unter allen Umständen sicher war, schonen zu müssen geglaubet habe, und daß seine übrigen Anhänger zu kriegerischen Unternehmungen im südlichen Teutschlande nicht geneiget gewesen; aber es ist auch eben so möglich, ja es ist kaum zu bezweifeln, daß Friedrich's Stellung Einfluß gehabt habe auf sein Verfahren. Er sah die wachsende Schwierigkeit der Lage desselben, er erkannte die zunehmende Entfremdung der Gemüther. Deßwegen konnte er wegen der Sicherheit Sachsens ohne Sorge sein, und durfte wohl hoffen, daß Friedrich, den Verfall seiner Angelegenheiten gewahrend, freiwillig dahin zurück zu kehren suchen würde, woher er gekommen war. Wenn er dagegen mit einem Heer in das südliche Teutschland eindrang: so hatte er allerdings zu fürchten, daß die Fürsten, welche sich bisher ungeneiget bewiesen hatten, für Friedrich zu kämpfen, doch die Waffen gegen ihn selbst nehmen würden, und daß er auf diese Weise in einen langen und gefährlichen Kampf verwickelt werden könnte, dessen sich zuletzt Niemand zu erfreuen hätte als Friedrich. Diese Ansicht ist um so wahrscheinlicher, da sie, wenn nicht allein, doch vorzüglich die neue Unternehmung zu erklären scheinet, in welche Otto sich in diesem Jahre gegen den König von Frankreich einließ, eine Unternehmung, welche allerdings, obwohl verständig berechnet, die verderblichsten Folgen für ihn gehabt hat.

Dreizehentes Capitel.

Otto's Bündniß gegen den König Philipp August. Die Schlacht bei Bovines. Friedrich's II. Krönung und Otto's IV. Tod.

J. 1214 — 1218.

Vor zehen Jahren hatte Philipp August dem feigen, wollüstigen, wüsten und grausamen Könige Johann von England, dem Oheime des Kaisers, die Normandie entrissen, die wichtigste Besitzung desselben in Frankreich. Alle Versuche, dieses Land wieder zu erobern, waren mißlungen, zum Theil allerdings wegen der schweren Händel, in welche Johann mit dem Papst Innocenz verwickelt wurde, zumeist aber durch die Haltungslosigkeit des verworrenen Königes; sie hatten nur dazu gedienet, auch die übrigen Besitzungen der Engländer in Frankreich, nördlich von der Loire, in die Gewalt des Königes Philipp zu bringen. Philipp August durfte daher seine Eroberungen, besonders die Normandie, als seinem Throne gesichert betrachten, und durch dieselben hatte er seine Macht, man möchte sagen, verdoppelt. Aber Philipp hatte auch durch seinen Widerstand gegen Eingriffe des apostolischen Stuhles, durch jegliche Förderung des Geistes und der Wissenschaft auf der hohen Schule

zu Paris, durch Verschönerungen und öffentliche Bauten, durch verbesserte Einrichtungen in seinem Reich endlich, eine Gewalt erlanget, deren sich kein König vor ihm zu rühmen gehabt hatte. Und er war eben so geschickt als entschlossen, von dieser Gewalt zur Vermehrung seines königlichen Ansehens den gehörigen Gebrauch zu machen. Eben deßwegen faßten die großen Vassallen des Reiches, bisher mehr Gleiche als Untergebene des Königes, die Besorgniß, die keinesweges unbegründet war, daß Philipp die Absicht habe, sie zu königlichen Statthaltern, zu Beamten der Krone, seinen Befehlen unterwürfig, hinab zu würdigen. Wie sehr ein solcher Gedanke die stolzen Herren empörte, bewies der Graf Rainald von Boulogne auf eine glänzende Weise. Um sich wegen einer Fehde gegen den Bischof Philipp von Beauvois, einen Vetter des Königes, nicht vor Gericht zu stellen und bis zum Spruche seine Festungen dem Könige zu überliefern, gab er die fünf Grafschaften auf, welche er von der Krone zu Lehen trug, und verließ das Reich. Diese Gesinnung theilten die meisten großen Herren. Daher mancherlei Getreibe, um den König zu nöthigen, von seinen Neuerungen abzustehen, und es bei dem alten guten Rechte zu lassen. Und an dem Gelingen schien kein Zweifel zu sein. Die Normannen schämten sich allzumal, unter den Franzosen zu stehen, die von ihren Vätern so oft besieget worden; sie hingen zu England, welches von eben diesen Vätern erobert war, in welchem auch ihre Verwandte lebten, welches einen König hatte, der von Normannen stammte. Die teutschen Fürsten in Belgien waren alle zur Hülfe bereit, weil sie ihre eigene Sicherheit nur in der Fortdauer der bisherigen Zustände in Frankreich erblickten. Die größte Hülfe endlich wurde von dem Könige Johann erwartet, welchem Alles daran gelegen sein mußte, den König von Frankreich zu schwächen, um zu erhalten, was er noch südlich von der Loire besaß, um wieder zu gewinnen, was er im Norden verloren hatte. Phi-

lipp August indeß schien sich um dieses geheime Wirken und Weben wenig zu bekümmern. Und bald nahm die Sache eine Wendung, über welche Alles vergessen zu werden schien. Der König Johann nämlich war von dem Papste mit dem Banne, England mit dem Interdicte beleget. Der Papst ließ, um seinem Ausspruche Nachdruck zu geben, durch seinen Legaten, den Cardinal Pandolf, den König Philipp August auffordern, in England zu landen, den König Johann vom Throne zu stoßen, und das Reich für sich und seine Nachkommen in Besitz zu nehmen. Viele Geistliche, aus England vertrieben, unterstützten den Antrag. Alsobald rief Philipp zu den Waffen. Niemand wagte sich dieser Unternehmung zu widersetzen: denn Philipp stellte sie dar als ein frommes Werk für das Heil der Kirche. Nur der Graf Ferrand von Flandern erklärte den Krieg für ungerecht, und weigerte sich Theil zu nehmen. Im Frühlinge des Jahres, zwölf Hundert und dreizehen, stand ein großes Heer bei Boulogne; eine Flotte war bereit, dasselbe hinüber zu tragen. An der anderen Seite der Meerenge, bei Dover, hatte der König Johann eine nicht geringe Macht zusammen gebracht, obwohl er weder Vertrauen fand noch hegte. In diesem Augenblick aber, da eine große Entscheidung nahe zu sein schien, zeigte der schlaue Legat des Papstes dem verzagten Könige von England den Weg, um solcher Gefahr zu entgehen. Auf den Rath desselben übergab Johann sein Reich dem Papst als reines Geschenk, und empfing es zurück als Lehen des apostolischen Stuhles. Hierauf untersagte der Legat dem Könige von Frankreich die Landung in England: was früher ein Verdienst gewesen, würde jetzt ein Frevel sein. Philipp war betreten; aber er tröstete sich, weil er die Macht, die er vereiniget hatte, zur Unterdrückung des widerspänstigen Grafen von Flandern verwenden konnte. Und es gelang ihm leicht, die Vasallen allzumal zur Eroberung von Flandern zu gewinnen. Denn dieses Land war ihm und den Vasallen

eben ſo verhaſſet, als die Städte Lombardiens dem Kaiſer Friedrich und den Vaſſallen in Teutſchland und Italien verhaſſet geweſen waren; es reizte nicht minder ſeine und ihre Habſucht und Raubluſt. Flandern nämlich war leicht das reichſte Land in der chriſtlichen Welt. Die Städte, Dam [1] und Brügge, Gent und Ypern, Grevelingen und Caſſel, Oudenarde, Courtrai, Douai und Lille, zum Theile durch Kunſtfleiß und Tüchtigkeit ausgezeichnet ſeit langer Zeit, hatten ſich ſeit zwei Menſchenaltern, die Lage des Landes und den Eifer der Grafen für die Kreuzzüge wohl benutzend, zu Gemeinden gebildet und durch Redlichkeit und Treue, durch Eifer und Sparſamkeit, durch jegliche bürgerliche Tugend ihre Gewerbe und ihren Handel zu einer bewunderungswürdigen Höhe getrieben. Nirgends wurden ſo ſchöne Webereien und Färbereien gefunden, als hier. Die vornehme Welt kleidete ſich in Stoffe aus Flandern. Und ein Geſchäftszweig hatte andere erzeuget, ſo daß Manufacturen und Fabriken aller Art in Menge vorhanden waren und in ſchöner Blüthe ſtanden. Die Grafen des Landes hatten Anfangs zugeſehen, ſpäter gefördert, ſelten irgend eine Beſtrebung gehindert; denn das freie Bürgerthum unterwarf ſich gern der Ordnung, bewährte Eifer und Treue, und öffnete den Fürſten reiche Quellen ihres Einkommens. Aber der Reichthum der Städte und das Gefühl der Tüchtigkeit und Rechtlichkeit hatte auch in den Bürgern einen gewiſſen Hochſinn erzeuget, der von den Rittern und Herren als Uebermuth und Dünkel betrachtet wurde, weil er ſich nicht in Unterthänigkeit vor ihnen beugen mochte. Daher der Ingrimm. In demſelben folgte dem Könige von Frankreich ſein ritterliches Heer gern zu Verwüſtung und Plünderung. Philipp brach ein, eroberte, raubte, zerſtörte. Dem Grafen Ferrand vermochte der König Johann nicht zu Hülfe zu kommen mit ſeiner ganzen Macht, weil ſeine Barone einer ſolchen Unternehmung widerſprachen; aber eine engliſche Flotte, geführet

von dem Grafen Raynald von Boulogne, deſſen oben gedacht worden iſt, und dem Grafen Wilhelm von Salisbury, des Königes Johann Bruder, war ſtark und glücklich genug, die franzöſiſche Flotte größtes Theiles hinweg zu nehmen oder zu vernichten, und dadurch dem Könige Philipp einen ſehr großen Schaden zuzufügen. Dieſer Verluſt entflammte zur Rache, und Flandern hatte ſchwere Leiden zu ertragen; aber er brachte auch den Grafen des Landes zu einem zwiefachen Entſchluſſe: Alles zu wagen mit ſeinen Getreuen und den ehrenhaften Bürgern ſeiner Städte, und zugleich Alles aufzubieten, um ein großes Bündniß wider den König von Frankreich zu Stande zu bringen.

Dem Kaiſer Otto waren die Verhältniſſe England's und Frankreich's zu einander niemals fremd geworden. Die Könige von England waren ſeine Zuflucht geweſen in ſeinen Bedrängniſſen. Sein Oheim Richard hatte ihm, dem Jünglinge, die Verwaltung einer engliſchen Beſitzung in Frankreich anvertrauet, und ſeine Erhebung zum teutſchen Reiche weſentlich gefördert. Der König Johann, Richard's Bruder, hatte weniger für ihn gethan, aber manche Unterſtützung an Geld war ihm doch von demſelben zugefloſſen, und in ſeiner äußerſten Noth, als er von Allen aufgegeben war, hatte Johann ihn als den erſten Fürſten der Chriſtenheit empfangen, geehret und gefeiert. Philipp Auguſt dagegen ſcheinet ihn perſönlich gekränket zu haben [2]; gewiß iſt, er hatte ſeine Wahl, ſeine Gelangung zum Kaiſerthron aus allen Kräften und mit allen Mitteln zu hintertreiben geſuchet. Als der Papſt den Bann wider ihn ausgeſprochen, hatte Philipp Auguſt die teutſchen Fürſten alſobald zu der Wahl eines anderen Königes, oder vielmehr zu der Anerkennung des jungen Friedrich angereizet, und die Beſchlüſſe von Bamberg und Nürnberg waren unter ſeinem Einfluſſe zu Stande gekommen. Endlich hatte derſelbe Philipp Auguſt ſogleich bei Friedrich's Ankunft in Teutſchland

zu Vaucouleur ein Bündniß mit demselben geschlossen gegen ihn, den Kaiser, und gegen seinen Oheim, den König Johann, also, daß der Papst, Philipp August und Friedrich nur Eine Macht bildeten. Daher ist zu vermuthen, daß Otto schon längst einen bitteren Groll gegen den König von Frankreich in sich getragen habe, wie er denn auch nicht nur seinem Oheime vor sieben Jahren, zur Zeit seiner höchsten Verlegenheit, Hülfe wider denselben zugesaget, sondern auch zur Zeit seines Glückes, während seines Aufenthaltes in Italien, drohend über den König Philipp gesprochen haben soll; es ist auch zu vermuthen, daß dieser Groll in der letzten Zeit, als Philipp August, ein Werkzeug des Papstes, unter dem Deckmantel der Religion rüstete, seinen Oheim vom Throne zu stoßen, und als dieser, um sich zu erhalten, ein Lehen-Träger des apostolischen Stuhles werden mußte, zu einem glühenden Hasse geworden sei [3]. Nun befand sich Otto, um den Anfang des Jahres zwölf Hundert und vierzehen, in den Ländern des Unter-Rheines, wo die Zahl seiner Anhänger groß war. Er züchtigte den Grafen von Geldern, von welchem ihm die Treue entweder noch nicht versprochen, oder nicht gehalten worden. Hierauf begab er sich zu dem Herzoge Heinrich von Brabant, welcher seit seiner Rückkehr aus Italien mit Eifer für ihn gekämpfet und gelitten hatte; er vermählte sich mit Maria, der Tochter desselben, mit welcher er schon vor seiner ersten Vermählung verlobet gewesen war. Aber er war hier auch Zeuge der allgemeinen Aufregung gegen den König von Frankreich, und mochte wohl zugleich übertriebene Gerüchte vernehmen von der übelen Stimmung in Frankreich selbst. Der Graf von Flandern, stolz auf die bewaffnete Menge, die seine Städte zu stellen bereit waren, betrieb den Krieg; der Graf von Boulogna rührte rastlos überall; der König von England, zurück gekommen von seinem Schrecken, war schon mit einer bedeutenden Macht bei Rochelle gelandet, und die Vassallen

sher hatten sich ihm angeschlossen. Andere Scharen waren
it, nach Flandern herüber zu setzen. Die meisten Fürsten
ich zwischen Frankreich's Gränze und dem Rheine waren
zslustig und streitfertig für Rache und Sicherheit. Also
hte man von allen Seiten in Otto dringen, daß auch er
il nehmen sollte an einem Kriege, dessen Ausgang nicht
ifelhaft sein könnte. Die Macht, über welche Otto zu
ügen hatte, war es nicht, was man zu erhalten wünschte:
n diese Macht war nicht groß; nein, es war der kriegser-
:ene Fürst, den man zu gewinnen strebte, es war der kai-
:che Adler, den man über den Fahnen und Fähnlein schwe-
d zu erblicken wünschte, weil man durch denselben die
ifte zu einigen, und kleinliche Leidenschaften, welche in dem
it zusammen gesetzten Heere leicht durch die Verschieden-
: der Sprachen, der Sitten und der Bestrebungen ent-
ien mochten, am besten zu unterdrücken hoffte. Otto mochte
len, daß der Augenblick gekommen sei, dem Oheime sein
ort zu lösen. Er wußte, daß für seine Erblande, für das
rdliche Teutschland von Friedrich's Seite Nichts zu fürchten
r. Er war überdieß überzeuget, daß dieser Friedrich sich
r durch seine Verbindung mit Philipp August erhalte, und
ß die teutschen Fürsten sich nicht durch den päpstlichen Bann
ndern lassen würden, demselben abzusagen. Eben deßwegen
aubte er, daß Friedrich und sein Schutzherr, der Papst, in
m Könige von Frankreich überwunden werden, daß er also
rch den Krieg gegen Philipp Reich und Krone erhalten
ürde ohne einen Bürgerkrieg in Teutschland. Endlich mag
n allerdings wohl auch sein Haß gegen den König von
:ankreich zu einem Kriege wider denselben geneigter gemachet
ben, als er ohne diesen Haß gewesen sein würde. Also
ng er in die große Verbindung ein, nicht leichtsinnig, nicht
unenhaft, nicht durch englisches Geld verleitet, nicht um ein
terliches Abenteuer zu bestehen, und auch nicht aus Ver-

zweifelung an dem Siege seiner Sache, sondern aus Gründen, deren Stärke allgemeine Anerkennung gefunden haben würde, wenn das Glück ihn begünstiget hätte.

Aber das Glück hat ihn nicht begünstiget. Wir sind jedoch über den Gang der Dinge nicht gut unterrichtet. Das französische Heer hat nach schwerem Streit einen schönen Sieg errungen: diese Ehre soll demselben Niemand streitig machen; das Heer der Bundesgenossen ist geschlagen worden, und Otto, der Kaiser, hat nach heldenmüthigem Kampfe, durch einen grausamen Zufall bezwungen, dulden müssen, daß die Franzosen seinen Rücken gesehen haben [4]: solchen Jammer soll Niemand ableugnen. Mit diesen Worten aber ist auch eigentlich die ganze Wahrheit ausgesprochen; das Uebrige ist ungewiß. Die teutschen Schriftsteller nämlich gehen über die Folgen schwerer Ereignisse mit wenigen Worten hinweg, als wären sie nur, wie auch nicht zu bezweifeln ist, gewöhnliche Vorgänge gewesen [5]; die französischen hingegen haben die Wahrheit in Dichtung umgestaltet und das Gemeine zum Erhabenen zu machen gestrebet. Dreierlei wollte man erreichen. Philipp August, ein König allerdings durch viele große fürstliche Eigenschaften ausgezeichnet, durch die Aussöhnung mit seiner ersten, siebenzehen Jahre lang verstoßenen Gemahlin endlich ausgesöhnet mit seinem Volke [6], sollte gefeiert, das National-Gefühl sollte in allen Bewohnern Frankreich's gepfleget, die Kirche endlich sollte verherrlichet, und der Welt die zerstörende Gewalt des Bannfluches anschaulich dargestellet werden. Nun hatte Philipp August bei diesem Krieg einen Capellan in seinem Gefolge, der ausgezeichnet war durch seinen Geist und seine Kenntnisse, Wilhelm aus der Bretagne. Dieser Wilhelm hat seinen Herrn, Philipp August, in einem großen Gedichte besungen, und im Besonderen die Ereignisse dieses Krieges, des Kampfes eines rechtgläubigen Königes gegen rebellische, aus der Kirche gestoßene Vassallen, gegen verhaßte Feinde,

ɟen einen von der apoſtoliſchen Macht verfluchten Kaiſer, zu
ilipp's Ruhme, zu Frankreichs Ehre und zur Verherrlichung
: Kirche mit den glänzendſten Farben, die er zu ſammeln
mochte, darzuſtellen geſuchet [7]. Darum hat er die Ge-
ɟr für Frankreich und die Kirche als ungeheuer geſchildert,
: Entwürfe Otto's und ſeiner Verbündeten als ausſchweifend
d frevelhaft, und die Macht derſelben als unermeßlich; den
nig von Frankreich hingegen als einen frommen Helden,
d alle Franzoſen von bekannten Namen als Muſter von
eue und Tugend. Allerdings hat auch derſelbe Wilhelm,
ɜ hätte er warnen wollen, dieſelben Ereigniſſe in geſchicht-
ɦer Weiſe beſchrieben, und dadurch gezeiget, daß ſeine Dich-
ng nicht für Wahrheit zu halten ſei [8]. Dennoch hat er
nche Veranlaſſung zu der Entſtellung in der Geſchichte ge-
ben [9]. Um ſo mehr möchte nothwendig ſein, nur an dem
lgemeinen feſtzuhalten, das keinem Zweifel zu unterliegen
einet.

Im Anfange des Monates Julius, als der König Jo-
nn ſeine Eroberungen ſchon aus Feigheit wieder aufgegeben
tte, und vor der geringen Mannſchaft, welche Ludwig,
hilipp's Sohn, ihm entgegen geführet, beſinnungslos ge-
ɔhen war, verſammelten ſich an der Gränze von Flandern
e beiderſeitigen Heere. Sie waren nicht ungleich an Stärke;
eißig Tauſend ſtreitbare Männer, zu Roß und zu Fuß,
ihlte wahrſcheinlich weder das eine noch das andere [10].
m Otto, den Kaiſer, hatte ſich eine Schar ſeiner getreuen
ɔachſen geſtellet; auch aus Weſtfalen waren ihm einige Gra-
n und Herren zu Hülfe gezogen, namentlich die Grafen
ɔtto von Tecklenburg und Konrad von Dortmund. Die
ürſten aus den Nieder-Landen führten ihre dienſtpflichtigen
Lannen, Ritter und Reiſige. Der Graf Ferrand von Flan-
ern hatte auch aus den Städten kriegeriſche Mannſchaften
eran gezogen, welche um ſo bereitwilliger gefolget waren, da

ſie Großes zu rächen, Größeres zu retten hatten. Zu ihm und dem Grafen von Boulogne hatten ſich noch einige franzöſiſche Vaſſallen geſellet, welche als Nachbaren und Befreundete ihre Geſinnung theilten. Endlich war der Graf Wilhelm von Salisbury mit einer engliſchen Macht gelandet, deren Stärke eben ſo wenig mit einiger Sicherheit angegeben werden kann, als die Stärke des ganzen Heeres [11]; gewiß jedoch iſt, der größte Theil der engliſchen Macht waren gemiethete Krieger. Das franzöſiſche Heer beſtand aus den Vaſſallen der Kron-Länder, zu welchen gegenwärtig auch die Normandie gehörte; aus den großen Vaſſallen der Krone mit ihren Gefolgen, und aus dem Zuzuge von fünfzehen ſtädtiſchen Gemeinden, welche, wie im Heere der Verbündeten, zu Fuß waren. Zwei Vorzüge aber hatte das Heer des Königes von Frankreich vor dem Heere der Verbündeten, welche durch Nichts aufzuwiegen waren. Zuerſt befanden ſich Geiſtliche bei demſelben, Biſchöfe mit ihren Vaſſallen, zum Kampfe bereit, und andere Diener der Kirche, um den Gottesdienſt zu beſorgen; von dem Heere der Verbündeten hatten ſich alle Geiſtlichen fern gehalten. Zweitens hielten die Franzoſen, wie feindſelig ſie unter einander und zum Theil wider den König geſinnet ſein mochten, den Gedanken feſt, daß die Fremden den Boden Frankreich's nicht betreten ſollten, und in dieſem Gedanken ſtanden ſie wie Ein Mann; im Heere der Verbündeten machte ſchon die Verſchiedenheit der Sprache das Verſtändniß ſchwer; der Kaiſer war für die Meiſten ein ausländiſcher Fürſt, und ein Jeder verfolgte ſeine beſonderen Abſichten.

Das verbündete Heer ging vor bis Valenciennes, ohne Zweifel um auf Peronne zu marſchiren, wo ſich das franzöſiſche Heer verſammelt hatte. Philipp Auguſt jedoch war inzwiſchen zur Rechten deſſelben vorbei gezogen, war weiter nördlich in Flandern eingebrochen, und hatte Alles zur Rechten und zur Linken verwüſtet und königlich ausgeplündert [12].

Er bemächtigte sich Doornick's. Auf diese Nachricht war das verbündete Herr umgekehret, und dem französischen gefolget. Es kam bis in die Nähe von Doornick, bis zu dem Schlosse Mortain [13]. Philipp August hielt für gut, weder anzugreifen, noch den Angriff abzuwarten, sondern auszuweichen. Am Sonntage, den Sieben und zwanzigsten Juli's, wollte er nach Lille marschiren. Auf diesem Zuge mußte er über die Marque, über welche bei Bovines [14] eine Brücke führte. Die Verbündeten faßten daher den Entschluß, den Franzosen rasch zu folgen, sie auf dem Marsch an der Brücke anzugreifen, und den einen Theil, auf der rechten Seite des Flusses, zu vernichten, während der andere Theil, der schon auf der linken Seite wäre, verhindert würde, Hülfe zu leisten. Der wohl angelegte Plan schien zu gelingen. Das französische Heer fing an über die Brücke zu ziehen, die Oriflamme voran. Nun aber wurde der Anmarsch der Verbündeten entdecket. Also blieb dem Könige Philipp keine Wahl: da er das Heer vor der Ankunft der Feinde nicht über den Fluß zu bringen vermochte, so hemmte er den Marsch desselben und ließ es sich, während die Vordersten zurück gerufen wurden, zur Schlacht ordnen längst des Flusses. Er selbst nahm seinen Stand vor der Brücke; um ihn die tapfersten und bewährtesten Männer; in deren Mitte die königliche Fahne, mit Lilien gezieret [15]. Die Verbündeten, in ihren Hoffnungen betrogen, hatten die Wahl zwischen dem Rückmarsch und der Schlacht. Sie wählten die Schlacht, und ordneten sich den Franzosen gegenüber, in ihrem Eifer nicht bemerkend, daß die brennende Sonne ihnen ins Gesicht schien. Otto in der Mitte, gegen den König Philipp. Um ihn seine tapferen Braunschweiger und die übrigen Teutschen. Ueber denselben der goldene Adler, auf einem Drachen ruhend, an einem hohen Maste, der, nach italischer Weise, auf einem Wagen befestiget war [16]. Die Scharen aus den Städten, Bogenschützen und Lanzenträger, standen

mit Unterbrechungen vor und zwiſchen den Reihen der geharniſchten Ritter, ſo daß die Schirmloſeſten der größten Gefahr ausgeſetzet waren. Endlich begann der Kampf auf dem rechten Flügel der Verbündeten, und wurde bald allgemein, blutig und gräßlich. Otto's Auge war auf Philipp gerichtet. Mit dieſem Könige zuſammen zu treffen, Mann gegen Mann, war ſein heißes Verlangen. So wie er jedoch vordrang, zog Philipp ſich hinter ſeine Umgebung zurück, oder wurde durch ſeine Umgebung zurück gedränget, damit er „der teutſchen Wuth" des Kaiſers und der Seinigen entzogen werden möchte [17]. Um ſo furchtbarer tobte Otto, den Tod verbreitend, auf ihn zu, um ſo ſchrecklicher ſtürmten die Teutſchen an. Es war jedoch unmöglich, den König zu erreichen. Während aber der Streit am heißeſten war, gelang es teutſchen Kriegern zu Fuße, den ritterlichen Haufen zu umgehen, durch welchen der König vertheidiget wurde. Sie fanden den König ganz hinten, den Rücken unbedecket. Alſo naheten ſie ſich und riſſen ihn mit den Widerhaken ihrer Lanzen vom Pferde. Er fiel ſchmachvoll in den Staub. Seine vortreffliche Rüſtung aber ſchützte ihn vor dem Tode. Ehe den teutſchen Kriegern gelang, dieſen Widerſtand zu überwinden, war Hülfe herbei geeilet, und Philipp wurde gerettet. Inzwiſchen war Otto, der Kaiſer, von einem ganz anderen Geiſte beſeelet, immer der Vorderſte, niemals der Zweite, in den Haufen franzöſiſcher Ritter eingedrungen, welche, einer Leibwache gleich, den König zu ſchützen ſuchten. Einer dieſer Ritter ergriff den Zaum des Pferdes, auf welchem der Kaiſer ritt, um denſelben gänzlich von den Seinigen zu trennen. Der Verſuch mißlang. Ein anderer aber, Gerard Scropha, ſtieß zu zweien Malen mit einem Dolche nach dem Kaiſer; und der zweite Stoß traf in das Auge des Pferdes und drang ins Gehirn ein. Das edele Thier bäumte ſich hoch auf, warf ſich mit der Gewalt der Todesangſt herum, und ſtürmte rückwärts über die Flur hin-

eg [18]: alsdann stürzte es todt zu Boden unter dem Kaiser. in anderes Pferd ward herbei geführet, und Otto schwang h hinauf. Ehe aber Dieses geschehen konnte, hatte sich die ige der Dinge gänzlich verändert. Diejenigen, welche dem aiser zunächst gestanden hatten, und bald weiterhin und weiter, aren ihm, den Vorgang nicht begreifend, nachgeeilet; die Ordng war durchbrochen und aufgelöset; die Franzosen waren ngedrungen, hatten sich des Adlers bemächtiget, und verfolgten n Kaiser. Nun versuchten zwar die Grafen Otto von Tecklenrg und Konrad von Dortmund die Verfolger aufzuhalten, sie tten aber in der allgemeinen Verwirrung das Unglück, in Gengenschaft zu gerathen. Deßwegen setzte Otto, keine Möglichit längeres Widerstandes erblickend, seine Flucht fort. Hieuf wurden auch die Verbündeten desselben überwunden. Viele tflohen dem Verderben; Viele wurden zu Gefangenen geacht, und unter diesen die Grafen von Flandern, von Bougne und von Salisbury; Viele fanden auch, nach furchtrem Kampfe, den Tod auf der Stelle, auf welcher sie gempfet hatten. Endlich war der Sieg der Franzosen vollndig. Aber er war ihnen theuer zu stehen gekommen, dieser ieg. Philipp August war nicht im Stande, die Fliehenden verfolgen; er wagte nicht ein Mal die Grafschaft Flandern Besitz zu nehmen; vielmehr kehrte er unverweilet zurück, m in Paris den Triumph zu feiern, der ihm, wie leicht raus zu sehen war, in der ersten Freude über den Sieg änzend bereitet ward [19].

Der Kaiser Otto begab sich nach Cöln. Diese edele Stadt wies ihm jetzt, wie in früheren Tagen, Anhänglichkeit und reue: denn sie hatte Gelegenheit gehabt, seine Geneigtheit, s städtische Leben und Treiben zu fördern, kennen zu lernen; uch mochte sie sich erinnern, daß sie durch ihn vor Philipp's orn gerettet worden war, und stand jetzt mit ihm und für n unter dem Fluche des Papstes. Er blieb zu Cöln bis weit

in das folgende Jahr hinein. Wahrſcheinlich hoffte er das nordweſtliche Teutſchland für ſeine Sache zu erhalten. Denn wenn er gleich das Unglück von Bovines tief fühlen mochte, ſo hatte er doch den Wechſel menſchlicher Dinge zu ſtark erfahren, und ſeine Seele war durch den Wechſel zu hart geſtählet, als daß er Krone und Reich wegen eines Sieges hätte verloren geben ſollen, welchen ein Zufall ſeinen Feinden verſchaffet hatte. Aber ſeine Hoffnung war eitel. Friedrich nämlich, ſein Gegner, hatte den Gang der Dinge ruhig abgewartet. Er hatte ſich, während des Krieges mit Frankreich, nicht nach Sachſen hinein gewaget, ſondern war, wie früher, im ſüdlichen Teutſchland umher gezogen, um zu gewinnen, auszugleichen, oder einzelne Burgen zu erobern, die noch für Otto vertheidiget wurden. Erſt als die Entſcheidung gefallen war, zog er mit Heeresmacht den Rhein hinab, um den Eindruck zu benutzen, welchen dieſelbe auf die niederländiſchen Fürſten gemacht haben möchte. Und in der That: kaum war er über die Moſel gegangen, ſo unterwarf ſich ihm der Herzog Heinrich von Brabant, Otto's Schwiegervater, und ſtellte Geiſſeln für ſeine Treue. Dieſem Beiſpiele folgten alſobald der Herzog von Limburg, der Graf von Jülich und andere Fürſten. Aber die Stadt Aachen, in welcher er die Krönung als römiſcher König empfangen mußte, widerſtand, vielleicht, weil Otto noch in der Nähe war, und er vermochte ſie nicht zu erobern. Alſo zog er ſich zurück, mag aber in ſeiner Weiſe die Länder des alten Lotharingiens weiter durchreiſet haben.

Denn zu Metz ſtellte er, wahrſcheinlich bei dieſer Gelegenheit, eine Urkunde aus, um den Abſchluß eines Vertrages mit dem Könige Waldemar von Dänemark zu beſtätigen, über welchen die Schatten der früheren Kaiſer, des großen Heinrich, der Ottone, des fränkiſchen Stammes, ſo wie der Schatten Heinrich's des Löwen, und wenn der Ausdruck verſtattet ſein ſollte, der Geiſt des teutſchen Volkes ohne Zweifel tief gezürnt

haben [20]. Früher nämlich, als noch Otto mit Philipp um das Reich ſtritt, hatten die Könige von Dänemark, Knud und deſſen Bruder Waldemar, ſich um Otto's Freundſchaft beworben, und zwiſchen Waldemar und Otto war endlich ein wirkliches Bündniß zu Stande gekommen. Nicht die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe, welche beſtanden oder eingegangen wurden, hatten Waldemar zu dieſem Bündniſſe vermocht, ſondern das Verlangen, den Streit im Reiche zu erhalten und zu nähren, damit er der nördlichen Länder an beiden Meeren deſto leichter Herr bleiben möchte. Das war gelungen. Bis zur Elbe, von der Mündung dieſes Stromes in das Meer, bis zu der Mündung der Elde in die Elbe, und alsdann hinüber bis zur Oder, waren alle Länder, wie ſchon früher bemerket worden iſt, in die Gewalt der Dänen gekommen. Alsdann aber, da Otto einiger König der Teutſchen geworden war, mag Waldemar beſorget geworden ſein wegen dieſer Erwerbung. Denn er wußte gar wohl, daß Otto, der Sohn Heinrich's des Löwen, wenn er mit der Kaiſer-Krone geſchmückt aus Italien zurück gekehret war, ſeine Herrſchaft über dieſe teutſchen Länder nicht dulden würde: denn Otto betrachtete Slavanien als ſeinem Hauſe angehörend, und der Verluſt dieſer Beſitzungen und Holſtein's zugleich war für Teutſchland nicht nur eine Schmach, ſondern auch ein unermeßlicher Nachtheil. Deßwegen iſt die neue Parteiung in Teutſchland, zwiſchen Otto und Friedrich, dem Könige Waldemar ohne Zweifel ein ſehr erfreulicher Anblick geweſen; und eben deßwegen mag er die Zeit benutzet haben, da der Streit noch nicht entſchieden war, von Friedrich die rechtliche Abtretung der eroberten oder beſetzten Länder auszuwirken. Friedrich aber, um ſeinem Gegner, den er in der Stirn nicht anzugreifen wagte, einen Feind im Nacken zu erwecken, trug kein Bedenken, dem Könige von Dänemark die Länder zu überlaſſen, die er begehrte. „Der ganze Ruhm der

kaiserlichen Majestät, so heißet es in der Urkunde von Metz, bestehet darin, daß sie auf die Vermehrung des Friedens der allgemeinen Kirche in aller Weise hin arbeite. Deßwegen hat uns, durch Gottes Gnade zu dem väterlichen und dem römischen Reiche gelanget, vor Allem am Herzen gelegen, mit den benachbarten Königen den Frieden zu befestigen, damit die Braut Christi, zu deren Vertheidigung wir das Schwert führen, sich durch die Mitwirkung derselben eines beständigen Friedens erfreuen möge. Aus diesem Grunde haben wir mit Waldemar, dem Könige der Dänen, beständige und unverletzliche Freundschaft geschlossen. Und damit er den Frieden seines Reiches bewahren, und die Feinde unserer kaiserlichen Würde unterdrücken möge [21], haben wir auf den Rath und mit der Zustimmung von Fürsten des römischen Reiches [22], das Land jenseits der Eider und der Elbe [23], welches, zum römischen Reiche gehörend, der König Knud und sein Bruder Waldemar mit den Waffen in Besitz genommen, so wie das Land, das Knud in Slavien erworben hat, seinem Reiche überlassen, und bestätigen diese Abtretung durch die gegenwärtige Urkunde. Keiner unserer Nachfolger und kein Fürst des römischen Reiches, soll wegen dieser Länder, weil sie ein Mal dem Reich unterworfen gewesen sind, den vielgeliebten Herrn König Waldemar mit Waffen oder Beschwerden jemals beunruhigen.» Uebrigens ist diese Urkunde von einigen Fürsten des Reiches, Theils geistlichen, Theils weltlichen, als Zeugen unterschrieben worden.

Der Kaiser Otto mag durch den schnellen Abfall seines Schwiegervaters, des Herzoges von Brabant und anderer Fürsten in den Niederlanden in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein. Friedrich's Abtretung des nordöstlichen Teutschlandes aber scheinet eine neue Hoffnung in ihm geweckt zu haben. Er konnte sich wohl nicht vorstellen, daß die teutschen Fürsten den Verlust so wichtiger Länder mit Gleichgültigkeit

ertragen, und einen Fürsten, der sich „alle Zeit Mehrer des Reiches" nannte, indem er das Reich minderte, als König anerkennen würden; vielmehr würden sich, wenn er gegen den Dänen aufträte, viele, es würden sich die meisten Fürsten zu ihm stellen. Gewiß ist, etwa um das Osterfest des Jahres zwölf Hundert und fünfzehen begab er sich mit seiner Gemahlin, um kein Hinderniß zu finden, in der Stille aus Cöln hinweg nach Braunschweig. Die Bürger von Cöln hatten ihm die Treue bewahret bis zu dem letzten Augenblick, und seinen Abzug zu erleichtern gesuchet: sie nahmen keine Zahlung für den Aufwand an, den sein Aufenthalt in Cöln veranlasset hatte, und gaben ihm noch überdieß sechs Hundert Mark Silbers [24]; eben dieser Umstand aber und sein stiller Abzug scheinen Veranlassung zu dem Gerüchte gegeben zu haben, als sei er heimlich entwichen, um die Schulden nicht zu zahlen, die seine Gemahlin im Würfelspiele gemacht hätte [25]. In Braunschweig angekommen, gelang dem Kaiser bald ein Bündniß zu Stande zu bringen, das günstige Erfolge versprach. Der Erzbischof Waldemar von Bremen nämlich, aus dem königlichen Hause in Dänemark stammend, war früher Bischof von Schleswig gewesen, und hatte mit seinen Vettern, den Königen Knud und Waldemar, so schwere und für ihn unglückliche Feindseligkeiten bestanden, daß er seine Freiheit nur gegen Verbannung erlanget hatte. Dennoch war er vor sieben Jahren, nach Hartwich's des Zweiten Tode, in Bremen zum Erzbischof, in Hamburg hingegen war unter dänischem Einfluß ein anderer Erzbischof, Burchard, erwählet worden, und der Papst Innocenz hatte den Letzten bestätiget, weil Waldemar, aus Haß gegen den dänischen König, damals auf Otto's Seite, zu Philipp hielt. Und als Burchard nach einem Jahre gestorben war, hatte Innocenz, abermals auf das Betreiben des Königes der Dänen, dem Erzbischofe Waldemar, einen Grafen von der Lippe, Gerhard genannt, Bischof von Osnabrück, als

deren Verhältniſſe er ſich eingemiſchet hatte. Zehen Jahre lang kämpfte er mit allen ſeinen Waffen für Otto gegen Philipp Otto aber würde nimmer zum Kaiſerthume gelanget ſein, wenn nicht Philipp des blutigen Todes geſtorben wäre. Otto erkannte hierauf den Papſt als ſeinen Herrn an, aber nur bis zu dem Augenblicke ſeiner Krönung; keinen Tag über dieſelbe heraus. Alsdann hatte er mit denſelben Waffen unaufhörlich für Friedrich gegen Otto geſtritten: hätte aber das Schickſal bei Bovines anders entſchieden, ſo würde Friedrich das Reich nimmer erhalten haben. Durch die Benutzung günſtiger Umſtände hatte Innocenz allerdings die Herrſchaft über Rom in ſeine Hand gebracht, und ſich auch in den Beſitz bedeutender Länder geſetzet, die ſpäter der Kirchen-Staat genannt worden ſind. Wäre aber dieſe Herrſchaft des Papſtes auch ſicherer, wäre dieſer Kirchen-Staat feſter begründet geweſen, als ſie waren: wie wenig trug ein ſolcher Gewinn für den apoſtoliſchen Stuhl aus gegen den Verluſt an Anſehen, den derſelbe durch die Zerrüttung, durch die ketzeriſche Entfremdung ſo vieler Menſchen, durch die Gleichgültigkeit der Fürſten, durch die furchtbaren Erinnerungen der Völker unleugbar erlitten hatte? Ein ſolcher Zuſtand der Dinge mochte dem Papſt Innocenz eine große Kirchen-Verſammlung zum Bedürfniſſe machen, um ein Mal vor der ganzen chriſtlichen Welt in vollem päſtlichen Glanze zu erſcheinen, um die Blicke derſelben ein Mal wieder auf den apoſtoliſchen Stuhl zu lenken, um die Gedanken der Menſchen zu zerſtreuen und ihre Gefühle zu vereinigen. Und dieſem Bedürfniſſe ward abgeholfen in vollem Maße. Es erſchienen zu Rom vier Hundert und zwölf Biſchöfe, ein und ſiebenzig Primaten und Metropoliten und mehr als acht Hundert Aebte und Prioren [29]. Ueberdieß hatten viele Könige Abgeordnete geſendet, und viele vornehme und weltliche Herren waren von allen Seiten nach Rom gekommen, um eine ſolche Feſtlichkeit anzuſehen. Vor dieſer erhabenen und glänzenden Verſammlung erſchien alsdann Innocenz in der ganzen Fülle päpſtlicher Würde, und fand die ſchönſte Gelegenheit, ſeine reine apoſtoliſche Ge-

innung mit salbungsvoller Beredsamkeit, gleichsam vor der anzen christlichen Welt, auszusprechen und zu entwickeln. Auch setzte er durch, was er durchzusetzen beabsichtiget hatte. Denn wer hätte einem solchen Papst, in einer solchen Stellung, zu widerstreben vermocht? Ein Jeder wußte ja wohl, daß zwischen einem Beschluß und der Ausführung noch ein großer Raum zu liegen pfleget. Uebrigens trat der Abgeordnete der Stadt Mailand vor der Versammlung auf, um die Sache des Kaisers Otto zu führen; indeß geschah nur, was voraus zu sehen war. Der Gesandte erhielt kaum Gehör; der Markgraf von Montferrat widersprach, und die Versammlung, obgleich sie so unruhig wurde, daß der Papst die Sitzung aufheben mußte, gab in dieser Sache, wie in allen übrigen Dingen, dem Willen des heiligen Vaters nach [30]. Er aber, der Papst Innocenz, wenn er sich auch über die weltliche Gesinnung vieler Geistlichen, ja über den ganzen Geist der Versammlung nicht getäuschet haben sollte, mag doch in der Versammlung selbst eine große Befriedigung gefunden haben. Er, ein rüstiger apostolischer Streiter, hatte vor der Welt einen schönen Triumph gefeiert, der nicht ohne eine große Nachwirkung bleiben zu können schien.

Und in der That scheinet derselbe sogleich auf den Kaiser Otto einen starken Eindruck gemacht zu haben. Denn Otto gab noch in diesem Winter das Unternehmen auf, das er mit einem schönen Erfolge begonnen hatte. Wenn er auch, von Niemandem unterstützet, mit seinen wenigen Verbündeten im Stande gewesen wäre, dasselbe hinaus zu führen: warum hätte er die Schmach, jene überelbischen Länder ohne Schwertschlag an Dänemark abgetreten zu haben, von dem Namen des Mannes hinweg nehmen sollen, welchen die teutschen Fürsten gegen ihn als König aufgestellet und mit der Krone geschmücket hatten? Er ging nach Braunschweig. Daselbst lebte er fortan unbekümmert um Krone und Reich, lediglich im Geiste seines Vaters, mit der Förderung des Lebens in seinen Erblanden beschäftiget, getröstet durch die Liebe und die Treue seiner ächten

Sachsen. Mit solcher Gleichgültigkeit schauete er in das Getreibe der Welt hinein, daß ihn nicht ein Mal der Tod des Papstes Innocenz des Dritten, der acht Monate nach der Feier seines Triumphes, am Sechszehenten des Julius zwölf Hundert und sechszehen, vom Leben schied, beweget zu haben scheinet. Nur ein Mal, als Einer seiner letzten Freunde, der Erzbischof Waldemar von Bremen, zuerst von den Stedingern verlassen, alsdann auch aus Bremen vertrieben ward, scheinet, wie in seinem Bruder Heinrich, so in ihm ein verachtender Zorn aufgestiegen zu sein [31]. Aber er lebte auch in der Burg seines Vaters ohne alle Gefahr. Weder der König Friedrich, noch irgend ein Anderer hielt für gut, ihn anzugreifen, um ihn zur Flucht zu nöthigen oder zu der Verzichtleistung auf das Reich zu zwingen. Man ging um ihn herum, wie um einen schlafenden Löwen. Er aber wurde nach dem Oster-Feste des Jahres zwölf Hundert und achtzehen, als er sich auf der Harzburg befand, von einem Fieber ergriffen. Die Krankheit hielt an; er fühlte die nahende Auflösung. Deßwegen ließ er, aus eigenem Bedürfnisse oder durch seine Umgebung bewogen, den Bischof von Hildesheim und andere fromme geistliche Männer zu sich rufen, um durch sie von dem Bannfluche der Kirche befreiet zu werden. Er beichtete, und bekannte auch seine Sünden gegen den apostolischen Stuhl. Ja er beschwor, daß er, Falls ihm das Leben erhalten würde, fortan dem Papste gehorsam sein wollte, aber, seinen Grundsätzen bis zum letzten Augenblicke getreu, nur mit dem Zusatze: „jedoch mit Vorbehalte der Rechte meines Reiches, zu welchem ich gesetzmäßig erwählet und erhoben worden bin [32].“ Dennoch ward er losgesprochen von dem Banne der Kirche [33]. Am Neunzehenten des Monates Mai schied er kinderlos vom Leben, kaum zwei und vierzig Jahre alt [34].

Sechs und zwanzigstes Buch.

Deutschland zu der Zeit des Kaisers Friedrich II.

Gänzlicher Verfall der königlichen Macht.

Entstehung einer neuen Freiheit in den Städten.

Entstehung der Landesherrlichkeit der Fürsten.

Erſtes Capitel.

Friedrich der Zweite.

J. 1218.

Der Tod des Kaiſers Otto brachte in Teutſchland keine
kümüthigkeit hervor; aber der große Spalt, welcher Teutſch-
nd durch den Streit zwiſchen den Waiblingern und den
Welfen ſo lange getrennet hatte, wurde, wie mit des Königes
hilipp Grab auf kurze Zeit, ſo mit dem Grabe Otto's des
ierten für immer geſchloſſen[1]. Niemand konnte wagen, wer
r ſich ſelbſt noch einen Anderen dem Könige Friedrich entge-
n zu ſtellen; auch mochte Niemand zu einem ſolchen Wag-
iſſe geneiget ſein. Nur ein Welf hätte auf den Gedanken
mmen können, wider den Waiblinger aufzutreten; nur ein
Welf in Anderen den Gedanken einer neuen Wahl an Otto's
Statt erzeugen mögen. Nun gab es zwar auch noch einen
Welfen, welcher der höchſten Würde nicht unwürdig war:
n Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein; Heinrich aber hatte von
ugendheit auf den Wechſel menſchlicher Dinge an ſeinem Vater,
n ſeinem Bruder, an ſich ſelbſt zu vielfältig erfahren, als
aß in ihm noch ein Wunſch nach einer zerriſſenen Krone
itte aufſteigen mögen. Ueberdieß war er, wie erzählet wor-

den ist, mit der Reichs-Acht beleget, und sein Reichs-Land, die Pfalz zu Rhein, war dem Herzoge von Baiern zu Lehen gegeben. In dieser Gefahr hatten ihm allerdings die wackern Einwohner des schönen Landes, von seinem und seines Hauses hartem Schicksal ergriffen, die größte Anhänglichkeit bewiesen: denn sie hatten sich, als der Herzog Ludwig von Baiern nach Heidelberg kam, um das Land in Besitz, die Leute in Pflicht zu nehmen, wider denselben erhoben, ihn bekämpfet, ihn gefangen genommen mit seinem ganzen Gefolge; aber die Sache war doch endlich ausgeglichen, und der Herzog Ludwig hatte für ein tüchtiges Lösegeld und große Versprechungen seine Freiheit wieder erhalten [2]. Heinrich konnte daher kaum noch mit einiger Sicherheit auf die Pfalzgrafschaft rechnen; nur die Sachsen in den Erbländern des Welfischen Hauses standen unerschütterlich. Alle übrigen Sachsen mochten wohl, durch Otto's Unthätigkeit in den letzten Jahren, zu großer Lauheit oder Gleichgültigkeit gebracht worden sein. Deßwegen durfte Friedrich nur einen Hoftag in Sachsen selbst, zu Herforden, feiern, um auch in diesem Lande allgemein als König anerkannt zu werden [3]. Der Pfalzgraf Heinrich scheinet sich fürlich noch fern gehalten zu haben. Aber er hielt sich nicht fern, weil er gegen Friedrich als Feind zu verfahren gedachte, sondern weil er, wie es scheinet, eine Unterhandlung durch Friedrich's Einfluß zu Stande bringen wollte, die schon zur Sprache gekommen sein mag während Ludwig's, des Herzoges von Baiern, Gefangenschaft in der Pfalz; eine Unterhandlung, welche dem Pfalzgrafen ohne Zweifel sehr am Herzen lag. Sie betraf nämlich eine Vermählung zwischen Otto, des Herzoges Ludwig Sohn, mit seiner, Heinrich's, Tochter Agnes. Und so wie diese Vermählung beschlossen worden war, überließ Heinrich die Pfalzgrafschaft zu Rhein, da er selbst keinen Sohn hatte, gern dem Hause Wittelsbach; und eben so gern erschien er nunmehr vor Friedrich zu Goslar, um die Reichs-

ſignien, die noch in ſeiner Hand geweſen waren, er, der elf, dem Waiblinger zu Füßen zu legen und ihm als ſeinem nig und Herrn den Eid der Treue zu leiſten. So wurde iedrich der Zweite, nunmehr ein Jüngling von vier und anzig Jahren, einiger König der Teutſchen, oder nach der rache dieſer Zeit, einiger König der Römer und alle Zeit ehrer des Reiches.

Die Geſchichte kennet wenige Fürſten, welche eine ſo in=ze und dauernde Theilnahme erregen, als fortan der König iedrich der Zweite. In den verſchiedenen Lagen ſeines wech=vollen Lebens ziehet er an oder ſtößet ab, hebet empor oder ücket nieder, erreget Bewunderung, Freude und Luſt, oder ngſtlichkeit, Wehmuth und Schmerz. Zuweilen ſteiget Zorn der ihn auf in der Bruſt, auch wohl Ingrimm und Haß, er niemals einige Kälte. Er war ohne Widerrede der Erſte ann ſeiner Zeit. Alle Eigenſchaften, die einen Fürſten groß achen können, des ſchönſten Ruhmes würdig, hat er wohl währet. An Tapferkeit und Kriegeskunſt war er hinter Nie=andem zurück; an geiſtiger Bildung Allen vorauf, und da=m als Geſetzgeber, Gründer und Pfleger weit über ſeinem eit=Alter. Eine große Liebenswürdigkeit und feiner Anſtand aren ihm eigen. Auch war er freigebig, menſchlich, mild nd gut; nur konnte er, im Bewußtſein ſeiner geiſtigen Ue=rlegenheit, gegen Ungehorſame, Widerſpänſtige und Solche, e ihm als Empörer erſchienen, ſeiner Leidenſchaft nicht Herr erden, und brach ſchonungslos hervor. Wenn endlich ſein eben in ſittlicher Hinſicht nicht rein war, ſo hat er doch die itte geachtet, und wenn ſein ſtarker Geiſt in religioſer Be=ehung ſich von manchem Wahne frei gemacht und über man=en Aberglauben hinweg geſchwungen hatte, ſo hat er doch e geiſtlich Armen geſchonet und Gewohnheiten und Bräuche cht verachtet.

Und ein ſolcher Mann, mit ſolchen Gaben und Kräften,

iſt Friedrich der Zweite noch acht und dreißig Jahre Kaiſer und König geweſen, und hat dieſe lange Zeit herdurch unaufhörlich mit raſtloſer Thätigkeit gearbeitet und geſtrebet, geſtritten, gekämpfet und gerungen, ohne dem Ziele, das er ſich geſetzet hatte, auch nur um einen Schritt näher zu kommen. Vielmehr hat er ſich ſelbſt aufgerieben durch ſeine Anſtrengungen; er hat ſich jeglicher Läſterung ausgeſetzet; er hat unermeßliches Unglück herbei geführet; er hat Alle von ſich entfernet, die ſeine Anhänger geweſen, ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde; er hat ſein eigenes Haus an den Rand des Verderbens gebracht, und endlich bewirket, daß jeder gute Menſch Gott bei der Nachricht dankte, er ſei vom Leben geſchieden. Und woher dieſe Nichtigkeit aller ſeiner Beſtrebungen? Weil er vier oder fünf Kronen [4] zugleich tragen und eine Herrſchaft üben wollte, welche gegen die Zuſtände der Geſellſchaft war, gegen die Ordnung der Welt, gegen die Natur der Länder und Völker. Denn bei ſolchen Beſtrebungen konnte er ſich in kein Volk hinein leben und in keinem Boden Wurzel ſchlagen. Er war hier fremd und wurde dort nicht heimiſch. Er erſchien überall wie eine zweideutige Doppel-Geſtalt, deren Seele nicht war, wo ihr Leib erſchien. Daher konnte er allerdings Begeiſterung erregen oder Schrecken verbreiten, aber er konnte die Herzen der Menſchen weder halten noch zermalmen. Die Begeiſterung löſ'te ſich in Mißtrauen auf, und der Schrecken verſchwand bald vor dem Eintritte, bald vor der wohl begründeten Erwartung neuer Ereigniſſe, und wohl auch vor der Berechnung der Entfernungen und der Zeiten. Alſo erhoben ſich überall Hemmungen und Hinderniſſe, Verwickelungen und Wirrungen; menſchliche Leidenſchaften, edele und unedele, wurden ſtark aufgereizet und fanden reiche Nahrung. Eben dadurch aber erhielt der Fluch des Prieſters von Rom gegen Friedrich den Zweiten die alte Gewalt wieder, welche derſelbe, wegen vielfältiges Mißbrauches, längſt verloren zu haben ſchien. Denn der hei-

lige Vater schien, er mochte für den kirchlichen, oder für den irdischen Vortheil des apostolischen Stuhles kämpfen, zugleich für die Unabhängigkeit und die Freiheit der Völker zu streiten, für den Geist und die Bildung des Geistes. Hätte Friedrich seine ganze Kraft und Tugend auf Ein Land zu richten sich entschlossen, sei es auf das Land seiner Geburt, sei es auf das Land seiner Wahl: nach menschlicher Einsicht würde Sicilien das schönste Reich der Welt geworden sein, an Freiheit, Reichthum, Verkehr und Bildung allen Reichen voraus, Niemanden fürchtend, Niemanden beneidend; Teutschland hingegen hätte groß, einig, stark und frei werden, es hätte seinen alten Ruhm vermehren und seine Entscheidung in den Angelegenheiten der Welt geltend machen können, eine feste Wehr gegen die Barbarei, ein sichernder Schild für jegliche Bildung. Aber der Weg von der Mündung der Elbe, um nicht zu sagen von der Eider, bis Capo Passaro ist lang; ein menschliches Auge vermag ihn nicht zu übersehen, und auch die größten Kräfte mußten sich auf demselben verlieren.

Ueber die Frage endlich, welches denn das eigentliche Ziel gewesen sei, das Friedrich zu erreichen gesuchet habe, mag, da es lediglich aus seinen Bestrebungen und seinem Verfahren zu erkennen ist, und deßwegen von Anderen anders aufgefasset werden kann [4], nur Folgendes angemerket werden. Als Friedrich, ein achtzehenjähriger Jüngling, nach Teutschland kam, hatte er wahrscheinlich gar keinen bestimmten Entwurf, gar keinen klaren Gedanken. Er wurde fortgetrieben durch die Aufforderung des gewaltigen Papstes und des Gesandten einiger teutschen Fürsten, die er kaum zu würdigen verstand. Er folgte dem Glanze berühmter Namen und großer Erinnerungen, der ihm aus der Ferne entgegen leuchtete, ohne eben zu überlegen, was er that, wohin er ging. In Rom aber mag schon der Papst durch wohlgemeinte Ermahnungen und Warnungen den Kreis seiner Gedanken erweitert und ihn mit den Ent-

würfen ſeines Großvaters genauer bekannt gemacht haben. In Genua haben alsdann die Fürſten, die ſich zu ihm fanden, wohl keine Bemühungen und keine Verſprechungen geſparet, um nicht nur den Wunſch, Lombardien zu erobern, tief in ſeine Seele hinein zu drücken, ſondern um auch die Ausführung, durch einen König von Sicilien, der zugleich König der Teutſchen und römiſcher Kaiſer wäre, als leicht darzuſtellen. Unter den Gefahren, mit welchen er hierauf die Fahrt durch Lombardien beſtehen mußte, mag dieſer Wunſch brennend geworden ſein in ſeinem jugendlichen Herzen: dieſe frechen Lombarden ſollten ihren Herrn erkennen, und den ſchuldigen Gehorſam lernen. In Teutſchland, unter faſt wunderbarer Begünſtigung des Glückes angelanget, machte er in den ſechs Jahren einer ungewiſſen Stellung ſo große Erfahrungen, daß ſein Verſtand ſich raſch entwickeln, ſein Urtheil zu ſchneller Reife gelangen mußte. Alſo hat er ohne Zweifel bald erkannt, daß Teutſchland kein Boden ſei für ein ſtarkes Königthum, für eine Herrſchaft, wie er ſie zu üben ſich geneiget und fähig fühlte. Deßwegen konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, wegen dieſes Wahl-Reiches, in welchem der König zwar von allen Fürſten als ihr gnädiger Herr begrüßet ward, aber kaum mehr Gewalt hatte, als dieſe Fürſten ſelbſt, ſein ſchönes Erbreich aufzugeben. Aber eben ſo wenig konnte es ihm in den Sinn kommen, Teutſchland aufzugeben, um nach Sicilien zurück zu kehren. Er hatte ſich ein Mal in den Glanz des Kaiſerthumes hinein gedacht, welches, wie geringe Macht es gewähren mochte, immer als die höchſte Würde der Welt betrachtet ward, und um die Kaiſer-Krone zu erhalten, mußte er mit der Krone des teutſchen Reiches geſchmücket ſein: wie hätte ihm der Gedanke erträglich ſein ſollen, der teutſchen Krone zu entſagen. Auch beſaß er in Teutſchland ſchöne Länder, über welche ſich die Stammburg ſeines Hauſes kühn und ſtark erhob. Dieſe Beſitzungen, welche noch im Jahre zwölf Hundert und achtzehen, als mit Ver-

hold dem Fünften die Herzoge von Zäringen ausstarben, einen bedeutenden Zuwachs erhielten [5], zerstückelt in fremde Hände gerathen zu lassen, mußte seinem Herzen zuwider sein. Ueberdieß war selbst die Rückkehr nach Sicilien, ohne die teutsche und ohne die kaiserliche Krone, wie nicht ohne Fährlichkeit, so nicht ohne Schmach. Denn er hatte die Fahrt nach Teutschland gegen den Willen der Einwohner Siciliens unternommen, und mußte sie rechtfertigen durch den Erfolg; er durfte nicht zurück kehren, wie von einem mißlungenen Abenteuer, sondern nur mit Ehre und Ruhm bekleidet. Also blieb nur übrig, die teutsche Krone, und mit derselben die Kaiser-Krone zu erstreben. Sollte aber Teutschland und Sicilien durch ihn und in ihm, als dem Könige beider Reiche vereinigt sein, so mußte das Zwischen-Land, es mußten die verhaßten Lombarden und das übrige Italien bis zur Grenze des sicilischen Reiches seiner Herrschaft unterworfen werden. Es genügte nicht, daß die Lombarden ihn mit leeren Worten als ihren König und Herrn anerkannten, sondern sie mußten ihm jeden Gehorsam bewähren, den er von ihnen zu fordern veranlasset oder genöthiget werden könnte. Ohne diese Unterwerfung Lombardiens waren Teutschland und Sicilien nicht in wirkliche Beziehung zu bringen; das Königthum in Sicilien konnte Friedrich's Herrschaft über Teutschland so wenig fördern, als das Königthum in Teutschland seine Herrschaft über Sicilien. Beide Reiche mußten ohne Halt und Gegengewicht dahin sinken, ihrer eigenen Schwere folgend, wie die Schalen an einem zerbrochenen Wage-Balken.

Die Erwägung dieser Verhältnisse setzet es außer Zweifel, und die späteren Vorgänge bestätigen diese Meinung, daß Friedrich im Allgemeinen den Plan seines Großvaters, Friedrich's des Ersten, wieder aufgenommen und ausgebildet habe. Und wie er zu diesem Plane in der Stellung, in welche er hinein gerathen, gleichsam gezwungen war, so mag er auch

sches Reich zu beherrschen, dessen Gränzen vielleicht ins Unbestimmte gesetzet wurden, einer steten Erweiterung fähig, eine stete Erweiterung verlangend.

Gewiß, es war ein ungeheuerer Gedanke, vor welchem ein minder gewaltiger Geist scheu zurück getreten sein würde. Aber der Gedanke wurde dem Könige Friedrich von den unglückseligen Verhältnissen aufgedränget, in welche er, ohne zu wissen wie, hinein verwickelt worden war. Ueber ihn ist es ein großes und schönes Zeugniß, daß er denselben zu erfassen, daß er Hand ans Werk zu legen wagte. Was in jenem Gedanken Verkehrtes und Verwerfliches, Unnatürliches und Verruchtes lag, das fällt nicht ihm zur Last, sondern der Zeit, in welcher er lebte, in welcher er auf dieser Stelle stand. Nur die Mittel und die Weisen, mit welchen und in welchen er die Ausführung versuchte, gehören ihm an, und müssen ihm zum Ruhme gerechnet werden oder zum Tadel. Gelingen konnte sie freilich nicht, diese Ausführung: denn das Unternehmen stand im Widerspruche mit den ewigen Gesetzen, auf welchen das Leben der Menschen gestellet ist. Friedrich mußte zu Grunde gehen, ohne sein Ziel zu erreichen; aber weil er mehr Werkzeug als Urheber war, so darf behauptet werden, daß er ein Opfer seiner Zeit geworden sei. Und das, was er gethan haben mag, als er die Vergeblichkeit seines Strebens erkannt hatte, als das Unglück über ihn herein brach, als sein Bau zusammen stürzte: das kann ihm auch nicht zur Last fallen. Wer darf Schonung und Besonnenheit von einem Manne fordern, der wie ein Verzweifelnder um das Leben streitet?

Alle diese Bemerkungen sind hier zusammen gestellet worden, weil der Geist des Mannes Achtung und Bewunderung verdienet und erreget, weil der Gedanke an das große und glänzende Fürstenhaus, aus welchem er stammte, die menschliche Brust mächtig ergreifet, und weil es dem Verfasser dieses Werkes schmerzlich ist, daß die Geschichte eines solchen Mannes

: nicht erzählet werden darf. Denn um das Leben des
tschen Volkes hat Friedrich der Zweite sich fortan nur we-
bekümmert. Eben weil ihm die teutsche Krone nur das
ttel sein sollte, um zuvörderst die Kaiser-Krone zu erhalten,
l er zunächst Teutschland nur zu benutzen vorhatte zur Er-
terung seiner Eroberungen in Italien, weil er jedes Falles
tschland in den Hintergrund stellte, und alle seine Kräfte,
s Erste wenigstens, auf Italien zu verwenden gedachte, hat
ich unbedenklich aus Teutschland entfernet, und das teutsche
ch um so lieber sich selbst überlassen, je fester sein Glaube
esen sein mag, daß die teutschen Fürsten, während er Ita-
zu seiner Herrschaft brachte, ihm für seine weiteren Ent-
fe in die Hand arbeiten, und ganz Teutschland zur Unter-
fung reif machen würden. Seine Abwesenheit aus Teutsch-
) ist allerdings von großer Bedeutung geworden für die
ltung des Lebens in Teutschland, für die Begründung
fürstlichen Landesherrlichkeit und für die Entwickelung des
rgerthumes in den Städten; aber er selbst hat diese Ge-
ung wesentlich weder gefördert noch gehemmet. Er ste-
nur gegenüber, eine fernher leuchtende Gestalt, zuweilen
)end, zuweilen lockend, Besorgnisse erregend oder Hoff-
gen; aber die Erwartung wird niemals befriediget; die
ltalt verschwindet, wenn sie sich am Glänzendsten gezeiget
, in dunkele Nacht, um bald wieder im vorigen Glanze
orzutreten. Selbst die Urkunden, welche Fürsten, Bischöfen,
tern, Städten ausgestellet worden sind, um Demjenigen,
sich gestaltet hatte, einen rechtlichen Stempel aufzudrücken,
den nur ertheilet, weil dem Kaiser die Dinge in Teutsch-
) gleichgültig waren, weil er sie nicht zu ändern vermochte,
weil sie ihm im Fortgange der Zeit förderlich werden zu
ien schienen. Dennoch hat Friedrich in Teutschland die
fbahn begonnen, die er zu beendigen hoffte; und schon bei
ersten Schritt auf derselben, trat ihm der Papst entgegen,

oder vielmehr, der Papst trat ihm entgegen, bevor er den ersten Schritt that, um ihn von demselben zurück zu halten; und da er sich nicht zurück halten ließ, so begann eben damit die lange Reihe der Wirrnisse, die sich durch Friedrich's Leben hindurch gezogen haben, und erst gelöset worden sind durch seinen Tod. Diese erste Verhandlung soll ausführlich erzählet werden, Theils weil Friedrich sich in Teutschland befand, Theils weil sie sich auf Teutschland beziehet, und wichtige Bestimmungen herbei geführet hat, endlich auch, weil sie anschaulich genug macht, in welcher Weise Friedrich mit dem Papste verfuhr, und von welcher er, obwohl umsonst, wegen des ersten Gelingens einen vollständigen Erfolg gehoffet zu haben scheinet. Die späteren Verhandlungen sind der Geschichte des teutschen Volkes, größtes Theiles fremd.

Zweites Capitel.

Friedrich II. und Honorius III.

Heinrich's (VII.) Wahl zum Könige der Römer. Friedrich's Entfernung aus Teutschland.

J. 1218 — 1220.

Früher ist erzählet worden, daß Friedrich dem Papste vor seiner Krönung als römischer König das feierliche Versprechen, er wolle, um Teutschland und Sicilien in keiner Weise zu vereinigen, seinem Sohne Heinrich das Königreich Sicilien abtreten, gegeben, und am Tage nach seiner Krönung das Gelübde einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande abgelegt habe [1]. Das Versprechen sollte erfüllet werden, sobald er die Kaiserkrone erhalten hätte; wegen der Erfüllung des Gelübdes war keine Zeit festgesetzet worden. Von dem Versprechen hatte also bisher noch keine Rede sein können; aber auch von dem Gelübde war noch keine Rede gewesen. Der Papst Innocenz hatte von demselben geschwiegen bis zu seinem Tode, und der neue Papst Honorius der Dritte erlaubte sich kaum einer Erwähnung desselben [2]. Denn der Kaiser Otto und ja dem Könige Friedrich, wenn nicht drohend, doch streng, gegenüber; deßwegen mußte die Sache des Kreuzes

den Angelegenheiten in Teutschland nachstehen. Kaum aber war Otto aus dem Leben geschieden und Friedrich als einiger König der Teutschen anerkannt, so begann der Papst, an das Gelübde zu mahnen, und auf die Beschleunigung des Kreuzzuges zu dringen. Honorius der Dritte war ein Mann von ganz anderer Art, als sein Vorgänger gewesen war. Ihm fehlte die Kraft, die Raschheit des Geistes, die Thätigkeit. Verständig und wohl gesinnet, ohne Ehrsucht und Eitelkeit, wünschte er in milder und menschlicher Weise das Gute zu fördern, und den Frieden zu erhalten überall, am Meisten ohne Zweifel mit dem Kaiser. Aber aufgeben durfte er nicht, was der apostolische Stuhl schon gewonnen hatte, oder gewonnen zu haben glaubte; er durfte von den Grundsätzen nicht abweichen, auf welchen derselbe nunmehr zu stehen schien. Auch stand er nicht allein. Die Cardinäle wachten, und beschlossen, und trieben zur Ausführung ihrer Beschlüsse. Nun mögen schon Warnungen vor dem Könige Friedrich in Rom angelanget sein; wenigstens ist gewiß, daß bald nachher zwei Beschuldigungen wider denselben zur Sprache kamen, die wahrscheinlich jetzt schon, vielleicht als Vermuthungen, vorgebracht waren. Friedrich habe, wie es hieß, die Absicht, seinen Sohn Heinrich, den Erben des Königreiches Sicilien, zum römischen König erwählen zu lassen, also die Absicht, das teutsche Reich, das Kaiserthum und das Reich Sicilien zu vereinigen; auch mische er sich in die Wahlen bei der Besetzung geistlicher Stellen, Beides seinem feierlichen Versprechen zuwider. Diese Beschuldigungen mögen den Papst bewogen haben, den König zur Kreuzfahrt zu drängen. Honorius und seine Räthe haben gewiß nicht erwartet, daß Friedrich einer solchen Aufforderung Folge leisten würde. Kaum erst allgemein in Teutschland als König anerkannt, noch nicht ein Mal im Besitze der Reichs-Kleinodien, seit länger als sechs Jahren aus Sicilien entfernet, ohne allen Einfluß in Lombardien, mit der Kaiser-Krone noch

t geſchmücket, überall von Unordnung und Verwirrung
geben, von widerſprechenden Anforderungen beſtürmet, ohne
igliche Macht, ohne kaiſerliches Anſehen: wie wäre es mög-
, daß der Papſt, daß irgend ein Menſch geglaubet haben
ne, Friedrich werde aus allen dieſen Verhältniſſen ſcheiden,
nach dem fernen heiligen Lande zu gehen, in einen Kampf
ein, in Fährlichkeiten und Wirrniſſe, welche weder er ſelbſt,
h irgend ein Menſch zu überſehen im Stande war? Da-
iſt wahrſcheinlich, daß der Papſt mit ſeiner Aufforderung
König nur zu warnen, und daran zu erinnern beabſichtigt
e, er ſei noch nicht im Beſitze der Kaiſer-Krone. Friedrich
ch ſtellte ſich, als merkte er Nichts von der Abſicht des
igen Vaters, und als ſei er feſt entſchloſſen, den Kreuzzug
utreten, ſobald nur ſeine Kreuz-Genoſſen mit ihm nach
i heiligen Lande zu gehen bereit wären. Er ſchrieb, im
fange des Jahres zwölf Hundert und neunzehen, an den
pſt. „Er erkenne die Nothwendigkeit und das Verdienſt-
e des Kreuzzuges gern an; auch habe er ſchon auf denſel-
hingearbeitet, und werde ferner darauf hinarbeiten. Nur
ge der heilige Vater ihn unterſtützen, um das Werk zu
dern: er möge Allen, welche das Kreuz angenommen hätten,
rſten und Prälaten, bei Strafe des Bannes befehlen, die
jrt vor der Mitte des Jahres anzutreten; er möge Nie-
nden ſeines Gelübdes entbinden; er möge den Befehl er-
ilen, daß ein Jeder, während er ſelbſt abweſend ſei, ſeinen
ellvertretern Gehorſam zu beweiſen habe; er möge den
ılzgrafen Heinrich und die Stadt Braunſchweig mit dem
nne belegen, wenn ſie nicht alſobald die Kleinodien des
ches ausliefern würden [3].“ Und dieſem Allen fügte er
Verſicherung ſeiner eigenen Bereitſchaft und der Reinheit
es Willens hinzu. Wer vermag zu zweifeln, daß Friedrich
dieſem Schreiben die Abſicht gehabt habe, den heiligen
ter wegen ſeiner eigenen Abſichten irre zu führen, und ihn

zugleich aufmerksam zu machen auf die großen Schwierigkeiten, die sich dem Kreuzzug entgegen stellten?

Der Papst aber und die Seinigen wurden nicht getäuschet. Kaum war ein Monat verlaufen, da hatte Honorius schon alle jene Befehle erlassen, welche Friedrich von ihm verlanget hatte. Er hatte sogar die Verschiebung des Aufbruches bis zum Feste des heiligen Michael bewilliget [4]. Es war eine gegenseitige Versuchung. Friedrich jedoch scheinet durch das schnelle Eintreffen der päpstlichen Befehle in einige Verlegenheit gekommen zu sein. Denn er ließ drei Monate verlaufen, ehe er dem Papste seinen Dank für die Bereitwilligkeit aussprach, mit welcher derselbe seine Bitten erfüllet hatte. Aber Friedrich hielt auch für gut, diesem Schreiben ein anderes voraus zu senden, in welchem er sich gegen die Klagen erhob, die wider ihn, wie er inzwischen erfahren hatte, an den apostolischen Stuhl gebracht waren. Er nannte die Beschuldigungen Verleumdungen. „Sein Gewissen, sagte er, sei rein. Wenn die teutschen Fürsten auch wirklich seinen Sohn zum römischen Könige wählen sollten: so wäre die Absicht keineswegs, Teutschland und Sicilien zu vereinigen, sondern lediglich, zuerst, während seiner Abwesenheit die Regierung zu erleichtern, und zweitens, im Falle seines Todes, seinem Sohne die Besitzungen seines Hauses in Teutschland desto besser zu sichern. Auch sei es unwahr, daß er die Wahlfreiheit der Kirchen gestöret habe; höchstens habe er eine Bitte an die Wählenden und wohl auch an ihn selbst, den heiligen Vater, zur Beförderung dieses oder jenes Mannes gestellet.“ In ähnlicher Weise wies er andere Beschuldigungen, als suche er die Rechte und Besitzungen des apostolischen Stuhles zu schmälern, von sich ab; ja, er stellte dem Papst eine neue Urkunde aus, in welcher er seine früheren Versprechungen wiederholte; bat aber auch abermals um einen neuen Aufschub des Kreuzzuges bis zum Frühlinge des folgenden Jahres, weil der

Schwierigkeiten, die überwunden werden müßten, zu viele seien: Alles in der ehrerbietigen Sprache eines gehorsamen, dem heiligen Vater aus Frömmigkeit und Dankbarkeit gänzlich ergebenen Sohnes [5]. Der Papst antwortete auf dieses Schreiben am Ersten October's, und er antwortete in derselben freundlichen und artigen Weise; an einigen Wendungen, welche an Vorwürfe und Drohungen streiften, fehlte es jedoch auch nicht. „Sieh, geliebtester Sohn, sagte der heilige Vater, Dir sind zwei Zeitpunkte bestimmt worden, und beide sind vorüber gegangen. Welchen Vortheil aber hat diese Zögerung gebracht? Wo sind die Schiffe, wo die Galeeren, welche Deine königliche Sorgfalt zu der Ueberfahrt ausgerüstet hat? Indeß wollen wir auf die Hindernisse, welche Du zu Deiner Entschuldigung angeführet hast, so weit wir in dem Herrn vermögen, Rücksicht nehmen, und Dir einen neuen Aufschub bis zum Frühlinge des nächsten Jahres bewilligen. Schlafe aber inzwischen nicht ein, damit Du nicht in die Schlingen des Bannes hinein gerathen mögest [6]."

Es konnte nicht anders sein, diese Verhandlung mußte in dem Könige Friedrich die Hoffnung erzeugen, daß es ihm gelingen werde, den nachgiebigen Papst zu neuer Nachgiebigkeit zu bewegen, und demselben den Bannfluch nach und nach aus der Hand zu winden. Er setzte daher die Unterhandlung lebhaft fort, und erweiterte sie. Denn er trug darauf an, daß der Papst ihm während seines Lebens Sicilien überlassen möchte: nach seinem Tode sollten aber Teutschland und das Kaiserthum von Sicilien getrennet werden. Der Papst widersetzte sich; und sogleich gab Friedrich das Verlangen auf. Aber er hatte auch schon einen neuen Antrag in Bereitschaft. Er bat den Papst, ihm zu versprechen, daß ihm, wenn sein Sohn Heinrich hinstürbe ohne einen Sohn und ohne einen Bruder zu hinterlassen, alsdann das Königreich Sicilien von der Kirche zu Lehen ertheilet werden sollte. Der gutmüthige Papst, wel-

niges an den Senator und das römische Volk, das ungemein erbaulich war. In demselben sprach Friedrich seine Ehrerbietung gegen die römische Kirche aus, und gegen den Papst Honorius, das Haupt derselben, ermahnte aber auch das römische Volk, ihm in der Ehrerbietung vorauf zu gehen, und dem heiligen Vater jeglichen Gehorsam zu beweisen, Alles in Worten großer Frömmigkeit, kindlicher Ergebenheit und des reinsten Wohlwollens, hinweisend auf seine nahe Ankunft in Rom, nicht ohne einige Warnungen, aber auch nicht ohne Verheissungen. Das römische Volk wurde durch dieses königliche Schreiben um so mehr erfreuet, je weiter dasselbe in der Sprache und in der Weise von der Sprache und der Weise der früheren Kaiser abstach: nämlich es zeigte sich, daß Friedrich sich einer italischen Bildung rühmte, welche von seinen barbarischen Vorgängern weder gekannt noch geachtet worden. Das Schreiben ward öffentlich auf dem Capitolio vorgelesen; es erregte eine wahre Begeisterung; und in dieser Begeisterung ward es in überschwenglichen Ausdrücken beantwortet[8]. Wie hätte der Papst unter solchen Umständen mit einem solchen demuthsvollen Sohne der Kirche zürnen können, der mit so kraftvoller Gewandtheit das Ansehen des apostolischen Stuhles selbst unter den wetterwendischen Römern herzustellen und zu mehren verstand? In der That deutete er seine Empfindlichkeit über die Sendung des Abtes von Fulda wegen einer so erhabenen und feierlichen Sache kaum an; dagegen forderte er den König dringend auf, seine Ankunft in Rom zu beschleunigen, damit er sobald als möglich die Freude haben möchte, demselben die Kaiser-Krone zu ertheilen. Ja, er zeigte sich nicht abgeneiget, den Antritt des Kreuzzuges zum fünften Male, und zwar bis zum Herbste des Jahres, hinaus zu schieben.

Zu derselbigen Zeit aber, da diese Verhandlungen zu Rom Statt fanden, durch welche dem Papste große Freude,

er Stadt Rom allgemeiner Jubel bereitet wurde, ging Fried-
ich seinen eigenen Weg, welcher von der Bahn ablief,
ie der Papst vorgezeichnet hatte, unleugbar nach Verträgen
it dem Könige. Im Monat April nämlich versammelte
riedrich einen großen Hof-Tag zu Frankfurt, auf welchem
in Sohn Heinrich, der vor vier Jahren mit seiner Mutter
ach Teutschland gekommen war, nunmehr ein neunjähriger
nabe [9], von den anwesenden Fürsten zum Könige der Rö-
er, also zu Friedrich's Nachfolger im teutschen Reich und im
aiserthum erwählet wurde, Er, der Erbe des Königreiches
icilien.

Der Tag dieser Wahl ist, wegen der Armuth der Ueber-
ferungen, nicht zu bestimmen. Eben so wenig ist der Her-
ng auszumitteln. Friedrich selbst giebt, dem Papste gegen-
er, Folgendes an [10]. „Wir hatten einen allgemeinen Hof-
ag nach Frankfurt angesaget, um uns nach der Sitte des
eiches von den Fürsten zu beurlauben [11], und uns alsdann,
n dort aufbrechend, nach Euerem Befehl Eueren Füßen zu
hen. Zu diesem Tage waren auch der Erzbischof von Mainz
d der Landgraf von Thüringen erschienen, zwischen welchen
h schon vor langer Zeit ein Zwist erhoben hatte. Da Beide
n großen kriegerischen Gefolgen begleitet waren, so wuchs
e Zwietracht also an, daß sie dem ganzen Reiche Gefahr
ohete. Die anwesenden Fürsten, aufmerksam auf eine solche
efahr, und den Wunsch hegend, derselben zu begegnen, ver-
nsten die Beilegung der Streitigkeit, und schwuren, daß sie
rankfurt nicht eher verlassen würden, bis die Ausgleichung zu
tande gebracht und von uns bestätiget worden wäre. Die
rsten aber arbeiteten vergeblich; sie vermochten die Eintracht
ht herzustellen; vielmehr wurde der Zwist immer größer, und
ohete, wegen unserer nahen Entfernung, sehr große Nach-
eile für das Reich. Deßwegen erwählten die anwesenden
rsten, und im Besonderen Diejenigen, welche früher der

Erhebung unseres Sohnes entgegen gewesen waren, denselben in unserer Abwesenheit zum Könige. Als uns die Wahl bekannt wurde, weigerten wir uns, sie zu genehmigen, weil sie ohne Euer Vorwissen und Eueren Befehl geschehen wäre, und bestanden darauf, daß die Fürsten, wenn wir dieselbe anerkennen, sollten ein Jeder seine Stimme nieder zu schreiben und mit seinem eigenen Siegel zu versehen hätte, oder daß Eure Heiligkeit die Wahl selbst genehmigen müßte [12].» Es Friedrich.

Aus den Ueberlieferungen durch Schriftsteller gehet gleichfalls hervor, daß allerdings ein großer Streit zwischen dem Erzbischofe Sifrid von Mainz und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen Statt gefunden hat. Vor fünf Jahren nämlich hatte der vielbelobte [13] Landgraf Hermann, welcher bis an sein Ende in Nichts getreu gewesen war, als in seiner Wendemuth, auf der Villa Gotha, wie es scheinet, in nicht ehrenvoller Weise, seinen Tod gefunden, als er eben im Begriffe war, sich zu dem Kaiser Otto zu begeben, um zu versuchen, ob auch jetzt noch ein neuer Uebertritt zu demselben neue Vortheile gewähren möchte. Ihm war sein Sohn Ludwig, ein werdender Jüngling von etwa sechszehen Jahren, in der Landgrafschaft gefolget. Die Jugend dieses Fürsten scheinet nun den Erzbischof Sifrid gereizet zu haben, demselben Rechte oder Besitzungen, welche die Kirche von Mainz vormals in Thüringen gehabt, welche er aber selbst dem Vater des jungen Landgrafen während seines Streites über den erzbischöflichen Stuhl überlassen zu haben scheinet [14], wieder abzupressen. Und um eine Sache wider den jungen Landgrafen zu haben, und um denselben zur Nachgiebigkeit zu ängstigen, erklärte er: Ludwig stehe unter dem Fluche der Kirche, weil sein Vater im Banne gestorben sei. Ludwig, kaum aus der Kindheit getreten, frommes und keusches Herzens, begann Nichts von diesem Vorwurfe. Gewiß mochte sein, daß bei

em häufigen Herumschleudern des Bannes durch Innocenz en Dritten auch ein Strahl den Landgrafen Hermann getroffen hatte, da er mehr als ein Mal auf der Seite der Könige gestanden, die von dem Papste verworfen waren; nd möglich ist auch, daß Hermann für seine besondere Freisprechung von dem Fluche nicht gesorget hatte. Denn da er ich ja früh genug von dem Kaiser Otto getrennet und für es Papstes Schützling, den König Friedrich, erkläret hatte: o mag der Fluch eben so wohl von ihm selbst vergessen worden sein, als er von den Geistlichen in Thüringen vergessen worden war: denn weder bei seinem Tode, noch bei seinem Begräbnisse war ein Bannflecken an ihm gefunden. Jedes Falles wußte Ludwig sich frei von aller Schuld, und hatte wohl auch niemals erfahren, daß sein Vater von der Kirche ausgeschlossen worden. Also verwarf er die Behauptung des Erzbischofes, und trat dem Priester kühn entgegen. Und da seine Vorstellungen ohne Wirkung blieben, so nahm er, im Jahre zwölf Hundert und neunzehen, die Waffen, um den Priester mit dem Schwerte zu nöthigen, seine falsche Behauptung zu widerrufen. Er war glücklich. Der Erzbischof sah sich gezwungen, eine Aussöhnung zu suchen. Dieselbe wurde zu Stande gebracht in der Kirche des heiligen Bonifacius zu Fulda, und bei derselben ließ der Landgraf, damit die Ehre des Erzbischofes geschonet würde, sich seine und seines Vaters Lossprechung von dem Banne gefallen, wie eine überflüssige, aber unschädliche Handlung. Also war diese Sache schon im vorigen Jahr abgethan.

Dennoch ist nicht verstattet, Friedrich's Angabe zu bezweifeln. Zu Frankfurt mag die Zwietracht wieder hervor getreten sein. Der Erzbischof fühlte wohl stark die Wunde der Beschämung, und das ungestillte Gelüste nach den Rechten und Besitzungen in Thüringen hat sich ohne Zweifel fortwährend kund gethan. Bei dem Anblicke des jungen Landgrafen

mag daher der verhaltene Groll durchgebrochen ſein, und die Vorgänge, deren der König gedenket, mögen Statt gefunden haben. Nach den Ueberlieferungen bei den Schriftſtellern, welche dieſer Zeit gedenken, hat Friedrich allerdings ſelbſt die Wahl ſeines Sohnes betrieben. Dieſe Angabe aber ſtellet er auch gar nicht in Abrede. In den angeführten Worten ſpricht er ja von Fürſten, welche ſich früher der Erhebung ſeines Sohnes widerſetzet hätten. Im Anfange des Schreibens aber ſagt er dem Papſte mit dürren Worten: „Euerer Güte gegenüber können und dürfen wir nicht leugnen, daß wir bisher auf die Erhebung unſeres einzigen Sohnes, den wir mit väterlicher Liebe lieben, aus allen Kräften hingearbeitet, aber dieſelbe noch nicht zu erwirken vermocht hatten [15].“ Er hatte alſo ſchon ſeit geraumer Zeit mit den Fürſten unterhandelt, und einen Theil derſelben ſeinen Wünſchen geneiget, einen anderen Theil dieſen Wünſchen abhold gefunden. Bei dieſen Unterhandlungen aber hat es gewiß auch nicht an Anerbietungen und Verheißungen gefehlet, mit welchen Friedrich in Teutſchland niemals karg zu ſein pflegte. Daher iſt gar wohl möglich, daß Friedrich die Wahl in Frankfurt nicht ſelbſt zur Sprache gebracht habe, ſondern daß ſie wirklich, wie er verſichert, in ſeiner Abweſenheit und ohne ſein Vorwiſſen erfolget ſei. Denn als die verſammelten Fürſten ſich ſahen, ſprachen, beriethen; als ſie die Verſchiedenheit der Anſichten bemerkten, und dabei erwogen, daß der König im Begriffe ſei nach Italien zu ziehen, daß mithin eine günſtige Gelegenheit zu gewinnen und zu erwerben ſich vielleicht nicht wieder darbieten würde: ſo mögen ſie ſich wohl leicht vereiniget haben in dem Gedanken, nunmehr den Wünſchen deſſelben entgegen zu kommen, um deſto ſicherer zu erhalten, was er ihnen verſprochen hatte. Was er ihnen aber verſprochen hatte, läſſet ſich aus einer Urkunde erkennen, welche vom König am Sechs und zwanzigſten April zu Frankfurt ausgeſtellet und uns aufbewahret worden iſt.

Diese Urkunde ist zwar nur zum Vortheile der geistlichen Für-
ten bewilliget, aber sie kann gar wohl als allgemeiner Maß-
ab dienen. Die geistlichen Fürsten hatten ohne Zweifel die
rößte Bereitwilligkeit bewiesen, so wie die größte Entschieden-
eit in ihren Forderungen. Sie hatten auch in der That sämmt-
ich dasselbe Interesse, und konnten mithin am Bequemsten zu-
leich befriediget werden. Ueberdieß lag dem Könige, wegen
einer Stellung zu dem Papste, die Befriedigung der Geistlich-
eit in Teutschland zunächst am Herzen. Er hatte denjel-
en wenig zu fürchten, wenn die Geistlichen mit solchen ir-
ischen Vortheilen gewonnen waren, daß sie ihn nicht verlas-
n konnten, ohne Gefahr und Verlust zu wagen. Von den
eltlichen Fürsten ist wohl auch dem Einen und dem Anderen
willigt worden, was er zu erhalten gewünschet, und Alle
aben vielleicht, wie ihnen in den Bewilligungen für die Geist-
chen ein Spiegel vorgehalten wurde, so ähnliche Versprechun-
n für die Zukunft erhalten. Jene Urkunde aber, welche den
eistlichen ausgestellet ward, welche allerdings sehr wichtig ist,
cht so wohl wegen großer Folgen für die spätere Zeit, denn
s Zeugniß über die gegenwärtige, lautet im Wesentlichen
lgender Maßen [16].

„In Erwägung des Eifers und der Treue, mit welcher
ıfere geistlichen Fürsten uns bisher beigestanden haben, indem
: uns zum Reich erhoben, in demselben befestiget, und jüngst
ıseren Sohn Heinrich zu ihrem König und Herrn wohlwol-
ıd und einmüthig erwählet, halten wir dafür, daß auch sie,
rch welche wir gefördert und befestiget worden sind, von uns
twährend gefördert und mit ihren Kirchen befestiget werden
issen. Deßwegen wollen wir den Mißbräuchen, über welche
Klagen erhoben haben, mit einigen gesetzlichen Bestimmun-
ı entgegen treten. Zuvörderst versprechen wir, fortan auf
ı Nachlaß eines geistlichen Fürsten für den Fiscus keinen
chts-Anspruch zu erheben, und nicht zu dulden, daß ein

Laie einen solchen Anspruch erhebe, sondern die Verlassenschaft soll, wenn der Verstorbene kein Testament gemacht hat, dem Nachfolger zufallen, sein Testament hingegen soll aufrecht erhalten werden. Ferner: neue Zölle und neue Münzen wollen wir ohne ihr Wissen und Wollen in ihren Ländern und Gerichtssprengeln nicht weiter zugeben, sondern die alten Zölle und die alten Münzrechte, die ihren Kirchen bewilliget worden sind, wollen wir erhalten und beschützen. — Wenn Menschen, welche durch irgend eine Art von Dienstbarkeit ihnen, den geistlichen Fürsten, angehörig, aus welcher Ursache es sein mag, sich aus dem Gehorsame gegen sie entfernen, so wollen wir dieselben nicht in unseren Städten aufnehmen [17]. Auch wollen wir, daß Dieses von ihnen selbst gegen einander, und von allen Laien gegen sie unverbrüchlich beobachtet werde. — Keine Kirche soll in ihren Gütern unter dem Vorwande der Schirmvogtei über diese Güter beeinträchtiget werden; geschiehet Dieses, so soll der Schaden zwiefach ersetzet und hundert Mark Silber sollen an unsere Kammer bezahlet werden. — Wenn ein geistlicher Fürst seine Vassallen etwa wegen einer Beleidigung nach Lehen-Recht vor Gericht ziehet, und diesem das Lehen abgesprochen wird, so wollen wir dasselbe zu seinem Vortheil in Besitz nehmen; und wenn er uns selbst das Lehen freiwillig übertragen wollte, so wollen wir dasselbe, weder durch Liebe noch durch Haß abgehalten, annehmen. Wenn hingegen einem geistlichen Fürsten ein Lehen erlediget wird, so wollen wir uns niemals eigenmächtig oder mit Gewalt in Besitz desselben setzen, wenn wir es nicht mit seinem guten Willen und von seiner Freigebigkeit erlangen können. — Wird uns von geistlichen Fürsten mündlich, schriftlich oder durch glaubwürdige Senden angezeiget, daß Jemand mit dem Banne von ihnen beleget worden sei, so wollen wir den Gebannten vermeiden; wir wollen nicht dulden, daß derselbe im Gerichte erscheine vor seiner Lossprechung; zwar soll er sich auf Anklagen zur Rede

stellen, aber die öffentliche Gewalt soll ihm das Recht und die Macht entziehen, als Richter aufzutreten, als Zeuge oder als Kläger. Und weil das weltliche Schwert zur Unterstützung des geistlichen Schwertes bestimmet ist [18], so soll dem Banne, wenn derselbe nicht in sechs Wochen gelöset wird, unsere Reichs-Acht folgen, und diese Acht soll nicht eher aufgehoben werden, als bis der Bann gelöset worden ist. Dagegen haben die geistlichen Fürsten versprochen und geschworen, daß sie gleichfalls uns gegen einen Jeden, welcher wider unsere Achts-Erklärung mit Gewalt auftritt, auf geschehene Anzeigen nach ihren Kräften nachdrücklich beistehen wollen [19]. Burgen und Städte sollen weder unter dem Vorwande der Schirmvogtei noch unter irgend einem anderen Vorwande auf dem Boden der Kirchen gegründet; die Burgen und Städte aber, die schon gegen den Willen Derer, welchen der Boden gehöret, gegründet sein möchten, sollen durch königliche Macht zerstöret werden. — Keiner unserer Beamten soll, wie schon unser Großvater, der Kaiser Friedrich, angeordnet hat, in den Städten der geistlichen Fürsten irgend eine Gerichtsbarkeit in Anspruch nehmen, ausgenommen acht Tage vor einem Hof-Tage, der von uns in denselben öffentlich angesagt worden ist, und acht Tage nach denselben; aber auch während dieser Zeit sollen unsere Beamten sich nicht anmaßen, die Gerichtsbarkeit des Fürsten und die Gewohnheiten der Stadt zu überschreiten. Sollten wir aber zu einer Stadt kommen, ohne einen öffentlichen Hof-Tag angekündiget zu haben, so sollen unsere Beamten durchaus kein Recht in derselben ausüben, sondern der Fürst und Herr soll sich der vollesten Gewalt erfreuen.» Zum Schlusse wird noch den Erben und Nachfolgern des Königes zur Pflicht gemacht, diese Bestimmungen zu halten und auszuführen, und dafür zu sorgen, daß sie für alle Zukunft von allen Laien beobachtet werden.

Diese Urkunde ist nicht nur mit dem kaiserlichen Insiege

versehen, sondern sie ist auch von den anwesenden Fürsten als Zeugen unterschrieben und mit den Insiegeln derselben bekräftiget worden. Es sind aber lauter geistliche Fürsten, vier Erzbischöfe und eilf Bischöfe, deren Namen sich vorfinden [20]. Die Urkunde kann daher nur als ein eigentlicher Vertrag zwischen dem König und den geistlichen Fürsten betrachtet werden. Für die weltlichen Fürsten, die öffentlich ihre Zustimmung nicht gegeben hatten, war derselbe keinesweges verbindlich; und sie wären wohl berechtiget gewesen, zu widersprechen. Ein solcher Widerspruch jedoch würde wohl auch ohne Folgen geblieben sein; denn in der Vereinigung der Reichs-Acht mit dem Kirchen-Banne lag eine Macht, welche ein jeder einzelne Fürst bei der Habsucht und der Länderbegierde seiner Nachbaren allerdings zu fürchten hatte. In der That scheinet kein Widerspruch erhoben zu sein. Entweder waren die weltlichen Fürsten, wenigstens die ersten und größten, zum Voraus gewonnen, oder Alle waren zufrieden, weil sie einsahen, daß die geistlichen Fürsten nur gewonnen hatten, was auch sie erstrebten, und daß ihnen nicht entgehen könnte, was diesen zugestanden war. Zugestanden aber war den Geistlichen das Höchste, das sie wünschen konnten. Sie waren Herren und Gebieter in den Ländern ihrer Kirchen geworden. Zwar hat Friedrich die Hoheit des Reiches über die kirchlichen Länder nicht aufgegeben; da aber dem Thron aller Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Stellen entwunden war, so blieb nicht Vieles von den Rechten der Hoheit zurück. Die Geistlichen kamen rechtlich fast in die Stellung zum teutschen Reiche hinein, in welche der Bischof von Rom durch Innocenz des Dritten Ansprüche und Otto's und Friedrich's Anerkennung zum Kaiserthume hinein gebracht worden war. Sie blieben an dem Namen des teutschen Reiches hängen, ohne vom Reich abhängig zu sein. Zuerst gaben sie selbst, die Bischöfe des Reiches, dem Fürsten ihre Stimme, den sie fortan als ihren König und Herrn an-

kennen wollten; dieser König und Herr durfte alsdann in ren Städten Reichs-Tage oder Hof-Tage halten, und mußte ährend dieser Zeit mit seinem Gefolge von ihnen versorget erden; endlich blieben sie dem Lehendienste für einen Krieg ur Vertheidigung des Reiches unterworfen, dessen Nothwen-igkeit sie selbst anerkannt hatten. Weiter gingen ihre Ver-flichtungen kaum. Dennoch darf man nicht glauben, daß Friedrich durch seine Urkunde eine bedeutende Veränderung be-wirket, oder wohl gar dem öffentlichen Leben in Teutschland eine neue Richtung gegeben habe. Vielmehr kann man be-haupten, daß Alles auch ohne diese Urkunde geworden sein würde, wie es geworden ist. Das Meiste von Dem, was Friedrich den Bischöfen zugestand, war schon vorhanden; Alles war längst in Anspruch genommen. Auch ist Nichts durch ie Urkunde aufrecht erhalten oder in Kraft gesetzet, sondern ediglich durch die Umstände, durch den weiteren Gang der reignisse. Die Bischöfe hätten der königlichen Urkunde nicht edurft, um Herren in ihren Ländern zu werden; es war nur as unaustilgbare Verlangen in der menschlichen Brust, das hatsächliche rechtlich festgestellet zu sehen, was ihnen die ur-undliche Bestätigung wünschenswerth machen konnte. Bei em Aussterben des fränkischen Hauses vermochte Teutschland och, wie wiederholt bemerket worden ist, ein einiges Reich it einer kräftigen königlichen Gewalt zu werden; Friedrich's es Ersten Bestrebungen aber hatten die Auflösung des Reiches nvermeidlich gemacht. Ein einheimischer König, der Nichts n Auge gehabt hätte, als Teutschland und seine eigenen Besitzungen in Teutschland, würde freilich jetzt noch und zu der Zeit eine unüberwindliche Scheu gefühlet haben, auf eine lche Zerstückelung den königlichen Stempel des Rechtes auf-drücken; der Fremdling Friedrich der Zweite aber that es it derselben Gleichgültigkeit, mit welcher er die wichtigen inder an der Ostsee und dem teutschen Meer in die Herr-

schaft der Dänen gegeben hatte, mit welcher er überhaupt das teutsche Reich betrachtete, und er that es um so lieber, da er in dieser Handlung ein Mittel zu finden glaubte, seine Verhältnisse mit dem Papste freundlich zu erhalten und dem Kreuzzuge zu entgehen. Deßwegen ist die Urkunde oben wichtig genannt worden, nicht sowohl wegen ihrer Folgen, denn als ein Zeugniß über diese Zeit. Wenn aber auch Alles begreiflich sein mag: zwei Bestimmungen in der Urkunde müssen, wegen des Königes Friedrich, und wegen der teutschen Geistlichkeit in dieser Zeit, für jedes edele Gemüth schmerzlich und verletzend sein. Zuerst. Der König verbündet sich mit den Priestern, um die unglücklichsten Menschen, die Hörigen, von den Städten auszuschließen, in welchen sie ihre letzte Hoffnung, die Freiheit, erreichen mochten, und denselben eben dadurch das letzte Mittel zu entziehen, durch welches sie harte Herren zu einiger Menschlichkeit und Milde ängstigen konnten. Zweitens. Der König machte die weltliche Gewalt in ihrer höchsten Aeußerung, in der Reichs-Acht, zum Werkzeuge des Kirchen-Bannes, und eben dadurch zum Werkzeuge priesterlicher Leidenschaften, und verlangte dagegen, daß auch der härteste weltliche Spruch fortwirken sollte auf die Ewigkeit. Wer möchte wagen, dieses Verfahren zu loben, zu entschuldigen, zu vertheidigen?

Wie aber auch diese Bestimmungen und die ganze Urkunde beurtheilet werden mögen: außer Zweifel ist, daß sie der Preis gewesen, für welche Friedrich die Wahl seines Sohnes Heinrich von den geistlichen Fürsten erkaufet hat; und durch die Betreibung dieser Wahl war das Wort gebrochen, welches er dem Papste wiederholet und feierlich gegeben hatte. Er und der Papst scheinen auch deßwegen gegen einander in nicht geringer Verlegenheit gewesen zu sein. Es trat eine lange Unterbrechung des Verkehres ein. Der Papst war gewiß höchst aufgebracht über die Wortbrüchigkeit des Königes und faßte gegen denselben ein nicht geringes Mißtrauen; seine

ngebung theilte seine Unruhen und Sorgen. Aber die Zu-
ständnisse, welche Friedrich den geistlichen Fürsten in Teutsch-
nd gemacht hatte, schienen allerdings für die Unabhängigkeit
: Kirche von unüberseh̃barer Bedeutung zu sein. Auch mußte
norius sich wohl sagen, daß Friedrich ihm durch diese Zu-
ständnisse die ganze teutsche Geistlichkeit entzogen hatte, und
ß er folglich unklug handeln würde, wenn er die apostoli-
en Waffen gegen denselben zu wenden versuchte. Also be-
achtete er das Schweigen. Friedrich mochte sich beschämet
hlen, gegen den heiligen Vater den zwiefachen Wortbruch
angen zu haben: denn er ließ auch zum fünften Male den
g vorübergehen, der zum Antritte des Kreuzzuges festgesetzet
r; gegen den heiligen Vater, zu welchem er stets mit so
ßer Ehrerbietung gesprochen hatte. Er wußte, wie es
einet, seine Rechtfertigung weder einzuleiten, noch zu be-
ünden. Als er aber aus dem Stillschweigen des Papstes
: Verlegenheit desselben erkannt hatte, glaubte er gewonnen
haben. Also erließ er, etwa drei Monate nach der Wahl
nes Sohnes [21], jenes Schreiben an den heiligen Vater,
s welchem der Hergang bei dieser Wahl mitgetheilet worden
. Dasselbe ist auf eine merkwürdig kluge Weise abgefasset,
ie in vollkommener Ruhe, als hätte er, der Kaiser, das beste
ewissen, in der Sprache der Aufrichtigkeit und Wahrheit,
s alten Vertrauens und der alten Zuversicht, der innigsten
hrerbietung und Ergebenheit, als sei nicht das Mindeste vor-
fallen. Nachdem Friedrich die Wahl erzählet, weiß er auch
entschuldigen, daß er dem Papste nicht ein Mal das Ge-
ehene angezeiget habe. „Es war angeordnet, sagt er, daß
iner der Fürsten sich zu Euch begeben sollte, um Euch Alles
nd zu thun. Bald aber weigerte sich derselbe aus Gründen,
elche wir Euch, so Gott will, bald mündlich mittheilen wer-
n. Hierauf bewogen wir den Bischof Konrad von Metz
nd Speier, unseren Canzler, sich zu Eueren Füßen zu be-

geben; dieser aber wurde, als er im Begriffe war abzureisen, von einer Krankheit überfallen und bis jetzt zurück gehalten.» Alsdann erfolgen neue Versicherungen. „Die Erhebung unseres Sohnes kann Euch, heiligster Vater, doch nur bedenklich scheinen, weil Ihr wegen der Vereinigung des Reiches Sicilien mit dem Kaiserthume Besorgnisse heget. Diese Vereinigung aber hat die Kirche, unsere Mutter, keineswegs zu fürchten. Wir erstreben selbst die Trennung in aller Weise. Sobald wir bei Euch sind, soll Euer Befehl und Euer Begehren in allen Dingen erfüllet werden. Das Kaiserthum darf Nichts gemein haben mit jenem Reiche, weder jetzt noch je. Wir werden uns in dieser Angelegenheit, wie in jeder anderen, der apostolischen Heiligkeit also bewähren, daß sich unsere Mutter, die Kirche, mit Recht freuen könne, einen solchen Sohn geboren zu haben. Ja, wenn die Kirche gar kein Recht an dem Reiche hätte, und wenn wir ohne einen Erben sterben sollten: so wollten wir dasselbe lieber der römischen Kirche vermachen, als dem Kaiserthume. Daher wundern wir uns, daß Ihr und die Kirche wegen der Erhebung unseres Sohnes habet beunruhiget werden können.»

Der ehrwürdige Papst mag wohl den Kopf geschüttelt haben vor solchen Worten. Er hat schwerlich der Erzählung des Königes geglaubet, noch Vertrauen gehabt zu den Versicherungen; da er aber weder die Kraft in sich fühlte, einen offenen Kampf gegen den König Friedrich und die Geistlichkeit in Teutschland siegreich zu bestehen, noch die Entschlossenheit, in seinem apostolischen Amte zu Grunde zu gehen: so mußte er sich wohl freuen, daß Friedrich das schnöde Schweigen gebrochen und ihm einen Weg eröffnet hatte, aus der Klemme hinaus zu kommen. Daher gab er sich das Ansehen, als sei er von Friedrich's Aufrichtigkeit in Worten und Werken vollkommen überzeuget; als sei er vollkommen überzeuget, daß Alles, was geschehen, nur geschehen sei, um die heilige Fahrt

h dem Morgenlande möglich zu machen, und um während
Abwesenheit des Königes einige Ordnung im Reiche zu
ern. Also verzieh er den Wortbruch um so leichter, je grö-
der Gewinn war, welchen die Kirche aus demselben gezogen
haben schien. Und als er das Größere, Heinrich's Wahl,
ziehen hatte: wie hätte er das Kleinere, den abermaligen
fschub des Kreuzzuges, zu rügen vermocht? Friedrich ver-
ıd es vortrefflich, alle Schuld von sich hinweg auf diesen
stand und auf jenen zu werfen; und der heilige Vater be-
f leicht, daß unter solchen Umständen der Aufbruch unmög-
gewesen. Auch schien Friedrich den Zug, wenn nicht nach
heiligen Lande, doch nach Italien in der That nicht länger
chieben zu wollen. Und er verschob ihn nicht. Sobald er
Papstes wieder gewiß zu sein glaubte, ernannte er einige
nner, welchen er die Erziehung seines Sohnes, des jungen
ıiges Heinrich, anvertrauen zu können glaubte, und wel-
ı er wohl auch den Auftrag gab, wenigstens an den kai-
:chen Namen in Teutschland zu erinnern, wenn sie auch
er Stande sein sollten, das kaiserliche Ansehen geltend zu
hen. Es werden mehre genannt, aber es ist nicht zu bestim-
ı, welche Stellung die Genannten zu einander gehabt haben.
nrich von Nifen, dessen früher gedacht worden ist, jetzt
ırschalk des Reiches, Konrad von Tanne und Wernher von
land treten hervor, der Eine bei diesem Schriftsteller, der
)ere bei einem Anderen, als die Erzieher und Begleiter des
ıiges, sei es, daß sie zu gleicher Zeit oder daß sie nach
ınder thätig gewesen sind. Die Ober-Aufsicht aber erhielt
Erzbischof Engelbert von Cöln, ein ausgezeichneter Mann,
durch seine Gestalt, so durch Geist und Klugheit. Dem-
en wurde, wie es scheinet, ohne Zweifel, um in den welt-
n Fürsten keine Eifersucht aufzuregen, der Herzog Ludwig
Baiern zur Seite gesetzet, so daß derselbe nöthiges Falles
reten sollte, und mit ihm vielleicht der Bischof Otto von

Würzburg[22]. Diese Fürsten scheinen auch den Auftrag gehabt zu haben, die öffentlichen Angelegenheiten wahrzunehmen, obwohl diese Angelegenheiten dem Könige Friedrich eben nicht schwer auf dem Herzen gelegen haben mögen.

Er selbst, der König Friedrich der Zweite, brach im Monate September auf und ging über die Alpen. Einige teutsche Fürsten, geistliches und weltliches Standes, begleiteten ihn; unter denselben werden genannt der Erzbischof von Mainz, der Patriarch von Aquileia, die Bischöfe von Metz, Passau, Augsburg, Brixen und Trident, der Herzog Ludwig von Baiern und der Pfalzgraf Heinrich. Von diesem Augenblick an hat Friedrich Teutschland in fünfzehen Jahren nicht wieder gesehen, und sich wenig um dasselbe bekümmert. Er hatte erlanget, was er zunächst erstrebet: das teutsche Volk war ihm fremd und gleichgültig; das teutsche Reich kam nur in Betracht, wiefern dasselbe ihm nöthig war, um seinem Hause die Kaiser-Krone zu erhalten. Der heilige Vater beförderte seine Fahrt durch Italien. Er befahl den Lombarden auf ihre Anfrage allzumal, daß sie dem Könige den Eid der Treue schwören sollten. Die Italiäner aber dachten sich bei diesem Eide nicht viel; ihre Vorstellungen waren von Friedrich's Ansprüchen durchaus verschieden. Deßwegen gab der König sich jegliche Mühe, um wenigstens alle feindlichen Berührungen zu vermeiden, und alle verwickelten Untersuchungen. Mailand ward umgangen, und die lombardische Krone nicht verlanget. Den Städten, durch welche er seinen Zug nahm, und welche in der Nähe seines Weges lagen, zeigte er sich geneiget und hold, und bestätigte ihnen die Freiheiten und Rechte, deren Bestätigung sie begehrten. Andere, die ihm unmittelbar weder Nutzen noch Gefahr bringen konnten, suchte er mit leeren Worten zu beruhigen, und verwies sie freundlich auf die Zukunft. Die meisten Städte ließen sich, wie es scheinet, mit Hoffnungen befriedigen; nur Genua, welche sich vor acht Jah-

größten Verdienste um den König erworben zu haben
, und deßwegen leicht ungebührliche Erwartungen ge-
haben mochte, ward aufgebracht gegen den stolzen König,
t auf der Kaiser-Fahrt zu vergessen schien, daß er einst
Hülfe und Wehr ihr Schützling gewesen war. Inzwi-
ourde der Verkehr zwischen dem Papst und dem König
ortgesetzet. Beide blieben ihrer früheren Weise getreu.
iter aber Friedrich in Italien vorrückte, desto lebendiger
te Honorius, daß es nunmehr an der Zeit sei, seine
ungen scharf zu stellen, und auf die unbedingte Annahme
n zu bestehen. Und Friedrich, die Alpen und Lombar-
n Rücken, von der Nothwendigkeit endlich ein Mal in
Erbreiche Sicilien als König aufzutreten, durchdrungen,
liebe zu Teutschland und ohne Hoffnung auf Teutsch-
mußte wohl einsehen, daß ihm Nichts übrig bleibe, als
rderungen des Papstes mit Bereitwilligkeit, ja mit Zu-
menheit, als wären sie sämmtlich mit seinen Ansichten
stimmend und in seiner religiosen und kirchlichen Gesin-
gerechtfertiget, unbedingt nachzugeben. Denn er wollte
nd ohne Streitigkeit die Kaiser-Krone erhalten, und den
ug nicht antreten, um in seinem Erbreiche ordnen, grün-
schaffen zu können. Was aber gefordert und was zu-
den worden war, das ward am Tage seiner Krönung
ar; denn der Papst hatte verlanget, daß die Zugeständ-
nach seinem eigenen Ausdrucke, als öffentliche Gesetze
em Kaiser selbst bekannt gemacht werden sollten [23],
er um so wirksamer, von den Gefühlen aller Gläubigen
lützet, die Erfüllung derselben betreiben könnte; und
ich hatte auch diesem Verlangen genug gethan. Eben
gen ward er bei seinem Einzuge in Rom auf die freund-
Weise empfangen, und wurde, unter freudigem Zurufe
ömer, am Zwei und zwanzigsten November's, am Feste
eiligen Cäcilia, nebst seiner Gemahlin Constantia, auf

das Feierlichste von Honorius dem Dritten gekrönet [24]. Und alsobald, nach der Krönung wurden die öffentlichen Gesetze bekannt gemacht.

Friedrich hatte nicht nur alle die Versprechungen wiederholet, welche er zu Eger und zu Straßburg gegeben, sondern er hatte sich auch dazu verstanden, das Versprochene alsobald in Ausführung zu bringen, denn er hatte in den Ländern, welche er, wie früher der Kaiser Otto, der römischen Kirche überlassen, alle Beamte und Vassallen des Eides entbunden, den sie ihm geschworen, und sie, wie alle Bewohner dem apostolischen Stuhl überwiesen [25]. Eben so hatte er sich von Neuem zu einem Kreuzzuge verbindlich gemacht; und kaum war er als Kaiser begrüßet worden, so empfing er, zu Folge dieser Verpflichtung, öffentlich das Kreuz aus der Hand des Cardinals Hugolino, dessen früher als päpstlichen Legaten in Teutschland gedacht worden, der später nach des Honorius Tode selbst zum apostolischen Stuhle gelanget ist. In der That war dem Papste nicht zu verargen, daß er das Eine wie das Andere zur Bedingung der Krönung gemacht hatte. Was dem apostolischen Stuhle durch Otto versprochen war, das mußte Friedrich ihm halten. Rom's Grundsatz ist stets gewesen, immer zu empfangen, niemals aufzugeben. Wie hätte also Honorius dem Könige Friedrich die Kaiser-Krone zu ertheilen wagen können, ohne ihm die feierliche Anerkennung dieses Kirchen-Staates gleichsam im Angesichte der ganzen christlichen Welt, ja die wirkliche Uebergabe anzusinnen? Auch durfte der Papst nicht hoffen, daß er und seine Nachfolger des Besitzes dieser Länder jemals froh werden würden, wenn nicht zugleich die Trennung des Reiches Sicilien vom teutschen Reich und vom Kaiserthume gesichert war. Dem teutschen Volke aber konnte wenig daran gelegen sein, ob der apostolische Stuhl in Italien die Länder besaß, die ihm überlassen worden, oder ob sie auf dem Namen des Kaisers standen,

elcher sich den König der Teutschen, oder vielmehr der Römer
nnte. Die Könige der Teutschen hatten von demselben kaum
nals etwas Anderes gehabt, als den Namen, und diesen
amen führten sie um so häufiger an, je entschiedener Rom
r sie verloren und von ihnen selbst aufgegeben war. Und
it derselben Gleichgültigkeit dürfte man in Teutschland auch
ie zweite Forderung des Papstes angesehen haben. Honorius
ußte schon deßwegen auf derselben beharren, weil er, wie ihm
lar geworden sein mußte, kaum eine andere wirksame Waffe
egen den König Friedrich hatte, als das Kreuz, in diesem
reuze hingegen auch ein Mittel, das kräftig genug war, den-
lben fügsam und ehrerbietig zu erhalten. Für das teutsche
olk war es vollkommen einerlei, ob sein König, da er nicht
n Teutschland wirken und walten wollte, sich in Sicilien be-
nd, im heiligen Lande oder in Aegypten.

Aber der Kaiser machte auch noch am Tage seiner Krö-
ung eine Reihe anderer gesetzlicher Bestimmungen bekannt,
elche im ganzen Reiche Gültigkeit haben sollten [26], und
elche mithin auch für Teutschland von Bedeutung sind, wenn
leich sie hier selten in Anwendung gebracht werden konnten.
ie beiden Ersten sind ihm ohne Zweifel vom Papst abge-
rungen worden: denn sie sind nur Ergänzungen oder Er-
euerungen früherer Zugeständnisse und Anordnungen zum
ortheile der Kirche; zu den drei Letzten hat hoffentlich der
eilige Vater gleichfalls die Veranlassung gegeben, als hätte
: das Bedürfniß gefühlet, die Gemüther der Menschen wieder
n versöhnen. Erstens. Alle Anordnungen und Gewohnheiten,
elche von Städten, Ortschaften oder Behörden gegen die Frei-
eit der Kirche oder gegen kirchliche Personen erlassen oder
obachtet worden sind, sollen binnen zwei Monaten nach der
ekanntmachung dieses Edictes abgeschaffet sein [27]. Wer
nftig dergleichen Dinge versuchet, der soll seine Gerichtsbar-
it verlieren; die Orte, wo solche Anmaßungen Statt finden,

ſollen einer Strafe von Tauſend Mark unterliegen. Die gerichtlichen Perſonen, die nach ſolchen Anordnungen und Gewohnheiten das Recht ſprechen, ſollen ehrlos, die Sprüche derſelben nichtig ſein. Wenn ſie nach dem Verlauf eines Jahres noch in ihrer Widerſpenſtigkeit beharren, ſo dürfen ihre Güter im ganzen Reiche von Jedermann ungeſtrafet in Beſitz genommen werden. — Niemand ſoll den Kirchen, anderen frommen Stiftungen oder kirchlichen Perſonen irgend eine Leiſtung auflegen; wer Dieſes thut, und nicht, von der Kirche oder dem Reich aufgefordert, Genugthuung leiſtet, der ſoll das Geleiſtete dreifach erſetzen: überdieß ſoll er der Reichs-Acht unterliegen, bis er die ſchuldige Genugthuung geleiſtet hat. — Jede Gemeinde, jede Perſon, welche wegen der Freiheit der Kirche ein Jahr lang unter dem Banne bleibet, ſoll auch ohne Weiteres der Reichs-Acht unterliegen, und von derſelben nicht eher befreiet werden, als bis der Bann gelöſet worden iſt. — Endlich ſoll Niemand eine kirchliche Perſon gegen die kaiſerlichen Verordnungen und kirchlichen Satzungen vor ein weltliches Gericht zu ziehen ſich anmaßen; geſchiehet es, ſo ſoll der Kläger ſein Recht verlieren und das Urtheil nichtig ſein, der Richter aber ſoll des Rechtes zu richten verluſtig gehen. Und wer ſich herausnimmt, geiſtlichen oder kirchlichen Perſonen zu dreien Malen Gerechtigkeit zu verweigern, der ſoll ſeine Gerichtsbarkeit verlieren. Zweitens. Alle Ketzer von beiden Geſchlechtern, ohne Ausnahme [28], ſollen mit beſtändiger Ehrloſigkeit und mit der Reichs-Acht beleget ſein; ihre Güter ſollen eingezogen und niemals zurück gegeben werden; auch ihre Söhne und Nachfolger ſollen nicht zum Beſitze derſelben gelangen. Wer den Verdacht der Ketzerei auf ſich ladet, der ſoll, wenn er ſich nicht auf das Verlangen der Kirche durch eine der Größe des Verdachtes angemeſſene, Reinigung ſeine Unſchuld beweiſet, von Allen als ehrlos und unter der Reichs-Acht ſtehend behandelt werden; und wenn er in dieſem Ver-

Kltnisse ein Jahr lang bleibet, so soll er wie ein Ketzer verur-
heilet werden. — Alle Obrigkeiten sollen öffentlich einen Eid
hwören, daß sie aus den Ländern ihrer Gerichtsbarkeit alle
Diejenigen, welche von der Kirche als Ketzer bezeichnet worden
nd, nach ihren Kräften in gutem Glauben vertreiben wollen;
idriges Falles sollen sie ihre Stellen verlieren und ihre Ur-
heile sollen null und nichtig sein. — Wenn aber ein welt-
licher Herr, von der Kirche ermahnet und aufgefordert, sein
Land von der Ketzerei zu reinigen versäumet, so soll nach Jah-
resfrist den Rechtgläubigen frei stehen, sich desselben zu be-
mächtigen, und diese sollen, nach Vertreibung der Ketzer, im
ungestörten Besitze verbleiben, jedoch mit Vorbehalt der Rechte
des obersten Lehen-Herrn [29]. — Ueberdieß sollen Alle,
welche Ketzern borgen, sie aufnehmen, sie vertheidigen oder
begünstigen, unter der Reichs-Acht sein; und wenn Jemand
von diesen Menschen ein Jahr hindurch unter dem Banne der
Kirche gestanden hat, ohne Genugthuung zu leisten, so soll er
ehrlos sein, zu keinem öffentlichen Amte und zu keiner öffent-
lichen Versammlung zugelassen werden; auch soll er unfähig
sein, ein Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen oder
eine Erbschaft anzutreten. Drittens. Wenn Schiffe irgendwo
auf den Strand gerathen, so soll Schiff und Gut für Die-
enigen gerettet werden, welchen sie gehören; jede Gewohnheit,
die dieser Verordnung entgegen stehet, soll aufgehoben sein;
ausgenommen jedoch sind die Schiffe, welche Seeräuberei ge-
trieben haben, oder unsere und des christlichen Namens Feinde
sind. Die Uebertreter dieser Verordnung sollen mit der Ein-
ziehung ihrer Güter bestrafet, und nach den Umständen, soll
ihre Verwegenheit auf jegliche Weise gezüchtiget werden. Vier-
tens. Pilgrimme und Fremdlinge sollen überall Herberge er-
halten [30]. Sie sollen das Recht haben, über ihre Sachen
durch einen letzten Willen zu verfügen. Stirbt Jemand ohne
letzten Willen, so soll sein Pflege-Wirth Nichts an sich neh-

men [31], sondern die Verlassenschaft soll entweder, wenn es möglich ist, durch den Bischof des Ortes den Erben ausgeliefert, oder zu frommen Zwecken verwendet werden. Der Pflege-Wirth aber, der gegen diese Vorschrift Etwas behält, soll das selbe dem Bischofe dreifach ersetzen und selbst das Recht verlieren, über seine Habe durch einen letzten Willen zu verfügen. Keine Satzung, keine Gewohnheit, kein Vorrecht soll gegen diese Vorschrift als gültig anerkannt werden. Fünftens. Die Menschen, die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen, sollen in allen Ländern sicher sein, sie mögen sich in den Dörfern aufhalten, oder den Acker bauen [32]. Niemand soll sich vermessen, ihre Person, ihr Vieh, ihr Acker-Geräth oder was irgend zu landwirthschaftlichen Arbeiten gehöret, anzutasten, zu ergreifen oder gewaltsam fortzuschaffen. Wer sich erfrecht, diesen Befehl zu verletzen, der soll das Entwendete vierfach ersetzen; er soll ohne Weiteres in Ehrlosigkeit verfallen, und mit der Reichs-Acht bestrafet werden [33].

Diese Gesetze wurden von dem Papste Honorius belobet, gebilliget und bestätiget als gültig für alle Zukunft [34]. Wer dieselben, von dem Feinde des menschlichen Geschlechtes angetrieben, auf irgend eine Weise zu übertreten sich erfrechte, dem sollte der Zorn des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus treffen.

Uebrigens begab der Kaiser Friedrich sich aus Rom hinweg in sein Erbreich. Es gelang ihm, mit denselben Künsten, die er bisher so erfolgreich angewendet hatte, für sich selbst einen neuen und einen abermaligen Aufschub des Kreuzzuges auszuwirken; und diese Künste bewährten noch sieben Jahre hindurch, bis zu dem Tode des Papstes Honorius, ihre alte Kraft. Also blieb er daheim, wirkte und waltete mit Nachdruck, Geist und Verstand, und überließ seine Kreuz-Genossen ihrem Schicksale.

Drittes Capitel.

er Teutſchen ſichere Verhältniſſe zu den benachbarten Völkern.

ie Befreiung der nördlichen Gaue Teutſchland's von der däniſchen Herrſchaft.

Des teutſchen Ordens Berufung nach Preuſſen.

J. 1220 — 1230.

In Teutſchland ſcheinet Friedrich's Entfernung kaum bekket zu ſein; wegen ſeiner Abweſenheit ſcheinet man ſich nicht rwaiſet gefühlet zu haben. Teutſchland war nicht verwöhnet. s hatte ſich einer väterlichen oder ſorgſamen Pflege ſeiner Köge und Kaiſer ſelten, und in den letzten drei Menſchen-Altern um jemals zu erfreuen gehabt. Was ſich Gutes und Lobirdiges aus früheren Tagen erhalten haben, was Gutes und bwürdiges in der ſpäteren Zeit entſtanden oder gegründet n mochte: die Teutſchen verdankten Daſſelbe nicht ihren Köjen, deren Sinn gewöhnlich auf etwas ganz Anderes gejtet war, als auf die Pflege des Geiſtes in ihrem Volke, mlich auf das ſo ſchöne und verderbliche Italien, auf das nzende Luftbild des Kaiſerthumes, auf Eroberung, Herrſchaft d Gewalt. Er ſelbſt, der Kaiſer Friedrich, war in den acht

Jahren, die er in Teutschland verweilet hatte, nicht erkannt worden. Der erhabene Geist, der in ihm war, die hohe Weisheit, mit welcher er Bestehendes und Ueberliefertes zu schonen neue Ansprüche und Bedürfnisse, die der Gang der Ereigniss und die Entwickelung des Geistes in der menschlichen Bru erzeuget hatten, zu würdigen, und eine befriedigende Ausgle chung zwischen Beiden zu bewirken verstand, wie er nunmeh in seinem Erbreiche Sicilien glänzend bewährte: in Teutsc land hatte er weder das Eine noch das Andere zu beweise vermocht, ja nur zu beweisen beabsichtiget. Sein Herz wa nie bei den Teutschen gewesen: wie hätte er das Herz der Teutschen zu gewinnen vermocht? Lange in ungewisser, stets in zweideutiger Stellung, mannichfaltigen Verläumdungen ausgesetzet, hatte er in Angelegenheiten des teutschen Reiches zwar wohl keine Leichtfertigkeit, aber doch eine kränkende Gleichgültigkeit gezeiget, welche selbst Denen auffallen mußte, zu dem Vortheile sie geübet wurde.

Es kann den teutschen Fürsten nicht entgangen sein, daß Friedrich's Ziel nicht in Teutschland stand, sondern, den Teutschen fremd, in weiter Ferne. Deßwegen war es natürlich genug, daß, wie er Teutschland nur als Mittel für seine Zwecke zu gebrauchen vorhatte, so auch sie ihn, oder vielmehr die königliche Würde durch ihn, als Mittel zu ihrem Zwecke zu benutzen sich bestrebten. Ihr Zweck aber war, Herren der Länder zu werden, die sie zu verwalten berufen waren. Den geistlichen Fürsten war diese Herrlichkeit urkundlich zugestanden; die weltlichen waren der That nach im Besitze; sie bedurften nur noch der rechtlichen Anerkennung der Erblichkeit ihrer Länder, und Friedrich selbst hatte schon die Erblichkeit des Herzogthumes Baiern im Hause Wittelsbach urkundlich ausgesprochen. Seine Entfernung, über welche schwerlich irgend Jemand durch das Kreuz auf seiner Schulter getäuschet worden ist, schien daher sehr günstig, Theils um diese Urkundlich-

t herbei zu führen, Theils um die Ausübung der Herrlich-
t zu erleichtern. Selbst die Städte haben vielleicht Fried-
p's Entfernung nicht ungern gesehen. Sie hatten ja keinen
deren Wunsch, als für ihr Leben, ihr Gewerbe und ihren
ndel die nöthige Freiheit zu gewinnen und die gewonnene
eiheit sicher zu stellen. Und kaum können sie den Glauben
eget haben, daß ein König aus dem Hause der Hohenstau-
der Beförderer ihrer Freiheit sein würde. Wenn Friedrich
auch bisher in einzelnen Fällen nicht unfreundlich gegen
zelne Städte bewiesen hatte, so blieb doch ungewiß, ob diese
undlichkeit aus seiner Gesinnung oder aus seinen Verhält-
sen entsprungen sei. Die Zugeständnisse, welche er den Für-
n gemacht hatte, und fortan zu machen genöthiget war, so
die Abtretungen teutscher Länder, von hoher Wichtigkeit
den Handel, machten keinesweges großen Hoffnungen
um, und die Erinnerung an seinen Vater und Großvater
nur geeignet, Besorgnisse zu erregen. Der Feind der
gerlichen Freiheit war allerdings nicht das Königthum, son-
n das Vassallen-Wesen. Nach der Natur der Dinge und
dem Stande der Verhältnisse mußte der Thron, wie oft-
s bemerket worden ist, der Beschützer der Städte gegen
Vassallen sein, weil er gegen den Uebermuth und den
z der Vassallen nur in den Städten die Macht zu finden
nochte, die ihm nothwendig war; und die Städte hatten
wohl bewiesen, daß sie des Königes Feinde auch als ihre
nde erkannt und gewürdiget hatten, und daß sie eben deß-
en gern bereit waren, den Königen beizustehen mit Gut
Blut. Aber die Könige aus dem Hause der Hohenstau-
hatten sich bisher, aus Mißkennung der Verhältnisse, aus
rlichem Hochmuth oder aus Verachtung der geringeren
nschen, immer zu den Vassallen hingeneiget, und in Denen
Macht gesuchet, von welchen ihre Kraft gelähmet und ge-
hen wurde. Deßwegen konnten die Städte nicht umhin,

in diesen Königen den Halt und Hort der Vasallen zu erblicken, durch welchen die Feindschaft derselben gegen ihre Freiheit erst eine wahre Stärke erhielt. Eben deßwegen mochten sie aber auch wohl hoffen, daß sie durch die Abwesenheit des Königes nur gewinnen würden; denn die stellvertretende Verwaltung des Reiches ließ eben keine große Kräftigkeit erwarten, und gegen die einzelnen Fürsten des zerfallenen Reiches war eher Etwas zu gewinnen, als gegen die Vereinigung derselben durch den König. Also mögen die Städte, klar erkennend, daß sie ihre Freiheit selbst erringen und selbst beschützen müßten, einzeln und verbündet, die Entfernung des Königes nicht ohne Freude gesehen haben. Was aber die untersten Menschen betrifft, die Bauern, die Leibeigenen und Hörigen, so sind wohl nur noch selten höhere Gedanken durch ihre Seele gegangen; Das jedoch mußten auch sie erkennen, daß ihr Schicksal an dem Schicksale der Städte hing, und daß ihrer Befreiung die Freiheit der Städte voraufgehen mußte. Also theilten sie gewiß, wenn sie anders zur Theilnahme Gelegenheit erhielten, die Ansichten und Wünsche der Bewohner der Städte.

Eine Reihe von Jahren hindurch ist von einer königlichen, von einer Reichs-Gewalt kaum eine Spur zu entdecken. Man erfähret selten, wo sich der junge König Heinrich aufgehalten habe. Gewöhnlich mag er in der ersten Zeit auf der Burg Winterstetten unter der Obhut und Pflege des königlichen Schenken Konrad von Tanne gewesen sein, und erst, als er mehr heran wuchs, mag er, in Schwaben, in den Erbländern seines Hauses, den Aufenthalt verändert haben. Im zweiten Jahre nach des Kaisers Abzug aus Teutschland, zwölf Hundert zwei und zwanzig, führte der Erzbischof Engelbert von Cöln den jungen Fürsten, kaum eilf Jahr alt, nach Aachen und setzte ihn am Achten Mai's die königliche Krone auf das Haupt [1]. Seit dieser Zeit wird desselben von Zeit zu Zeit gedacht: Heinrich hielt, nach dem Ausdrucke der Schriftsteller,

ier und dort, wie nicht unbemerket bleiben soll, Hof-Tage, n welchen öffentliche Angelegenheiten verhandelt wurden, aber, enn nicht immer, doch meistens ohne Erfolg. Auch wurde on ihm oder in seinem Namen mancher Schutzbrief für Klö- ter und andere fromme Stiftungen ertheilet, Besitzungen und Rechte wurden bestätiget, Streitigkeiten entschieden; Alles aber ist ohne große Bedeutung. Und wenn ein Mal dieser oder ener Stadt ein Zugeständniß bewilliget ward, so fehlet es uch nicht an Beispielen, daß Städten die Freiheiten entzogen urden, die sie schon erlanget hatten [2]. Indeß ist wohl ie Ertheilung eben so wirkungslos gewesen, wie die Ent- iehung, und über Beide haben die Umstände entschieden und ie Tüchtigkeit oder Verzagtheit der Bürger. Also darf wohl ehauptet werden, es war kaum ein Schatten königliches An- ehens vorhanden, und Alles, was geschah, war das Werk hier er Fürsten, dort der Städte, oder auch der Kirche, die sich ber Fürsten und Städte hinweg wölbte: es muß den Fürsten, en Städten, der Kirche zum Ruhm angerechnet werden oder um Tadel, keinesweges dem Throne, der nirgends zu fin- en war.

In früheren Tagen vermochte man kaum den Gedanken bzuwehren: es sei ein Unglück, daß Teutschland keinen Nach- arn, keinen Feind gehabt habe, vor welchem es in steter Besorgniß und Wachsamkeit erhalten würde; nunmehr kann man kaum umhin zu gestehen: es war ein Glück, daß Teutsch- and keinen Nachbarn, keinen Feind hatte, der im Stande ar, einen Angriff auf das teutsche Reich zu wagen. Damals ätte ein solcher Feind, etwa wie die Franzosen an den Eng- ändern hatten, für alle Teutsche ein Stachel werden mögen, ich um den Thron zusammen zu stellen, ihre Kräfte zu verei- igen, eine furchtbare Macht zu bilden, ein starkes Reich zu ründen, ein freies Volk zu werden; jetzt würde das versäumte, erlassene, zerfallene Reich einen kräftigen Angriff schwerlich

ausgehalten haben; vielmehr würde es, wie man zu fürchten nicht umhin kann, Stückweise in die Hände der Fremden gerathen sein. Die Eroberung der nordteutschen Länder durch die Dänen und des Kaisers Otto vergebliche Bestrebungen, teutsche Fürsten zu der Wieder-Eroberung zu vereinigen, hatten ja auf das Klarste bewiesen, daß die Ehre des teutschen Reiches, daß der Gedanke an ein gemeinsames teutsches Vaterland verschwunden war aus den Seelen der Menschen dieser Zeit. Aber kein Nachbar rührte sich gegen das teutsche Volk und Reich. An Lüsternheit mag es nicht gefehlet haben; Alle aber wurden nieder gehalten durch ihre eigene Ohnmacht, alle waren gefesselt durch ihre eigene Noth. Der Gefahr, die sie etwa zu bringen vermocht hätten, waren die teutschen Fürsten, welche sich zunächst von derselben bedrohet sahen, zu begegnen im Stande, ohne der Hülfe des Reiches bedürftig zu sein. Auch stand die alte teutsche Wuth, vor welcher die Welt so oft gezittert hatte, wohl noch hin und wieder auf den Gränzen [3].

Bei den Nachbaren im Westen, den Franzosen, scheinet Niemandem in den Sinn gekommen zu sein, daß jetzt das alte, viel bestrittene Lotharingien erobert werden könnte, gänzlich bis zum Rhein, oder wenigstens ein Theil. Der Kaiser Otto der Vierte hatte die Schlacht bei Bovines verloren; aber für den König von Frankreich hatte der Sieg nur die Folgen eines Sieges in einem glücklichen Turnkampfe gehabt; er hatte den Dank in rauschenden, aber bald verhallenden Gesängen zu seinem Preise empfangen. Die Franzosen hatten genug zu thun mit den Engländern, gegen welche sie, ungeachtet ihrer Siege, immer auf der Huth zu sein gezwungen waren; und der gräßliche Kampf gegen die ketzerischen Albigenser, der das südliche Frankreich verwüstete und mit Blut und Gräuel anfüllte, hielt sie in einer ängstlichen Spannung. Ueberdieß war ja der König Philipp August der Bundesgenoß Friedrich's des

veiten, der gegenwärtig zu der kaiserlichen Würde gelanget
ar, die er ihm zu verschaffen gestrebet hatte. Auch hielt er
i diesem Bündnisse fest, um zu verhüten, daß ein anderes
ider ihn abgeschlossen werden möchte. Sein Sohn Ludwig
r Achte und sein Enkel Ludwig der Neunte blieben denselben
rundsätzen getreu. Zwischen dem Letzten und dem jungen
önige Heinrich wurde das Bündniß im Jahre zwölf Hun-
rt sechs und zwanzig im Wesentlichen erneuert.

Noch weniger war von Süden her zu fürchten. Seit
ben, seit acht hundert Jahren hatte Italien unzählige Scha-
n kriegerischer Männer von dem Gebirge herab kommend
esehen, aber es hatte keine Legionen über das Gebirg ausge-
ndet in die nördlichen Länder; und in dieser Zeit ward in
ombardien am Wenigsten an eine solche Unternehmung ge-
acht. Allerdings wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse in
Teutschland, die kirchlichen wie die bürgerlichen, von Italien
us mit manchen Gefahren bedrohet; aber die Feinde, welche
ber die Alpen vordrangen, hatten nicht die Absicht, Land und
Leute zu erobern, sondern sie wandten sich an den Verstand
nd das Herz der Menschen. Denn es waren Ideen von
ürgerlicher und kirchlicher Freiheit, welche von den weltlichen
Herren aufrührerisch, von den geistlichen ketzerisch genannt
urden. Wie aber diese Feinde ihren Angriff nicht mit Waf-
en unternahmen, so konnten sie auch nicht mit Waffen von
en Gränzen abgehalten werden.

Eben so sicher waren die östlichen Gränzen Teutschlands.
n Ungarn trug Andreas der Zweite den königlichen Namen,
n unruhiger, schwacher und verworrener Mann, welcher die
rone mit brennender Begier erstrebet hatte, aber dieselbe,
chdem ein unglücklicher Zufall sie ihm zugeworfen, nicht mit
ürde zu tragen verstand. Das arge Völker-Gemang und
wunderliche Vermischung der alten rohen Magyaren-Natur
d der slavischen Eigenthümlichkeit mit dem christlichen Kir-

chen-Wesen und einer fremdartigen Verfassung nach teutschem Zuschnitte, so wie das Zusammenstoßen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, die auch hier nicht fehlte, hatten in Ungarn die furchtbarsten Leidenschaften aufgeregt; sie hatten zu der mannichfaltigsten Zwietracht getrieben, zu Bürger-Kriegen, zu Familien-Kämpfen, zu Bruder-Zwisten, zu jeglichem Unheil und Jammer. Ungarn bedurfte daher eines eben so wohlwollenden als starken Königes; eines Königes von Geist, Kraft, Tugend und Tapferkeit. Und ein solcher König war Andreas nicht. Aus dem Gefängnisse von seinem sterbenden Bruder, dem Könige Emerich, zu der Verwaltung des Reiches berufen, hatte er sich bald nach dem plötzlichen Tode seines unmündigen Neffen Ladislaw [4] auf den Thron gesetzet, den er früher eben jenem Bruder gewaltsam zu entreissen versuchet hatte. Es konnte daher nicht anders sein, alte Leidenschaften mußten wieder erwachen, und in den neuen Vorgängen reichliche Nahrung finden. Und ein unglücklicher Kreuzzug, zu welchem Andreas sich hatte verleiten lassen, war auch nicht geeignet in sein Volk oder in seine eigene Brust die nöthige Ruhe zu bringen. Die Ungaren, einst Teutschland's Geissel, waren daher jetzt keine achtbaren Feinde für Teutschland. Die Scharen des Herzoges Leopold von Oesterreich allein waren hinreichend, sie von jeder Verletzung der Gränzen des teutschen Reiches zurück zu schrecken.

Nicht besser als in Ungarn waren die Zustände in Polen. Auch die Polen hatten in beständigen Spaltungen, Bürger-Kriegen und Bruder-Zwisten, von jeglichem Gräuel begleitet, die Kraft selbst verzehret, mit welcher sie einst Selbständigkeit und Herrschaft zu erkämpfen gestrebet hatten. Zwar hatte der Herzog Casimir, welchen man den Gerechten zu nennen pflegt, vor einem Menschen-Alter durch kriegerische Thaten und gute Verwaltung den größten Theil der Menschen, welche sich Polen nannten, unter seine Hoheit vereiniget, und die Hoffnung

reget, daß sich ein großes einiges Volk der Polen heran bil-
n würde; aber schon sogleich nach dem Tode dieses Für-
:h [5] war das neue Reich abermals zerfallen und die Hoff-
ung auf ein polnisches Volk zu Schanden geworden. Denn
sobald entstand eine neue große Parteiung, weil Mjesco,
asimir's Bruder, den unmündigen Söhnen desselben, Letsko
nd Konrad, die Herrschaft zu entreissen unternahm. Der
eue Kampf dauerte eine Reihe von Jahren herdurch, und
eckte alle alten Leidenschaften, und riß alle alten Wunden
uf. Und als Mjesco vom Leben schied [6], und inzwischen
asimir's Söhne zur Mündigkeit gekommen waren, da endigte
war der lange Krieg, aber die beiden Brüder legten durch die
heilung des Landes einen neuen furchtbaren Keim zu Polen's
späterem ungeheuerem Unglücke. Es ist ein starker Beweis
on der Schwäche und der Unwissenheit der Fürsten in Polen,
aß sie zwischen der Gränze Polens und dem Meere fortwäh-
end das kleine, arme und kriegerische Volk der Preussen ge-
uldet hatten, das noch immer die christliche Religion mit dem-
elben Widerwillen zurück wies, vor welchem einst der fromme
iferer Adelbert von Prag zu Grunde gegangen war. In
eter Feindschaft mit denselben, mochten die Polen oft genug
m offenen Kampfe Sieger bleiben, und die Preussen durch
ilde Zerstörungen züchtigen, ihrer Armuth schwere Brand-
chatzungen abpressen, und sie nöthigen, sich zu beständiger Zins-
arkeit zu bekennen; aber die Preussen unterließen nicht, bei
eder Gelegenheit, und häufig boten Polens Unruhen eine Ge-
genheit dar, für die Zerstörung furchtbare Rache zu nehmen,
ie Brandschatzungen in wilden Raubzügen wieder beizutrei-
en, und das Joch der Zinsbarkeit rascher von sich zu werfen,
s sie dasselbe auf sich zu nehmen versprochen hatten. Selbst
r Herzog Casimir war nicht weiter mit ihnen gekommen.

Aber die Schwäche Polens hatte noch ein anderes Miß-
rhältniß zur Folge gehabt, welches mit der Stellung zu den

Preuſſen im Zuſammenhange ſtand, und dieſe Feinde, die jetzt nur läſtig waren, im Fortgange der Zeit zur Urſache von ihrem eigenen und Polens Unglück gemacht hat. Das Land nämlich zwiſchen der Oder, der Weichſel und dem Meere, das öſtliche Pommern, das in früheren Tagen unter Polens Herrſchaft gekommen war, hatte ſich in der Stille dieſer Herrſchaft mehr und mehr entzogen, und ſtand um dieſe Zeit, unabhängig von Polen, unter eigenen Fürſten. Um ſich in ihrer Unabhängigkeit zu erhalten, hatten dieſe Fürſten, wie es ſcheint, die Einführung einer höheren Bildung für nothwendig gehalten. Denn ſie hatten nicht nur der chriſtlichen Religion von Teutſchland her den Eingang verſtattet, ſondern ſie hatten dieſelbe auch durch Gründungen von Kirchen und Klöſtern zu erhalten und zu pflegen geſuchet. Dadurch waren ſie mit Teutſchland, mit teutſchem Leben und teutſchen Sitten bekannt geworden. Bald hatten ſie, um ihr verwüſtetes Land zu bevölkern, um die Anbauung deſſelben zu beleben, vielleicht ſelbſt um ſich der Dänen deſto beſſer zu erwehren, welche ſeit länger als einem Jahrhunderte ihre Herrſchaft auch an dieſen Küſten zu begründen ſuchten, teutſche Anſiedler in daſſelbe gezogen, und ſich durch Schenkungen und Zugeſtändniſſe um die Freundſchaft der Ritter von dem Orden des heiligen Johannes beworben. So wurde, als das ſlaviſche Land dieſſeits der Oder, als das teutſche Land jenſeits der Elbe verloren ging, und bald von Friedrich dem Zweiten mit unverantwortlicher Gleichgültigkeit den Dänen überlaſſen wurde, dem teutſchen Volke die Ausſicht auf einen neuen Zugang zum baltiſchen Meer eröffnet, und in demſelben das Verlangen aufgeregt nach dem Beſitze des ganzen Ufers der Oſtſee; ein Verlangen, das nothwendig immer ſtärker werden und auf dieſe oder jene Weiſe Befriedigung ſuchen mußte, da um dieſelbe Zeit am öſtlichen Ufer der Oſtſee, im Lande der Liven, das Chriſtenthum, und mit demſelben teutſches Leben und teutſche Sitte, freilich unter

lut und Thränen, begründet wurde. Den Königen von
änemark scheinet die Wichtigkeit der teutschen Ansiedelungen
r östlichen Pommern keinesweges entgangen zu sein. Denn
e königlichen Brüder, Knud und Waldemar, machten, als
: kaum die teutschen Länder an der Ostsee und zwischen den
eeren in ihre Gewalt gebracht hatten, den Versuch, sich
ch des Landes zwischen der Oder und der Weichsel zu be=
ächtigen. Dadurch wurde das Schicksal der ganzen Küste
nseits der Oder allerdings so lange ungewiß, als die Küsten=
inder diesseits der Oder unter der Herrschaft der Dänen blie=
n; die Polen aber geriethen jedes Falles in die Gefahr, das
:sammte Gestade dieses Meeres, dessen Besitz ihnen von der
:atur unverkennbar bestimmt war, zu verlieren, von dem Meer
)geschnitten zu werden und ausgeschlossen von dem Handel
:r Welt. Je gewisser es nun nach den Lehren der Geschichte
t, daß einem Volke desto mehr Wege der Bildung offen
ehen, je länger die Küsten=Strecke ist, die es beherrschet, in
rm Verhältnisse zu der Größe des Landes, und daß für ein
)olk das Fortschreiten in der Bildung sehr schwer wird, wel=
)em das Meer gänzlich verschlossen bleibet: um so größer war
:ne Gefahr für die Polen, welche weithin ausgedehnte Fluren
ewohnten, deren Fruchtbarkeit, deren Erzeugnisse bei freiem
Handel mit anderen Völkern von unendlicher Wichtigkeit wer=
)en, aber ohne Handel auch ohne bedeutenden Werth bleiben
mußten. Und zu derselbigen Zeit, da diese Gefahr sich dro=
)end nahete, theilten die Söhne Casimir's, Letsko und Konrad,
licht eben in brüderlicher Eintracht, das Land, und Konrad,
in Mann ohne Tugend und That, Lüsten und Lastern ergeben,
:hielt das nördliche Land, Masovien und Kujavien, als un=
bhängiger Herzog, an der Gränze der Preussen, an welchen
: nunmehr gefährliche Feinde hatte. Konrad verkannte die
efahr auch keinesweges; und darum sah er den Eifer gewiß
cht ungern, mit welchem der Mönch Christian, aus dem

Kloſter Oliva, den Samen des Evangeliums unter die Preuſſen auszuwerfen begann: denn er mochte glauben, daß das wilde Geſchlecht durch Niemand gebändiget werden würde, wenn nicht durch chriſtliche Prieſter; und ungern ſah er es gleichfalls nicht, daß Chriſtian, bald zum Biſchofe von Preuſſen erhoben, in der Vollmacht der Päpſte Innocenz des Dritten und Honorius des Dritten, mit Erfolg einen Kreuzzug wider die Heiden predigte, um ſein frommes Werk zu fördern und zu ſichern. Aber er vergaß, daß durch das Heranziehen teutſcher Kreuz-Heere die Aufmerkſamkeit der Teutſchen immer mehr auf Preuſſen, das Küſtenland von Polen, gerichtet, und das Schickſal dieſes Landes den Händen der Polen immer mehr entzogen wurde. Polen mochte eines rohen Feindes ledig werden, aber nur um einen gebildeteren und deßwegen gefährlicheren Feind wieder zu erhalten [7].

So war Teutſchland im Weſten, Süden und Oſten ſicher vor feindlichen Anfällen. Nur im Norden hatte Teutſchland an Waldemar, dem Könige der Dänen, einen trotzigen Nachbarn, welcher, auch wenn er keinen Krieg mit den Teutſchen hatte, doch von den Teutſchen als mit ihnen im Kriege begriffen betrachtet werden mußte, weil er teutſche Länder unter ſeiner Herrſchaft hielt. Er jedoch, der König Waldemar, war für die Teutſchen weniger ein Schrecken, als eine Schmach; auch trotzte er nicht, weil er ſich mächtig fühlte, ſondern weil er vom Glücke verzogen, oder vielmehr verzogen durch die jammervollen Zerwürfniſſe der Teutſchen, ſeine Macht zu überſchätzen gewöhnet worden war. Seine Bruſt wurde nach und nach mit dem ganzen Stolz eines glücklichen Eroberers angefüllet; ſeine Einbildung ſchwang ſich ſo hoch auf, daß er mit ſeinem Blicke das ganze baltiſche Meer umfaſſen zu können glaubte, und den Gedanken nicht für zu groß hielt, ein Reich zu gründen, welches ſich ringsher um dieſes weite Waſſer-Becken ausbreitete, um ſo weniger für zu groß hielt, da ſein

errſchaft ſchon an allen Seiten, in Halland, in Eſthland, i öſtlichen Pommern feſten Boden gewonnen zu haben ſchien. n Augenblicken der Beſonnenheit indeß, die doch ohne Zwei- l zuweilen eintraten, mag er freilich wohl erkannt haben, daß ı ſeinem Bau an einer feſten Unterlage gebrach, daß das ohe Bild, welches ſich vor ſeinen Augen erhob, dem Traum- Bilde Nebucadnezar's gleich, das Haupt von Gold, die Bruſt on Silber, die Lenden von Erz, die Schenkel von Eiſen, uf Füßen von Thon ſtand [8], und daß ein einziger Schlag ſſelbe zu Boden zu werfen vermöchte. Vielleicht waren es wägungen dieſer Art, die bei allem Glück in ihm einen ge- iſſen Unmuth erzeugten, in welchem er nach allen Seiten aus- riff, um Stützen zu finden für ſein verwegenes Werk, und icht ſelten Härte verübte und mannichfaltige Gewaltthätigkeit. as aber hat er wohl kaum gefürchtet, daß der Schlag ſo hnell fallen würde, ehe zehen Jahre nach der Abtretung der utſchen Länder durch Friedrich den Zweiten verlaufen waren, nd er fiel, und auf eine Weiſe, die er am Wenigſten ge- rchtet hatte.

Im Jahre zwölf Hundert zwei und zwanzig nämlich hrte der Graf Heinrich von Schwerin von einer Pilgerfahrt ch dem heiligen Lande zurück, und fand in ſeiner Heimath nen Zuſtand der Dinge, der ihn mit dem bitterſten Groll füllte. Sein Bruder, der Graf Gunzel, war geſtorben. eſſelben Tochter Ida war mit ſeines und ſeines Bruders henherrn, des Königes Waldemar, unächtem Sohne, dem rafen Nicolaus von Halland vermählet geweſen, und hatte mſelben einen Sohn geboren; und auch ſie war todt, und ihr emahl war todt. Waldemar aber, der König, ſchon längſt fgebracht gegen den Grafen Heinrich, wie gegen Gunzel, n Bruder deſſelben, hatte unter dem Vorwande der Fürſorge r ſeinen unmündigen Enkel, nicht nur Gunzel's, ſondern ch ſein, des Grafen Heinrich, Land in Beſitz genommen.

Er ließ daſſelbe für eigene Rechnung verwalten. Dieſes ſchnelle Zugreifen erregte den Zorn des Grafen. Aber er ſtand allein, ſeines Landes beraubet, ohne Freunde, ein Fremdling unter den Seinen. Seine Seele forderte Rache, aber an einen offenen Kampf war nicht zu denken. Inzwiſchen aber mochte er in Erfahrung bringen, daß die däniſche Herrſchaft in allen Ländern, die vormals zum Reiche der Teutſchen gehöret hatten, verhaſſet war, und daß, wenn es auch kleinmüthige Seelen gab, doch die Meiſten bereit ſein würden, ein Joch zu zerbrechen, deſſen Schwere weniger unerträglich war, als deſſen Schmach. Aus dieſer Erkenntniß ſtieg dem Grafen Heinrich ein verwegener Anſchlag auf, der an ſich weder edel noch ruhmwürdig war, der ihm aber vielleicht edel und ruhmwürdig in der Hoffnung erſchien, daß derſelbe ein Anſtoß werden, daß er eine große Bewegung veranlaſſen ſollte, durch welche die verlorenen und vom Kaiſer abgetretenen Länder wieder zum Namen und zum Leibe Teutſchland's zurück gebracht würden. Gehörig vorbereitet [9], begab er ſich mit einem leichten Schiffe, von einigen getreuen Männern begleitet, zu dem Könige Waldemar. Er fand denſelben mit ſeinem Sohne, gleichfalls Waldemar genannt, in argloſer Sicherheit auf der kleinen Inſel Lyö. Der König empfing ihn. Seine Bitte aber, ihm ſein Land zurück zu geben, wie er daſſelbe vor ſeiner Pilgerfahrt beſeſſen hatte, ward entweder gänzlich zurück gewieſen, oder die Erfüllung derſelben ward an ſo harte Bedingungen geknüpfet, daß der Graf ſie nicht eingehen zu dürfen glaubte, und nicht einzugehen für nöthig hielt. Denn er hatte ſich umgeſehen; er hatte die Gelegenheit zur Ausführung ſeines Anſchlages günſtig gefunden, und wahrſcheinlich ſeine Bitte gar nicht in der Hoffnung auf Erfüllung an den König gebracht. In der Nacht des Sechsten Mai's, zwölf Hundert drei und zwanzig, überfiel der Graf Heinrich mit ſeinen Getreuen die beiden Könige Waldemar, den Vater und den Sohn, die ruhig

i ihrem Zelte schliefen, bemächtigte sich ihrer, brachte sie zuerst
i einen Wald, alsdann auf sein Schiff, und gewann das
ohe Meer, ehe die Gefangenschaft oder die Entführung des
:önig es nur bemerket werden konnte [10]. Und glücklich ge-
ıngte er mit seiner Beute zu der teutschen Küste. Er brachte
ie Gefangenen auf das Schloß Danneberg in Sachsen in
Sicherheit [11].

Die That Heinrich's von Schwerin ward hin und wieder
s häßlich und verrätherrisch hart beurtheilet. Niemand mochte
eselbe loben oder rechtfertigen. Da aber auch Niemand zu
ugnen wagte, daß Waldemar's Verfahren gegen den Grafen
einrich ungerecht, hart, hinterlistig und gewaltthätig gewesen
, so wurde dieselbe, wie es scheinet, weder von den Für-
n Teutschland's überhaupt, noch im Besonderen von den
ürsten in Sachsen aufrichtig mißbilliget. Die Kunde von
m Vorgange erregte zuerst Erstaunen und Besorgniß; bald
ewunderung der That und Freude über die Demüthigung
s hochfahrenden Eroberers [12]. Jedes Falles konnte, was
schehen war, nicht ohne große Folgen bleiben, und es blieb
cht ohne große Folgen. Unter den Fürsten, Herren und
assallen in den teutschen und slavischen Ländern entstand so-
eich eine große Bewegung, um sich von den Dänen zu be-
ien und vor denselben zu schützen. Nur die Bürger in den
tädten, namentlich in Lübeck und Hamburg, scheinen, die Ent-
ckelung der Dinge in ruhigem Gehorsam abgewartet zu ha-
n; es ist jedoch ungewiß, ob des Grafen Heinrich That von
nen mißbilliget worden, ob des Papstes Ermahnung, dem
fangenen Könige die Treue zu bewahren, auf sie eingewirket
t, oder ob sie eingeschüchtert worden sind durch die Burgen,
elche die Dänen vor ihren Thoren oder innerhalb ihrer
Mauern angeleget und mit starken Besatzungen versehen hat-
n [13]. Aber auch in Dänemark fand eine große Aufregung
Statt. Der Graf Albert von Orlamünde, Waldemar's Schwe-

sterſohn, welcher ſeit der Vertreibung des Grafen Adolf
Holſtein dieſes Land verwaltet hatte, übernahm jetzt die
waltung des ganzen Reiches. Und während dieſer Fürſt
Rüſtung betrieb, um die däniſche Herrſchaft über die teut
Länder zu erhalten oder herzuſtellen, und um die Befre
ſeines Königes und Oheimes zu bewirken, brachten er
andere Fürſten und Prälaten des däniſchen Reiches ſch
Klagen über des Grafen Heinrich verrätheriſche Gewaltth
keit gegen ſeinen Lehenherrn an den Papſt Honorius, wie
den Hof des jungen Königes Heinrich, und forderten die
freiung des Königes und Genugthuung für das ſchand
Majeſtäts-Verbrechen.

Der heilige Vater erklärte ſich ſogleich in harten A
drücken über die Frevelthat, und drängte überall durch drohe
und bittende Zuſchriften, an den Grafen Heinrich von Sch
rin ſelbſt, an den Verweſer des teutſchen Reiches, an den
ſer Friedrich, an Alle endlich, von welchen einige Mitwirk
zu erwarten war, auf die Befreiung des Königes. Am Er
November's ſchrieb er von Neuem an den Erzbiſchof Engel
von Cöln im höchſten Unwillen [14]. „Waldemar's Sache
die Sache aller Könige und Fürſten. Für den apoſtoliſ
Stuhl aber ſei es eine beſondere Pflicht, für die Befrei
deſſelben zu arbeiten. Denn Dänemark gehöre dem apo
ſchen Stuhl und ſei demſelben zinspflichtig [15]; überdieß
ſich Waldemar gegen den apoſtoliſchen Stuhl immer treu
ehrerbietig bewieſen; endlich habe derſelbe zwar nicht das K
zur Schau getragen, aber im Stillen ſich zu einer Kreuzf
verbindlich gemacht, und dieſer Umſtand allein reiche hin,
auf ſeine Befreiung zu beſtehen. Deßwegen ſolle der E
ſchof dem Grafen Heinrich kund thun, daß er innerhalb
Monates den König Waldemar und ſeinen Sohn in Fre
zu ſetzen habe, daß jedoch dagegen auch ihm vollkommene
rechtigkeit zu Theil werden ſolle, wenn er von dem Könige

ränket worden sei. Sollte aber der Graf dieser Aufforderung
icht genügen, so sollte der Erzbischof über ihn, den Grafen
Heinrich, und alle Förderer desselben an jedem Sonntage und
n allen Festen, unter Glockengeläute und Kerzenlicht, überall,
o es nützlich sein könnte, feierlich den Bannfluch der Kirche
rkündigen lassen.»

Aber noch ehe dieser Brief geschrieben wurde, hatte schon
r junge König Heinrich, oder vielmehr dessen Vormund, der
rzbischof Engelbert von Cöln, einen öffentlichen Tag wegen
ser Angelegenheit zu Nordhausen gehalten. Die Verhand-
ngen waren ohne Erfolg geblieben; es ist jedoch schwer zu
gen, in welchem Geiste sie geführet worden sind. Zwar gab
Engelbert, der Erzbischof, viele Mühe, Waldemar's Be-
kung zu bewirken: denn der Papst danket demselben in dem
geführten Schreiben für die Bemühung, mit welcher er die
freiung des Königes aufrichtig erstrebet habe [16]; ungewiß
r bleibet, ob der Graf Heinrich sich geweigert habe, den
fangenen in Freiheit zu setzen, oder Waldemar, die Be-
gungen einzugehen, welche Heinrich vielleicht aufstellte, welche
eß wohl auch von Engelbert gebilliget worden sind. Man
f ohne Zweifel annehmen, daß Engelbert in Uebereinstim-
ng oder nach der Weisung des Kaisers Friedrich gehandelt
e. Nun ist ein Schreiben dieses Kaisers an den Bischof
nrad von Hildesheim, der ihm treu ergeben war, vorhan-
, bei dessen Lesung man sich des Gedankens nicht erwehren
n, daß demselben auf die Nachricht von Waldemar's Ge-
genschaft die Lust angewandelt sei, nach dem unwürdigen
ispiele seines Vaters zu verfahren und das Unglück des Kö-
es von Dänemark auf dieselbe Weise auszubeuten, wie Hein-
der Sechste das Unglück des Königes Richard von Eng-
d ausgebeutet hatte, wenngleich er dieser Lust ein edeleres
wand umzuhängen suchte. „Dieser König, saget Friedrich,
chen nebst seinem Sohn unser lieber Getreuer, der Graf

Heinrich von Schwerin gefangen hält, hat, wie bekannt, viele von den Gütern des Reiches in Besitz genommen, uns und das Reich die Rücksicht nicht beweisend, die sich gebührte. Daher haben wir ein brennendes Verlangen, diese Güter wieder an das Reich zurück zu bringen [17]. Also bitten wir Dich und fordern Dich auf das Dringendste auf, dahin zu arbeiten, daß der König und sein Sohn unseren Händen überliefert werde [18]. Was der ehwürdige Bischof von Würzburg wegen dieser Sache dem Grafen Heinrich versprochen hat oder noch versprechen möchte, das magst auch Du mit ihm versprechen; denn wir werden es genehmigen, und nach Deinem eigenen Vorschlage dafür sorgen, daß es in der That beobachtet werde. Es ist zu vermuthen, daß der Erzbischof von Cöln die Weisung erhalten habe, in derselben Richtung zu streben. Deßwegen ist auch nicht zu verwundern, daß der Hoftag zu Nichts führte; denn den dänischen Abgeordneten konnte die Zweideutigkeit nicht entgehen, mit welcher die Sache betrieben ward, und der Graf Heinrich zeigte sich vielleicht wenig geneiget, die Stelle einzunehmen, in welche der Herzog Leopold von Oesterreich durch den Kaiser Heinrich, dem Könige Richard gegenüber, hinein geschoben worden war.

Aber die Unterhandlungen wurden fortgesetzet. Der Papst ermahnte, die Dänen drängten. Zu derselben Zeit befand sich Hermann von Salza, der große Meister des teutschen Ordens in Italien. Dieser Orden, vor kaum einem Menschen-Alter während der Belagerung von Akkon unter großen Drangsalen gestiftet, hatte sich seit etwa zehen Jahren, während er unter Hermann's Leitung stand, eines Mannes von großen Tugenden und hoher Weisheit, auf eine bewunderungswürdige Weise hervorgethan, und unter allgemeiner Begünstigung auch in Teutschland Besitzungen und Rechte erworben, die ihm eine feste Stellung in den Verhältnissen dieser Zeit verschafften, ja, die ihn zu einer bedeutenden Macht erhoben. Vor drei Jahren

[19] hatte der Orden mit dem ganzen Heere, welches das unter dem Kreuze stand, in Aegypten ein ungeheueres Glück erlitten. Hermann von Salza hatte es überlebet [20]. rauf war er nach Italien gekommen, um bei dem Papste, dem Kaiser, überall für das Kreuz und für seinen Orden arbeiten. Und es war ihm gelungen, in dem Kaiser Friedh, noch mehr in dem Papste Honorius für sich und für die Sache, die er führte, eine große Theilnahme aufzuregen. Von Italien aus wollte er sich nach Teutschland begeben, um auch hier für dieselbe Sache zu wirken, und zur Förderung dieser Wirksamkeit ließ er sich von dem Kaiser den Auftrag ertheilen, als Vermittler für die Befreiung des Königes der Dänen bei den teutschen Fürsten aufzutreten [21]: denn es war zu hoffen, daß dem Könige Waldemar für seine Freiheit ein Kreuzzug, und daß den teutschen Fürsten für einen Kreuzzug die Freiheit des Königes nicht als ein zu hoher Preis erscheinen würde. In der That ward unter Hermann's Vermittelung am Vierten des Julius im folgenden Jahre, zwölf Hundert vier und zwanzig, ein Vertrag, wahrscheinlich zu Danneberg, abgeschlossen [22], welcher dem Könige Waldemar schwere Bedingungen auflegte. Das Wichtigste aber war nicht, daß Waldemar ein großes Löse-Geld zu zahlen und eine Kreuzfahrt zu unternehmen versprechen, sondern daß er Verzicht auf alle Länder, die zum teutschen Reiche gehöret hatten, leisten, und sein eigenes Reich Dänemark von dem Kaiser zu Lehen empfangen sollte [23]. Die Bestätigung dieses Vertrages aber sollte im Herbst auf einem Hoftage zu Bardewik erfolgen, und die Erfüllung desselben sollte beginnen [24]. Dieser Uebereinkunft zu Folge begab sich der Erzbischof Engelbert mit dem jungen Könige Heinrich und einigen Fürsten des Reiches nach Bardewik; auch der Legat des päpstlichen Stuhles, der Cardinal, Bischof Konrad von Porto, fand sich ein. Der König Waldemar selbst ward auch, abermals unter Vermittelung des Meisters Hermann, durch den Grafen

Heinrich von Schwerin nach Bardewik geführet; und Albert von Orlamünde, von däniſchen Baronen begleitet, fehlte nicht. Bei den neuen Verhandlungen aber ſcheinet der Graf Heinrich von Schwerin mit einer neuen Forderung aufgetreten zu ſein, und mit Zuſtimmung der teutſchen Fürſten das Löſe-Geld, welches durch den Vertrag vom Vierten des Julius auf vierzig Tauſend Mark Silbers feſtgeſetzet war, auf hundert Tauſend Mark geſteigert zu haben. Der Vorwand war ohne Zweifel, daß jene vierzig Tauſend Mark für den Kaiſer und die Fürſten des Reiches beſtimmet worden wären, und daß er, der Graf Heinrich, doch nicht leer ausgehen könne, ſondern für ſeine glänzenden Verdienſte eine glänzende Belohnung empfangen müſſe. Der König Waldemar, nur von der Sehnſucht nach der Freiheit durchdrungen, und feſt entſchloſſen, keinen Vertrag zu halten, der ihm aufgedrungen wurde, bewilligte auch die neue Forderung. Als aber der Graf Albert von Orlamünde, welcher das Geld mit ſich gebracht hatte, das nach dem Vertrage nöthig war, um dem Könige alſobald die Freiheit zu verſchaffen, dieſe Forderung des Grafen Heinrich vernahm, und die Billigung derſelben durch die teutſchen Fürſten erkannte, aufgebracht über die Steigerung, ungeneiget „das Verbrechen zu belohnen", verwarf und zerriß er den ganzen Vertrag, und kehrte mit dem Gelde nach Dänemark zurück [25]. Er war entſchloſſen, das Schickſal ſeines unglücklichen Königes auf die Waffen zu ſtellen [26]. Und bald nach ſeiner Rückkehr drangen die Dänen vor mit Heeres-Macht. Aber eine Schlacht, im Anfange des folgenden Jahres, zwölf Hundert fünf und zwanzig, bei Mölln geſchlagen, entſchied nicht nur gegen ſie, ſondern der Graf Albert hatte auch das Unglück, ſelbſt in die Gefangenſchaft ſeiner Feinde zu gerathen. Er wurde nach demſelben Schloſſe Danneberg in Verwahrung gebracht, in welchem ſich ſein Oheim befand, der König Waldemar von Dänemark.

Durch diese Schlacht bei Mölln war Alles entschieden. Selbst der Graf von Orlamünde hatte die Hoffnung verloren, daß ihm unter der Hoheit des teutschen Reiches die Grafschaft Holstein bleiben werde, wie ihm in dem ersten Vertrage zugesichert war [27]. Denn der Erzbischof Gerhard von Bremen war schon früher mit dem Grafen Adolf dem Vierten von Schauenburg, dessen Vorfahren seit ein Hundert und fünfzehen Jahren [28] Holstein und Stormarn, und bald auch Wagrien besessen hatten, dessen Vater Adolf der Dritte, wie erzählet worden ist, von den Dänen vertrieben worden war, über die Elbe gegangen, und Beide hatten sich der Festung Itzehoe bemächtiget. In der Schlacht hatte der Graf Adolf an der Seite des Grafen Heinrich von Schwerin gekämpfet, und nach dem Siege erhoben sich die Holsteiner überall für Adolf, als für ihren angestammten Fürsten, und für das Reich der Teutschen, zu welchem sie mit allen volksthümlichen Gefühlen hielten, die in der menschlichen Brust Wohnung finden. Dem Könige Waldemar schien daher, wenn er wieder zur Freiheit gelangen wollte, Nichts übrig zu bleiben, als sich allen Forderungen zu unterwerfen, die an ihn gemacht worden waren. Ehe er sich indeß entschließen, oder zur Ausführung seines Entschlusses die nöthige Vorbereitung treffen konnte, änderte ein häßliches Verbrechen in Teutschland seine Lage. Am Siebenten November's nämlich erschlug, wie später erzählet werden soll, der freche Graf von Isenburg den Erzbischof Engelbert von Cöln, welcher bisher als der Verweser des Reiches im Namen des unmündigen Königes Heinrich betrachtet worden war, und erregte durch dieses Verbrechen Erstaunen und Schrecken weithin durch Teutschland. Sei es nun, daß der Graf Heinrich, als die Nachricht von dieser Unthat zu ihm kam, besorget geworden sei, es möchten Ereignisse eintreten, unter welchen er um seine Beute kommen könnte, oder sei es, daß ihm der bisherige Gang der Dinge, daß ihm im

Besonderen die Einmischung des Meisters Hermann von Salza, des Erzbischofes Engelbert und anderer Fürsten des Reiches lästig geworden war, und daß er jetzt auf Niemand Rücksicht nehmen zu dürfen glaubte, als auf sich selbst, und auf die benachbarten Fürsten in dem Lande, welches Waldemar eine Zeit lang beherrschet hatte: gewiß ist, er schloß schon am Siebenzehenten November's einen Vertrag mit dem Könige Waldemar, in welchem er, unbekümmert um den Kaiser und das Reich, nur für sich sorgte und für seine benachbarten Freunde, besonders für Adolf, den Grafen von Holstein [29]. Daher geschah, daß Waldemar zwar noch immer harte Bedingungen annehmen mußte, aber doch weniger harte, als ihm zuvor zugemuthet waren. Denn für das Reich und die Fürsten des Reiches wurde kein Löse-Geld verlanget; auch wurde dem Könige nicht die Schmach aufgeleget, die Krone von Dänemark aus der Hand des Kaisers zu empfangen und als Vassall dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Dagegen aber sollte er an den Grafen Heinrich für seine und seines Sohnes Freiheit fünf und vierzig Tausend Mark Silbers zahlen, und bis zu der gänzlichen Abtragung dieser Summe Geisseln stellen. Ueberdieß sollte er eine große Menge anderer Dinge, an Kleinodien, Rüstungen, Kleidern und Pferden darbringen. Endlich mußte er alle Länder südlich von der Eider und dem Meere, und westlich von der Oder, nur die Insel Rügen ausgenommen, dem teutschen Reiche überlassen [30]. Dem Grafen Adolf sollte Rendsburg zurück gegeben werden; die Lübeckischen, Hamburgischen und alle Kaufleute dieses Landes sollten für ihren Handel und ihren Verkehr alle Rechte und Freiheiten in Dänemark wieder erhalten, deren sie sich vor des Königes Gefangenschaft, also zu einer Zeit, da sie unter dänischer Herrschaft standen, zu erfreuen gehabt hätten [31]. Uebrigens erhielt der König Waldemar, so wie die Bedingungen des Vertrages erfüllet wurden, seine Freiheit noch vor dem Ablaufe

dieses Jahres, sein Sohn zu Ostern des folgenden; der Graf Albert von Orlamünde hingegen mußte, damit Adolf sich desto leichter im Lande der Holsten befestigen möchte, in der Haft verbleiben.

Inzwischen aber war die Stadt Lübeck schon im Stillen einen eigenen Weg gegangen, an welchen Heinrich und Adolf schwerlich gedacht haben, als sie dieser Stadt die Rechte und Freiheiten in Dänemark ausmachten, deren so eben gedacht worden ist. Ehe nämlich der Graf Adolf seine Ansprüche auf diese Stadt geltend zu machen vermochte, hatten sie in der Stille Abgeordnete nach Italien an den Kaiser gesendet. Diese Männer erschienen, die Urkunde in der Hand, durch welche der Kaiser Friedrich der Erste ihrer Stadt die Freiheiten bestätiget hatte [32], die einst durch den Grafen Adolf den Zweiten von Holstein verliehen und durch den Herzog Heinrich den Löwen erweitert und gepfleget waren, zu Parma vor dem Kaiser. Friedrich hatte für die nördlichen Küstenländer des Reiches, die er nicht kannte, deren Wichtigkeit er nicht ahnete, früher keine Theilnahme bewiesen; sein Wunsch, den König der Dänen in seine Gewalt zu bekommen, war, gewiß zu seiner Ehre, mißlungen; die Fürsten in jenen Gegenden hatten sich um ihn nicht bekümmert; in den Verträgen mit dem Könige der Dänen war weder seiner noch seines Sohnes gedacht, und wenn man teutsche Länder, die von ihm aufgegeben worden, an das teutsche Reich zurück gebracht hatte, so war auf ihn kein Strahl des Ruhmes gefallen; auch hatte man zuletzt die Forderung, daß der König von Dänemark seine Krone „aus der Hand des Kaiserthumes" empfangen und „demselben den Dienstleid leisten sollte, wie die übrigen Fürsten zu thun pflegen", gänzlich aufgegeben. Daher ist wahrscheinlich, daß der Kaiser einen gewissen Unmuth über den Gang der Dinge im Norden in sich getragen habe; und in diesem Unmuthe ertheilte er der Stadt Lübeck nicht nur die Bestätigung ihrer früher

gewonnenen Freiheiten, ſondern er ſtellte derſelben auch im Monate Junius, zwölf Hundert ſechs und zwanzig, einen neuen Freibrief aus, in welchem auch er ſie für eine freie kaiſerliche Stadt erklärte, und ihre Gerechtſame gegen die jährliche Entrichtung von ſechszig Mark ſehr vermehrte [33]. In welcher Geſinnung aber auch Friedrich dieſe Urkunde verliehen haben mag: jedes Falles ſetzte er dem neuen Grafen Adolf von Holſtein einen Pfahl in das Fleiſch, und ſtellte ein Zeichen neuer Wirrniſſe auf, welches unter möglichen Verhältniſſen vortheilhaft benutzet werden mochte. Hamburg hingegen blieb in einer anderen Stellung. Ob dieſe Stadt den günſtigen Augenblick verſäumet, oder ob ſie es für weniger angemeſſen und weniger ſicher gehalten habe, ſich von dem Lande, zu welchem ſie gehörte, loszuſagen, muß unausgemacht bleiben; gewiß iſt, ſie öffnete dem Grafen Adolf ihre Thore, ſobald derſelbe eine der Burgen gebrochen hatte, die von Waldemar und dem Grafen Albert angeleget waren.

Waldemar aber, wie bereitwillig er, um die Freiheit zu gewinnen, den Vertrag angenommen und beſchworen zu haben ſchien, hatte den Schwur nur mit dem feſten Entſchluſſe geleiſtet, den Vertrag nicht zu halten, ſondern, was ihm in Folge eines verrätheriſchen Ueberfalles abgedrungen und entriſſen worden war, in ehrlichem Kampfe wieder an ſich zu bringen. Und ehe ſechs Monate verlaufen waren, hatte er von dem Papſte Honorius dem Dritten die Freiſprechung von dem abgepreßten Eide erlanget. Alſo begann er von Neuem den Krieg, in welchem ſogar ein teutſcher Fürſt, der Herzog Otto von Lüneburg, Wilhelm's Sohn, Heinrich's des Löwen Enkel, auf ſeine Seite trat, weniger gewiß, weil er dieſes jungen Fürſten Oheim war, als weil Otto nur durch ihn auf einigen Vortheil hoffen durfte. Und bald zeigte er ſich furchtbar in glücklichen Kämpfen und gefährlich für Holſtein durch die Eroberung von Rendsburg. Dadurch veranlaßte er zwar

die Grafen Heinrich von Schwerin und Adolf von Holſtein, ſich ihrer Unabhängigkeit zu begeben, und den Herzog Albert den Zweiten zu Sachſen, Bernhard's Sohn, Albert's des Bären Enkel, um denſelben zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen, als ihren Lehen-Herrn anzuerkennen, und ihm als den Preis ſeiner Theilnahme Razeburg und Lübeck zu verſprechen; aber für ihn ſelbſt wurde Nichts gewonnen, und für ſeine beiden Haupt-Feinde ging wenig verloren. Vielmehr trat eine größere Macht gegen ihn auf, und durch dieſelbe wurde Dänemark's Macht in der Schlacht bei Bornhövede, den Zwei und zwanzigſten des Julius, zwölf Hundert ſieben und zwanzig, ſo furchtbar zuſammen gebrochen, daß Waldemar, wenn er auch keinen Frieden ſuchte, doch friedlich zu leben genöthiget war, und daß ſein Neffe, der Graf Albert von Orlamünde, dem Herzoge Albert zu Sachſen die Feſtung Lauenburg übergeben mußte, um endlich auch die Freiheit wieder zu erhalten, die er in der Schlacht von Mölln verloren hatte. Und wenn nun auch mancherlei Händel, welche unter den teutſchen und ſlaviſchen Fürſten daraus entſtanden, daß die große Veränderung neue Verhältniſſe erzeuget hatte, ſich noch durch eine Reihe von Jahren hindurch zogen, und wenn die Freiheit der Stadt Lübeck von den Fürſten, beſonders von dem Herzoge Albert und dem Grafen Adolf noch lange nicht anerkannt ward, wenn Adolf, um Lübeck zu gewinnen, ſich ſogar nicht ſcheuete, mit dem Könige Waldemar eine Verbindung wider dieſe Stadt einzugehen: ſo blieb doch auch im Norden die Gränze Teutſchland's geſichert für und für, und von den Dänen war fortan Nichts mehr zu fürchten.

Und kaum waren, wenn nicht dem teutſchen Reiche, doch dem teutſchen Volke, wie der Ausfluß der Elbe, ſo die Küſten des baltiſchen Meeres dieſſeits der Oder geſichert, und auf die Küſten deſſelben Meeres jenſeits dieſes Stromes eine ferne Hoffnung gezeiget, ſo ward demſelben auch der Weg in das

Land der Preussen, und die Aussicht geöffnet auf die Erwerbung der Küsten jenseits der Weichsel. Mag auch diese Erwerbung eines so fernhin gedehnten Ufers ohne angemessenen Landbesitz dem denkenden Menschen als ein zweideutiger Gewinn erscheinen; mag er dieselbe als unnatürlich betrachten, theils wegen der blutigen Wirrnisse, in welche das teutsche Volk sich unlösbar verwickelte, theils weil dem Volke der Polen die Wurzeln des Lebens und der Bildung verstümmelt wurden: so wie sich ein Mal die Dinge gestaltet und die Verhältnisse der Völker gestellet hatten, konnte der Versuch, wie schon früher angedeutet worden ist, nicht ausbleiben; und wenn er gelang, dieser Versuch, so mußte er, gleichviel welches der endliche Ausgang sein wird, nothwendig große Folgen haben im Fortgange der Zeit, glückliche und unglückliche, wie es in menschlichen Dingen zu sein pfleget. Er wurde aber gemacht in unerhörter Weise, und er gelang mit unerhörtem Glücke, durch große, ja außerordentliche Thaten, in einem langen furchtbaren Kampf, unter unermeßlichem Jammer und unermeßlicher Noth.

Der Same des Evangeliums nämlich, welchen der Bischof Christian von Preussen mit Eifer und Beharrlichkeit auszuwerfen fortfuhr unter das widerspänstige Volk, fand keinen geeigneten Boden. Hier und dort mochte er aufgehen, aber nirgends konnte er zu Blüthe und Reife gelangen; entweder verdorrte die junge Saat, weil sie keine Nahrung hatte, oder sie ward niedergetreten von dem halsstarrigen Geschlechte. Umsonst waren die Gläubigen in Teutschland zum Kreuze gerufen, um Schutz und Pflege zu gewähren und zu sichern: eine große Menge war herzu geströmet, weil das Heil lockte, das für Zeit und Ewigkeit versprochen worden war [34]; aber ein Jeder der Kreuzgenossen eilte nach der Heimath zurück, sobald er sein Gelübde erfüllet und das versprochene Heil verdienet zu haben glaubte, unbekümmert um den ehrwürdigen Bischof und um die christlichen Gemeinden, welche derselbe gegründet

hatte. Und ehe neue Kreuzbrüder heran zu kommen vermochten, war von den tapferen Heiden längst Alles wieder ausgereutet, was von Christian und seinen Genossen gesäet und gepflanzet worden war. Umsonst hatte der ehrwürdige Bischof, das Beispiel des Bischofes Albert von Livland vor Augen, von dem Rufe durchdrungen, welcher die großen Thaten der Ritter-Orden für die Sache des Heilandes im heiligen Lande verkündigte, den Versuch gemacht, einen eigenen Ritter-Orden zu stiften [35], der diese Sache in Preussen aufrecht erhalten und fördern sollte. An Rittern hatte es nicht gefehlet, nicht an tapferen Männern, welche bereit waren, die Pflichten des Ritterthumes zu übernehmen und redlich zu erfüllen; aber der Orden wurde, wenn der Ausdruck verstattet ist, schon in der Wiege erstücket durch eine einzige Schlacht, in welcher Viele dieser Verbrüderung einen unnützen Tod starben, weil der Herzog Konrad von Masovien, zu dessen Heere die Ritter standen, durch feige Flucht dem heidnischen Feinde den Sieg zuwarf. Seit diesem Unglücke hatte der neue Orden das Vertrauen seines Stifters, seines Pflegers, der Welt verloren. Versäumet und mißachtet stand er fortan, einer jungen geknickten Eiche gleich, welche nur Bedauern in dem Menschen erreget, keine Hoffnung und keine Lust. Daher gerieth das Christenthum nicht nur in Preussen, sondern auch in den Gränz-Ländern von Polen und Pommern, in die größte Gefahr; das Kulmerland, wo der Bischof Christian seinen Sitz hatte, wurde von den Preussen auf die ärgste Weise ausgeplündert und geschändet; selbst das Land des Herzoges Konrad von Masovien hatte durch die Raubzüge der Preussen große Uebel zu erdulden; und er selbst, der Herzog Konrad, vermochte den Bischof und sich selbst um so weniger zu vertheidigen, da er noch in großer Besorgniß vor zwei anderen wilden Feinden an der östlichen Seite seines Landes schwebte, vor den Polexianern und den Litthauern.

In dieſer Noth kam der Biſchof Chriſtian auf den Gedanken, die Rettung ſeiner Gemeinde, ja das Schickſal des Chriſtenthumes in Preuſſen, einer anderen ritterlichen Verbrüderung anzuvertrauen, die ſchon feſt ſtand auf einer breiten Grundlage, die ſich der Gunſt des Papſtes, des Kaiſers und vieler großen Herren zu erfreuen hatte, die ſtark genug zu ſein ſchien, mit ſtets bereiter Macht, was Ein Kreuzheer erobert hatte, ſo lange zu ſchützen, bis ein zweites heranzoge, um die Eroberung zu erweitern, nämlich dem teutſchen Ritter-Orden. Dieſer Orden hatte ſich, ſeit der Meiſter Hermann nach Europa, nach Italien und nach Teutſchland gekommen war, mit bewunderungswerther Schnelligkeit gehoben und vergrößert. Er hatte zugenommen an Zahl und an Beſitz. Er hatte ſich überall in Teutſchland, in Italien, und auch in anderen Ländern angebauet und feſtgeſetzet; und der Meiſter erfreuete ſich wegen ſeiner Tugenden und ſeiner Weisheit des größten Anſehens und des größten Vertrauens. Im Morgenlande aber ſchien der Orden ſeine Bahn nicht mehr zu finden, und deßwegen war zu vermuthen, daß er nicht abgeneiget ſein würde, ſein Gelübde in Europa gegen andere Feinde des chriſtlichen Namens zu erfüllen, als gegen welche der Orden geſtiftet worden war, wenn anders dieſer neuen Erfüllungs-Weiſe weder von der Kirche der Segen, noch von der weltlichen Macht die Zuſtimmung verſaget würde. Der Biſchof Chriſtian trug ſeinen Gedanken dem Herzoge Konrad von Maſovien vor. Der geängſtigte Herzog ſtimmte gern bei, und eine Verſammlung der großen Herren ſeines Landes ertheilte ihre Einwilligung. Denn in der Noth des Augenblickes, bei dem allgemeinen Mißtrauen in die eigene Kraft, und bei der Verzweifelung an der Rettung durch dieſelbe richtete Niemand ſeinen Blick in die Zukunft, und fragte Niemand nach den Folgen, die nothwendig, wahrſcheinlich oder möglich waren. Man ſcheinet geglaubet zu haben, die Ritter des teutſchen Or-

ens würden die Wildheit der Preussen zähmen, ihre Macht
echen, sie unter das Kreuz beugen, ihnen selbst, den Polen,
uhe schaffen für alle Zeit, und alsdann, nach wohl voll-
achtem Tagewerke, die Bühne ihrer Thaten verlassen, zu-
ieden mit einer billigen Belohnung durch ein mäßiges Stück
and. Der Herzog Konrad bestimmte sogleich dieses Land,
elches dem Orden als Preis angeboten werden sollte. Es
ar das Kulmerland nebst benachbarten Bezirken.

Im Anfange des Jahres zwölf Hundert sechs und zwan-
g begab sich eine Gesandtschaft nach Italien zu dem Meister
es teutschen Ordens, Hermann von Salza. Der edele Mei-
ter, von dem Kaiser Friedrich mit Zustimmung des Papstes
hon zum Fürsten des Reiches erhoben, von dem heiligen Va-
er durch einen schönen und geweiheten Ring der Kirche ver-
ählet, von dem Kaiser durch eine Fahne mit dem schwarzen
dler dem Reiche verbunden, erkannte sogleich in dem Antrage
er Gesandtschaft die hohe Bestimmung der Verbrüderung,
eren Vorstand er war. Daher zauderte er nicht, denselben
nzunehmen, wenn anders der Kaiser und der Papst keine
Bedenklichkeiten hätten. Hermann brachte die Sache an den
aiser, aber in einer anderen Weise: er wünschte die Erlaub-
iß zur Erwerbung des ganzen Landes der Preussen für das
hristenthum und seinen Orden zu erhalten. Dem Kaiser
efiel der Vorschlag. Warum auch hätte er entgegen treten
ollen? Der Meister Hermann war sein Freund; das Ritter-
hum war ihm lieb; zu dem heiligen Lande hatte er kein Ver-
rauen, und deßwegen war an der veränderten Bestrebung
es teutschen Ordens Nichts gelegen, vielmehr konnte sie ihm
ielleicht einen neuen Grund zur Aufschiebung seines eigenen
reuzzuges gewähren; an dem Schicksale der heidnischen Preus-
en nahm er keinen Antheil, und die Polen waren ihm, wenn
icht verhasset, doch gleichgültig; überdieß mochte es ihn er-
ötzen, daß er eine Gelegenheit fand, das Kaiserthum, das

an Macht und That hinfällig vor der Welt erſchien, in neuem Glanze zu zeigen, und den veralteten Anſpruch auf die Herrſchaft über alle Länder der Erde ein Mal wieder geltend zu machen. Alſo ertheilte er durch eine Urkunde, im Monate März zu Rimini ausgeſtellet, dem Meiſter Hermann, den Nachfolgern deſſelben und dem teutſchen Hauſe des Ordens nicht nur die Erlaubniß, das Land, welches der Herzog Konrad geſchenket hätte oder noch ſchenken würde, anzunehmen, ſondern er verſtattete ihnen auch, das alte Recht des Kaiſerthumes auf das Land der Preuſſen geltend zu machen [36], daſſelbe zu erwerben und als Eigenthum frei von Dienſt und Zins mit vollkommener landesherrlicher Gewalt zu beſetzen für und für. Dennoch aber ſollte Preuſſen zum Kaiſerthume gehören [37]; die Hoheit des Reiches, auf deren Rechte Friedrich Verzicht that, ſollte ſich über daſſelbe wie ein leichter Schatten hinweg ziehen, damit wenigſtens mögliche Fälle in künftigen Tagen nicht unbenutzet bleiben müßten. Und nun ward die Sache auch an den heiligen Vater gebracht. Honorius war mürbe, matt und kränklich. Seine alte Milde war daher noch milder geworden. Ein Bruch mit dem Kaiſer war ihm ein ſchrecklicher Gedanke. Das Schickſal des heiligen Landes lag ihm noch immer ſchwer auf der Bruſt. Seit ſeiner Gelangung zu dem Stuhle des Apoſtels hatte er nicht aufgehöret, das Kreuz verkündigen zu laſſen, um den unglücklichen Chriſten im Morgenlande Hülfe zu bringen und der Sache des Heilandes den Sieg zu verſchaffen über die Sache des falſchen Propheten. Sein heißeſter Wunſch war daher, endlich einen großen und allgemeinen Kreuzzug zu Stande zu bringen, an deſſen Spitze der Kaiſer ſtehen ſollte, um den langen Kampf für alle Zukunft glücklich zu entſcheiden. Aber er mußte ſich auch geſtehen, daß er jetzt noch eben ſo fern von ſeinem Ziele war, als an dem Tage, da er zum erſten Male das Wort vom Kreuze des Herrn ausgeſprochen hatte. Wie hätte er

alſo wagen können, dem frommen Werke der Ausbreitung des Chriſtenthumes und der chriſtlichen Kirche unter einem heidniſchen Volke Hinderniſſe in den Weg zu legen, und ſich dadurch in Zwiſtigkeiten zu verwickeln, die nicht zu überſehen waren? Er gab, was er zu geben vermochte, ſeinen apoſtoliſchen Segen, und verſprach jegliche Förderung.

Als hierauf der Herzog Konrad von Maſovien ſeine Schenkung genauer beſtimmt, feierlich und urkundlich beſtätiget und im Sinne des kaiſerlichen Zugeſtändniſſes erweitert hatte, ſandte der Meiſter Hermann, im Jahre zwölf Hundert acht und zwanzig, einen Theil ſeiner Ritter mit einem zahlreichen reiſigen Gefolge nach Preuſſen, während er ſich ſelbſt zu einer Fahrt nach dem Morgenlande vorbereitete. Dieſe Schar, deren Größe nicht anzugeben, an deren Spitze aber Hermann Balk als Verweſer des Hauſes des teutſchen Ordens in Preuſſen ſtand [38], fand ſchon eine hölzerne Burg vor, welche von einigen Brüdern, unter Begünſtigung des Herzoges Konrad und des Biſchofes Chriſtian, zwei Jahre früher gegen die Heiden am linken Ufer der Weichſel, wo bald auf dem andern Ufer die Stadt Thorn entſtanden iſt, angeleget und Vogelſank genannt worden war. Und nun begann, etwa vom Jahre zwölf Hundert und dreißig an, der Kampf des Ritterthumes und des Kreuzes gegen ein kleines Volk, das für ſeine Freiheit ſtritt und für den Glauben ſeiner Väter; ein Kampf, welcher, ausgezeichnet durch Kraft und Kunſt, durch That und Tugend, durch Lug und Liſt, von allen Uebeln voll, die ſich in Kriegen um Grundſätze und Glauben, in den heiligſten Gefühlen der menſchlichen Bruſt geführet, zu entwickeln pflegen, länger als ein halbes Jahrhundert gedauert hat, bis endlich die Preuſſen, ermüdet, gebrochen, vernichtet, ſich unterwarfen, und die Herrſchaft des teutſchen Ordens und des Kreuzes anerkannten, bis überall im Lande der Preuſſen und weit über die Gränzen deſſelben hinaus längs der Geſtade des Meeres

werden konnten; die andere betraf solche Dinge, welche dem bestehenden Recht entgegen, auf neue Grundsätze gestellt werden mußten; die letzten betrafen Verhältnisse mit anderen Staaten oder Reichen. Die ersten gehörten in die Verwaltung, die anderen zu der Gesetzgebung, die dritten waren politischer Natur. Wollte man die Ausdrücke nicht schulmäßig scharf nehmen, so könnte man vielleicht auch sagen, die ersten betrafen das Lehen-Recht, die anderen das Hoheits-Recht, und die letzten das Völker-Recht [1].

In Beziehung auf die Geschäfte der ersten Art hatte der Kaiser mit seinem Sohn, oder mit dem Reichs-Verweser, keine bestimmte Abgränzung getroffen; vielmehr war Alles ungeordnet geblieben und dem Gange der Dinge, den Umständen, dem Zufall überlassen. Dem Sohne wurde das Recht zugestanden, nach eigener Einsicht zu handeln; der Kaiser jedoch behielt sich vor, nach Verhältnissen und Gelegenheiten auch selbst zu verfügen. Was er aber selbst verfügte, das mußte dem Sohn ein unverbrüchliches Gesetz sein; dagegen hielt er sich an die Verfügung des Sohnes nur alsdann gebunden, wenn er Nichts gegen dieselbe einzuwenden hatte. In Beziehung aber auf die Geschäfte der zweiten Art und der dritten, sollte der König entweder gar nicht handeln, oder nur im Einverständnisse mit seinem Vater, oder unter dem Vorbehalte der Zustimmung seines Vaters, des Kaisers. So scheinet es. Man kann daher kaum den Gedanken abweisen, daß Friedrich das teutsche Reich betrachtet habe wie ein Lehen des Kaiserthumes, und daß er seinen Sohn, als den Lehen-Träger, in die Stellung eines Vassallen zu seinem Lehen-Herrn hinein gebracht oder doch hinein zu bringen beabsichtiget habe.

Die meisten Urkunden, die vor uns liegen, gehören zu den Geschäften der ersten Art. Wir haben solche Urkunden, teutsche Menschen und Zustände betreffend, in nicht geringer Zahl, die von Friedrich, wir haben andere, die von Heinrich

sgestellet worden sind. Friedrich ertheilet diese Urkunden als
iser der Römer, alle Zeit Mehrer des Reiches; Heinrich
heilet sie als König der Römer, alle Zeit Mehrer des Reiches.
e sind auch, wie in der Form, so dem Inhalte nach, ganz
nlich. Eine jede Urkunde, die von dem Einen ausgestellet
rden ist, hätte, wie es scheinet, von dem Anderen ausge-
llet werden können. Die Meisten sind Schutzbriefe für Klö-
r und andere Stiftungen; Schenkungen oder Bestätigungen
n Schenkungen und Verträgen; Ertheilungen von Gütern,
echten und Vorrechten; auch wohl Entscheidungen, Gebote
d Verbote. Unter den Urkunden aber, welche von dem Kai-
: ausgehen, sind manche nicht wichtiger, als diejenigen, welche
s Königes Namen an der Stirn tragen, und diese wie jene
einen mit gleich gutem Recht erlassen zu sein [2]. Indeß
mmen doch auch Fälle vor, in welchen Heinrich durch einen
efehl seines Vaters genöthiget wurde, zu widerrufen, was
zugestanden hatte, oder in welchen Friedrich einen Ausspruch
nes Sohnes geradezu vernichtete. Und es kommen andere
älle vor, in welchen Friedrich die Zugeständnisse bestätigte,
elche Heinrich gemacht hatte, ja in welchen er sich bei seinen
genen Verfügungen auf den Beistand und die Zustimmung
ines Sohnes, des römischen Königes, berief [3].

Also scheinet sich aus diesen Urkunden die Richtigkeit der
usgesprochenen Ansicht von den Geschäften der ersten Art zu
geben. Die Ansicht von der zweiten Art wird sich später
währen. Oder zeuget auch Folgendes für dieselbe? In eini-
n Städten hatten sich Gemeinden gebildet, Genossenschaften
d Einungen, Theils wie es scheinet mit Heinrich's, des Kö-
ges, Erlaubniß, Theils mit der Erlaubniß einzelner Fürsten.
uf einem Hof-Tage zu Worms aber, im Jahre zwölf Hun-
rt ein und dreißig, wurde die Frage zur Berathung gebracht,
solche Verbindungen in den Städten verstattet seien, oder
cht [4], und die versammelten Fürsten sprachen sich verneinend

aus; das heisset wohl, sie erklärten, daß solche Verbindungen Neuerungen seien, dem alten Recht entgegen stehend. Diese Entscheidung machte der König in einer öffentlichen Urkunde bekannt; er verwarf dieselben „so wohl, wie es in derselben heisset, weil wir, ohne des Herrn Zustimmung, den Städten in unserem Reiche die Befugniß, Gemeinden und Einungen zu bilden, weder gestatten konnten noch durften, als weil den Herren der Städte ohne die Zustimmung unserer Majestät Aehnliches zu thun nicht zustand.“ Aber wer ist der Herr, dessen Zustimmung als nothwendig angesehen wird? Ist es der Kaiser, der oberste Lehen-Herr? oder ist es nicht vielmehr der Fürst, in dessen Lehen-Gebiet die Stadt lag [5]?

Endlich mag wegen der Ansicht von den völkerrechtlichen Verhältnissen nur eine Bemerkung hinzu gefüget werden. Der König Heinrich schloß wahrscheinlich im Monate Junius des Jahres zwölf Hundert sechs und zwanzig ein Bündniß mit Ludwig dem Achten, Könige von Frankreich, in welchem man sich wechselseitig versprach, keine Empörer und Geächtete aufzunehmen; und dasselbe Bündniß schloß auch der Kaiser mit dem Könige im Monate November, ohne jedoch auf den Vertrag hinzuweisen, den Heinrich eingegangen war [6]. Daher bleibet allerdings ungewiß, ob der König von Frankreich durch das Bündniß mit dem Kaiser nur eine Bestätigung des Bündnisses mit dem Könige, oder ob er eine Erweiterung desselben zu erhalten gesuchet habe.

Aber auch wegen der Urkunden der ersten Art muß es ungewiß bleiben, ob Diejenigen, welche einer solchen Urkunde zur Begründung neuer Rechte oder zur Befestigung und Erweiterung schon bestehender bedurften, Fürsten und Herren, Klöster, Orden und Städte in Teutschland, für gleich geachtet haben, dieselbe bei dem Könige oder bei dem Kaiser auszuwirken, ob sie sich also lediglich nach Einfällen und Gelegenheiten,

r Eine an den Sohn gewendet haben, der Andere an
n Vater, oder ob erst Diejenigen sich dem Kaiser in
talien genahet, welche von dem Könige in Teutschland
gewiesen worden, so daß Friedrich aus der Ferne rasch
währet hätte, was Heinrich in der Nähe zu gewäh-
n Bedenken getragen Die Ueberlieferungen aus die-
Zeit geben keine Auskunft. Mag man aber das Eine
nehmen oder das Andere, mag Heinrich als Untergebener
s Kaisers immer nur mit dem Vorbehalte, daß seinem
ater die Genehmigung oder Verwerfung zustehe, geredet oder
handelt, oder mag er als Mitregent und Stellvertreter des
aisers frei da gestanden und durch Wort und That endlich
tscheiden zu dürfen geglaubet haben: so war sein Verhältniß
dem Kaiser, seinem Vater, doch immer sehr unsicher. Er
ar und blieb abhängig. Die Schwierigkeit des schriftlichen
erkehres mit dem Kaiser machte eine Verständigung in ein-
lnen Fällen gewiß unmöglich, immer sehr lästig; eine Lösung
r vorliegenden Aufgabe aber ohne eine voraus gegangene
erständigung, war stets bedenklich und mochte Mißverständ-
isse, Tadel, Unannehmlichkeiten, selbst Beschämungen nach
h ziehen. Im Anfange, so lange Heinrich ein Kind und
der Mundschaft eines Anderen war, mochte Alles gut gehen;
länger aber die Abwesenheit des Kaisers dauerte, je mehr
wischen der junge König zum Jünglinge heranwuchs und
ber die Zustände nachzudenken vermochte, in welche er ge-
ellet war, desto verdrießlicher, desto peinlicher mußte seine
Stellung werden. Und Heinrich wurde, noch ein Knabe, schon
s Jüngling behandelt; er ward, von seinem Vater vernach-
issiget, um die schöne Zeit geistiger und körperlicher Ausbil-
ng betrogen; und in den Jahren, in welchen er kaum die
flichten des Zöglinges freudig und frei zu erfüllen vermochte,
urden ihm die Pflichten des Hausvaters angesonnen. Als er
um vierzehen Jahre alt war, dachte man, ohne Zweifel mit

ſeines Vaters Vorwiſſen und Genehmigung, an ſeine Verheirathung. Zur Gemahlin ward ihm, wahrſcheinlich, zuerſt eine Tochter des Königes von Böhmen beſtimmet [7]; hierauf bewarb ſich der König Heinrich der Dritte von England um die Hand des jungen Königes für ſeine Schweſter, für dieſelbe Iſabella, welche zehen Jahre ſpäter mit Heinrich's Vater, dem Kaiſer Friedrich, vermählet worden iſt [8]: im Jahre zwölf Hundert fünf und zwanzig kam eine eigene Geſandtſchaft aus England, einen Biſchof an der Spitze, zu einem Hof-Tage des Königes nach Frankfurt, um dieſe Angelegenheit zu betreiben. Wodurch der junge König von der böhmiſchen Fürſtin entfernet worden, iſt ungewiß; gegen die Vermählung mit der engliſchen ſollen ſich die Fürſten des Reiches erkläret haben [9], die zu Frankfurt verſammelt waren, wahrſcheinlich weil ſie die feindlichen Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und England für bedenklich hielten. Dagegen wurde Heinrich noch in demſelben Jahre wirklich mit Agnes vermählet, einer Tochter des Herzoges Leopold von Oeſterreich [10]; und zwei Jahre ſpäter, zwölf Hundert ſieben und zwanzig, am Acht und zwanzigſten des Monates März, wurde ſeine junge Gemahlin zu Aachen, in Gegenwart der Erzbiſchöfe von Salzburg, Mainz und Trier, der Herzoge von Oeſterreich, Baiern, Kärnthen, Brabant und Lotharingien, des Landgrafen von Thüringen, endlich vieler Biſchöfe, Grafen und adeliger Männer aus ganz Teutſchland, durch den Erzbiſchof Heinrich von Cöln, der inzwiſchen, wie alſobald erzählet wird, zu dieſer Würde erhoben war, feierlich geweihet, gekrönet, und alsdann, auf den Thron gehoben, von der ganzen Verſammlung als die Königin der Teutſchen begrüßet.

Es leidet keinen Zweifel, dieſe frühe Vermählung des jungen Königes war keinesweges das eigene Werk deſſelben, ſondern das Werk ſeines Vaters und ſeiner Umgebung; aber es leidet eben ſo wenig einen Zweifel, nach ſeiner Vermählung

nach der Krönung der Königin, müßte ihm, seiner jungen Gemahlin gegenüber, und, mit derselben vereinet, gegenüber den Fürsten und der Welt, der Gedanke schwer werden, daß er ein Unmündiger sei und als ein Unmündiger behandelt werden sollte. Wie gern er auch vielleicht dem anwesenden Vater gehorchet, und sich bemühet haben würde, unter der Leitung, unter den Befehlen desselben seine Kräfte tüchtig auszubilden, so mußte es nothwendig ein unangenehmes Gefühl in ihm erzeugen, daß er, von seinem Vater verlassen, gleichsam verwaiset, als König der Römer weder Etwas aussprechen noch Etwas thun dürfte, ohne die Besorgniß, sein Wort werde verworfen, sein Werk werde eingerissen werden. Er mußte ängstlich werden, unmuthig, mißtrauisch, argwöhnisch, gleichgültig und störrisch. Und diese übele Stimmung mußte sich nach und nach, wie die Tage dahin liefen und die Jahre, zur Bitterkeit steigern. Auch konnte es nicht an Menschen fehlen, nicht an Jünglingen, Männern und Greisen, welche, aus edelen und unedelen Gründen, aus Theilnahme und Mitleid, aus Liebe zum Vaterlande und Zorn über die Abwesenheit des Kaisers, aus Müßiggang und Schadenfreude, aus inwohnender Unruhe und Thatlust, aus Ehrgeiz, Habsucht und anderen Leidenschaften, durch Blicke, Winke, Andeutungen und Reden, reizende, beizende und ätzende Stoffe in die Wunde warfen, welche in der Brust des unglücklichen jungen Königes entstanden war. Zwei Ereignisse aber, welche sich in der Zeit zwischen der Vermählung des Königes und der Krönung seiner Gemahlin zutrugen, waren, wie sie an sich über diese Zeit nicht unbedeutende Zeugnisse geben, so wohl geeignet, dem königlichen Jünglinge das Unglückselige seiner Stellung recht tief fühlbar zu machen.

Zuerst nämlich ward ihm im Jahre zwölf Hundert fünf und zwanzig, am Siebenten Novembers, der Pfleger seiner Jugend, der Erzbischof Engelbert von Cöln durch einen ge-

waltsamen Tod grausam entrissen. Engelbert scheinet ein vortrefflicher Mann gewesen zu sein, ausgezeichnet durch hohe priesterliche und fürstliche Tugenden. Von seinen Zeitgenossen wird er, als er dahin war, der Vater des Erzbisthumes Cöln genannt [11], eine Zierde Teutschland's, eine Säule der Kirche, eine Stütze des Reiches. Für das Reich zwar mag er in den fünf Jahren, in welchen er an der Spitze stand, auch redlich genug gestrebet haben; erreichet jedoch hat er nicht Viel. Wie hätte ihm auch, dem Reichs-Verweser, in so kurzer Zeit gelingen mögen, was den gewaltigsten Kaisern meistens mißlungen war? Und wenn in dieser Zeit in der That weniger stürmische Auftritte vorkamen, als oftmals in früheren Tagen, so bleibt immer ungewiß, ob die größere Ruhe ihm zum Verdienst anzurechnen, oder ob dieselbe lediglich hervor gegangen sei aus den neuen Bestrebungen der Fürsten und der Städte, von welchen alsobald gesprochen werden soll. Dagegen waltete er mit Nachdruck in seinem Lande, und übte mit Strenge Gerechtigkeit gegen Hohe und gegen Niedere, um den frevelnden Uebermuth der Männer vom Schwert unter das Gesetz gesellschaftlicher Ordnung zu beugen. Er brach einen Schlupfwinkel der Straßenräuber, die Burg Turinh an der Mosel [12], und suchte Sicherheit für Leben und Eigenthum herzustellen und zu befestigen. Durch ein solches Verfahren brachte er den Adel des Landes wider sich auf; denn es sei Tyrannei, sagte man, und kränke das alte Recht. Der Graf Friedrich von Isenburg aber, ein Bruder der Bischöfe von Münster und von Osnabrück, war Schirmvogt der Abtei Essen, und mißbrauchte dieses Verhältniß auf die schnödeste Weise. Auf seine Verwandtschaft mit dem Erzbischof Engelbert rechnend, preßte er Diejenigen schonungslos aus, die er zu schützen berufen war. Der Erzbischof trat ihm entgegen. Der Graf aber, an Statt auf das Wort des ehrwürdigen Mannes zu hören, ergrimmte in seiner Seele, und beschloß,

aufgereizet durch seine Genossen, blutige Rache zu nehmen an dem unnachsichtigen Pfaffen [13]. Der Erzbischof wurde gewarnet; aber in seiner Seele fand der Glaube an eine solche Schandthat keinen Raum. Deßwegen achtete er auf die Warnung nicht. Als er sich nun, von Soest zurück kehrend, nach Gerwelm [14] begeben wollte, um daselbst am nächsten Sonntage eine Kirche einzuweihen, und am Abende des gedachten Tages (es war ein Freitag) in die Nähe des Ortes kam: da brach der Graf Friedrich von Isenburg, von fünf und zwanzig Bewaffneten begleitet, aus dem Versteck hervor, in welchem er dem Unglücklichen aufgelauert hatte. Des Erzbischofes Gefolge stob aus einander; er selbst war wehrlos in der Hand seines Feindes. Der Graf stieß ihm sein Schwert in die Seite, und rief seine Gesellen an, nicht zurück zu bleiben. Und auch sie stießen zu mit Schwert und Dolch, und nicht Alle begnügten sich mit Einem Stoße. Von acht und dreißig Stichen durchboret, lag der Entseelte da [15]. Sogleich flüchteten die Verbrecher hinweg von dem Gräuel ihrer Unthat; ein kleiner leibeigener Bursche des Erzbischofes aber schlich sich herzu, und bewachte die Nacht hindurch seines Herren blutigen Leichnam [16].

Der Erzbischof Engelbert erhielt unter den Wehklagen der Einwohner von Cöln und den größten Feierlichkeiten der Kirche ein sehr ehrenvolles Begräbniß; auf den erzbischöflichen Stuhl zu Cöln ward Heinrich, der Propst der Kirche von Bonn, erhoben; gegen den Grafen von Isenburg und seine Mordgesellen wurde die Reichs-Acht ausgesprochen; die Bischöfe von Münster und Osnabrück, wenn nicht der Theilnahme, doch des Mitwissens beschuldiget, wurden durch den päpstlichen Legaten, den Cardinal Konrad, mit dem Banne der Kirche belegt; die Burgen des Grafen wurden gebrochen und der Erde gleich gemacht; er selbst, ein Jahr lang in wechselnder Verkleidung flüchtig umher irrend, ward endlich von einen Vasallen, Namens Balduin [17], entdecket, ergriffen, für zwei Tau-

send und ein Hundert Mark Silbers an den neuen Erzbischof von Cöln ausgeliefert, und mußte sein Verbrechen auf dem Rade büßen. So wurde die Seele „des Märtyrers der Gerechtigkeit" beruhiget [18]. Des jungen Königes Heinrich Verlust aber war ohne Zweifel sehr groß und kaum zu ersetzen. Er war des Mannes beraubet, zu welchem er, wie ja wohl angenommen werden darf, kindliches Vertrauen gehabt, an welchem er mit dankbarer Ergebenheit gehangen hatte, und er war desselben auf eine Weise beraubet, die einen tiefen Eindruck in ihm zurück gelassen haben muß. Nun findet man zwar angemerket in den Ueberlieferungen, daß der Herzog Ludwig von Baiern, ohne Zweifel nach des Kaisers früherer Anordnung, an Engelbert's Stelle getreten sei [19]; aber man findet diesen Fürsten eben nicht an Heinrich's Seite wirkend und waltend, wenn er gleich unter anderen Fürsten an Hof-Tagen bei dem König erscheinet. Sei es, daß Heinrich abgemüget war, sich in eine neue Mundschaft zu fügen, und daß Ludwig sich deßwegen zurück zog, oder sei es, daß Ludwig, welcher mit dem Kaiser nach Italien, und von Italien auch um sein Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen, über das Meer gegangen und Zeuge und Theilnehmer des Unglückes der Kreuzbrüder bei Damiatta gewesen, unzufrieden war mit des Kaisers Verfahren und Stellung zu Teutschland und zu seinem Sohn: er scheinet, wenig bekümmert um die Angelegenheiten des Reiches, gewöhnlich in Baiern gelebet und nur für sein Land gesorget zu haben. Der junge König ging also, wie es scheinet, mehr und mehr seinen eigenen Weg, nur von Solchen umgeben, die sich an ihn hinan drängten oder seine Gunst zu gewinnen und zu erschleichen verstanden, dem Gefühle seiner Verwaisetheit überlassen, seinem Unmuthe, seinem Schmerz und seinen jugendlichen Leidenschaften.

Das zweite Ereigniß, das auf den jungen König tief eingewirket haben mag, war von ganz anderer Art. Es wurde

von dem Kaiser selbst herbei geführet. Friedrich nämlich hatte während der fünf oder sechs Jahre, die seit seiner Krönung verlaufen waren, in seinem Reiche Sicilien mit bewunderungswürdiger Anstrengung, mit Geist, Verstand und der größten Gewandtheit daran gearbeitet, dasselbe zu einigen, zu ordnen, zu gestalten, um für jegliche Kraft Raum und Gelegenheit zu besserer, zu freier Entwickelung zu schaffen, und um auf solche Weise die größte Macht zu seiner Verfügung zu haben, welche das Königreich zu gewähren vermochte. Und Vieles war ihm gelungen, und Vieles war schon erreichet, obwohl er in seiner Anstrengung ohne Unterlaß vom Papste, wenn nicht unterbrochen, doch belästiget worden war durch Mahnungen an das Kreuz und an die versprochene Fahrt nach dem Morgenlande. Friedrich hatte nie das Kreuz verleugnet, und sich nie geweigert, die gelobte Fahrt zu unternehmen; er hatte vielmehr laut anerkannt, daß ein großer Kreuzzug nicht nur wegen des unermeßlichen Elendes der Christen im Morgenlande nothwendig, sondern auch zur Ehre des christlichen Glaubens, zur Ehre Gottes und des Heilandes, und wegen des eigenen Seelen-Heiles eine heilige Pflicht sei; ja, er hatte, wie der Papst selbst, wiederholet zum Kreuze getrieben, und durch Schriften und Botschaften Alle, welche in Teutschland und Italien das Kreuz schon empfangen hatten, gemahnet, ihr Gelübde zu erfüllen, Alle hingegen, welche das heilige Zeichen noch nicht an sich trugen, dasselbe zu empfangen; er hatte endlich Anstalten getroffen und zu See und Land Rüstungen betrieben, die für den ernsten Entschluß, endlich die große Unternehmung zu wagen, um so stärker zu zeugen schienen, da er nicht nur im Jahre zwölf Hundert drei und zwanzig durch einen feierlichen Eid versprochen hatte, in zwei Jahren die Fahrt anzutreten, oder ohne Weiteres dem Bannfluche der Kirche anheim zu fallen, sondern da er auch mit Jolanthe, der Tochter des Königes Johann von Jerusalem, eine zweite Ehe einging,

welche ihm die Aussicht auf dieses Königreich eröffnete: wie er sich denn auch wirklich seit dieser Vermählung, im Jahre zwölf Hundert fünf und zwanzig, den König von Jerusalem zu nennen pflegte [20], seinem Schwiegervater zu nicht geringem Verdrusse. Aber dem Geiste Friedrich's lag das Nahe näher, als das Entfernte. Ihm war genüg, einen Rechts-Anspruch für mögliche Gelegenheiten auf das Königreich Jerusalem erhoben zu haben; er hielt nicht für nöthig, denselben sogleich geltend zu machen. In dem Königreiche Jerusalem konnte, weil es erst erobert werden mußte, Nichts verloren gehen; in Sicilien aber mochte, während der Abwesenheit des Kaisers, verfallen oder eingerissen werden, was er geschaffen hatte, und Italien mochte ihm ganz entschwinden. Darum suchte er abermals, seines Eides ungeachtet, den Kreuzzug zu verzögern, um in Sicilien seine Schöpfung zu schützen und zu vollenden, um in dem übrigen Italien die Absichten auszuführen, die er gefasset hatte. Und ihm gelang, abermals einen Aufschub zu erlangen, und mehr als je zuvor den Schein zu retten. Denn die Nachrichten, welche aus Frankreich und England über die feindselige Stellung der Könige dieser Reiche zu einander einliefen, und die Nachrichten, welche der Ordens-Meister Hermann von Salza über die Zustände in Teutschland nach Italien brachte, lauteten so ungünstig, daß selbst der heilige Vater die Unmöglichkeit anerkennen mußte, unter solchen Verhältnissen einen großen Kreuzzug zu Stande zu bringen.

Aber der heilige Vater sah sich nur mit bitterem Schmerze zu diesem Bekenntnisse genöthiget. Sein Mißtrauen gegen den Kaiser war immer groß gewesen. Wenn er auch, aus Furcht vor der Nähe desselben, einen offenen Bruch auf jegliche Weise zu vermeiden gesuchet hatte, so mochte er ihm doch längst im Stillen entgegen gearbeitet haben; und da ihm Friedrich's Absicht, Lombardien zu unterwerfen und zum Gehorsam gegen

nen kaiserlichen Willen zu nöthigen, unmöglich verborgen
blieben sein konnte, so ist allerdings die Vermuthung des
aisers, daß er, der Papst, mit den Lombarden im geheimen
erkehre gestanden, sie zur Wachsamkeit ermahnet, sie, nöthiges
lles, zum Widerstand aufgereizet habe, keineswegs unwahr-
einlich, nein, sie ist, wie man zur Ehre des Papstes anneh-
n muß, wohl begründet. Niemals aber kann des Papstes
esorgniß größer und eben deßwegen sein geheimer Verkehr mit
n Lombarden lebhafter gewesen sein, als eben jetzt nach der
uen Verschiebung der Kreuzfahrt. Denn es war zu fürch-
n, daß der Kaiser die Rüstung, welche er für die heilige
hrt betrieben zu haben versicherte, nunmehr zu irdischen
ecken, zu Unterdrückung und Herrschaft, gebrauchen würde.
ld bald zeigte sich, daß ein solcher Gedanke der Seele des
aisers nicht fremd war. Denn im Anfange des Jahres zwölf
undert sechs und zwanzig schrieb derselbe einen Reichs-Tag
as, der zu Cremona Statt finden sollte. Der junge König
einrich und die Fürsten Teutschland's erhielten die Einladung
er den Befehl, zu diesem Tage mit ihrer kriegerischen Macht
r erscheinen. Als Zweck ward angegeben, daß der Kaiser
ch mit ihnen über die Verbesserung des Zustandes im Reich
nd über die Angelegenheiten des heiligen Landes zu berathen
rhabe [21]. Aber weder der Papst noch die Lombarden
tten Vertrauen zu dieser Angabe. Sie hielten dafür, daß
r Kaiser die Absicht habe, unter einem friedlichen, ja heiligen
rwande mitten in Lombardien eine große Macht zu vereini-
n, um die Freiheit der lombardischen Städte schnell und
cher zu vernichten; auch wußten sie wohl, daß der Kaiser in
ch Benehmen gegen ihn leicht eine Veranlassung zur An-
ndung der Waffen finden würde. Also besannen sie sich
ht lange. Honorius verwickelte den Kaiser, unverkennbar
r Absicht, wegen kirchlicher Dinge in Händel, in welchem
selbe, aus Zorn und Uebereilung, solche Schritte that, daß

der Papst sich wohl für berechtiget halten durfte, über sein Thun und Treiben, über seine wahren Zwecke und die Mittel, die er zu diesen Zwecken anzuwenden sich nicht scheuete, durch eine nachdrückliche und harte Sprache die Welt aufzuklären, und auf diese Weise selbst die Anwendung der furchtbarsten apostolischen Gewalt vorzubereiten. In Lombardien aber ward in denselben Tagen, in welchen Friedrich mit Heeres-Macht nach diesem Lande aufbrach, und in welchen wahrscheinlich auch die teutschen Fürsten in Bewegung kamen, im Anfange des Monates März, der alte lombardische Bund wieder hergestellet, der nicht nur gänzlich zerfallen, sondern der selbst aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden gewesen war. Am Zweiten des genannten Monates schlossen fünfzehen Städte Lombardiens, Mailand an der Spitze, in der Kirche des heiligen Zeno zu Mosio, im Gebiete von Mantua, einen Bund zu Schutz und zu Trutz, von dem Rechte Gebrauch machend, welches ihnen in dem Frieden von Constanz durch Friedrich den Ersten zugestanden war. Und kaum hatten sie dasselbe abgeschlossen, so suchten sie es mit rascher Thätigkeit geltend zu machen: denn sie wußten wohl, daß sie nicht säumen durften. Sie ergriffen die Waffen, stellten ihre Festungswerke her, und besetzten solche Zugänge und Oerter, von welchen aus sie abwehren oder drohen könnten, je nach den Umständen. Auch faßten sie gegen die Städte, welche sich nicht anschließen wollten oder nicht anzuschließen wagten, solche Beschlüsse, welche im glücklichen Falle harte Maßregeln gegen die Feigen und Ungetreuen rechtfertigen konnten. Dadurch vielleicht bewirkten sie, daß noch einige Städte dem Bunde beitraten, daß die anderen bedenklich und ungewiß wurden, daß selbst einige Fürsten, wie der Markgraf von Montferrat und die Grafen von Blandrat, sich anschlossen, wenn auch abermals den Verrath in der Brust.

Der Kaiser, nicht unterrichtet von dem neuen Lombarden-

Bund, oder denſelben nicht achtend, rückte aus Apulien herauf; ein Sohn Heinrich zog, von vielen teutſchen Fürſten begleitet, den Alpen zu. Der Kaiſer gerieth auf ſeinem Zuge in Zwiſte: denn er verlangte, daß ihm die Vaſſallen aus den Ländern begleiten ſollten, welche er dem apoſtoliſchen Stuhl überlaſſen hatte, und die Vaſſallen weigerten ſich, weil ſie, der römiſchen Kirche angehörend, nicht ſeinen Befehlen zu folgen hätten, ſondern den Befehlen des Papſtes. Der König kam mit ſeinem Heer ohne Hinderniß über die Höhen der Alpen. Bis Lombardien vorgedrungen, fand Friedrich in der einen Stadt eine unfreundliche Aufnahme, von der anderen ward er abgewieſen, und war genöthiget, im freien Felde zu lagern. Heinrich ſah ſich gezwungen, ſeine Fahrt in Trident abzubrechen, weil der Engweg des Etſch-Thales von den Veroneſen und deren Bundesgenoſſen geſperret und ſo ſtark beſetzet war, daß er an der Möglichkeit einer gewaltſamen Durchbrechung verzweifelte. Friedrich, in der Hoffnung, daß ſein Sohn mit dem teutſchen Heere zu ihm ſtoßen würde, ſetzte ſeinen Zug fort bis Cremona, obgleich die Schwierigkeit ſich täglich vermehrte; Heinrich ward in Trident von der Hoffnung feſt gehalten, daß ſein Vater ihm von Italien her den Weg öffnen würde, welchen er ſelbſt zu öffnen außer Stande war. Beide, der Vater und der Sohn, ſchrecklich getäuſchet in ihrer Erwartung, geriethen in beſchämende Verlegenheit. Allerdings hielt Friedrich den angekündigten Hof-Tag; aber von der Herrlichkeit, in welcher er zu erſcheinen gedacht hatte, war Nichts zu bemerken. Nur Wenige der Italiäner hatten ſich eingefunden, aus den verbündeten Städten Niemand; und ſelbſt die Anweſenden, mochten es Fürſten ſein oder Abgeordnete von Städten, von der Verlegenheit des Kaiſers durchdrungen, bewieſen keinen Ernſt und keinen Eifer, ſondern zeigten ſich lau und ſchwankend. Der Kaiſer, höchſt aufgebracht über die ſchmähliche Zertrümmerung ſeines Planes, ſprach über die ver-

bündeten lombardischen Städte die Reichsacht aus und erklärte alle Freiheiten, die ihnen zugestanden waren, für verwirkt; der Bischof von Hildesheim, der sich, mit Angelegenheiten des Kreuzes beauftraget, bei ihm befand, belegte sie mit dem Banne der Kirche; noch andere Versuche der Leidenschaft wurden gemacht. Alles aber umsonst. Der Kaiser, außer Stande, die Lombarden zu schrecken oder zu gewinnen, außer Stande sogleich die Verbindung mit dem teutschen Heere zu bewirken, mußte anerkennen, daß sein Zug vergebens gewesen. Er zog auf demselben Wege wieder seinem Reiche zu, auf welchem er gekommen war, brachte bittere Klagen an den heiligen Vater, bezeugte auf das Feierlichste die Redlichkeit seiner Gesinnung, die Reinheit seiner Absicht, und forderte ihn auf, die Vermittelung zu übernehmen, oder vielmehr zu entscheiden zwischen ihm und dem frechen Volke der Lombarden. Der Papst trat ein. Seine vermittelnde Entscheidung indeß war, was voraus zu sehen gewesen, lau und flau, ohne Gewinn für den Kaiser, ohne Schaden für die Lombarden, und ließ die Dinge in dem Zustande, in welchem sie vor des Kaisers Unternehmung gewesen waren. Friedrich's Sohn aber, der König Heinrich, kehrte mit dem teutschen Heere, nachdem dasselbe sieben Wochen thatlos zu Trident gestanden hatte, wie von einem mißglückten Abenteuer, nach Teutschland zurück, und eine große Feuersbrunst, welche bei seinem Abzuge, ohne Zweifel zufällig, in Trident entstand und die Stadt größtes Theiles in Asche verwandelte [22], warf noch ein trübseliges Licht auf seine unglückliche Fahrt.

Es kann nicht anders sein: das unthätige Harren in Trident muß in den versammelten Fürsten und Kriegern böseren Unmuth erreget, und dieser Unmuth muß sich, wenn nicht früher, doch bei dem Abzuge in mannichfacher Weise Luft gemacht haben. Selbst an Hohn und Spott hat es wohl nicht gefehlet. In der traurigsten Lage aber war ohne Zweifel der

nge König Heinrich. Ihm war das Verhältniß zu seinem
ater schon lästig geworden; und nun hatte es sich ja auf
is Klarste gezeiget, daß er von diesem Vater nicht bloß durch
e Entfernung der Länder und Oerter getrennet, sondern daß
von ihm abgeschnitten war durch eine feindliche Macht;
hatte sich gezeiget, daß sein Vater, der Kaiser, nicht mit
eeres-Macht nach Teutschland zu kommen vermochte, und
ß man deßwegen in Teutschland eben so wenig Schutz von
n zu hoffen, als Gefahr von ihm zu fürchten hatte. Das
ußte der König, seiner Jugend ungeachtet, so wohl erkennen,
e es scheinet, als die Fürsten, als die Teutschen allzumal.
d daher ist wohl möglich, daß schon jetzt der Gedanke in
inrich's Geist erwacht, oder in seinen Geist hinein geworfen
, daß er unter solchen Verhältnissen, bei seines Vaters ver-
ckelter Stellung in Italien, zu dem Erbreiche Sicilien, zu dem
pstolischen Stuhl und zu den lombardischen Städten, seinen
enen Gang gehen, sein eigenes Schicksal bestimmen müsse,
bekümmert um den fremden König, der in Teutschland nur
Kaiser-Würde zu erwerben gestrebet hatte, und um dessel-
n fremdartige Bestrebungen. Wenn aber auch dieser Ge-
nke noch zu groß und zu rauh gewesen sein mag für den
ist des jungen Königes, so muß doch das Gefühl der Ver-
iisetheit schneidend durch seine Brust gegangen sein, und die-
Gefühl mußte im weiteren Verlaufe der Zeit Dasselbe
virken, was jener Gedanke bewirket haben würde.

In der That ist schon im folgenden Jahre von einer Un-
handlung die Rede, welche Heinrich, mit Vorwissen einiger
tschen Fürsten, namentlich des Herzoges von Baiern und
s Erzbischofes von Cöln, für sich selbst und abweichend von
nem Vater betrieben zu haben scheinet. In den Bündnissen
t dem Könige von Frankreich nämlich, deren oben gedacht
rden ist[23], hatten Friedrich und Heinrich versprochen, daß
mit dem Könige Heinrich dem Dritten von England keine

Verbindung eingehen wollten. Dennoch sandte Heinrich, im Anfange des Jahres zwölf Hundert sieben und zwanzig, den Meister Konrad, Propst zu Speier, an den König von England, und ließ demselben den Wunsch eines Bündnisses vortragen. Der König von England ging gern ein in den Antrag, und schickte zwei Geistliche nach Teutschland zu weiterer Verhandlung [24]. Die Sache scheinet nicht zu Stande gekommen zu sein; die teutschen Schriftsteller gedenken derselben nicht; auch ist unbekannt, wie weit man gegangen ist, und warum man abgebrochen hat. Auffallend aber bleibet, daß des Kaisers gar nicht gedacht wird, und daß Friedrich, das Bündniß, welches mit Ludwig dem Achten abgeschlossen war, bald nachher mit Ludwig dem Neunten erneuert hat.

Wie aber auch diese Dinge angesehen und beurtheilet werden mögen: da keine Gefahr von außen, welche Allen drohend, ein volksthümliches Gefühl in den Teutschen aufzuregen vermocht hätte, vorhanden war, da der Rest der königlichen Gewalt, fast nur noch in Verleihungen, Schenkungen, Bewilligungen und Bestätigungen bestehend, zwischen dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne, dem Könige Heinrich, entweder streitig oder doch so getheilet war, daß Niemand, der seine Zuflucht zu derselben nehmen wollte, eigentlich wußte, an wen er sich zu wenden hätte, da der Kaiser, in weiter Ferne mit unüberseh baren Schwierigkeiten ringend, nicht ein Mal im Stande war, eine offene Verbindung mit Teutschland zu unterhalten, da der König Heinrich, ein Kind, ein junger Mensch, ohne Willen und Kraft, weder das Reich noch sein Recht kennend, nur durch das Gefühl seiner Hülflosigkeit beherrschet werden mochte, und da endlich auch der Reichs-Verweser, so lange es einen Reichs-Verweser gab, wie mit gebundenen Händen dastand, kaum wissend, wann und wo er eingreifen sollte, wie weit er vorgehen durfte, was er durchzuführen vermöchte: so mußte ein Jeder, er mochte ein Fürst sein oder ein Ge-

meiner, sich auf sich selbst zurück geworfen fühlen; er mußte als nothwendig betrachten, für Erhaltung, Sicherheit und Fortschritt selbst zu sorgen und zu kämpfen, entweder allein oder in Verbindung mit Anderen, die sich in gleicher Lage befanden, den kaiserlichen oder königlichen Namen nur in so weit ehrend oder schonend, als es zum eigenen Vortheile gereichen könnte. Und dieses Gefühl mußte um so lebendiger, und diese Erkenntniß um so klarer werden, je weniger sich schon lange Zeit herdurch die öffentliche Gewalt geltend zu machen gewußt hatte, und je weniger sie für die Zukunft versprach. Wenn aber auch je und je der Gedanke an das Reich durch eine menschliche Seele ging, so war es eine verworrene Vorstellung von Zuständen einer Vergangenheit, die man nicht kannte, oder eine heimliche Sehnsucht nach Volk und Vaterland, welche, wenn auch die Namen Volk und Vaterland vergessen werden, nimmer auszutilgen ist aus der menschlichen Brust.

Die Fürsten und Herren in Teutschland allzumal handelten diesen Umständen und Verhältnissen gemäß. Was sie längst, unbewußt vielleicht, erstrebet hatten, ward ihnen jetzt von der Nothwendigkeit der Dinge aufgedränget. Sie blieben in den Ländern, mit deren Verwaltung sie beliehen waren, und übten, wie auf ihren eigenthümlichen Besitzungen, unter dem Namen alter Würden und Ehren, die Rechte aus, welche dem Lehens-Herrn zustanden, welche aber jetzt weder der Kaiser noch der König in Ausübung zu bringen, kaum in Anspruch zu nehmen vermochte. Dabei leugneten sie die Rechte des Thrones und die Hoheit des Reiches nicht ab, und eben so wenig erkannten sie dieselben an, sondern sie sorgten nur für die Mehrung und Festigung ihrer eigenen Gewalt, unbesorget um Anderer Schicksal. Dieses geschah keinesweges aus Arglist, es geschah nicht ein Mal aus kluger Berechnung der Verhältnisse, sondern es geschah, weil die Fürsten sich nach dem

Drange der Umstände richteten, und weil Alle von Allen genöthiget wurden, sich fest zu stemmen auf den heimathlichen Boden, um nicht schon an der Mark desselben ins Elend zu gerathen. Sie hatten keineswegs die Absicht, den Thron einzureissen, ja vielleicht nicht ein Mal eine Ahnung, daß derselbe zusammen stürzen oder nur entwürdiget werden könnte, und eben so wenig wollten sie sich lossagen von dem Reiche. Aber nicht ihnen lag zunächst die Sorge ob für des Thrones Glanz und Würde, für des Reiches Einheit und Ehre, sondern dem Könige oder dem Kaiser. Und auf dem Throne, vom Kaiser Friedrich verlassen, saß ein junger Mensch, welcher, was noch an Glanz und Würde vorhanden war, nicht zu schützen, und noch weniger das Verlorene wieder zu gewinnen, oder Neues hinzu zu fügen vermochte; das Reich hingegen war so unnatürlich aus einander getrieben, daß Niemand den Kern fand, Niemand die Gränzen kannte. Selbst die Stadt, an welcher der Name des Reiches hing, lag nicht im Reiche. Friedrich war der Kaiser der Römer, Heinrich der König der Römer; der Kaiser aber hatte die Hoheit des Reiches über die alte Roma hinweg gegeben, er hatte die ewige Stadt dem päpstlichen Stuhl überlassen, und der König, der von den teutschen Fürsten gewählet würde, sollte fortan die Kaiser-Krone außerhalb der Gränzen des Reiches zu erhalten suchen. Und von einem Könige der Teutschen, und von einem teutschen Volke war in öffentlichen Verhandlungen nimmer die Rede. Wie war es möglich, daß die einzelnen teutschen Fürsten sich unter solchen Umständen um Thron und Reich bekümmerten, da beide von denen aufgegeben zu sein schienen, welche mit denselben betrauet waren? In der That, es blieb ihnen nur übrig, zu thun, was sie thaten: in ihren Ländern als die Herren derselben zu leben und zu wirken, und von dem Gange der Dinge zu erwarten, was weiter zu thun heilsam oder nöthig sein würde. Ja, es ist kaum zu begreifen, warum sie noch immer

m Rufe zu öffentlichen Tagen, Hof-Tage genannt, zu fol-
n pflegten, zwar nicht Alle, aber doch immer eine bedeutende
nzahl. Aber es war auch wohl keineswegs der Gedanke
n das Reich oder an ein gemeines Wesen, was sie zu diesen
agfahrten bewog; nein, es war die Macht der Gewohnheit,
war das Bedürfniß eines größeren feineren Verkehres und
ner lebendigeren, geistigen Anfrischung, es war die Besorg-
ß, irgend Etwas könnte beschlossen oder unternommen wer-
n, was, ohne eigene Theilnahme, nachtheilig oder gefährlich
erden möchte, es war endlich wohl auch die Neugierde und
s verzeihliche Verlangen, zu sehen und sich sehen zu lassen,
geben und zu genießen. Die Geschäfte aber, welche auf
lchen Tagen verhandelt wurden, und nicht kirchliche Ange-
genheiten oder die Sache des Kreuzes angingen, konnten na-
rlich nur mit der Landesherrlichkeit der Fürsten in näherer
der entfernterer Verbindung stehen, und da alle Fürsten das-
lbe Interesse hatten, die geistlichen, um diese Landesherrlich-
it zu befestigen, die weltlichen, um dieselbe zu begründen:
mußten auch die Beschlüsse diesem Interesse gemäß gefasset
erden.

Und was blieb dem jungen Könige Heinrich Anders
brig, als in gesetzlicher Weise zu gewähren, was verlanget
nd beschlossen worden war? Und was blieb dem fernen Kai-
er Anders übrig, als zu bestätigen, was der König gewähret
atte? Wäre Heinrich auch fähig gewesen, die Folgen zu über-
ehen: da er an seinem Vater keinen Rückhalt hatte, so konnte
er des Wohlwollens der Fürsten nicht entbehren, und das
Herzogthum Schwaben, und die großen Besitzungen seines
Hauses verdeckten ja wohl auch die Armuth des Thrones.
Friedrich übersah die Folgen ohne Zweifel mit klarem Blicke:
a er aber Italien nicht verlassen konnte, so durfte er die
eutschen Fürsten nicht erbittern, und mochte sich wohl bemühen,
n seinen großen Entwürfen Dasjenige als gering anzusehen,

als leicht mit dem Schwerte wieder zu gewinnen, was er in Worten hinzugeben genöthiget war. Was Beide Einzelnen von den Gütern und Rechten des Reiches durch Schenkungen und Verleihungen bewilliget haben, kann hier weder untersuchet noch aufgezählet werden. Auf einem öffentlichen Tage aber, der im Jahre zwölf Hundert ein und dreißig zu Worms gehalten wurde, stellte Heinrich eine Urkunde aus, welche im folgenden Jahre von Friedrich bei einer Zusammenkunft mit seinem Sohn ihrem ganzen Inhalte nach bestätiget ward, und welche allein zu beweisen scheinet, daß Beide bewilligen mußten, was von den Fürsten gefordert worden war [25]. Ob der König, als er die Urkunde ausstellte, daran gedacht, daß sein Vater dieselbe bestätigen sollte, oder ob er nur mit den teutschen Fürsten die Bestätigung gewünschet habe, als er der Zusammenkunft in Friaul nicht ausweichen konnte, muß unausgemacht bleiben. Er richtete dieselbe „an alle Getreue des Kaiserthumes [26];" und dieser Ausdruck scheinet allerdings zweideutiger Art zu sein, wohl geeignet, den Argwohn aufzurufen, Heinrich habe den Gedanken, sich von seinem Vater loszusagen, genähret. Von derselben Art ist auch die Versicherung, er habe diesen Brief ausgestellet, „weil er die geistlichen und weltlichen Fürsten in ihrer Freiheit und Ehre zu erhalten und zu fördern beabsichtige," so wie der Schluß: „mit solchen Beneficien habe die königliche Majestät seinen geliebten und hochzuehrenden Fürsten entgegen zu kommen beschlossen, unbeschadet der Vorrechte, welche sie schon von seinem Vater erhalten hätten, oder noch ferner von demselben und von ihm selbst erhalten möchten [27]." Friedrich dagegen sagt in seiner Bestätigung nur: die Fürsten und Herren hätten ihn um die Bestätigung gebeten, und er habe diese Bitte in der Absicht bewilliget, um durch die Förderung derselben das Reich zu fördern. Von dem Inhalt beider Urkunden wird in der Folge, weil er gegen die Städte zum Vortheile

der Fürsten gerichtet ist, noch ein Mal die Rede sein; hier mag die Bemerkung genügen, daß der König die Fürsten Landes-Herren nennet, und daß der Kaiser diese Benennung in seiner Bestätigung wiederholet. Denn also heisset es: „Wir setzen fest, daß keine neue Burg oder Stadt zum Nachtheile der Fürsten angeleget werden darf [28]. Ein jeder der Fürsten soll die Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften und Centen, sie mögen frei oder zu Lehen ertheilet sein, ruhig nach der bewährten Gewohnheit seines Landes benutzen. Die Centgrafen sollen die Cente von dem Landes-Herrn empfangen, oder von Dem, welcher von dem Landes-Herrn belehnet worden ist [29]. Niemand soll den Ort der Cent verändern ohne des Landes-Herrn Zustimmung.» Und in dieser Bezeichnung der Fürsten als Landes-Herrn allein lieget ja wohl hinlänglicher Aufschluß über die Stellung der Fürsten zum Reiche, und Niemand wird sich dadurch täuschen lassen, daß Heinrich die Fürsten „seine Fürsten» zu nennen fortfähret.

Indem aber die teutschen Fürsten die Landesherrlichkeit übernahmen und begründeten, mußten sie nothwendig der alten Weise ihres Thuns und Treibens mehr und mehr entsagen, und ihrer Thätigkeit eine andere Richtung geben. Ihre Abneigung gegen neue Kreuzzüge nach dem Morgenlande, die Gleichgültigkeit der Meisten bei den stärksten Aufforderungen der Kreuzprediger, die Emsigkeit, mit welcher sie Entschuldigungen aufsuchten, um ein Gelübde, das sie sich hatten abdringen lassen, entweder gar nicht, oder, dem Kaiser Friedrich gleich, so spät als möglich zu erfüllen, gingen allerdings zum Theil wohl aus der Ueberzeugung hervor, zu welcher eine große Erfahrung gebracht hatte, daß diese heiligen Fahrten niemals gelingen würden; da aber der Glaube an die Wirksamkeit des Kreuzes für das eigene Seelenheil noch stets lebendig war, so mögen sie doch auch zum Theil in der neuen Beschäftigung ihren Grund gehabt haben, zu welcher die Landesherrlichkeit

hintrieb. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß der Friede, der jetzt zwischen den Fürsten zu herrschen begann, und die bessere Ordnung, deren sich die Teutschen erfreueten, eine Wirkung der neuen Landesherrlichkeit gewesen seien, in Verbindung mit der Einwirkung der Städte, von welchen alsobald die Rede sein wird. Allerdings fehlte es auch jetzt nicht an Fehden; es verlief nicht ein einziges Jahr, ohne daß hier oder dort zu den Waffen gegriffen worden wäre; aber diese einzelnen Raufereien und Zänkereien, obgleich zum Theil mit wahrer Grausamkeit geführet, sind nicht mit den wüsten Kämpfen zu vergleichen, welche in früheren Tagen Teutschland von einer Gränze bis zur anderen zu erfüllen pflegten, wenn die Zügel des Reiches von schwachen Händen gehalten wurden, die Könige sich aus Teutschland entfernet hatten, oder selbst dem Geiste der Parteiung dienten. Sie haben Nichts Eigenthümliches im Ursprunge, Nichts in der Entwickelung, Nichts im Ausgange. Aber ausbleiben konnten sie nicht. Die Länder, die nunmehr ihre Herren erhalten hatten, waren seltsam verschlungen; besonders hatten sich die Besitzungen und Güter der Kirche, durch Beleihung und Schenkungen erworben, so krumm und kraus in die Länder der weltlichen Fürsten hinein gedränget, daß Zwiste, daß Ansprüche, Verweigerungen, Reibungen und Streitigkeiten unvermeidlich waren. Auch fanden die Fehden fast nur zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten Statt; und gewöhnlich mögen sie aus Mißverständniß und Noth, selten aus Uebermuth und Raufluft unternommen worden sein. Denn wenn auch kein Fürst, ob er Vieles besaß oder Weniges, ob er ein Geistlicher war oder ein Weltlicher, ohne den Wunsch sein mochte, sein Land und sein Recht zu erweitern und zu vermehren, so wurde doch von Vielen, vielleicht von den Meisten, gar wohl erkennt, daß das Sicherste sei, vor Allem zu benutzen, was man hatte, um aus demselben zu machen, was es werden zu können schien. Daher be-

riethen sie sich mit ihren Vasallen und Dienstmannen auf öffentlichen Landtagen über die Verhältnisse ihres Landes, vollführten, was nach dem Beirathe derselben als das Nöthigste oder Beßte angesehen ward, und halfen und förderten, wo Hülfe oder Förderung heilsam zu sein schien. Die Uebung in den Waffen wurde nicht versäumet, die Wehrhaftigkeit nicht gering geachtet, vielmehr galten Tapferkeit und Kühnheit als die ersten Tugenden des Mannes für und für; auch wurde der Kampf, wo er erforderlich zu sein schien, keinesweges abgewendet, und der Preis des Sieges fand stets seine Feier; aber aufgesuchet wurden Händel seltener als in früheren Tagen, und vor den Bestrebungen, den Städten gegenüber, in friedlichen Künsten die schönste Beute zu gewinnen, wohlhabend und stark zu werden, fähig zu jeglichem Widerstande, zog sich die wilde Abenteuerlichkeit nach und nach zurück, die bisher das Leben so wüst und wirr gemacht hatte.

Fünftes Capitel.

Entstehung der freien städtischen Gemeinden.

Während in der erzählten Weise die Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten begründet wurde, hatten diese Fürsten, wie schon ein Mal bemerket worden ist, keinesweges die Absicht, sich von dem Reiche oder von dem Könige zu trennen; auch wurden sie durch das Auftreten eines neuen Feindes im Innern Teutschland's selbst zu dem Reich und dem Könige zurückgewiesen, weil sie wohl erkannten, daß sie gegen denselben nur mit gemeinsamer Kraft zu bestehen vermöchten; und eine Vereinigung war nur im Angesichte des Thrones, auf Reichstagen oder Hoftagen, möglich. Dieser Feind waren die Städte. Schon seit einer Reihe von Menschen-Altern hatten sich die Städte, wie auch in diesem Werke nicht unbemerket geblieben ist, zu rühren angefangen, bald hier und bald dort, und die Bewegung war weder den Kaisern noch den Fürsten entgangen. Aber eine große Aufmerksamkeit derselben hatte diese Bewegungen nicht auf sich gezogen, weil einzelne Vorgänge auf das Klarste bewiesen, daß jede Stadt leicht zu bezwingen war, wenn sie ein Mal über die Gränze hinaus zu gehen versuchte, innerhalb welcher sie für unschädlich gehalten wurde. Zwar

tte der furchtbare Kampf der Städte in Italien gegen den
iser und die Vassallen, nach und nach über die Macht auf-
klaret, die innerhalb der städtischen Mauern wohnte, so wie
er das Ziel, welchem die Bürger zustrebten. Was aber
Italien geschehen war, schien in Teutschland unmöglich
sein.

Italien war mit Städten angefüllet, und die eine ver-
ochte der anderen die Hand zu reichen; die Fürsten hatten
ur über eine unbedeutende Macht zu gebieten, und mochten
wischen den Städten aufgerieben werden, ehe ihr Lehens-
herr, über die Alpen heran ziehend, Hülfe zu bringen im
Stande war. Ueberdieß kam den Städten in Italien die
Natur des Landes zu Hülfe, die Nähe des Meeres, die Lage
manscher derselben an der Küste, die feinere Bildung und die
reicheren Genüsse. Selbst die Ueberbleibsel alter Kunst-Werke,
welche die Mauern einschlossen, stritten für die Bewohner.
Und doch würde der Sieg wohl nicht auf der Seite der Städte
geblieben sein, wenn Italien einen einheimischen König gehabt
hätte, und nicht genöthiget gewesen wäre, einen Fürsten als
Herrn anzuerkennen, welcher ein Fremdling war für die Vas-
allen, wie für die Bewohner der Städte. Teutschland da-
gegen hatte nur, verhältnißmäßig, eine geringe Anzahl von
Städten, etwa die Länder am Rhein und an der Donau aus-
genommen, die einst zum römischen Reiche gehöret hatten, und
diese Städte, über die weiten Fluren des Vaterlandes hinweg
verstreuet, standen einzeln da, einsam, ohne Verbindung und
Hülfe, ringsher umgeben von Burgen, Schlössern und feuda-
listischen Waffen. Auch waren sie, mit Italiens Städten ver-
glichen, sämmtlich jung, und Werke der Kaiser oder der Für-
sten. Kein volksthümliches Gedächtniß hing an ihrem Na-
men, keine große Erinnerung aus einer glänzenden Vergan-
genheit, welche die Seele der Bürger zu stärken und über die
unglückliche Gegenwart hinaus zu Gedanken an eine schönere

Zukunft zu reiſſen vermocht hätte; auch vermochte kein überliefertes Recht, aus der Vergeſſenheit hervor geſuchet, Anſprüche zu begründen oder zu rechtfertigen. Die teutſchen Städte mußten vielmehr von Vorn anfangen; ſie mußten ein freies bürgerliches Leben aus dem unterſten Grunde heraus bauen, und ſie mußten dieſe Arbeit unternehmen unter den Waffen des Burggrafen, unter dem Gerichte des Pfalzgrafen oder des Vogtes, unter der Wachſamkeit der Kirche, unter den Künſten der Prieſter. Wie wäre es möglich geweſen, daß ein ſolcher Haufe wehrloſer Menſchen, der eine Stadt bewohnte, die Beachtung der großen Herren erreget hätte, deren Seele auf ganz andere Dinge gerichtet war. Sie waren mehr ein Gegenſtand des Mitleides, als der Beſorgniß. Daher geſchah auch, daß die Kaiſer und Könige, daß die geiſtlichen und weltlichen Fürſten, wie ſie Städte zu Schirm und Zuflucht angeleget hatten, ſo kein Bedenken trugen, die Bewohner mannigfach zu fördern, ihnen Frieden zu gewähren, ihnen nach Umſtänden und Gelegenheit bald dieſe Freiheit zu ertheilen, bald jene, um ihnen für ihre Thätigkeit neue Bahnen zu eröffnen. Denn ſie wußten ja, daß ſie zurück nehmen könnten, was ſie bewilliget oder nachgeſehen hatten; ſie wußten, daß ſie die Schnur ſelbſt in der Hand hielten, und dieſelbe zuſammen zu ziehen vermöchten, wenn ſie zu weit ausgeſpannet würde. Auch ſahen ſie es gewiß nicht ungern, daß die Städte, durch ihre bürgerlichen Beſtrebungen, an Volkszahl und Wohlſtand zunahmen; denn ſie wußten ja, daß ein Theil des Erwerbes in ihre eigenen Kaſſen floß, und daß es zuletzt bei ihnen ſtand, wie viel ſie den Erwerbern laſſen wollten. Ueberdieß konnten ſie ſelbſt, je weiter das Leben ſich entwickelte, und je mehr ſie, in Lombardiek, zu Rom und zu Konſtantinopel mit dem Reichthum und den Genüſſen der Welt bekannt wurden, deſto weniger der Erzeugniſſe der ſtädtiſchen Betriebſamkeit entbehren; und am Wenigſten konnten ſie der Märkte entbehren

d des Handels, weil sie den Ueberfluß des Ertrages ihrer
ter und Besitzungen umsetzen mußten, und weil sie nur
f diese Weise zu den Dingen zu gelangen vermochten, welche
nde Gegenden, fremde Länder an Erzeugnissen der Natur
d des menschlichen Kunstfleißes darboten für ihre wachsenden
edürfnisse, Bequemlichkeiten und Genüsse. Endlich waren
bst bedeutende Menschen-Massen, zwischen Wällen und Grä-
n zusammen gedränget, keinesweges ohne Wichtigkeit für
re eigenen Verhältnisse. In Fällen des Bedrängnisses und
er Noth konnten sie die Männer der Städte mit Waffen
ersehen und deren Faust und Kraft verwenden für die eigene
rhaltung. Es waren brauchbare Menschen, diese Bewohner
er Städte, und der brauchbare Mensch hat immer seinen
Berth, so lange er die Eigenschaft der Brauchbarkeit behält
d nicht die Lust verlieret, sich brauchen zu lassen.

Unter solchen Umständen, bei diesen Ansichten und Ge-
nungen, arbeiteten die Städte, man möchte sagen, die alten
t dem Tag ihrer Unterwerfung, die neuen seit dem Tag
rer Gründung, im Stillen an dem Werk ihrer Freiheit, hier
t Glücke, dort ohne Erfolg, im Falle des Mißlingens von
euem beginnend, immer unverdrossen, selten mit Ungeduld.
r Freiheit zwar gelangten sie nirgends: denn die einzelnen
eiheiten, welche einzelnen Städten bewilliget wurden, waren
sichere Geschenke; sie waren jedes Falles nur einzelne Glie-
r zu einer Kette bürgerlicher Freiheit, welche, weder in ein-
der gehänget, noch haltbar befestiget, wie zerstreuet auf dem
oden lagen. Aber das Zusammenleben vieler Menschen auf
nem engen Raume, der tägliche Verkehr derselben mit einan-
r, zu welchem sie gereizet und gezwungen waren, veranlaßte
cht nur viele Reibungen der Geister, sondern führte auch
thwendig zu einer gesellschaftlichen Ordnung, welche nur
r gesetzlichen Anerkennung ermangelte, um das Leben gedeih-
h zu gliedern und zu gestalten. Diejenigen, welche gleiche

Geschäfte betrieben, Diejenigen, die sich einander in die Hand arbeiteten, mußten ja wohl zu Grundsätzen kommen, nach welchen sie handeln und verfahren wollten, und sich an einander anschließen, um diese Grundsätze aufrecht zu erhalten. Es müssen Zusammenkünfte Derer, welche einerlei Gewerbe trieben, es müssen Verabredungen Statt gefunden haben. Die Kaufleute standen ohne Zweifel überall voran, Theils weil sie die ältesten Bewohner der Städte, und gleichsam die Erbauer derselben gewesen waren, damit die Handwerker, die als Knechte auf den Gütern der Vassallen zerstreuet lebten, so wie die Grundherren selbst Gelegenheit zu Verkauf und Tausch erhielten, Theils weil sie die meisten Kenntnisse hatten und in größerem Wohlstande lebten; aber die Kaufleute konnten Handwerker und Künstler so wenig entbehren, als diese Kaufleute, und selbst dieser letzte Name, Kaufleute, scheint nicht immer einer bestimmten Classe von Menschen, sondern Allen beigeleget zu sein, die Etwas zu Markte brachten. Da wie sich aber die Handwerke mehr und mehr in die Städte zogen, und die Arbeit sich mehr und mehr vertheilte, mögen nicht bloß die Kaufleute, sondern alle Genossen desselben Gewerbes solche Zusammenkünfte und Besprechungen gehabt haben, und ohne einen Vorstand waren dieselben kaum möglich. Die Versammlung fand wahrscheinlich nur Statt mit Erlaubniß des Burggrafen, und der Vorstand wurde vielleicht von dem Fürsten gesetzet, dem die Stadt gehörte; aber ein städtisches Leben ist ohne Versammlungen dieser Art kaum denkbar. Und was für die einzelnen Gewerbe Bedürfniß war, das war auch Bedürfniß für die ganze Stadt. Schon die Bekanntmachung von Vorschriften und Verordnungen machte Zusammenberufungen der einflußreichen Einwohner nothwendig; und sollten diese Verordnungen wirklich zweckmäßig sein und gebührend zur Ausführung gebracht werden, so mußte man den Rath verständiger Einwohner vernehmen, welche mit den Ver-

hältnissen der Stadt und den Verhältnissen und Beschäftigungen der einzelnen Bewohner bekannt waren, um sie für die Sache zu gewinnen und zur Mitwirkung geneiget zu machen. Aber es sind auch von einzelnen Städten Werke zu Stande gebracht worden, die unermeßliche Anstrengungen erforderten, wie Kirchen und Klöster [1], wie die gewaltige Brücke über die Donau bei Regensburg, ein bewunderungswürdiges Denkmal des Geistes und der Größe dieser Stadt [2]: und wie hätten solche Werke ohne lange Berathungen und Vorbereitungen von Wenigen, ohne gemeinsame Zustimmung von Allen [3], jemals unternommen und ausgeführet werden können? Endlich war es in solchen Fällen, in welchen die Männer der Stadt unter die Waffen gestellet und bewogen werden sollten, ihr die Vertheidigung derselben ihre Gesundheit und ihr Leben zu wagen, unvermeidlich, sie zu versammeln, zu ihnen zu reden, sie zu hören, und Alles zu thun, um sie mit Einem Gedanken zu erfüllen, und zu dem großen Entschlusse zu bringen, als Männer zu streiten, zu siegen, oder zu fallen. Also ist wohl mit Zuversicht anzunehmen, daß große Versammlungen von Zeit zu Zeit Statt gefunden haben, und daß kleinere Versammlungen zur Berathung über allgemeine Angelegenheiten einberufen worden sind. Beides, wie sich von selbst verstehet, nur auf den Befehl des Herrn der Stadt, unter der Leitung und Aufsicht eines Sendes desselben.

Alle diese Anstalten und Einrichtungen aber, welche mit Nothwendigkeit aus dem Zusammenleben vieler thätiger Menschen auf einem engen Raume zwischen Wällen und Gräben hervor zu gehen scheinen [4], brachten die Städte in ihrer rechtlichen Stellung zum Kaiser und zum Reiche, zu den Fürsten und zu den Vassallen nicht im Geringsten weiter, sondern sie blieben bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts völlig in der alten Abhängigkeit, ja Dienstbarkeit. Alle Zugeständnisse und Bewilligungen, Freiheiten genannt, vermochten nur die

Nach dem Verschwinden alles römischen Lebens aus den Städten längs des Rheines und längs der Donau, das sich indeß wegen des Gebrauches der lateinischen Sprache in öffentlichen Angelegenheiten länger erhalten haben dürfte, als man zu glauben waget, wurde die Erfahrung römischer Kaufleute auf teutsche vererbet, welche in die Spuren derselben traten, und den Handels-Verkehr mit fremden Völkern übernahmen. Und warum hätten die Könige, warum hätten die Fürsten den Handel nicht dulden sollen, welchen die Kaufleute auf ihre eigene Gefahr betrieben, bei welchem die Verluste den Kaufleuten zur Last fielen, der Gewinn hingegen nicht ohne Vortheil für die Städte, die Länder, die fürstlichen Kassen war?

In diesen Handel wurde das Innere Teutschland's hinein gezogen, sobald sich Märkte gebildet hatten; denn es lieget in der Natur des Handels, sich überall, wo er einen sichern Platz findet, anzusiedeln, und der Kaufmann kann ja nur bestehen, wenn er Waaren zum Einkaufe findet und Oerter zum Absatz. Es ist nicht unbemerket geblieben [7], wie eifrig Karl der Große den Handel zu befördern, Märkte zu gründen, durch Straßen und Brücken den Verkehr zu erleichtern und die Wege zu sichern suchte. So wie sich aber seit Heinrich dem Ersten die Zahl der Städte in Teutschland mehrte, welche gesicherte Märkte darboten, durchkreuzten sich auch die Straßen mehr und mehr, auf welchen man die Waaren, die entweder aus Teutschland nach fremden Ländern versendet werden sollten, oder die aus fremden Ländern in Teutschland eingeführet werden, von Ort zu Ort weiter brachte, bis sie an die Gränze gekommen oder sämmtlich verkaufet waren. In den stürmischen Zeiten, die Teutschland so oft zerrütteten, in der Wildheit des Faustrechtes, bei den steten Fehden und Parteiungen, welche eine arge Straßenräuberei in ihrem Gefolge hatte, litt der Handel gewiß oft Unterbrechungen, immer fand

Schwierigkeiten und Störungen, aber vernichtet ward er auch jetzt niemals, und niemals ward er aufgegeben. Noth, Reizung und Liebe zum Gewinne trieben die Kaufleute immer wieder auf die alte Bahn; sie erspäheten und erlauerten scharfsichtig jede Gelegenheit, und oftmals gelang ihnen ein Wagniß. Wenn es aber gelang, so waren sie der Nachfrage nach ihren Waaren gewiß, und der Preis derselben deckte den früheren Verlust. Auch wollten die Fürsten und Herren eben so wenig der Genüsse entbehren, die sie der kaufmännischen Regsamkeit verdankten, als der Zölle und Wege-Gelder die ihre Kassen füllten. Daher bewilligten sie, so weit sie es vermochten, den Kaufleuten oftmals ein sicherndes Geleit, und gewährten ihnen ihren Schutz. Und um sich, wo Geleit und Schutz versaget wurden oder nicht ausreichten, der Straßenräuber zu erwehren, pflegten die Kaufleute ihre Reisen in Gesellschaften, und wohl oft in großen Gesellschaften zu unternehmen, um mit vereinten Kräften ihr Eigenthum zu vertheidigen [8]. Diese Gesellschaften kamen natürlicher Weise über gewisse Sätze überein, nach welchen sie leben und entstandene Zwiste selbst beilegen wollten. Sie mochten wohl auch auf diese Sätze feierlich, eidlich selbst, angeloben. So wurden sie zu Verbindungen, die bleibend geworden sind, und sich über mehre Städte, welche die Reise berührte, aus welchen Bürger sich der Gesellschaft anschlossen, hinweg gebreitet haben. Schon Karl der Große untersagte diese Art von Verbindungen, welche, Gilden oder Gildonien genannt, allerdings wohl geeignet waren, Bedenklichkeiten zu erregen. Der große Kaiser wollte gewiß das Zusammen-Reisen der Kaufleute, das zu Sicherheit und Hülfe nothwendig war, nicht hindern; er glaubte nur, die feierlichen und bleibenden Verbindungen, welche sich nach und nach unübersehbar verzweigten, nicht dulden zu dürfen. Da aber im Fortgange der Zeit unter allen Verhältnissen der Handel fortgedauert hat oder wenigstens

immer von Neuem erwacht iſt, und da die Kaufleute, wie früher, ſo ſpäter, ihre Fahrten in Geſellſchaften gemacht haben: ſo kann es nicht anders ſein, es müſſen, wenn auch Karl's Verordnung immer aufrecht erhalten worden iſt, Verbindungen unter den Kaufleuten fortbeſtanden haben, minder feierlich eingegangene, minder ausgebreitete, vielleicht vorübergehende, nur auf jede einzelne Reiſe berechnet, aber doch gewiß Verbindungen, welche die alten Sätze im Stillen feſthielten, und nach und nach eine Handels-Gewohnheit begründeten, die als Recht galt in der kaufmänniſchen Welt. Allerdings mögen dieſe Grundſätze zunächſt nur für Reiſen, nur für die Zeiten gegolten haben, welche die Kaufleute aus ihrer Heimath entfernet waren; es lag aber in der Natur menſchlicher Dinge, daß dieſelben auch nach der Rückkunft der Kaufleute in ihre heimathliche Stadt nicht vergeſſen, ſondern häufig in Anwendung gebracht wurden. Uebrigens mögen die reiſenden Kaufleute, der Sicherheit wegen, den alten Namen ihrer Verbindungen, Gildonien, aufgegeben haben. Vielleicht haben ſie andere, und wohl auch wechſelnde Namen eingeführt. Zuletzt kam das alte Wort Hanſa, Hanſe, vielleicht zuerſt in England, in Gebrauch; es wurde ſchon im zwölften Jahrhundert allen Verbindungen von Kaufleuten daheim und in der Fremde beigeleget, ſo daß es dort eine Innung oder Gilde, hier einen Handels-Verein bezeichnete, bis endlich ein einziger großer Verein von Städten im nördlichen Teutſchland und in anderen nordiſchen Ländern ringsher gegen das Ende des vierzehenten Jahrhundertes alle anderen Hanſen verdunkelte und den Namen: teutſche Hanſa, allein zu behaupten wußte [9]. Und wohl iſt möglich, weil eine jede Verbindung zur Erhaltung der Ordnung eines Obmannes bedarf, an welchen Klagen und Beſchwerden gebracht werden können, daß in dieſen Verbindungen reiſender Kaufleute ein erfahrener Mann, etwa der Aelteſte, als Obmann und Ordner anerkannt worden, und

ß der Name Hanse-Graf oder Oldermann, welchen derselbe
hren mochte, lange vorher im Leben gebrauchet worden sei,
e er in der Geschichte erscheinet [10].

Einen neuen und gewaltigen Aufschwung erhielt der Han-
l aller Völker seit dem Beginne der Kreuzzüge. Teutschland,
ge und Gränzen erwogen, blieb nicht zurück. Natürlich.
ie großen Heere bedurften großer Zufuhren, um in dem
rnen feindlichen Lande zu bestehen, das sie erobern wollten,
as sie wirklich eroberten. Auch folgten den frommen Pilgern
ie Blicke der Gläubigen mit Liebe und Sehnsucht. Es wa-
n Gatten, Väter, Kinder, Brüder, Verwandte, es waren
berhaupt Krieger Christi, welche dahin zogen unter dem Kreuze
es Herrn zu einem heiligen Werke. Man wollte mit ihnen
n Verkehre bleiben; man wollte ihnen das Vaterland so nahe
s möglich halten, und sendete ihnen nach, was dasselbe zur
othdurft und Bequemlichkeit darbot, oder aus fremden Län-
rn herbei zu schaffen gelernet hatte, damit sie die Gewohn-
eit des heimathlichen Lebens nicht vermissen sollten. Sie da-
egen, die Kreuzfahrer, lernten, wie man längst auf den Zü-
n nach Italien die Herrlichkeiten und Genüsse dieses schönen
ndes kennen gelernet hatte, so jetzt die Herrlichkeiten und
enüsse des Morgenlandes kennen, und wollten nicht, daß ihre
eben daheim dieser Dinge entbehren sollten, so wie sie selbst,
enn sie nach dem Vaterlande zurück gekommen waren, der-
ben nicht entbehren mochten. Also fing der Handel mit
talien jetzt an weit über Italien hinaus zu gehen, wenn
ch auf italischen Schiffen und durch italische Hände. Basel,
ien, Augsburg und besonders Regensburg waren die Sitze
eses Handels in Teutschland; in ihnen wurden die Waaren
reiniget, welche aus den östlichen Ländern über Prag, aus
n nördlichen über Nürnberg und Erfurt, aus den westlichen
uf der großen Straße des Rheines bezogen, und für die Aus-
hr oder Durchfuhr bestimmet waren, so wie auf dieselbe

Weiſe abgeſetzet wurde, was aus Italien oder über Italien herein gebracht ward. Genua, Mailand und beſonders Venedig waren in Italien die Hauptſtädte für den teutſchen Handel. Aber zu gleicher Zeit hob ſich der Handel nach dem Weſten und dem Norden, über das teutſche Meer und über die Oſſee. Denn die neubelebte Schifffahrt auf dem mittelländiſchen Meere reizte die Seelen der Menſchen weithin, und die teutſchen Ströme und Küſten blieben ſo wenig unbenutzet, als die Küſten Italiens. Von den Städten in den Niederlanden wurde zunächſt der Handel nach England betrieben, nach Frankreich, nach der nördlichen Küſte Spaniens wohl auch; und alle Städte am Rhein nahmen, indem ſie dieſen Handel mit dem Handel nach Italien in Verbindung brachten, Theil an demſelben. die gewaltige Stadt Cöln aber wurde, wie ſchon früher bemerket worden iſt, der glänzendſte Mittelpunkt dieſes Verkehres, wie Rhein auf und Rhein ab, ſo nach Oſten und nach Weſten. Der Handel hingegen nach den nördlichen Ländern über die Oſtſee verblieb zumeiſt den Städten im Gebiete der Weſer, der Elbe, des Meeres. Lübeck und Hamburg wurden die Hauptſitze deſſelben, obgleich das Schickſal dieſer beiden Städte ſo lange wechſelnd und ungewiß blieb. Bremen aber nahm Theil an dieſem Handel, ſo wie an dem Handel nach Norwegen; auch wetteiferte dieſe alte und edele Stadt, mit den Städten in Weſtfalen, mit den rheiniſchen und niederländiſchen Städten, in dem Handel nach England, mit welcher Inſel die Verbindung ſeit der Zeit von Hengſt und Horſa wohl niemals unterbrochen worden war. Die Sprache, die Sitten, die ganze Eigenthümlichkeit des Lebens knüpften Alt-Sachſen und Neu-Sachſen [11] nicht minder aneinander als mannichfaltige Bedürfniſſe.

Die Kaiſer nahmen ſich gern dieſes Handels nach fremden Ländern an, weil ſie ſich des Verkehres und des Gewinnes freueten. In ihren Verträgen mit fremden Königen, mit den

Königen von England und von Dänemark, machten ſie, wie
n und wieder erzählet worden iſt, Gerechtigkeiten und Frei-
iten aus für die teutſchen Kaufleute überhaupt, oder, was
ewiſſer Maßen denſelben Erfolg hatte, für die Kaufleute einer
eſtimmten Stadt, wie Cöln oder Lübeck. Der Handel ſelbſt
ber wurde in derſelben Weiſe betrieben, wie der Handel zu
ande. Es gab nicht minder Seeräuber, als Straßenräuber.
Und um ſich dieſes Geſindels zu erwehren, mußten die Kauf-
eute auch über das Meer in Geſellſchaften reiſen; ſie mußten
mehre Schiffe, die ſich gegenſeitig unterſtützen und Hülfe leiſten
könnten, zu einer Flotte vereinigen. Daher auch hier Ver-
bindungen unter den Kaufleuten. Aber dieſe Verbindungen
erhielten nothwendig eine größere Ausdehnung, als jene, die
unter den Kaufleuten zu Lande Statt fanden; auch mußten
dieſelben in ihrer Ausdehnung geduldet werden, oder vielmehr,
es war kein Grund vorhanden, ſie zu unterſagen. Auf den
Handelsflotten nämlich, wie groß oder klein die Schiffe, wie
ſtark oder ſchwach die Zahl derſelben ſein mochte, befand ſich
ohne Zweifel immer eine bedeutende Menge von Gütern, die
zum Verkaufe dargeboten werden ſollten: ein Theil mochte be-
ſtellet ſein, ein anderer Theil harrte des Käufers. In den
Ländern fremder Sprachen und Sitten angekommen, vermoch-
ten die Kaufleute dieſe Güter nicht alſobald abzuſetzen. Sie
mußten daher für eine ſichere Unterbringung derſelben Sorge
tragen. Wiederum wollten ſie Rückfrachten zuſammen bringen,
und ihre Einkäufe waren nicht auf ein Mal zu machen. Sie
bedurften daher auch für dieſe Waaren angemeſſener Räum-
lichkeiten, um dieſelben zu bergen, bis die Ladung an Bord
gebracht und die Abfahrt angeſetzet werden konnte. Deßwegen
ſuchten ſie, nicht bloß zu Venedig und London, ſondern auch
zu Brügge, Wisby, überall, wohin ihr Unternehmungs-Geiſt
ſie nicht etwa zufällig oder von Zeit zu Zeit trieb, ſondern
wohin ſie einen beſtändigen Verkehr zu unterhalten wünſchten,

die nöthigen Gebäude zu erwerben, oder in bleibenden Besitz zu bringen. Mit diesen Gebäuden pflegten sie ein Haus in Verbindung zu setzen, das zuweilen die Gildehalle einer einzelnen teutschen Stadt, welche die größten Geschäfte machte und den Handel der Teutschen gleichsam leitete, gewöhnlich jedoch das teutsche Kauf-Haus genannt, immer als Hanse-Haus betrachtet ward, und zur Abmachung ihrer Geschäfte bestimmet war. Daselbst war ihr eigentlicher Aufenthalt; daselbst fanden ihre Zusammenkünfte Statt; daselbst wurden Muster der Waaren zum Verkauf und Einkauf dargeboten; daselbst auch Einkäufe und Verkäufe von den Fremden und an die Fremden zu Stande gebracht; daselbst endlich wurden Zahlungen geleistet und empfangen.

Zu diesem teutschen Hanse-Hauf' aber hielten sich nicht bloß die Kaufleute Einer Stadt, die etwa mit derselben Flotte angelanget waren, sondern alle Kaufleute aus Teutschland, die nach demselben Orte kamen; und sie hielten sich zu demselben nicht nur freiwillig, um bei den Landsleuten größere Sicherheit und Schutz zu finden, sondern auch weil sie durch die Regierungen der fremden Länder und Städte auf das teutsche Haus für ihre Geschäfte beschränket werden mochten. Nicht willkührlich jedoch konnte ein Jeder zulaufen, der sich einen teutschen Kaufmann nannte. Das Haus, die Speicher, alle Räumlichkeiten gehörten der Gesellschaft, welche sie erworben hatte. Wer Theil an der Benutzung haben wollte, der mußte in die Gesellschaft aufgenommen werden, zur Bestreitung der Kosten einen Beitrag in die gemeinschaftliche Kasse geben, und sich den Satzungen unterwerfen, ohne welche eine solche Gesellschaft in einem fremden Lande gar nicht bestehen konnte. Ja, diese Satzungen mußten, nach und nach scharf ausgebildet, mit Strenge in Anwendung kommen. Denn eine solche Gesellschaft konnte in einem fremden Lande ohne strenge Ordnung, ohne die Rechtlichkeit und Sittlichkeit ihrer Mitglie-

r unmöglich bestehen und gedeihen. Auch kamen in derselben thwendig Verwickelungen vor, welche daheim die Sache der inzelnen gewesen sein würden, welche aber in der Fremde zu ngelegenheiten der Gesammtheit wurden und von der Ge- mmtheit geleitet, geordnet und entschieden werden mußten. s traten Unglücksfälle ein, welche zur Rettung eines oder des nderen Mitgliedes nöthigten; es fanden Krankheiten Statt, elche Obsorge und Pflege erforderten; auch fehlte es nicht an Sterbefällen, welche mannichfaltige Geschäfte, Sorge für die erlassenschaft, Bezahlung der Schulden, Einziehung der For- erungen, die Uebernahme aller Dinge, mit Einem Worte, welchen der Verstorbene gelebet hatte, nothwendig machten. ndlich standen nicht nur die einzelnen Kaufleute, welche Mit- ieder der Gesellschaft waren, sondern es stand die ganze Ge- llschaft in Berührungen mancher Art mit den Bewohnern der emden Stadt, und selbst mit dem ganzen Staate, zu wel- em die Stadt und ihre Bewohner gehörten. Sie mußten lle geben für Schiff und Waare bei ihrer Ankunft, und lle bei ihrer Abfahrt, Beides in fremden Münzen berechnet, ch willkührlichen oder doch wechselnden Ansätzen. Sie moch- n im Ganzen und als Einzelne, aus Unbekanntschaft mit den esetzen, Rechten, Sitten und Bräuchen des Landes, aus ißverständniß, Uebereilung und Leidenschaft, in Händel ge- then mit der öffentlichen Gewalt, noch häufiger mit einzelnen nwohnern bei Käufen, Verkäufen und jeglichem Verkehre. ie würden daher mancher Bestrafung und Mißhandlung, nchem Verlust und Verdruß ausgesetzet gewesen sein, wenn ht die Gesellschaft, in sich selbst einig, sich selbst ge- hret und ihre einzelnen Mitglieder durch Aufsicht, Beleh- ng und Warnung zurecht gewiesen, endlich auch jedes ein- ne Mitglied vertreten hätte, um dasselbe in seinem Rechte halten und zu schützen. Und diese Einigkeit, diese Aufsicht d diese Vertretung, wie wären sie möglich gewesen ohne

Gesetze, ohne bestimmte Verabredungen, an welchen zu halt[illegible] ein Jeder verpflichtet war? wie möglich, ohne Männer an d[illegible] Spitze der Gesellschaft, welche diese Gesetze in Anwendu[illegible] brachten in bestimmter Weise, nach festgesetzter Ordnung?

Und so entstand, im Ablaufe der Menschen-Alter, in fr[illegible] den Ländern eine neue Art von Hansen teutscher Kaufleut[illegible] mit bestimmten Satzungen, welche wahrscheinlich mündlich v[illegible] Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, mit Einrichtung[illegible] und Bräuchen, welche, von der Erfahrung erzeuget, [illegible] den Erfolg bewähret, als Gewohnheit beachtet, gesetzliche [illegible] erhielten unter Vorstehern und Obmännern, Hanse-Gra[illegible] Bundes-Aelteste genannt, welche, auch in des fremden [illegible] Sitten und Rechten bewandert, auf Ordnung hielten, die [illegible] schäfte leiteten, die Einrichtungen wahrten, die Gesetze in [illegible] wendung brachten, und die Gesellschaft überall zu verk[illegible] hatten. Diese teutschen Hansen im Auslande aber [illegible] zum Theil wenigstens, nicht nur von großem Umfange, [illegible] jeder Kaufmann, der zum Volk und Namen der Teutsch[illegible] gehörte, in dieselben aufgenommen werden konnte, gleichvi[illegible] in welcher Stadt er seine Heimath hatte, sondern sie waren auch in sich selbst so fest verbunden, daß sie wohl zersprengt, nicht leicht aufgelöset werden konnten. Die vielverschlungenen Interessen bildeten ein zu starkes Band. Ohne Zweifel [illegible] die meisten Kaufleute gegen den Winter immer in ihr Va[illegible] land zurück gekehret, aber gewiß nicht alle. Den Einen [illegible] der Zustand seiner Gesundheit zurück, einen Anderen ein [illegible] ledigtes Geschäft; auch verlangte das Hanse-Haus A[illegible] und Vertreter während des Winters. Also blieb e[illegible] Aeltester, mit einigen Gehülfen, Beiräthen, Rathman[illegible] Seite, in diesem Hause, um zu wahren und zu [illegible] was gewahret und besorget werden mußte. In dies[illegible] mächtigten bestand die Hanse fort, und an dieselbe [illegible] des Mitglied durch sein eigenes Interesse geknü[illegible]

nſe-Haus war ein leuchtender Herd, auf welchen jedes tglied für und für ein Auge gerichtet hatte; wenn der hſte Frühling wieder auf die Wogen rief, ſo wußte ein der, wohin er ſeinen Lauf zu richten hatte, ein Jeder, wo eine geſicherte Stellung fand zur Betreibung ſeiner Geäfte. Und nicht bloß die teutſchen Kaufleute, in welcher adt ſie ihre Wohnung haben mochten, blieben dieſem uſe zugewendet, ſondern auch die Kaufleute in fremden ndern, welche in demſelben Handels-Geſchäfte mit teutſchen ufleuten gemacht hatten. Daher flog der Gedanke weithin, ſt nach den Ländern, welche die Waaren lieferten, die zu arkte gebracht wurden. Der Blick erweiterte ſich mehr und hr; eine Handels-Welt that ſich vor demſelben auf, welche rch gemeinſchaftliche Intereſſen zuſammen gehalten ward. nd wie hätte es anders ſein können: dieſe kaufmänniſchen anſen, im Ausland und für den Handel mit dem Auslande bildet, mußten, mit ihren Gewohnheiten, ihren Rechtsweiungen, ihrer Geſchäfts-Führung und allen ihren Einrichtungen auf das Leben und Treiben der Städte in Teutſchland nächtig zurückwirken; ſie mußten den Geiſt reizen, die Kräfte tärken, das Verlangen nach freier Thätigkeit und geſichertem freiem Handel immer heißer und allgemeiner machen, endlich die Seelen vorbereiten zu entſcheidenden Entſchlüſſen und Thaten.

Während ſich nun auf dieſe Weiſe ein freies Bürgerthum, das in der Wirklichkeit nicht vorhanden war, man möchte ſagen ein geiſtiges Daſein ſchuf, und eben deßwegen mehr und mehr auch von der Wirklichkeit gefordert wurde, fiel das teutſche Reich auseinander; die königliche Gewalt verſchwand aus der Wirklichkeit und lebte höchſtens fort in der Idee. Friedrich der Erſte, deſſen Geiſt ſo kräftig, deſſen Hand ſo ſtark war, verſäumte die königlichen Rechte, um im Glanze des Kaiſerthumes eine Welt zu beherrſchen, die weder vorhan-

den war, noch von ihm geſchaffen werden mochte. Er erſchöpfte ſich an dem ungeheueren Werke. Was ihm noch übrig blieb an Kraft und Geiſt, reichte nur hin, einen großen und edeln Feind zu vernichten und ſeinen eigenen Sohn in ſchwere Wirrniſſe zu verwickeln; es reichte nicht hin, das Reich wieder herzuſtellen, die verſchmäheten Rechte zu ſammeln, den zerbrochenen Thron neu zu erbauen. Heinrich's des Sechsten gemeine Leidenſchaften würden dem teutſchen Reiche nicht aufgeholfen haben, wenn er ſich demſelben auch gänzlich gewidmet hätte, und nicht ſo ſchnell durch ſeine eigene Wuth und Sicilianiſche Rache zu Grunde gegangen wäre. Hierauf eine zehenjährige Parteiung in Teutſchland, in welcher keiner der beiden jungen Gegen-Könige, weder der Waiblinger Philipp, noch Otto der Welf, Zeit oder Gelegenheit hatte, nach den Rechten des Reiches und der Würde des Thrones zu fragen, in welcher vielmehr Beide genöthiget waren, einem Jeden der teutſchen Fürſten hinzugeben, was er begehrte, um wider einander zu beſtehen; und ſie gaben, was begehret ward, um ſo unbedenklicher hinweg, je weniger ſie ſelbſt den Werth der Bewilligungen erkannten, je weniger ſie auch für verbindlich gehalten haben mögen, was erpreſſet oder erſchlichen worden war. Als endlich Otto ſeines Gegners ledig geworden, opferte auch er von ſeinem raſchen Glücke, von ſeiner Jugend und dem Schickſale ſeines Hauſes fortgeriſſen, die Wohlfahrt des teutſchen Reiches dem eitelen Glanze der Kaiſer-Krone auf und ſeinen Leidenſchaften, bis das Trugbild, das vor ihm ſtand, in Nacht und Graus verſchwunden war, und nunmehr hinter ihm, im teutſchen Reiche, kaum noch Etwas gerettet werden konnte. Eine neue Spaltung, die ſechs Jahre dauerte, führte die alten Auftritte zurück, unter welchen das Reich niemals zum Vorſcheine kam, und der entwürdigte Thron von Demjenigen mit dem prieſterlichen Segen in Beſitz genommen ward, der ſich deſſelben zu bemächtigen verſtand. Und als endlich Frie-

h der Zweite allein zur königlichen Würde in Teutschland langet war, bekümmerte er sich nicht im Mindesten um das utsche Reich und das teutsche Volk, sondern schrieb die königche Würde auf den Namen seines unmündigen Sohnes, als äre sie ein leeres Wort, zu Nichts berechtigend, zu Nichts rpflichtend. Die Lampe, ungenähret, brannte immer schwäer; die Helle ward zur Dämmerung, zum Dunkel; kaum lieb noch so viel Licht, um die Finsterniß sichtbar zu machen.

Vor Friedrich's des Ersten Geist und Kunst traten die ürsten scheu zurück. Wer hätte auch wagen dürfen, dem orne des gewaltigen Mannes entgegen zu treten, der Heinrich n Löwen zu umstricken, zu lähmen, zu Boden zu werfen rmocht hatte, wenn nicht etwa ein Fürst der Kirche und s Reiches zugleich? Und wie hätten die Städte in Teutschnd, bei dem Anblicke der Trümmer von Crema und Mainnd, bei dem Anblicke des Unglückes von Mainz, wagen dürn, den Geist zu offenbaren, von welchem sie beseelet waren? ie konnten nur wünschen, von der Gnade des Kaisers die rtdauer ihrer stillen Wirksamkeit zu erhalten, und diese nade konnte Friedrich, der Pflege gegenüber, welche Heinrich r Löwe und die Zähringer den bürgerlichen Bestrebungen widten, nicht immer versagen. Denn von Alters her, seit rl's des Großen Zeiten, hatten die Märkte allzumal unter n Schutze des Königes gestanden und der königlichen Kamr ein bedeutendes Einkommen gesichert; im Verlaufe der Zeit ren freilich viele der königlichen Rechte verloren gegangen: waren oftmals von den Königen an Fürsten des Reiches, geistliche zuerst, alsdann auch an weltliche, zu Lehen geben, oftmals wohl auch von den Fürsten ohne Zustimmung r Könige ausgeübet worden; deßwegen mußte Friedrich, der Städte so wenig für den Krieg als im Frieden entbehren nnte, allerdings befürchten, daß seine Sache einen großen chtheil erleiden würde, wenn er den königlichen Städten,

seinen Feinden und der städtischen Pflege seiner Feinde entge-
gen, keinerlei Sorgfalt widmete. Also hielten sich die Städte
unter ihm aufrecht und gingen fort auf der alten Bahn. Aber
der Kaiser Friedrich drängte einen Jeden auf sich selbst zurück,
die Städte, wie die Fürsten; er machte es Allen fühlbar, daß
Niemand mit Sicherheit auf etwas Anderes bauen könne,
als auf seine eigene Kraft. Er vernachlässigte nicht bloß das
Reich, sondern er zerriß dasselbe, aus Zorn, Gleichgültigkeit
oder in der thörigten Hoffnung, aus den Trümmern des alten
Gebäudes ein neues und bequemeres herstellen zu können;
schnitt die Länder-Massen, welche die Zeit gebildet und die
Gewohnheit geordnet hatte, aus einander, und warf die Stücke
hierhin und dorthin, ohne sie weder mit neuen Banden an
den Thron zu knüpfen, noch auf irgend eine Weise aneinander
zu hängen; er trennte das Recht und die Macht von den
Würden, und trieb mit den Würden ein verwirrendes Spiel,
ohne Zweifel weil alle Würden vor der kaiserlichen Würde,
nach seiner Vorstellung, verschwinden und zu gleicher Nichtig-
keit hinab gebracht werden sollten. Dadurch nöthigte er einen
Jeden, um sich herzuschauen, seine Stellung und seine Ver-
hältnisse zu berechnen, und zu erwägen, was zu thun, um
so lange als möglich in möglichen Stürmen auf eigenen Füßen
zu stehen. Die Städte im Besonderen mußten wohl erkennen,
daß sie, bei der Aufregung großer Leidenschaften in den Fürs-
sten, Ursache hätten, auf ihrer Huth zu sein, um nicht gänz-
lich zu verlieren, was sie schon gewonnen hatten; sie mußten
wohl erkennen, daß sie, wenn sie sich nicht selbst zu schützen
vermöchten, bei dem Verschwinden des Reiches sämmtlich in
die Gewalt einzelner Fürsten gerathen würden. In diesem
Fall aber war zu besorgen, daß sie, wie wohlwollend und
günstig auch dieser Fürst und jener sich den bürgerlichen Be-
strebungen bewiesen hatte, um ihre bisherigen Freiheiten gebracht,
daß sie gezwungen werden würden, kleinlichen Zwecken zu

n, ausgesogen zu werden, und bald ihren Handel in Teutsch-
nd selbst verkümmert, ihren Handel mit fremden Ländern
rnichtet zu sehen. Und diese Erkenntniß mußte um so tiefer
f sie einwirken, je breiter und fester schon die Grundlage
ar, die sie zu einem freien bürgerlichen Leben geleget, je ge-
ihlicher die gesellschaftlichen Einrichtungen bestanden, welche
nach und nach, gleichsam unbemerket, eingeführet hatten.
So standen sie da, die Bewohner der größeren, königlichen
Städte, und besonders die Häupter der Kaufmannschaften in
enselben, die Vorsteher und Obmänner der Hansen, aufmerk-
am auf den Gang der Dinge, um jede günstige Gelegenheit,
ie sich etwa nahen möchte, an der Stirn zu ergreifen.

In diesen Verhältnissen und in dieser Stimmung war
Teutschland, als Friedrich der Erste durch einen Tod aus dem
eben hinweg gerissen wurde, den man gewiß einen glücklichen
Tod nennen darf, weil er den Rest seines Lebens kaum höher
uszubringen vermocht hätte, und weil in den Teutschen jede
ngünstige Erinnerung vor dem Kreuze des Herrn zurück wich.
nter Heinrich dem Sechsten wurde Nichts geändert und Nichts
ebessert. Gefürchtet, wohin er drohete, gefeiert, wo er sich
fand, mißachtet, wo Nichts von ihm zu besorgen war, ver-
ochte dieser König weder zu gründen, noch herzustellen, son-
rn seine ganze Bestrebung war, da auch ihm, wie seinem
ater, Teutschland nur Mittel sein sollte, nicht Zweck, nur
zu geeignet, jene Verhältnisse in Teutschland zu erhalten,
ne Stimmung in den Städten und in den Fürsten zu schär-
n. Und als nun während der Spaltung Teutschland's zwi-
en Philipp und Otto die Fürsten nicht säumten, ihre Län-
r zu vergrößern, ihre Rechte zu vermehren, und überall zu-
greifen, wo Etwas zu erfassen war: da haben unverkenn-
r auch die Städte nicht gesäumet, gleichen Schritt zu halten,
n mannichfaltigen Wechsel der Dinge soweit, als möglich,
hl benutzend. Und sie hielten gleichen Schritt. In dem-

pflichtungen, welche die Hoheit auflegt, ſcheinen ſie kaum gedacht zu haben. Im Fortgange der Zeit ſind ſie über ihr urſprüngliches Ziel weit hinaus gegangen, ſchon damals beginnend, wie es ſcheinet, als ſie ſahen, wie Friedrich der Zweite das Reich nicht achtete, ſondern ebenſo gleichgültig teutſche Länder an Fremde abtrat, als die Rechte des Reichs vom Throne losriß, um ſie den Fürſten der Länder zu überlaſſen. Wo ein Gut Preis gegeben wird, da bleibt ſelten eine Hand unthätig, und ein Jeder bringet an ſich, um nicht zu kurz zu kommen, was er zu erfaſſen vermag. Deßwegen gingen die Städte, welche am glücklichſten in ihren Beſtrebungen geweſen waren, immer weiter in ihren Anſprüchen. Sie machten ihren Namen, kaiſerliche Städte, Reichs-Städte, freie Städte, ſtets gern geltend, wenn ſie unter demſelben einen Vortheil zu erhalten hofften; ſelten aber waren ſie geneiget, die Laſten zu tragen, welche ihnen angeſonnen wurden, und angeſonnen werden mußten. Wie die Fürſten mit landesherrlicher Gewalt, ſo wollten auch die Städte Glieder des großen Leibes ſein, und doch zugleich ein abgeſondertes Leben führen; ſie wollten auf dem Boden des Reiches leben, beſtehen und gedeihen, und doch nicht im Reich aufgehen, ſondern ihre beſonderen Zwecke verfolgen. Zuerſt begehrten ſie nur die Freiheit, wie ſie beſchrieben worden iſt, innerhalb ihrer Mauern; bald verſuchten ſie, dieſe Freiheit auch Menſchen zu ertheilen, die außerhalb dieſer Mauern, in unbeſtimmten Gränzen, lebten; hierauf ſchloſſen ſie Verbindungen untereinander, Hanſen, bald wenige Städte, bald viele, unbekümmert um die Lage derſelben, ſämmtlich jedoch innerhalb der Gränzen des teutſchen Reiches; alsdann trugen ſie kein Bedenken, in dieſe Verbindungen Städte, in anderen Ländern und Reichen gelegen, aufzunehmen, ſo wie ſich die Gelegenheit darbot, oder ein Vortheil für Handel und Gewerbe erwartet werden konnte; endlich hielten ſie ſich auch, in ſpäterer Zeit, für berechtiget,

uf eigene Faust und für eigene Rechnung, unbekümmert um
aiſer und Reich, mit Königen und Fürſten Kriege zu führen,
ämpfe zu beſtehen, Verträge zu ſchließen, und eine Art von
errſchaft über Straßen, Flüſſe und Meere auszuüben, ſelb-
ändige freie Vereine in großen Dingen wie in kleinen.

Schon während des Streites zwiſchen Otto und Philipp
n das Reich mag es manchen Städten gelungen ſein, ſich
es Burggrafen zu entledigen, dem Pfalzgrafen zu entziehen,
den fürſtlichen Beamten zu entfernen, und dadurch frei zu
erden von fürſtlicher Herrſchaft und fürſtlicher Gerichtsbarkeit,
ur ſolche Verbrechen ausgenommen, bei welchen es an Leib,
hre und Leben ging. War die Stadt, welcher dieſe Be-
eiung gelungen war, bisher als königliche Stadt angeſehen
orden, alſo keinen einzelnen Reichsfürſten unterworfen ge-
eſen: ſo ſcheinet ſie ſich eine kaiſerliche freie Stadt genannt
haben; hatte ſie aber einem Reichsfürſten angehöret, einem
iſtlichen oder einem weltlichen, ſei es, daß dieſer Fürſt die
tadt ſelbſt gegründet, oder daß ſie ihm vom Kaiſer zu Lehen
heilet war, ſo glaubte ſie unmittelbar unter das Reich zu
eten, und nannte ſich, wie es ſcheinet, eine Reichs-Stadt.
ftmals, und im Anfange wohl gewöhnlich, mögen ſie durch
ares Geld ihren Zweck erreichet haben, ſei es, daß ſie daſſelbe
s Preis für ihre Befreiung anboten, oder ſei es, daß ſie
n Darlehen machten. Denn die jungen ſtreitenden Könige
wohl, als die Fürſten allzumal, bedurften in ſolcher Zeit des
eldes; auch pflegten die Städte bei ihren Bündniſſen, ohne
eifel, weil ſie es als eine wirkſame Maßregel gegen ge-
altthätige oder ungeneigte Burggrafen und Fürſten anſahen,
sdrücklich feſtzuſetzen, daß Niemand denſelben Geld leihen
lte [13]. Zuweilen mag der Zufall ſie begünſtiget haben.
nd ihre bisherigen geſellſchaftlichen Erfahrungen daheim und
der Fremde, ihre Einrichtungen, Verſammlungen, Einungen
nd Gilden, machten ihnen leicht, alſobald jede Gelegenheit zu

benutzen, an sich zu nehmen, was zu nehmen war, und das Werk zu setzen, was die Erhaltung und Vertheidigung desselben erforderte. Wer aber in diesen Tagen sich im Besitze befand, und die Waffen in der Hand hatte, denselben zu vertheidigen, der brauchte wegen des Rechtes nicht eben Sorge zu tragen. Eine urkundliche Anerkennung war im Anfange wünschenswerth; sie war auch im Fortgange, wegen des Wechsels menschlicher Dinge, nicht zu verschmähen; die Zeit jedoch heiligte stets die That und ersetzte Brief und Siegel [14].

Im Jahre zwölf Hundert und sieben stellte der König Philipp „der Gesammtheit der Bürger von Regensburg, wegen der langen Treue und Ergebenheit, welche diese Stadt ihm bewähret hätte, und mit Gottes Hülfe fortan bewähren würde, zur Ehre und zum gemeinen Nutzen derselben" eine Urkunde aus [15], in welcher er mit freigebiger Hand der Stadt wichtige Zugeständnisse machte, ihr Gemeinde-Recht und ihre Gewohnheiten anerkennend. Das Wichtigste in dieser Urkunde jedoch möchte Folgendes sein. „Die Bürger von Regensburg sollen die Befugniß haben, einen Bürger-Meister, der gewöhnlich Hansgraf genannt wird, frei zu erwählen. Derselbe soll von Amtes wegen auf die Rechte und Gewohnheiten der Bürger bei den Märkten halten, und wenn er innerhalb der Stadt Etwas anzuordnen für nöthig findet, soll Dieses nur geschehen nach den bürgerlichen Einrichtungen und mit Zustimmung der Stadtbewohner [16]. Ueberdieß bewilligen und bestätigen wir ihnen alle Rechte und guten Gewohnheiten, welche ihnen von unserm Vater oder Bruder bewilliget worden sind, und Niemandem soll jemals verstattet sein, diese Bestätigung zu brechen, oder ihr frecher Weise entgegen zu treten." Solche Urkunden mögen mehren, mögen vielen Städten ertheilet worden sein. Denn fortan und um die Mitte dieses Jahrhundertes überall, kommen freie, von den Bürgern selbst gewählte Obrigkeiten und Behörden vor;

Bürger-Meister, Consulen, Schultheißen, Kämmerer und An-
ere, Rath und Bürgerschaft erscheinen neben einander, und die
Vorsteher und Beamten werden als Herren bezeichnet [17].
nd wo sich diese Namen von der Mitte des Jahrhundertes
r finden, da verräth die Sprache nicht, daß die Einrichtun-
n, auf welche sie hinweisen, neu seien; vielmehr betreiben
r Herren in den Städten Verhandlungen und öffentliche Ge-
äfte, als wären es herkömmliche Dinge, durch lange Ge-
ohnheit wohl bekannt. Wie daher auch die Freiheit der
tädte entstanden sein mag, ob durch Kauf und Darlehen,
er durch Zugreifen und Gewalt, ob sie urkundlich bestätiget
orden, oder sich im Verlaufe der Zeit stillschweigend gelten
macht hat: das dürfte keinen Zweifel leiden, im ersten Dritt-
eile des dreizehenten Jahrhundertes haben schon viele Städte
e Selbständigkeit gewonnen, und sind, wenn nicht freie, doch
eichs-Städte geworden.

Und in derselben Zeit machten sie schon einen solchen Ge-
auch von ihrer Selbständigkeit, daß die Fürsten des Reiches
sorget wurden wegen ihrer eigenen Erhaltung, und daß sie
dieser Besorgniß ihre Zuflucht bald zu dem Könige Hein-
h nahmen, bald zu dem Vater desselben, dem Kaiser Fried-
h. Sie scheinen gefürchtet zu haben, daß es in Teutsch-
nd gehen würde, wie es in Italien gegangen war, daß das
eudal-Wesen, daß die fürstliche Würde und Macht nicht
nge bestehen dürfte vor dem frischen Geiste, mit welchem die
Städte mehr und mehr empor strebten. Denn diese Städte
ngen nicht nur an, ihr Bürger-Recht an Menschen zu er-
eilen, welche außerhalb der Mauern wohnten, um durch die-
lben ihre Macht zu verstärken und ihre Freiheit zu verbrei-
n, sie nahmen nicht nur Leute der Fürsten, Dienstmannen
nd Hörige in ihre Mauern auf, und vermehrten dadurch ihre
ahl und ihre Kräfte, sondern sie fingen auch an, mit einan-
er Bündnisse einzugehen, um sich gegenseitig zu unterstützen,

um ungünstige Fürsten zu ängstigen, um einem jeden Genossen zu seinem Rechte zu verhelfen, um ihrem Handel Sicherheit zu verschaffen mit gemeinsamen Mitteln, ohne des Geleites der Fürsten zu bedürfen [18]. Schon im Jahre zwölf Hundert sechs und zwanzig führte der Erzbischof Sifrid von Mainz eine zwiefache Beschwerde bei dem Könige Heinrich; zuerst gegen die königliche Stadt Oppenheim, weil Leuten, die ihm gehörten, die Aufnahme in derselben verstattet worden wäre; zweitens gegen die Städte Mainz, Bingen, Worms, Speier Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg, weil dieselben sich eidlich unter einander zum Nachtheile der Kirche von Mainz verbündet hätten. Der König erließ daher, auf einer Fürsten-Versammlung zu Würzburg, in welcher, außer dem Erzbischofe Sifrid, zwei Erzbischöfe, sieben Bischöfe, drei Aebte, und unter den weltlichen Fürsten der Herzog Ludwig von Baiern und der Landgraf Ludwig von Thüringen gegenwärtig waren, eine Verordnung, in welcher der Stadt Oppenheim die Zurückgabe der Leute des Erzbischofes von Mainz geboten, die Annahme Anderer untersaget, und die gänzliche Auflösung des Bundes zwischen den Städten, die genannt worden sind, befohlen wurde [19].

Aber eine solche Verordnung kann nur als ein Zeugniß über den Zustand der Dinge in dieser Zeit angesehen werden. Befehle und Gebote, Worte, leicht auszusprechen, erhalten ihre Bedeutung nur durch die Gewalt, mit welcher sie geltend gemacht werden. Und an dieser Gewalt gebrach es. Wenn auch Oppenheim gehorchet hat, wenn auch der Bund der sieben Städte in der That aufgelöset worden ist, so wurde durch diesen Vorgang die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit keineswegs gehemmet, vielleicht sogar beschleuniget. Die Wurzel war frisch, der Stamm gesund, die Krone breitete sich mehr und mehr über das ganze Vaterland hinweg. Es schadete nicht, daß hier ein Zweig abgehauen ward, oder dort:

die Lücke wurde kaum bemerket, und für neue Aeste wurde Licht und Raum gewonnen. In der That scheinen die Fürsten bald erkannt zu haben, daß sie alle gleiche Gründe hatten, vor den Umgriffen der Städte besorget zu sein. Im Jahre zwölf Hundert ein und dreißig brachten sie den jungen König zu einer allgemeinen Verordnung, die Zeugniß giebt. In derselben findet sich, außer den Bestimmungen, deren schon früher gedacht worden ist [20], in Beziehung auf die Städte, Folgendes ausgesprochen. „Falbürger sollen nicht geduldet werden [21]. Eigene Leute der Fürsten, der Adelichen und der Dienstmannen der Kirchen sollen in unseren Städten keine Aufnahme finden. Eigenthum und Lehen, die von unseren Städten in Besitz genommen sind, sollen den Fürsten, den Adelichen, den Dienstmannen und den Kirchen zurück gegeben, und fortan nicht mehr in Besitz genommen werden. Das Geleit der Fürsten durch das Land derselben wollen wir weder selbst noch durch die Unserigen verhindern, und die Störung desselben nicht dulden. Niemand soll durch unsere Schultheißen gezwungen werden, Dasjenige zurück zu geben, was er von Leuten empfangen hat, ehe sich dieselben in unseren Städten niederließen, oder diese Leute müßten dem Reiche unmittelbar unterworfen gewesen sein. In unseren Städten soll kein Schuldiger, Verurtheilter oder Geächteter wissentlich aufgenommen, die Aufgenommenen sollen ausgestoßen werden. Wir wollen in dem Lande eines Fürsten keine Münzen schlagen lassen, durch welches die Münzen dieses Fürsten an Werth verlieren könnten. Unsere Städte sollen ihre Gerichtsbarkeit nicht über den Umfang der Stadt hinweg ausdehnen. In unseren Städten soll der Kläger dem Gerichte des Verklagten folgen; nur wenn der Verklagte oder der Hauptschuldner eben daselbst gefunden worden ist, soll er auch daselbst zu Rechte stehen. Niemand soll Güter, mit welchen Jemand belehnet ist, anders zum Pfand annehmen, als mit Zustimmung des Lehen-Herrn.

Die Leute, die in unseren Städten wohnen, sollen ihren Herren und Vögten von den Gütern außerhalb der Stadt die gewohnten und schuldigen Abgaben entrichten.» Und alle diese und andere Bestimmungen wurden im folgenden Jahre von dem Kaiser selbst bestätiget, und die Bestätigung mit dem Siegel kaiserlicher Majestät versehen. Nun ist es doch gewiß außer allem Zweifel, daß hier keinesweges von möglichen Fällen die Rede sei, sondern von wirklichen, daß mithin die Fürsten Beschwerde erhoben hatten über diese Fälle. Also ist klar, daß die Städte, welche sich selbst kaiserliche Städte nannten, welche vom Kaiser seine Städte genannt wurden, mancherlei Versuche gemacht haben, ihre kaum gewonnene Freiheit gegen Diejenigen geltend zu machen, vor deren Schwerte sie so lange in Furcht gewesen waren.

Um dieselbe Zeit aber, da der Kaiser die Verordnung seines Sohnes genehmigte, mag man allerdings schon zu der Einsicht gekommen sein, daß man den Strom nicht aufhalten würde in seinem Laufe, wenn man ihn hier oder dort eindämmen versuchte, sondern daß man denselben frei dahin fließen lassen, oder die Quellen zu verstopfen suchen müsse, aus welchen er entstanden war, aus welchen er sich nährte. Aber wer hätte gewaget, einen solchen Versuch zu machen? wer vermocht, einen solchen Versuch zu bestehen? Zwar wird dem Kaiser Friedrich dem Zweiten eine Verordnung zugeschrieben, im Jahre zwölf Hundert zwei und dreißig zu Ravenna, zu Aquileia oder im Friaul erlassen, deren Zweck kein anderer gewesen sein könnte, als das Gemeinde-Wesen in den sämmtlichen Städten Teutschland's zu vernichten, und das Schicksal dieser Städte gänzlich in die Hand der Erzbischöfe und der Bischöfe zu legen. Wer aber bleibet nicht betreten vor einer solchen Verordnung stehen? wer schüttelt nicht den Kopf?

In der Einleitung zu dieser kaiserlichen Constitution nämlich, wie die Verordnung sich selbst nennet [22], werden nicht ohne

)omp die Beweggründe angegeben. Es gezieme, saget Friedrich, er kaiserlichen Majestät, Diejenigen, durch welche er die Fülle er Macht erhalten habe, und in welchen die Erhabenheit sei- es Ruhmes bestehe, nicht nur in ihren alten Rechten zu chützen und zu pflegen, sondern auch, soweit es die Billigkeit erstatte und die Vernunft erlaube, mit neuen Rechten und Gnaden zu ehren, zu zieren, zu schmücken [23]. Nun seien n Teutschland gewisse verabscheuungswerthe Gewohnheiten in Gebrauch gekommen, die Ungerechtigkeit unter dem Lügen- chleier des Guten verhüllend [24]. Durch dieselben geschehe em Rechte und der Ehre der Fürsten des Reiches Eintrag, nd eben deßwegen würde auch das kaiserliche Ansehen durch ieselben gelähmet. Ihm aber liege ob, dafür zu sorgen, daß iese Gewohnheiten, die er für verderblich halte, nicht länger ortbeständen. „Da wir nun wollen, fährt er fort, daß un- ere und des Reiches geliebte Fürsten sich der Freiheiten und Gaben, die sie von unserer Hoheit besitzen oder künftig besitzen erden [25], in vollem Maß erfreuen und in der größten Ruhe besitzen sollen, so erklären wir für nichtig und heben in eder Stadt Teutschland's auf die Gemeinde-Räthe, die Bürger- Meister oder Rectoren, so wie alle anderen Beamten, die von er Gesammtheit, gleichviel unter welchem Namen, ohne Ein- illigung der Erzbischöfe oder Bischöfe angestellet werden. Wir heben nicht minder auf und erklären für nichtig jedes Handwerkes Verbrüderungen [26], unter welchem Namen sie be- ehen mögen. Ferner befehlen wir, daß in jeder Stadt, wo mit echt Geld geschlagen wird, weder Handelswaaren noch Le- ensmittel anders gekauft und verkauft werden sollen, als mit en Denarien, die allgemein eingeführet sind: denn seit alten eiten hat die Einrichtung der Städte und aller Güter, die on der kaiserlichen Hoheit verliehen werden, den Erzbischöfen nd Bischöfen zugestanden, und deßwegen soll auch diese Ein- ichtung den Erzbischöfen und Bischöfen oder deren, besonders

angestellten Beamten für immer verbleiben. Damit aber jede Unregelmäßigkeit und jeder Mißbrauch entfernet werde, so klären wir alle Privilegien, offene und geschlossene Briefe, welche von uns, von unseren Vorfahren, auch von Erzbischöfen und Bischöfen entweder einer einzelnen Person oder einer Stadt verliehen worden sind, von diesem Tage an null und nichtig. Daher verordnen wir, daß fortan weder ein Hoher noch ein Niedriger, weder ein Geistlicher noch ein Laie dieser Constitution entgegen handeln soll; daß aber, wer entgegen zu handeln sich erfrechet, eine Strafe von fünfzig Pfunden reines Goldes an unseren Fiscus zu zahlen habe. Zu größerer Bekräftigung derselben, und damit sie für alle Zeit gültig bleibe, haben wir sie mit dem großen Siegel unserer Majestät in goldener Bulle versehen lassen [27]."

So lautet eine Constitution, an deren Stirn man Friedrich's des Zweiten Namen findet. Nun aber, wer kann es begreifen, daß Friedrich, ein Fürst von so großem Geist und so klarem Verstand, ein solches Gesetz zu erlassen über sich vermocht habe? Wer möchte nicht geneiget sein, die Urkunde für unächt zu halten vom Anfange bis zum Ende, nur aus Achtung für den Kaiser für unächt zu halten, wenn nicht die stärksten Gründe für die Aechtheit aufzufinden sind? Allerdings mochte dem Kaiser, bei seiner schwierigen Stellung in Italien, den trotzigen Lombarden gegenüber, das verwegene Umsichgreifen der teutschen Städte sehr bedenklich und zuwider sein; auch mag er, sein Verhältniß zu seinem Sohn erwägend, für räthlich gehalten haben, den teutschen Fürsten zu beweisen, daß sie jeglicher Begünstigung von seiner Seite gewiß sein könnten. Aber Friedrich konnte sich doch auch unmöglich verhehlen, daß er, eben wegen seiner Stellung in Italien und wegen seines Verhältnisses zu seinem Sohne, gänzlich außer Stande sein würde, seinen Befehlen Nachdruck zu geben; auch kannte er den Geist der Städte zu gut, als daß er geglaubet haben

nte, die Bürger sämmtlicher Städte [28] würden durch
r bloßes Wort, aus der Ferne zu ihnen herüber klingend,
geschüchtert werden. Er mußte sich folglich sagen, daß sein
ort wirkungslos verhallen würde. Und wer kann sich vor-
len, daß er sich zu einem solchen Worte wissentlich entschlos-
haben sollte? In der That erregen manche Dinge Zwei-
an der Aechtheit der Urkunde, oder vielmehr manche Dinge
stärken den Zweifel, der schon erreget worden ist. Einzelne
örter in derselben nämlich weichen ab von der Schreibart
ser Zeit [29]; andere sind ungewöhnlich für die Begriffe,
sie bezeichnen sollen [30]; die ganze Schrift hat die Fär-
ng einer nachgeahmten Weise [31]; die Zeit und der Ort
r Abfassung wird verschieden angegeben [32]; endlich können
dere Urkunden, welche der Kaiser ausgestellet haben soll,
tweder wegen ihres Inhaltes oder wegen der Zeit nicht mit
rselben in Uebereinstimmung gebracht werden [33]. Wollte
an aber dem Gedanken einer falschen Constitution Raum
ben, so würde man freilich auch nicht umhin können, prie-
rliche Hände am Rhein in Thätigkeit zu denken, deren Ge-
hicklichkeit in solchen Künsten schon frühere Tage bewähret
funden hatten [34]. Und unerklärlich wäre ein solcher Ver-
ch nicht. Schon lange waren die Bischöfe überall, beson-
rs am Rheine, mit den Städten ihrer Stühle in Händel ge-
then, welche, aus verschiedenen Veranlassungen entstanden,
mmtlich Einen Zweck gehabt hatten, und eben jetzt lebten mehre
ischöfe, namentlich der Erzbischof von Mainz und der Bischof
n Worms, mit den Städten, die nach Freiheit und Unabhängig-
it strebten, in offenem Streite. Nun hatte der König Hein-
h, wie erzählet worden ist [35], im vorigen Jahre, sei es
iwillig, sei es auf das Verlangen seines Vaters, die Er-
rung ausgesprochen, daß die Städte unbefugter Weise Ge-
einde-Einrichtungen getroffen hätten; daß auch kein Fürst,
der ein geistlicher noch ein weltlicher, ja, daß er selbst nicht

berechtiget sei, die Erlaubniß zu solchen Einrichtungen zu ertheilen, sondern daß dieses Recht lediglich dem Kaiser zustehe; sein eigenes Verhältniß zu seinem Vater aber, dem Kaiser, war zweideutiger Art, und Niemand vermochte vorauszusehen, zu welcher Entscheidung sich dasselbe entwickeln würde. Also war es in so ungewissen Zuständen wohl der Mühe werth, die Begriffe von Rechten und Pflichten, in Beziehung auf die Städte, für mögliche Fälle urkundlich zu verwirren, damit, wenn die Herrschaft des Reiches über die Städte gänzlich verloren ginge, die Herrschaft der Kirche über alle Städte begründet werden möchte, wie sie ja über die kaiserliche Stadt Rom begründet worden war [36].

Wie sich jedoch auch diese Sache verhalten hat [37], und was überhaupt gegen die Städte beschlossen, unternommen und ausgeführet sein mag: einzelne Städte haben übele Händel zu bestehen gehabt mit den Fürsten der Länder, einige haben vielleicht schwere Drangsale erduldet, diese und jene hat auch die Freiheit, die sie schon gesichert zu haben glaubte, wieder verloren oder nur Theilweise gerettet: der städtische Geist aber, der Geist bürgerlicher Freiheit, ist nicht unterdrücket, ist, im Allgemeinen, nicht aufgehalten, sondern vielmehr von Jahr zu Jahre mehr erstarket und kräftiger geworden in seiner Entwickelung. Und nicht nur hinter Wällen und Gräben haben sich die Städte in freier und gegliederter Gemeinschaft ausgebildet und selbständig gestaltet, sondern sie haben auch nicht aufgehöret sich mit einander zu verbinden überall, um mit gemeinsamen Mitteln und Kräften ihrem Verkehre größeren Schutz zu verschaffen, ihrem Handel größere Ausdehnung. Im zweiten Drittheile dieses Jahrhundertes ging, wie urkundlich zu erweisen ist, eine große Bewegung in den Städten durch ganz Teutschland, von den Hochgebirgen der Alpen bis zu den Niederungen am baltischen und am teutschen Meere, von der Oder, von Böhmens und Ungarns Gränzen bis zu der Gränze von

ankreich. Ueberall entstanden Hansen in großer Zahl. Benachbarte Städte schlossen sich zuerst aneinander an, und alsdann vereinigte sich die eine Verbindung mit einer anderen, mit einer dritten und vierten zu einer größeren Gesellschaft, auf unverbrüchlichen Grundsätzen redlicher Genossenschaft und rechtlicher Handels-Geschäfte fest gegründet. Nach der Mitte des Jahrhundertes erhob sich unter diesen städtischen Vereinen der rheinische Städte-Bund zu hoher Bedeutung, und im Norden des Vaterlandes begann jene große Verbindung sich zu bilden, welche nach einigen Menschen-Altern, obwohl weit über die Gränzen Teutschland's hinaus sich verbreitend, wie schon bemerket worden ist, unter dem Namen der teutschen Hanse eine gefürchtete und geehrte Herrschaft übte, vor deren starker Macht sich die Flaggen der Könige senkten, deren Bundesgenossenschaft von Königen nicht verschmähet wurde, deren Vermittelung in den Streitigkeiten der Könige entscheidend war.

Wer aber möchte es leugnen: es sind lehrreiche, es sind merkwürdige Ereignisse, durch welche, und unter welchen die teutschen Städte die Selbständigkeit gewonnen haben. Es sind große Erscheinungen, diese Hansen, welche auf eine Weise auf den Gang der Dinge, auf die Entwickelung des Geistes eingewirket haben, die ein menschlicher Verstand nicht zu berechnen vermag. Freilich ein tiefes Gemüth, welches von der heiligsten Sehnsucht im irdischen Leben, von der Sehnsucht nach der lebendigen Einheit des teutschen Volkes, nach einem großen, starken und freien Vaterlande durchdrungen ist, wird sich auch bei dem Anblicke dieser Erhebung der Städte zur Selbständigkeit eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren können; denn durch die selbständigen Gemeinden wurde das teutsche Reich, unter dessen Banner nur ein einiges teutsches Volk, ein einiges teutsches Vaterland möglich war, noch mehr aus einander getrieben, noch mehr gespalten und zerrissen; und nicht nur die Gränzsteine wurden häufiger, sondern auch

die Seelen der Menſchen wurden verworren und geſchieden, weil innerhalb der Mauer die Willkühr galt und die Liebe zur Freiheit Nahrung fand, außerhalb der Mauer hingegen das Gebot dienſtbarer Herren von Unfreien, Hörigen und Knechten befolget werden mußte; die ſtädtiſchen Bündniſſe endlich mußten nothwendig Händel veranlaſſen, Uebermuth auf der einen Seite erzeugen, Ingrimm und Dünkel auf der anderen, und auf ſolche Weiſe die alte Verworrenheit erhalten, bei welcher kein volksthümliches Gedeihen Statt finden konnte. Aber das Leben der Völker und Reiche iſt nicht nach den Einſichten und Gefühlen einzelner Menſchen zu beurtheilen, und die Sehnſucht in der Bruſt der Enkel giebt keinen Maßſtab für die Erſcheinungen in den Tagen der Väter. Mit einem teutſchen Volke, vereiniget und zuſammen gehalten durch ein mächtiges teutſches Reich, war es vorbei. Das große und mächtige Reich der Teutſchen, das in der Wirklichkeit beſtand, dem Nichts fehlte als eine treue Pflege, war von mehreren Königen, am Meiſten von den Hohenſtaufen, wegen eines anderen Reiches Preis gegeben worden, deſſen Majeſtät nur in der Einbildung, nur in einer mißverſtandenen Ueberlieferung, nur in dem Intereſſe der Kirche und des Papſtthumes vorhanden war. In dem einigen, das ganze teutſche Volk umfaſſenden Reiche hätten die Städte, unter der Obhut und dem Schutze mächtiger Könige, ohne Zweifel als Glieder des großen Leibes beſtehen und gedeihen, ſie hätten eine angemeſſene freie Stellung erhalten mögen, von welcher aus ſie, ergänzend und kräftigend, gekräftiget und ergänzet, das gemeinſame Volksleben mitgelebet, das gemeinſame Vaterland mitgebildet hätten. Bei dem Verfalle des Reiches hingegen, bei der Zerbröckelung des Volksthumes, bei der Auflöſung des Vaterlandes war ein bürgerliches Leben und Treiben ohne die Selbſtändigkeit, ohne die Verbindung der Städte gar nicht möglich. Vom Kaiſer verſäumet oder verlaſſen, von gierigen

) trotzigen Feinden umgeben, blieb den Städten nur eine
ahl: entweder mußten sie in die Landesherrlichkeit eines be-
hbarten Fürsten, geistliches oder weltliches Standes, treten,
r sie mußten sich als freie Gemeinden den Fürsten entgegen
len und ihre Selbständigkeit durch jegliches Mittel zu schützen
hen, das verwegene Unternehmen mit dem kaiserlichen Na-
n verhüllend oder mit dem Namen des Reiches. In dem
en Loos' erblickten sie, wenn nicht die Vernichtung, doch
Verkümmerung von Allem, was sie schon gewonnen hatten.
re gesellschaftlichen Einrichtungen schienen vor der fürstlichen
walt nicht bestehen, ihre Gewerbe, den fürstlichen Bedürf-
sen und Bestrebungen gegenüber, nicht gedeihen zu können;
Handel aber, eine Hauptquelle ihres Lebens, konnte in den
en Gränzen der Herren so vieler kleinen Länder keine Bahn
den, und mußte außerhalb derselben durch Geleite, Zölle
) Hindernisse jeglicher Art zu Grunde gehen. Also faßten
, eingedenk, daß sie reich waren an Mitteln, welche aus
er unversiegbaren Quelle entsprangen, nämlich aus ihrer
enen Thätigkeit, eingedenk ferner, daß sie hinter Wällen
) Gräben Schutz fänden und Anderen, selbst ritterlichen
ännern, Schutz zu gewähren vermöchten, eingedenk endlich,
ß das Schwert auch für ihre Faust nicht zu schwer sei, den
hnen Entschluß, sich selbst zu helfen, das Joch der Unfrei-
it zu zerbrechen, und als freie Männer zu leben und zu
rben.

Die uralte Freiheit, auf ächtem Eigenthume gegründet,
ohl vereinbar mit allen edelen Gefühlen in der menschlichen
ruft, mit welcher Freiheit die Teutschen vor dreizehen Hun-
rt Jahren in die Geschichte eingetreten waren, hatte der
nf Hundert jährige Kampf gegen Rom's Waffen und Arg-
t verwirret, verkümmert, verdorben. Der Rest derselben fiel
n Siegern über den grausen Trümmern des römischen Rei-
s zu als Lohn für ihren Kampf und ihre Aufopferung.

Nach drei Hundert Jahren ungeheuerer Wirrniſſe war ſie entweder vernichtet oder doch bis zur Unkenntlichkeit entſtellet. Seitdem hatte das Lehen-Weſen, eine ſchwere Laſt, auf dem teutſchen Volke gelegen, alles ächte Eigenthum unterdrückend, an die Stelle wahrer Freiheit die Freiheit des Dienſtes ſetzend, ſeiner verneinenden Natur gemäß alles geiſtige Fortſchreiten hemmend und ſtörend. Hätte nicht die Kirche, im Kampfe mit der weltlichen Macht, das geiſtige Leben angereget und gepfleget, hätte nicht eine religioſe Begeiſterung die ehernen Bande, welche die menſchliche Geſellſchaft umſchloſſen, hier gelüftet und dort geſprenget, hätte nicht das Zuſammenleben vieler Menſchen zwiſchen Gräben und Mauern den Verſtand geſchärft und die Thätigkeit aufgeſtachelt: der alte klare Strom würde in ein todtes und tödtendes Meer träge geendiget haben. Nun aber erhob ſich mitten unter den Vaſſallen und den Vaſſallen zum Trotze, ſo wie ſich dieſelben vermaßen, an Statt Diener des Ganzen Herren für ſich ſein zu wollen, eine Welt freier ſtädtiſcher Gemeinden, und verſchaffte den bisher unterdrückten Menſchen die Gelegenheit zu der Ausbildung der Kräfte, die in ihnen waren. Es war der uralte Geiſt des teutſchen Volkes, der ſich in dieſen Gemeinden offenbarte, und jetzt mit bewunderungswerther Anſtrengung die Zeit wieder einzubringen ſuchte, die er in Knechtſchaft verloren und vertrauert hatte. Was hinfüro an Geſittung und Bildung, an Wiſſenſchaft und Kunſt gewonnen worden iſt, das iſt entweder von den Städten ausgegangen oder hat doch in den Städten treue Pflege gefunden, bis endlich die Vaſſallen-Welt, vor der Bildung zurück getreten oder von derſelben durchdrungen, der allgemeinen Freiheit Raum gegeben und dadurch die Selbſtändigkeit der Städte unnöthig gemacht hat.

Sechstes Capitel.

eränderte Stellung ſämmtlicher Vaſſallen durch die Landesherrlichkeit der Fürſten.

Gliederung des teutſchen Adels.

Neue Rechtsbücher: der Sachſen-Spiegel.

J. — 1250.

Der Verfall der königlichen Macht in Teutſchland war ch und nach, in dem Ablaufe von etwa fünf Menſchenltern, eingetreten; die Landesherrlichkeit der teutſchen Fürſten ar allmählich, jenem Verfalle gegenüber, gleichmäßig erachſen; die Selbſtändigkeit teutſcher Städte war lange vorreitet: dennoch war, als das Erſte nicht mehr abgeleugnet rden konnte, das Andere anerkannt werden mußte, und das ritte vor Jedermanns Augen ſtand, die Veränderung ſehr oß, ja ungeheuer. Jeder Menſch, er mochte hoch ſtehen er niedrig, ein Geiſtlicher ſein oder ein Laie, ein Freier er ein Unfreier, war in neue Verhältniſſe hinein gekommen, nd eine andere Zukunft, von früheren Geſchlechtern kaum ahnet, erhob ſich vor der Seele des denkenden Menſchen: nn eine neue Freiheit, weder an der Scholle haftend, noch hängig vom Dienſte des Altars oder des Thrones, nein, n ſittlicher Art, auf des Menſchen Geiſt und Thätigkeit hend, und darum nur zerſtörbar mit dem Menſchen ſelbſt, tte ſich, reizend, lockend, beſeelend in das Leben ge-

ſtellet. Und ſo wie durch die Entwickelung oder vielmehr durch die allmählige Umwandelung des alten Zuſtandes der Dinge in den neuen alle Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens berühret waren, ſo mußte auch der neue Zuſtand der Dinge, als er nun nicht mehr verkannt werden konnte, für und für auf alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe einen großen, einen unüberſehbaren Einfluß ausüben und wichtige Folgen nach ſich ziehen. Das gewaltige Ringen und Streiten neuer Art, das begonnen war, mußte fortgeſetzet werden, und mochte, nach der Weiſe menſchlicher Dinge, durch Jahrhunderte hindurch gehen, wie es denn auch nicht aufgehöret hat bis dieſen Tag. Dem Alten, in der Kirche wie im Staate, ſollte ſeine Ehre bleiben; das Neue mußte ſeine Prüfung beſtehen, Allem ſein Recht widerfahren. Und die wunderlichen Widerſprüche, welche überall daſtanden, Wenigen bemerkbar, von Niemandem angetaſtet, mußten, beſtändige Reibungen unterhaltend, mannichfaltige Veranlaſſungen und Gelegenheiten zur Fortſetzung oder zur Erneuerung des Streites darbieten, und die Beſtrebungen der Menſchen mußten ſich deſto häufiger durchkreuzen, da es nicht bloß um Fortſchritt oder Stillſtand galt, ſondern da auch Mancher, der das Beſtehende nicht haltbar fand, lieber zurück als vorwärts und an die Stelle des Alten lieber das Aeltere ſetzen, als das Neue anerkennen und fördern wollte. Hier jedoch können nur einige Erſcheinungen erwähnet werden, welche mit den dargeſtellten im unverkennbaren Zuſammenhange, in dieſer Zeit hervor treten und auf die Geſtaltung des geſellſchaftlichen Lebens mächtig eingewirket haben, und auch ihnen kann kaum weiter gedacht werden, als in Hinſicht auf ihren Urſprung und ihre Bedeutung.

Seit drei Hundert Jahren, als Otto der Erſte, zuerſt wegen der Verdienſte ſeines großen Vaters unverdienter Weiſe hoch gefeiert, alsdann durch den Glanz dreier Kronen verblendet, endlich von den ſclaviſchen Sitten am Hofe zu Byzanz

ezaubert, zu einem gränzenlosen Stolze gekommen war, hatte
ich, wie zu jener Zeit angemerket worden ist [1], in Teutsch-
and eine seltsame Vornehmthuerei eingedränget, welche bald,
m kaiserlichen Hofe gepfleget, die alten Bräuche überwand,
nd die vaterländische Einfachheit nöthigte, zurück zu weichen
or Anmaßung und Dünkel. Feine Redensarten verdrängten
ie derbe Sprache der Wahrheit, und ein gewandtes Kniebeu-
gen gefiel mehr, als ein mannhafter Auftritt. Eine Erziehung
n diesem Sinn erhielt bei Allen, die sich groß dünkten und
ach großen Dingen strebten, den Vorzug vor geistiger Bil-
ung, vor Kenntnissen und Wissenschaften. Eine solche Er-
iehung aber konnten nur eben die Söhne hochstehender Män-
er erhalten, und deßwegen wurden geistige Bildung, Kennt-
isse und Wissenschaften, mit seltenen Ausnahmen, Ge-
ngeren überlassen, welche ein innerer Drang zu den hei-
gen Quellen trieb, welche eines Trostes bedurften in ihrer
urücksetzung. Daher ward an den Gedanken jener besseren
rziehung der Gedanke einer besseren Geburt geknüpfet, und
r Mann von höherer Bildung wurde nur in so weit aner-
nnt, als er sich brauchbar bewies. Ehe man fragte, wer
nd welcher der Mann sei, fragte man nach seinem Vater,
ach seiner Herkunft. Ein vornehmes Geschlecht galt mehr,
ls Geist, Tugend und Tüchtigkeit. Selbst die Kirche hielt
ch nicht frei von diesem eitelen Hochmuthe. Das Heilige
ochte immerhin von den Händen geringer Menschen verwal-
t, und der Trost der Religion den bedürftigen Seelen aus
m Munde des Niedriggeborenen gespendet werden: die hohen
Würden der Kirche, welche dem edelen Manne Gelegenheit,
Mittel und Macht zur Förderung des Wahren und Guten
ewährten, pflegten mehr und mehr nur an Menschen zu kom-
en, die sich eines vornehmen Geschlechtes rühmen konnten.
Während der heilige Stuhl zu Rom auch Männern von ge-
nger Geburt, welche sich durch ihren Geist und ihre Gelehr-

samkeit, durch frommen Eifer und reine Sitten auszeichneten, zugänglich blieb, wurden in Teutschland, soviel nur möglich, die Bisthümer, die Abteien, alle Pfründen in den Besitz von Solchen gebracht, die sich einer hohen Geburt erfreueten. Zwar arbeiteten die Könige und Kaiser aus dem fränkischen Hause diesen Bestrebungen bald geradezu entgegen, bald achteten sie dieselben nicht, und bewährten auch hierin ihre edele Gesinnung; aber die unendliche Verwirrung, welche unter Heinrich dem Vierten eintrat, lähmte ihre Kräfte und vereitelte ihre Absichten. Von den Hohenstaufen dagegen wurde der Hochmuth von Neuem und mit Liebe gehalten und gefördert. Wie sie ihre eigene Abkunft, wenn nicht verleugneten, doch gern verheimlichten, um nicht als Emporkömmlinge zu erscheinen, sondern als zu dem Geschlechte der Könige fränkisches Stammes gehörend, so war bei ihnen die Abstammung aus einem alten Geschlechte, nämlich aus einem Geschlechte, das bekannt war durch hohe Ehren und großen Besitz, immer die beste Empfehlung. Nur Solche sollten erniedriget werden, die hoch genug standen zu einem Versuche, sich ihnen gleich zu stellen.

Bei einer solchen Gesinnung aber erhielt die Leiter gesellschaftlicher Ehren und Würden, nicht dem Rechte nach, je doch in den Sitten, im Herkommen und in der Gewohnheit, immer mehr Stufen. Die Enkel der Väter, die gleich gewesen waren, standen weit auseinander, der Eine auf der untersten Stufe, der Andere auf der höchsten oder der nächsthöchsten, Jenes ohne Verschuldung, Dieses ohne Verdienst. Alles durch Glück und Zufall, durch Begünstigung und Vernachlässigung, durch die Launen und die Leidenschaft Derer, von deren Händen Ehren und Würden gespendet wurden. Und wenn auch das Leben mannichfaltigen Wechsel brachte, und den Gewaltigen rasch von der Höhe herabstürzte, auf welcher er sicher und fest zu stehen geglaubet hatte, so durften doch Diejenigen, welche sich da unten befanden, kaum hoffen,

ß es ihnen jemals gelingen werde, durch Geist und Wissen-
haft, durch That und Tugend, die Leiter hinauf zu klimmen
s zu den höheren Stufen und zu den höchsten.

Ein solcher Zustand der Dinge war, nach menschlicher
insicht, wohl geeignet, die Welt der Vassallen auseinander
u treiben und endlich das Oberste zum Untersten zu machen:
enn die Untersten, an sich die Stärksten, hatten ihre eigenen
räfte, und die Macht der Obersten ruhete in den Untersten.
uch vermag Niemand zu sagen, wie sich die Dinge gestaltet
aben würden, wenn die Welt der Vassallen ihrer eigenen
ntwickelung überlassen gewesen wäre. Manches aber, das
inen Ursprung nicht in dieser Welt hatte, wirkte auf dieselbe
n, hielt zusammen, was Spaltung drohete, und befestigte
it starken Banden, was zerfallen zu müssen schien. Zuvör-
erst war die Kirche, wie oft und wie gern sie auch das Prieste-
um dem Königthum entgegen setzen mochte, auf das Engste mit
em Reiche verschlungen, und nur in der Erhaltung des Lehen-
Wesens, wie es sich entwickelt hatte, fand sie die Mittel zu ihrer
genen Erhaltung, zu der Herrschaft, die sie schon gewonnen hatte,
der zu gewinnen bemühet war. Auch trug sie kein Bedenken,
dischen Dingen das Siegel des Himmels aufzudrücken, und
ei dem Glauben dieser Zeit wurde die Aechtheit dieses Sie-
els selten in Zweifel gezogen. Zweitens riß die fromme Be-
eisterung, welche die Kreuzzüge erzeugte und unterhielt, über
lle Spalten und Klüfte des irdischen Lebens hinweg, und
or dem Tode, welchem Hunderttausende für eine heilige An-
elegenheit des menschlichen Herzens erlagen, gab es Nichts
ohes und Nichts Niederes, sondern Alle wanderten, kämpften
nd starben als Krieger des Herrn. Nun aber erhoben sich
rittens im heiligen Lande, den Geist der Kreuzzüge in sich
ragend, Religioses und Kriegerisches, Aufopferung und That
ereinend, die geistlichen Ritter-Orden, geschlossene Verbrü-
erungen. Diese Orden wichen zwar auch, weil zwei, weil

drei Verbrüderungen neben einander bestanden und neben einander Ruhm und Reichthum gewinnen wollten, aus Eifersucht und Neid, nach und nach von ihrem ursprünglichen Geist ab, und erlagen im Fortgange der Zeit der Gewalt irdischer Mächte; ja sie errichteten alsdann einen Herd für die Vornehmthuerei der Welt, und arbeiteten sorgsam darauf hin, ihre Reihen mit hochgeborenen Jünglingen und Männern zu füllen; aber eine geraume Zeit hindurch standen sie doch vermittelnd da, und öffneten dem bewährten Krieger ihre Schranken ohne nach dem Vater zu fragen und dem Aelter-Vater. Und als viertens, die alte erhabene Gesinnung aus diesen Orden verschwunden war, und sie nur irdischen und eitelen Bestrebungen Raum gaben, da hatten sie schon auf die Völker Europa's mächtig eingewirkt, und wesentlich dazu beigetragen, daß sich der Lehen-Dienst zu Roß in ein Ritterthum verwandelte, welches zwar keine Verbrüderung war, aber doch mit einer Verbrüderung Das gemein hatte, daß der Name und die Ehre ertheilet werden mußte und nicht von einem Einzelnen, er mochte hoch stehen oder niedrig, angenommen werden durfte, in ein Ritterthum, welches der ganzen Vassallen-Welt zugänglich war, weil es durch That und Tüchtigkeit erworben werden mußte, und weil dem einzelnen Ritter zustand, über That und Tüchtigkeit entscheidend, den Namen und die Ehre desselben zu ertheilen, in ein Ritterthum endlich, welches eben deßwegen eine Verbindung wurde, die alle Classen in der Welt der Vassallen umschließend, die zerstörte Gleichheit, wenigstens in Einem Punkte, wieder herstellte, nämlich nicht durch Reichthum, Ansehen und Macht, sondern durch die Anerkennung gleicher Ehrenhaftigkeit. Fünftens trieb der Geist der Städte, der sich überall rührte, und den man in Italien als stark und furchtbar kennen lernte, alle Angehörigen des Lehenthumes zu einander hin, Diejenigen ausgenommen, welche von feudalistischen Leidenschaften zu Grunde gerichtet oder aller Sicherheit in ihren alten Kreisen

nangelnd, unter den Bürgern der Städte Schutz zu ſuchen
nöthiget waren oder für das Beßte hielten. Je mehr jener
:iſt um ſich griff, und je weniger man den Boden kannte,
f welchem die neue Freiheit ruhete, die ſich ſo frech und kühn
den Städten erhob, deſto allgemeiner wurde der Haß gegen
: ſtädtiſchen Gemeinden, deſto tiefer das Gefühl, daß Große
d Kleine zuſammen halten müßten, um das Lehenthum zu
ten, in welchem ihre Ehren und Würden, ihre Erinnerun=
n und Hoffnungen, ihre Anſichten und Vorurtheile wur=
ten allzumal. Endlich lag ſelbſt in dem Verſchwinden
s königlichen Anſehens eine Nöthigung für die Kleinen der
aſſallen=Welt, ſich den Großen anzuſchließen. Denn im
rone war ihr Halt und Hort geweſen; nur durch den
ron konnten ihre Kräfte vereiniget werden, und nur in der
reinigung waren ſie achtbar und ſtark; vereinzelt waren ſie
chts und mußten den Schutz der Großen wider einander
hen. Der königliche Mantel war weit genug geweſen, um
szureichen für viele Fürſten=Kleider; aber nicht Alle, das
ßten ſie wohl erkennen, durften nach demſelben greifen,
nn nicht die Lappen in Fetzen zerriſſen werden ſollten.

Nachdem nun aber die Landesherrlichkeit der Fürſten, ſo
tliches als geiſtliches Standes, begründet und anerkannt
r, mußte ſich das Bedürfniß allgemein fühlbar machen, die
rhältniſſe der Mitglieder der Vaſſallen=Welt, welche den
tädten gegenüber ſämmtlich als der Adel der Nation bezeich=
t werden dürfen, dergeſtalt rechtlich feſtzuſtellen, daß die
nigkeit und Geſchloſſenheit derſelben beſtehen, oder nach jeg=
hem Zerwürfniſſe rechtlich hergeſtellet werden möge. Dieſem
edürfniß aber war nicht leicht abzuhelfen. An eine Ver=
ndigung der Fürſten, welche zur Landesherrlichkeit gelanget
aren, mit allen Vaſſallen und After=Vaſſallen bis zu der
zten Menſchen=Claſſe hinab, deren Schickſal in das Lehen=
Beſen verflochten war, durfte nicht gedacht werden; und wäre

sie in dem Lande des einen Fürsten gelungen, so würde der Versuch in dem Land eines anderen leicht gescheitert sein. Wenigstens war zu fürchten, daß in den unteren Vassallen Erinnerungen erwachen möchten, welche für die Befestigung des neuen Zustandes der Dinge keineswegs heilsam sein konnten; Erinnerungen, hier an die Freiheit der Väter, auf ächtem Eigenthume ruhend, dort an den gemeinschaftlichen Ursprung aller Lehen, der kleinen wie der großen, so wie aller Würden und Gewalten. Je mehr man die Sache erwog, desto größere Bedenklichkeiten mögen sich erhoben haben. Die Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten, durch den Gang der Ereignisse herbei geführet, war vom Kaiser anerkannt, aber nicht von den Vassallen und den Vassallen der Vassallen, die unter dem neuen Landesherren standen. Aber der Kaiser hatte auch die Hoheit des Reiches über die teutschen Länder nicht aufgegeben, und Niemand wußte zu sagen, welche Rechte ihm eigentlich vorbehalten waren. Ja, wenn je scharf nach dem Rechte gefraget worden wäre, so hätte man ohne Zweifel dem Kaiser das Recht absprechen müssen, die Landesherrlichkeit, die als Thatsache freilich nicht abgeleugnet werden konnte, anzuerkennen [2]. Von der anderen Seite hatten sich auch die Fürsten weder vom Reiche noch vom Kaiser loszusagen beabsichtiget; und in der That konnten sie weder des Einen noch des Anderen zur Begründung ihrer Landesherrlichkeit entbehren. Die Begriffe waren unklar und verwirret durch das Lehen-Wesen. Der Gedanke, nach welchem die alten Teutschen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse geordnet hatten, daß nämlich die öffentliche Gewalt von Denen ausgehen müßte, welche unter derselben leben wollten und sollten, war den Menschen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten fremd geworden; wenigstens war nach und nach keine Anwendung von demselben gemacht worden, und im dreizehenten Jahrhunderte mochte höchstens noch eine Spur bei der Königs-Wahl, obwohl selten

ine Wahl zu Stande gekommen war, und hier und dort bei em Gerichts-Weſen vorhanden ſein. Vielmehr wurde alle ffentliche Gewalt, es wurden alle Ehren und Würden, ja ller Beſitz, als durch Beleihung von einem Höheren ausge- angen angeſehen. Dieſe Anſicht führte auf den Kaiſer, als en Ober-Lehenherrn, als den Ausfluß aller Beleihungen: denn r hatte das Reich. Aber die Frage, durch welche der Cardi- al Roland den Zorn des Kaiſers Friedrich des Erſten unver- öhnlich erreget hatte [3], mag wohl häufig von denkenden Menſchen aufgeworfen worden ſein, die Frage nämlich: woher enn der Kaiſer das Reich habe? wer ihn denn mit der Ge- valt beliehen hätte, Andere zu beleihen, ihn, der von den- elben Fürſten erwählet wurde oder doch erwählet werden ſollte, elche von ihm, nach der Wahl, die Beleihungen empfingen? Der Kaiſer ſelbſt leitete ſeine Gewalt und ſeine Würde von Gottes Gnaden her. Dieſe Antwort aber mochte dem Fragen- en ſelten genügen. Wenn ſie nicht Etwas ſo ganz Gemei- es bedeuten ſollte, daß ſie aufhörte eine Antwort zu ſein [4], erzeugte ſie nothwendig die weitere Frage: wann, wie und odurch denn Jemand zu ſolcher Gnade gelange, daß er aus nem Beliehenen der Beleihende, der oberſte Lehenherr, werde. Die Kirche oder vielmehr der römiſche Stuhl gerieth in keine Verlegenheit. Nach der päpſtlichen Behauptung hatte Chriſtus, er Sohn Gottes, alle Gewalt über geiſtliche und über irdiſche Dinge dem Apoſtel Petrus verliehen: die beiden Schwerter, elche der Heiland für zureichend erkläret hatte, als das geiſt- che und als das weltliche Schwert gedeutet, und die Schlüſ- l des Himmelreiches, welche auf Erden und im Himmel ließen und öffnen ſollten, reichten in dieſen Zeiten aus als Beweiſe für eine ſolche Behauptung; von Petrus waren die Schwerter und die Schlüſſel übergegangen auf die römiſchen Biſchöfe, die Nachfolger deſſelben; von dem Papſte wurde das eltliche Schwert, während er ſelbſt das zweiſchneidige, geiſt-

liche behielt, dem Kaiſer bei ſeiner Krönung und Weihun
es wurde ihm das Reich verliehen und dadurch das Recht u
die Gewalt, alle weltlichen Verleihungen zu ertheilen. A
ſolche Weiſe gelangte der Kaiſer zu der Gnade Gottes, du
welche er eben Kaiſer war. Die Kaiſer haben dieſes päpſtli
Syſtem, ſobald daſſelbe laut bekannt wurde, allerdings v
worfen, aber ſie haben den Papſt nicht zu zwingen vermoc
daſſelbe aufzugeben; und wohl muß man geſtehen, ſie hab
daſſelbe, wenn ſie es auch mit Worten verwarfen, durch ih
Handlungen anerkannt. Die teutſchen Fürſten haben gleic
falls Widerſpruch erhoben und, in Worten, dem Papſte zu
Pflicht gemacht, den Mann zum Kaiſer zu krönen, der von
ihnen erwählet worden; allein man muß es gleichfalls einge
ſtehen, ſie ſind in ihrem Widerſpruche ſtecken geblieben und
haben nicht den Kreis zu durchbrechen vermocht, in welchem
ſie ſich herum dreheten [5]. Vermochten ſie aber die Fülle der
kaiſerlichen Gewalt nur von der Krönung und Weihung durch
den Papſt herzuleiten, ſo waren ſie auch genöthiget, die Kette
der geſellſchaftlichen Ordnung, die nunmehr in Teutſchland wer-
den ſollte, höher hinauf zu ziehen, um nach unten hin, neue
Glieder einhängen zu können, um für ihre eigene Landesherr-
lichkeit einen feſten Halt zu gewinnen und um den Vaſſal-
len, welche, vormals Vaſſallen des Reiches, fortan ihre Vaſ-
ſallen ſein ſollten, die Verpflichtung zu Gehorſam, Treue und
Dienſt aufzulegen. Alſo wurde die Kirche für und für, und
vielleicht mehr als jemals, in die weltlichen Verhältniſſe ver-
ſchlungen; die geſellſchaftlichen Zuſtände verwirrten ſich, und
es ſcheinet, dergeſtalt, daß ein jeder Einzelner immer mehr be-
ſorget wurde wegen ſeiner Zukunft.

Eine Verlegenheit anderer Art aber, die ſchon längſt ent-
ſtanden war, der man nothdürftig abzuhelfen längſt verſuchet
hatte, ſcheinet einen Weg gezeiget zu haben, auf welchem
man aus dieſem Irrſal hinaus kommen möchte, wenn auch

icht zu guter Ordnung für das teutsche Volk, doch zu einem
idlichen Verhältnisse für die verschiedenen Menschen-Classen,
us welchen die Gesellschaft der Vassallen-Welt bestand. In
em Ablaufe von vier Jahrhunderten nämlich war, während
er Einfälle von Nordmannen und Ungarn, von Polen, Wen-
en und Franzosen in Teutschland, während der Herrschaft
es Faustrechtes, der beständigen inneren Fehden und Händel,
er Streitigkeiten bei den Wahlen der Könige, besonders bei
em Wechsel der königlichen Häuser, der Heerfahrten nach Ita-
ien, der Kämpfe mit dem apostolischen Stuhle, der großen
lufregungen durch die Kreuzzüge, der jammervollen Parteiung
nd zuletzt der Versäumniß, der Mißachtung und Gering-
chätzung Teutschland's von Seiten der Kaiser: während aller
ieser ungeheueren Unglücksfälle und Wirrnisse war die Ent-
ickelung des vaterländischen Rechtes ins Stocken gerathen,
nd aus dem Gerichts-Wesen war die alte gute Ordnung
erschwunden. Noth und Drangsal hatten die öffentlichen,
ur Verwaltung und zur Pflege des Rechtes bestellten Beam-
en zur Versäumung gezwungen; in der Versäumung waren
ie Seelen entfremdet; aus der Entfremdung war Gleichgül-
igkeit hervor gegangen, und die mannichfaltigen Leidenschaften,
elche die Stürme der Zeit aufregten, hatten mit der Gleich-
ültigkeit eine arge Verwilderung hervor gebracht. Die Ge-
etz-Sammlungen der teutschen Völker, die auf Karl's des
roßen Befehl gemacht und ergänzet worden, waren vergessen;
n die Capitularien der fränkischen Könige, aus welchen sich
in gemeines Recht für das gesammte Teutschland heraus bil-
en zu müssen schien, hatte Niemand gedacht; von neuen Ge-
etzen zur Erneuerung, Ergänzung, Erweiterung der alten
olksrechte oder der Capitularien war nicht die Rede gewesen:
enn die wenigen kaiserlichen Verordnungen, welche nach und
ach erlassen sein mögen, und welche man wohl auch Reichs-
Gesetze zu nennen pfleget, betrafen weder das bürgerliche noch

das Strafrecht, sondern waren nur Bekanntmachung
Kaiser, nach Verabredungen mit einzelnen Fürsten, u
selben alte Vorrechte zu bestätigen oder neue zu verleihe
im beßten Falle, um die Störungen des Friedens dur
den und Straßenraub, unter Androhung von Straf
mißbilligen. Und wie mit dem Rechte, so mit dem G
Wesen. Die Gränzen der Gaue, auf welche die al
richte berechnet waren, hatten sich verloren: sie waren v
durchbrochen, verengert, erweitert; die Grafen hatten i
sprüngliche Bestimmung, das Gericht zu hegen und da
zu wahren, aufgegeben oder vernachlässiget; der Nam
schaft, ursprünglich das Amt bezeichnend, und in die
deutung häufig durch Verleihung auf die Bischöfe überge
hatte, wo er einem weltlichen Fürsten geblieben war, l
deutung eines Landes erhalten, bald auf einen einzeln
beschränket, bald mehre Gaue umfassend, und der Gra
sich unmittelbar unter das Reich gestellet mit landesh
Gewalt. Diese heillose Verwirrung, früh unter bed
Umständen hier und dort begonnen, mag sich unter J
dem Vierten mehr und mehr verbreitet haben, und un
Hohenstaufen, mit wenigen Ausnahmen, allgemein ge
sein [6]. Am Spätesten hatte sie wahrscheinlich Sach
griffen [7], etwa von der Zeit an, da Friedrich der Er
Bedenken trug, wie die Bischöfe, so die Grafen in G
durch jegliches Mittel aufzuregen wider seinen Feind, d
zog Heinrich den Löwen.

Und doch war dasselbe Bedürfniß, aus welchem z
Zeiten Gesetze und Gerichte hervor gegangen sind, in
Zeit nicht minder groß, als in alten Tagen, ja weg
großen Verwirrung vielleicht größer. Es fanden jetzt r
vor Streitigkeiten und Mißverständnisse Statt über Er
Besitz und Eigenthum; es fehlte nicht an Beleidigung
Verbrechen. Deßwegen waren die Einwohner der Länd

mangelung einer öffentlichen Gewalt zu Schutz und Recht,
nöthiget, ſich ſelbſt zu helfen. Sie bildeten, wie es ſcheinet,
ie Gerichte, die man wohl im eigentlichen Sinne Noth-
richte nennen darf, die aber verſchiedene Namen erhalten
ben mögen, wie dieſelben denn auch in verſchiedener Weiſe
fahren ſein dürften. In Oſtfalen, welches hier zunächſt
n Bedeutung iſt [8], wählten kleine Bezirke einen Richter,
r ſie den Gogreven oder Grafen nannten [9], und mit
nſelben nach alter Weiſe ohne Zweifel Schöffen. Anfangs
g dieſer Graf für einen einzelnen Fall gewählet, es mag
s ganze Gericht für denſelben einzelnen Fall gebildet worden
n, auf daß eine offenbare Frevelthat, welche allgemein
chrecken oder Zorn erreget hatte, nicht die Familie Desjeni-
n, an welchem ſie verübet worden war, zu ungemeſſener
ache triebe, ſondern durch eine ſchnelle öffentliche Entſcheidung
igeleget und der innere Friede des Bezirkes erhalten werden
öchte [10]. Bald aber wurde, bei fortdauernden Wirrniſſen,
s Grafen-Gericht ein beſtehendes Gericht, bis etwa der
raf, welchem die Gerichtsbarkeit in dieſer Mark zuſtand, ein
al eintraf, um ſelbſt das Gericht zu halten [11]. Alsdann
ögen auch civilrechtliche Streitigkeiten vor dieſem Grafen-
ericht verhandelt und entſchieden worden ſein. Wenn nun
dem Gerichte ein Mann ſaß, ſei es als Graf, ſei es
s Schöffe, welcher früher, als noch die alten geordneten
erichte gehalten wurden, denſelben entweder als Schöffe oder
fällig und als Zuhörer beigewohnet hatte, oder auch ein
ann, welcher von Anderen über das Recht, das bei dieſen
erichten galt, und über das Verfahren, das beobachtet ward,
terrichtet war: ſo machte derſelbe ſeine Kenntniſſe ohne Zwei-
auch in dem Grafen-Gerichte geltend; war aber, was
erdings oft genug der Fall ſein mochte, kein ſolcher Mann
weſend, ſo mußte nothwendig von den Schöffen, etwa mit
uſtimmung der Umſtehenden [12], der ganzen kleinen Volks-

Gemeinde, nach der Billigkeit, nach dem Gefühle der Anwesenden, das Recht gefunden und gewiesen werden. Die Entscheidung in der ersten Sache blieb alsdann nicht ohne Einfluß auf das Urtheil über die zweite; beide Entscheidungen hatten Einfluß auf die dritte. So bildete sich abermals ein Gerichts-Brauch, ein Gewohnheits-Recht. Man kann gewiß nicht sagen, dieses Recht sei ein neues gewesen: denn dasselbe ging aus demselben Geiste hervor, aus welchem die alten Gesetze der teutschen Völker hervor gegangen waren, und ward in derselben Weise gefunden. Man kann jedoch auch nicht sagen, daß sich die alten Volks-Gesetze in demselben fortgebildet oder entwickelt haben: denn die geschriebenen Sammlungen waren, wie schon bemerket worden ist, eben so wenig in der Hand der Grafen und Schöffen, als die Capitularien [13], und der Gedanke, daß der Inhalt von Beiden in der Erinnerung der Menschen geblieben und durch die Anwendung in den Gerichten und durch mündliche Mittheilung von Geschlecht zu Geschlecht diesen Zeiten überliefert worden sei, dieser Gedanke setzet einen zu starken Glauben an die Unfehlbarkeit des menschlichen Gedächtnisses voraus, als daß derselbe besonnener Weise für zulässig gehalten werden könnte. Vielmehr dürfte die Annahme am Meisten für sich haben, daß das Recht, welches in den Gogerichten gefunden und gewiesen ward, ein Erzeugniß der Noth des Augenblickes gewesen sei zur Abhülfe eines dringenden gesellschaftlichen Bedürfnisses; daß die Gerichte zwar gern in Anwendung gebracht haben mögen, was ihnen von alten Gesetzen und Gewohnheiten noch bekannt war und den gegenwärtigen Verhältnissen angemessen schien, daß sie aber allein den Zweck im Auge gehabt haben, den auch die alten Gesetz-Sammlungen zu erreichen strebten, den Zweck nämlich, die Rache der Menschen, die in ihren Rechten gekränkt waren, abzuwenden, und den gestörten Frieden der Gesellschaft wieder herzustellen. Ja, es wäre wohl möglich

die Aehnlichkeit, welche zwischen den späteren Rechts-
ungen, die aus diesen Verhältnissen hervor gegangen sind,
einzelnen Satzungen in den alten Gesetzen der teutschen Völ-
so wie zwischen dem ganzen Gerichtsverfahren in den alten
in den neuen Zeiten, unverkennbar vorhanden ist, nicht
der Benutzung dieser Gesetze ihren Grund habe, sondern
der Natur menschlicher Verhältnisse überhaupt, und im Be-
deren in den vaterländischen Sitten, Weisen und Bräuchen.
ch mag Dieses und Jenes in späteren Tagen eingeschoben
r hinzugefüget worden sein.

Aber durch dieses Verfahren in den Gogerichten entstand
hwendig eine große Mannichfaltigkeit des Rechtes, oder
lmehr eine große Verwirrung im Rechte. In den verschie-
nen Gerichten erfolgten ohne Zweifel verschiedene Entschei-
ngen; es bildeten sich abweichende Gewohnheiten. Und diese
weichungen mußten um so auffallender und nachtheiliger
rden, je kleiner die Bezirke der Gogerichte waren, und je
ufiger die Angehörigen verschiedener Bezirke mit einander
Verkehr, in rechtliche Verhältnisse kamen. Daher konnte
Wunsch nach Uebereinstimmung, nach gleichem Rechte, nicht
ge ausbleiben, und ein Mal erwacht, mußte dieser Wunsch
ner allgemeiner werden. Durch denselben sind wohl auch
zelne Männer, welche des Schreibens kundig waren, be-
gen worden, die Entscheidungen aufzuzeichnen, welche in
zelnen Gerichten gegeben waren, und wahrscheinlich ist es
chehen in vaterländischer Sprache: denn die lateinische Sprache
chten Wenige verstehen, und Diejenigen gewiß nicht, zu
en Nutzen die Aufzeichnung unternommen wurde. Solche
fzeichnungen mögen mitgetheilet worden sein von Gericht zu
richt, hin und her, und so mag eine allmählige Annäherung
att gefunden haben. Aber diese Annäherung befriedigte, wie
scheinet, nicht lange. Als die Landesherrlichkeit der Fürsten
gesprochen und zugleich die Hoffnung auf die Herstellung

Tagen [19]. Das aber ist der Unterschied: die Decretalen gründeten die Zeit, auf welche sie wirken, welche sie ordnen wollten, auf wahre, veränderte, verfälschte und falsche Urkunden, und durch dieses Verfahren haben sie zwar jene Zeit betrogen, aber auch späteren Zeiten möglich gemacht, den Betrug aufzudecken, Wahres und Falsches, Altes und Neues von einander zu sondern; der Sachsen-Spiegel hingegen tritt auf als ein selbständiges Buch; er berufet sich auf Niemand, führet keinen Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen und Sprüche, er übernimmt, gleich viel ob er Geschichtliches berühret, die bürgerliche Stellung der Menschen bespricht, oder, einem Gesetze gleich, das Recht bestimmt, immer selbst die Verantwortung; und durch dieses Verfahren hat er es den späten Forscher schwer, ja unmöglich gemacht, heraus zu finden, wie viel er mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung verdanket, und wie viel den jüngsten Ergebnissen des Lebens, wie weit er vorhandenen Stoff bearbeitet, und wie Manches er, auf die Zustände des Lebens berechnet, willkührlich hinzu gethan; aber durch eben dieses Verfahren ist auch in späteren Tagen leicht geworden, an dem Spiegel zu putzen, einzuschieben und hinweg zu lassen, was nicht genügte oder nicht gefiel, was erforderlich zu sein schien, oder nicht für gut gehalten ward. In der That beweisen nicht nur die Handschriften des Sachsen-Spiegels, welche bis jetzt aufgefunden sind [20], und von welchen auch die älteste wohl nicht mehr in das dreizehente Jahrhundert gehören möchte [21], daß Manches geändert und hinzu gesetzet worden sei, sondern auch einzelne Ausgaben müssen, obgleich in allen Handschriften befindlich, für spätere Zusätze erkannt werden. Wäre aber der erste Entwurf oder die Urschrift des Gesetzbuches noch vorhanden, so möchte sich vielleicht ergeben, daß Nichts geblieben, wie es ursprünglich gewesen, sondern daß Alles überarbeitet und umgearbeitet worden sei, ehe es die Gestalt erhalten habe, in wel-

r es in verschiedenen Handschriften auf unsere Zeit gekom-
n ist.

Bei einem solchen Rechtsbuche, wie es nämlich vor uns
jet, darf natürlich nach dem Verfasser nicht gefraget werden;
hstens könnte die Frage entstehen, wer wohl den ersten Ge-
ken gehabt haben möge, das vorhandene Recht, wie es
eils schriftlich abgefasset, Theils bei den Gerichten in Ge-
uch gekommen war, zusammen zu stellen, zu ergänzen, zu
em Ganzen zu verarbeiten? Und selbst mit der Beantwor-
g dieser Frage, wenn sie auch möglich wäre, würde nicht
gewonnen sein, weil das Verdienst dieses Mannes, oder,
ls mehre Männer sich zu einer gemeinsamen Arbeit verei-
t hätten, das Verdienst dieser Männer nicht mehr zu wür-
n ist. Allein sie ist mit Sicherheit nicht möglich, diese
ntwortung. Zwar pfleget Eike von Repgow als der Ver-
er der ersten Ausgabe des Sachsen-Spiegels, wenn anders
er Ausdruck verstattet ist, genannt zu werden, und dieser
nn soll durch einen Grafen Hoyer von Valkenstein bewo-
worden sein, die Arbeit, die er zuerst in lateinischer Sprache
uchet hatte, in die teutsche Sprache umzuwandeln. Beide
nen aber sind der Welt nur durch Reime bekannt gewor-
, welche den Handschriften, die wir noch haben, als Vor-
beigegeben zu sein pflegen [22]; aus der Vorrede sind sie
die Glosse übergegangen, in welcher man das Rechtsbuch
rläutern gesuchet hat, und so haben sie ihren Weg in die
chichte gefunden. So wie jedoch nicht alle Handschriften
Reimen versehen sind, so haben auch, welche sich derselben
uen, nicht gleich viele Reime. Die Vorreden, die am
hsten ausgestattet worden, sind unverkennbar von verschie-
n Verfassern und aus verschiedenen Zeiten; und selbst die
ne, die am Häufigsten vorkommen, und in welchen sich
e's und Valkenstein's Namen finden, dürften viel jünger
als die erste Abfassung des Gesetzbuches [23]. Nun schei-

nen allerdings in der erſten Hälfte des dreizehenten Jahrhundertes, an der nördlichen oder nordöſtlichen Seite des Harzes, ein Graf Hoyer von Valkenſtein und ein Eike von Repgow gelebet haben; denn beide Namen erſcheinen in Urkunden als Namen von Zeugen, und zwar vereiniget in derſelben Urkunde [24]. Aber eben dieſer Umſtand iſt wohl geeignet, eine neue Ungewißheit zu erregen. Denn wenn man erwäget, wie eifrig die Menſchen zu ſein pflegen, alles Vorhandene auf ſeinen Urheber zurück zu führen, wie ſie eher nach dem Meiſter fragen, als nach ſeinem Werke, und wie ihnen Alles, ohne Grund und Boden, in der Luft zu ſchweben ſcheinet, wenn ſie es nicht an den Namen eines Mannes zu knüpfen vermögen [25]: ſo ſcheinet es nicht unmöglich, daß irgend ein Versler, welchem die Namen Eike und Hoyer bekannt geworden waren, die Vorrede zum Sachſen-Spiegel mit denſelben geſchmücket habe, um dem heilſamen Geſetz-Buche um ſo leichteren Eingang zu verſchaffen. Jedes Falles iſt gewiß, Eike von Repgow und der Graf Hoyer von Valkenſtein haben kein anderes Intereſſe, als durch den Sachſen-Spiegel, und der Sachſen-Spiegel hat ſeinen Werth in ſich ſelbſt und in ſeinem Einfluß auf die Welt, nämlich auf das Volk der Sachſen, auf das teutſche Volk.

Aus dieſen Bemerkungen ergiebt ſich nun aber auch von ſelbſt, daß es unmöglich ſei, die Zeit zu beſtimmen, in welcher der Sachſen-Spiegel abgefaſſet, zum erſten Mal als ein Ganzes, als der Sachſen Landrecht und Lehenrecht nieder geſchrieben worden ſei. Vor dem Ablaufe des erſten Dritttheiles dieſes Jahrhundertes aber kann Dieſes kaum geſchehen ſein, oder genauer, kaum vor dem Jahre zwölf Hundert fünf und dreißig [26]. Es muß nämlich ein großes Bedürfniß nach einem Rechtsbuche vorhanden geweſen ſein, weil ein Einzelner ſich zu der ſchwierigen Arbeit entſchließen konnte, und durch dieſe Arbeit dem Bedürfniſſe wirklich abzuhelfen vermochte. Ehe aber ein ſolches

dürfniß so dringend werden konnte, mußte dasselbe sich ohne
eifel geraume Zeit herdurch, es mußte sich mehr als einem
schlechte fühlbar gemacht haben. In Sachsen aber kann
das Bedürfniß eines Rechtbuches erst fühlbar gemacht ha-
seit dem Sturze Heinrich's des Löwen und seit der Zer-
chung des Herzogthumes, das dieser große Fürst besessen
te. Und auch seit dieser Zeit hat ohne Zweifel die Hoff-
ng auf die Herstellung des Herzogthumes lange über manche
rlegenheit hinweg geholfen und bessere Tage in der Ferne
eiget; diese Hoffnung aber, wenn gleich sie sich nach und
ch vermindern mochte, kann erst gänzlich verschwunden sein,
der Enkel Heinrich's des Löwen, wie später erzählet wer-
soll, in dem angegebenen Jahre sein väterliches Erbe von
n Kaiser Friedrich den Zweiten zu Lehen genommen und
nselben als Vassall des Reiches den Eid der Treue geschwo-
t hatte. Da war es Zeit ein allgemeines Landrecht in das
lk der Sachsen hinein zu werfen, das nunmehr durch die
rren des Landes, wie es schien, für alle Zukunft vertheilet
r, durch Fürsten, welche, dem Kaiser entfremdet, dennoch
e landesherrliche Gewalt von dem Kaiser herleiteten, um
s heilige Reich unbekümmert, dennoch die Hoheit des heiligen
iches [27] abzuwerfen weder vermochten noch wagten. Und
ht ohne Bedeutung ist es, daß dieses Rechtsbuch, wie man
zunehmen kaum umhin kann, aus den Ländern des Hauses
vor gegangen, auf welches der Kaiser Friedrich der Erste
e Würde eines Herzoges zu Sachsen, die dem Welfischen
ause entrissen worden war, übertragen hatte, ohne jedoch
nselben die Macht Heinrich's des Löwen zu verleihen.

Als früher in diesem Werke der alten Volks-Gesetze ge-
cht wurde, war auch die Rede von dem Inhalte derselben,
n der Natur und dem Wesen des Rechtes, welches in dem-
lben enthalten war [28]. Das schien nothwendig. Die alten
eutschen waren uns nur durch Fremde, nur durch Feinde

bekannt geworden. Um ſie in den Nachrichten und Urtheilen dieſer Fremden nicht zu verkennen, mußte der Zeit vorgegriffen und Zeugniſſe aus ſpäteren Tagen mußten aufgenommen werden. Mit jenen Geſetzen aber traten ſie ſelbſt vor die Geſchichte und zeigten manche Eigenthümlichkeiten ihres Lebens, die nicht unbeachtet bleiben durften. Jetzt iſt Alles anders. Eine Reihe von Menſchen-Altern iſt abgelaufen, und wir haben die Teutſchen, ſo weit ihre eigenen Erinnerungen, in ihren Jahrbüchern niedergeleget, es verſtatteten, im Glück und im Unglücke durch dieſe Zeit herdurch begleitet. Auch zeigen die Rechtsbücher, von welchen hier die Rede iſt, daß von den Teutſchen, wie ſtark auch das Lehen-Weſen, wie ſtark das Chriſtenthum oder vielmehr die chriſtliche Kirche auf ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe eingewirket hatten, ihre Eigenthümlichkeit treu bewahret worden war unter allen Umſtänden. Um ſo mehr dürfen die neuen Rechtsbücher den Rechtsgelehrten überlaſſen bleiben.

Aber der Sachſen-Spiegel, indem er dem allgemeinen Bedürfniſſe nach Recht, wie in bürgerlichen und Straf-Fällen, ſo in Lehen-Sachen, auf eine Weiſe abhalf, welche allerdings auf einige Zeit zu genügen ſchien, ſuchte auch den neuen Landes-Herren aus der Verlegenheit heraus zu helfen, in welche ſie, wie oben bemerket worden iſt, durch die Erwerbung der Landes-Herrlichkeit hinein gerathen waren; er ſuchte die Verhältniſſe derſelben zum Kaiſer und zu der Vaſſallen-Welt rechtlich feſt zu ſtellen, die ſich fortan unter ihnen bewegen ſollte, ohne ſie zu verletzen, ohne ſich ſelbſt zu zerreiben. Dieſe Ausſprüche dürfen hier nicht übergangen werden, weil ſie zwar der Geſellſchaft keine neue Geſtalt gegeben, aber doch zuverläſſig auf die Geſtaltung der Geſellſchaft mächtig eingewirket, und die längſt entſtandene Trennung der Menſchen durch geſellſchaftliche Vornehmthuerei weſentlich gefördert haben.

Der Sachſen-Spiegel, und mit demſelben ſtimmen die

eren Rechtsbücher zusammen, stellet zuvörderst die Vassallen-
lt als ein Ganzes dar, welches Jedem verschlossen bleibet,
ein Mal außerhalb der Schranken stehet. Alsdann suchet
diese Welt zu ordnen und zu gliedern, und einem jeden
nossen seine Stellung anzuweisen. Als Grundsatz, nach
lchem die Stellung der Einzelnen bestimmt werden soll,
nmt er das Wesentliche an, die Entstehung des Besitzes,
r Ehren und Würden, die Beleihungen, und stellet Den-
nigen, der ein Lehen empfängt, wie billig unter Denjenigen,
r das Lehen ertheilet. Weil aber für die ächten Lehen, den
rundbesitz, Kriegsdienste geleistet werden mußten, ja weil
ese Lehen in der That und Wahrheit ursprünglich nur Be-
hnungen für Kriegsdienste gewesen waren und noch immer sein
lten, sei es, daß die Güter, wie im Anfange des Lehen-
Wesens, dem Besitzer wirklich hingegeben, sei es, daß sie, wie
ufig in späteren Tagen, demselben nur gelassen waren [29],
nd weil diese Verpflichtung zum Kriegsdienste den Vassallen
Azumal im Gedächtniß erhalten werden mußte: so bringt er
n Grundsatz mit dem Kriegsdienst auf eine Weise in Ver-
indung, die demselben in einem Zeitalter, welches das An-
hauliche liebte, am leichtesten Eingang verschaffen mußte, durch
ne bildliche Vorstellung. Er wählet eine Waffe, die Allen
eb war unter allen Umständen, nicht eine Waffe zum Trutze,
ndern zum Schutze, den Schild nämlich, den hinweg zu
erfen von Alters her für die größte Feigheit gegolten, der in
en letzten Zeiten eine neue und liebe Bedeutung erhalten
atte, weil er zum Träger von Wappen gebrauchet worden war,
urch welche ein Jeder sein Geschlecht vor der Welt auffallend kund
u thun vermochte. Er theilt gleichsam den Einen großen
Heerschild des Reiches in sieben Theile oder Heerschilden, und
bwohl ihm schwer wird, alle sieben Theile unter zu bringen,
o will er doch die Zahl sieben, die als bedeutungsvoll betrach-
et wurde, nicht aufgeben, und auch Raum behalten für eine

Erweiterung der Welt, die er ordnet [30]. Dadurch gelingt ihm, den König, zu welchem er die Fürsten nicht hinauf zu bringen vermochte, zu denselben herab zu ziehen, und Alle auf Einen Boden zu stellen. Denn der König erhielt den ersten Heerschild; er, der oberste Lehen-Herr, stehet an der Spitze aller Mannen zur Vertheidigung des Reiches. Den zweiten Heerschild erhielten, billig, die geistlichen Fürsten, die Bischöfe, die Aebte und Aebtissinnen, weil sie ihre Lehen unmittelbar von dem Könige zu empfangen hatten. Mit dem dritten Heerschilde müssen die weltlichen Fürsten zufrieden sein, obgleich auch sie unmittelbar von dem Könige mit ihren Würden belehnt wurden und in ihren Besitzungen nunmehr Landesherren geworden waren. Als Grund zu dieser Zurückstellung hinter die geistlichen Fürsten wird angegeben, daß sie nicht verschmäht hätten, auch von diesen geistlichen Fürsten Lehen zu empfangen und nicht reine Mannen des Königes geblieben wären. Zu dem vierten Heerschilde sollen sich Diejenigen bequemen, welche jetzt nur noch durch die Landesherrlichkeit der geistlichen oder weltlichen Fürsten zu dem Throne hinaufreichten, und ihre Lehen von diesen Fürsten erhielten, die Grafen und Herren, freie Herren genannt. Die Vassallen oder Mannen dieser freien Herren, schöffenbare Freie genannt, erhielten den fünften Heerschild [31], und die Mannen dieser Mannen den sechsten. So ist der Sachsen-Spiegel bis zu den gemeinen freien Bauern hinab gekommen, welcher sein Gütchen zu Lehen besaß, und als Dienstmann eines Dienstmannen des freien Herrn nöthigen Falles wohl auch unter die Waffen gerufen werden konnte; und nun ist er ungewiß, ob er es wagen darf oder nicht, diesen freien Bauern den siebenten Heerschild zu ertheilen, ohne Zweifel den Zorn der Höheren fürchtend. Er hilft sich indeß gut genug. Origines, sagt er, habe geweissaget, daß es sechs Welten, Zeitalter, geben solle; diese Welten nehmen ihren Anfang mit Adam, Noah, Abraham, Moses, David, Christus;

nn aber die siebente Welt beginnet, sagt er nicht, und noch
l weniger, wann sie endigen werde; wir leben in der sieben-
i Welt, und sie wird dauern so lange Gott will [32]. Eben
stellt er den siebenten Heerschild, der übrigens nur dadurch
tstanden ist, daß die weltlichen Fürsten Mannen der Bi-
höfe geworden [33], auf das Ungewisse in diese siebente
elt hinein, deren Entwickelung er zu ehren scheinet, und
erläßet es einem Jeden, sich unter denselben zu stellen, der
aum zu finden oder das Lehen-Recht zu erwerben weiß [34].

Und nun, da auf solche Weise die ganze Vassallen-
elt in bestimmte Ordnungen gestellet war, konnte auch einer
en Ordnung ihr Recht gelegentlich zugewiesen werden. Es
ar aber nicht leicht, Alle zu befriedigen, und im Besonderen
ochte der König nicht geringe Schwierigkeiten darbieten.
enn da er einen Theil des Heerschildes zu tragen hatte, und
: alle Anderen mit ihren Heerschilden auf Lehen-Boden stan-
n: so schien er ohne eine Beleihung allerdings keinen festen
tand erhalten zu haben; und doch sollte er kein Lehen em-
angen, sondern alle Beleihung sollte von ihm ausgehen.
e geringer aber die Macht des Königes war, desto weniger
ar Einspruch zu fürchten, was auch in dem Rechtsbuche stehen,
b durch dasselbe in das Volk gebracht werden mochte. Im
esentlichen war es Folgendes [35]. Der König soll gewäh-
: werden, daß er der Richter sei über Eigen, Lehen und jedes
annes Leib. Gewählet soll nur ein Fürst werden, ein freier,
ht geborener Mann, der weder lahm, oder aussätzig, noch
des Papstes Bann ist. Nach der Wahl soll er dem Reiche
ulde thun und einen Eid schwören, daß er das Recht stär-
n, das Unrecht kränken, und dem Reiche, wie er könne und
rmöge, vorstehen wolle in seinem Rechte. Einen anderen
d soll er, selbst als Zeuge, niemals schwören, wenn ihn
cht der Papst beschuldiget, daß er an dem rechten Glau-
n zweifele. Wenn er alsdann von den Bischöfen, welche

dazu gesetzet sind, geweihet wird und auf den Stuhl zu Aachen kommt, so hat er königlichen Namen und königliche Gewalt, und nach der Weihung durch den Papst hat er des Reiches Gewalt und den kaiserlichen Namen. Er mag Belehnungen aller Art ertheilen, wie mit den Ländern und Würden, so mit Rechten und Gerichtsbarkeiten: denn er selbst kann nicht überall sein, und nicht Alles besorgen, aber in dem Lande, in welchem er sich befindet, fallen alle Gerichtsbarkeiten, ungeachtet er sie verliehen hat, auf ihn zurück, wie in jeder Stadt Münzen und Zölle. Nur wegen dreier Dinge kann der Kaiser nach seiner Weihung mit dem Banne der Kirche belegt werden: wenn er an dem Glauben zweifelt, sein ächtes Weib verlässet oder Gottes-Häuser zerstöret. Dagegen kann er vor dem Pfalzgrafen gerichtet werden, und es kann ihm selbst an den Leib gehen, wenn ihm zuvor das Reich abgesprochen ist. So wie aber der Sachsen-Spiegel nicht saget, wer den Pfalzgrafen zum Richter über den König gesetzet habe, so lässet er auch den Ursprung der königlichen und der kaiserlichen Gewalt ungewiß, oder vielmehr, er gehet so behende über diesen Ursprung hinweg, daß es scheinet, er habe die Nachfrage abwenden wollen. Das Recht des Königes zwar, alle Gerichtsbarkeit entweder selbst auszuüben oder zu verleihen, scheinet er entschieden aus der Wahl herzuleiten [36]; aber den Ursprung der Namen und der übrigen Gewalt des Königes und des Kaisers setzt er in die Weihungen der Bischöfe und des Papstes der Krönungen nicht gedenkend. An Statt jedoch eine solche Wirkung der priesterlichen Weihungen zu erklären, weiset er nur auf die beiden Schwerter hin, welche Gott auf dem Erdreiche gelassen habe, um die Christenheit zu schirmen [37]. Zugleich macht er dem Kaiser zur Pflicht, dem Papste, wenn derselbe zu der bestimmten Zeit auf einem weißen Pferde reitet, den Steigbügel zu halten, damit der Sattel nicht weiche; und dieses, von den Päpsten erschlichene Recht, welches er

den beiden Schwertern in Verbindung zu bringen scheinet, et er als ein Zeichen an, daß der Kaiser mit dem weltlichen ht eintreten soll, wo der Papst mit dem geistlichen Rechte t auskommt, so wie der Papst, und das scheinet in der ihung zu liegen, verbunden ist, mit dem geistlichen Rechte higes Falles dem weltlichen Rechte zu Hülfe zu kommen.

Den geistlichen und den weltlichen Fürsten, den Landes- ren, welche mit dem zweiten und dem dritten Heerschild gerüstet worden, wird die Verpflichtung aufgeleget, von n König oder dem Kaiser die Belehnung zu empfangen, erste mit dem Zepter, die andere mit Fahnen. Den ltlichen Fürsten ist auch nachgelassen, vielleicht weil es sonst nzlich an weltlichen Fürsten gefehlet haben würde, Lehen n geistlichen Fürsten anzunehmen; nähmen sie aber Lehen von Laien-Fürsten, so würden sie ihre Stellung im Heer- ilde verschlechtern. Ueberdieß sollen die Fürsten beides Stan- schuldig sein, dem Aufgebote des Königes zu Hof und enst Folge zu leisten, und wenn sie eine eidliche Verbindung gehen, ausdrücklich zu erklären, daß dieselbe nicht gegen s Reich gelten solle. Dagegen haben sie alle, die geist- en und die weltlichen Fürsten, das Recht, den König zu sen. Wann, wo, auf wessen Veranlassung, wird nicht sgemacht. Aber das Rechtsbuch hat über die Verfahrungs- eise bei der Wahl Bestimmungen, die auffallend, ja kaum reiflich sind, die vielleicht nur zur Zeit Rudolf's von Habs- g in dasselbe aufgenommen sein können, die aber, wie die tere Geschichte beweiset, einen wesentlichen Einfluß auf die staltung der Verhältnisse in Teutschland gehabt haben. Das- e nämlich nennet sieben Fürsten, welche die Ersten an der r des Kaisers sein sollen, drei geistliche und vier weltliche, d diesen weltlichen Fürsten schreibet es Reichs-Aemter zu, lche im Fortgange der Zeit Erz-Aemter genannt worden d. Die geistlichen Fürsten sind die Erzbischöfe von Mainz,

Trier und Cöln, über deren Nennung ſich Niemand verw
dern wird, weil die Stühle von Mainz, Trier und Cöln
älteſten erzbiſchöflichen Sitze in Teutſchland waren, und
die Prieſter, die auf dieſen Stühlen ſaßen, faſt immer
größten Einfluß, wie auf alle Angelegenheiten des Reiches,
im Beſonderen auf die Wahl des Königes gehabt hatten.
ja doch ſelbſt der Gedanke ausgeſprochen worden, daß der
des Reiches am Rheine ſei. Deſto mehr aber ſetzen die w
lichen Fürſten, die genannt werden, in Verwunderung. D
es werden genannt, der Pfalzgraf zu Rhein, der Herzog
Sachſen, der Markgraf von Brandenburg und der König
Böhmen. Der Erſte wird bezeichnet als des Reiches Tru
ſeß oder Droſt, der Andere als des Reiches Marſchall,
Dritte als des Reiches Kämmerer, der Vierte als des Rei
Schenk [38]. Von dem Könige von Böhmen, obwohl
den Erſten an der Kur genannt, wird hinzugefüget, daß
keine Kur habe, weil er kein Teutſcher ſei; von allen Ande
welche als die Erſten an der Kur genannt werden, heiſſet
daß ſie nicht nach ihrem Muthwillen kieſen, ſondern De
nigen, der von allen Fürſten erwählet worden, zuerſt bei
men kieſen ſollen. Alſo ſcheinet es, daß nach dem Sach
Spiegel die Fürſten, welche er die Erſten an der Kur nen
nur die Stimmen aller Fürſten ſammeln, ſich über den M
welcher die meiſten Stimmen erhalten hat, vereinigen und
dann den Namen deſſelben zuerſt ausſprechen ſollen.
wenn dieſer Sinn wirklich in den Worten des Rechtsbu
läge [39], ſo möchte wohl auch die Gloſſe zu demſelben R
haben, wenn ſie den König von Böhmen als den Mi
mann bezeichnet, welcher bei gleichen Stimmen den Ausſch
zu geben habe. Jedes Falles iſt gewiß, daß dieſe ſieben F
ſten, drei geiſtliche und vier weltliche, im Fortgange der
als diejenigen, welchen das Recht, den König zu wählen,
ſtehe, als Kurfürſten anerkannt worden ſind.

Nun aber, wie sind gerade diese vier weltlichen Fürsten, elche der Sachsen-Spiegel als die Ersten an der Kur be-ichnet, zu diesem Vorzuge gekommen? Die Geschichte giebt f diese Frage durchaus keine Antwort. Sehen wir auch von n Könige von Böhmen hinweg, der in einem slavischen nde gebot, so sitzen zwei andere Fürsten, der Herzog von achsen und der Markgraf von Brandenburg ja auch auf utschland's Gränzen, und haben ihre Besitzungen, ganz oder n Theil, in slavischen Ländern. Die Pfalz zu Rhein ist erdings ein rein teutsches Land; aber warum wurde nicht r Herzog in Baiern, welchem die Pfalzgrafschaft gehörte, ter die Ersten an der Kur gebracht, sondern eben der Pfalz-af, welcher derselbe Fürst war? warum erscheinet kein Fürst s dem innern Teutschlande, aus den Ländern zwischen der lbe und dem Rhein, unter den Ersten? Warum nicht der erzog von Oesterreich? oder der Herzog von Schwaben? arum nicht der Landgraf von Thüringen oder der Markgraf n Meissen? Warum Niemand aus Lotharingen und Bur-nd? In der That, man vermag den Gedanken kaum ab-weisen, daß die angeführten Vorzüge nur wegen der persön-en Verhältnisse der Fürsten eingeschoben worden seien, und ser Gedanke weiset, wie schon bemerket worden und wie sich seiner Zeit ergeben wird, auf den König Rudolf hin [40].

Uebrigens hatten die Fürsten alle landesherrlichen Rechte, lche einzeln anzuführen weder möglich noch nöthig ist. t der Grafschaft oder der Gerichtsbarkeit wurden sie aus-rücklich beliehen, und konnten selbst von Niemandem gerichtet rden, als von ihres Gleichen unter dem Vorsitze des Köni-s. In dieser Hinsicht standen sie höher, als der König, über lchen ja der Pfalzgraf das Gericht haben sollte [41].

Diejenigen, welche den vierten Heerschild* führten, die ten Herren, sind so gut als möglich abgefunden. Aus ihnen nn der König gewählet werden; sie sind nicht von Reichsta-

gen ausgeschlossen; sie durften, mit dem Königes-Banne beliehen, über Blut und Leben richten; sie konnten adelige Männer zu ihren Vassallen und Dienst-Gefolge haben. Ihnen fehlte also keine Eigenschaft, zu dem Range der Fürsten empor zu steigen. Mit ihnen hören aber auch diese Eigenschaften auf. Die Männer, welche unter den fünften Heerschild gestellet sind, waren Vassallen der Höheren, und mochten derselben Landtage besuchen; sie waren die Schöffen in den Gerichten unter Königes-Bann, und sollten nur von ihres Gleichen gerichtet werden; aber sie selbst konnten kein Gericht über Blut und Leben hegen, und keine wahren Vassallen haben. Nur Ein Recht hatten sie noch mit den Fürsten, Grafen und Freiherren gemein, welches an die alte Gleichheit erinnerte, sie hatten mit denselben gleiche Buße und gleiches Wehrgeld. Auch noch wurden auch die Dienstmannen des Reiches, solche Vassallen nämlich, welche auf unmittelbaren Reichsgütern sassen und deßwegen dem Kaiser zu jeder Zeit zum Dienste bereit sein mußten[42], auch ohne vorausgegangene Ankündigung nicht nur diesen schöffenbaren Freien gleich gesetzet, sondern noch gegen dieselben zurück gestellet. Denn als hätte der Kaiser unter den Grafen und Freiherren stehen sollen, diese Dienstmannen sollten gegen einen schöffenbaren Freien weder Zeugniß ablegen, noch das Recht finden, wenn es demselben an Leib, Ehre oder Erbe ging[43]. Sie gehörten daher in der That nur zur Hälfte in den fünften Heerschild, zur Hälfte aber in den sechsten, welcher die After-Vassallen der letzten, wahren Vassallen des fünften Heerschildes deckte, und zu gleicher Zeit die Dienstmannen der höheren Classen, welche immer zu der Folge derselben eben so bereit sein mußten, als die Dienstleute des Reiches zu der Folge des Königes. Diese After-Vassallen und Dienstmannen hatten, so lange sie in diesem Verhältniß blieben, nicht mehr das Vorrecht nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; sie behielten jedoch das Lehen-Recht, und in

n, wenn sie von ihren Herren frei gelassen, des Dienstes le-
g erkläret, und zugleich mit einem gewissen Grundbesitze be-
ehen wurden, unter die schöffenbaren Freien und in alle
echte derselben. Und endlich stehen tiefer als diese, von dem
ebenten Schilde nicht bedecket, sondern, man möchte sagen,
ur überschattet, die eigentlichen Bauern oder Meier, die zwar
n den freien Menschen gerechnet und Landsassen genannt
urden, weil sie ihren kleinen Grundbesitz von den Höheren
Lehen erhielten, die jedoch, weil sie nur die Waffen führen
rften, wenn sie ihnen von ihren Guts-Herren in die Hand
geben wurden, und nur so lange führen durften, als er
er zur Vertheidigung bedurfte, jeglicher Willkühr ausgesetzet
aren, und deßwegen in eben so mannichfachen als ungewis-
Verhältnissen standen.

Aber hier sollen und können diese Verhältnisse nicht wei-
r verfolget werden, und zur Bezeichnung der verworrenen
ustände in Teutschland, den der Verfall des Reiches erzeuget
atte, und der durch die Landesherrlichkeit der Fürsten bleibend
emacht ward, scheinen auch diese Bemerkungen zu genügen.
ergleichet man nun diese Zustände mit den einfach mensch-
chen Verhältnissen, in welchen die alten Teutschen bei ihrem
intritt in die Geschichte erscheinen, vergleichet man sie mit
n Grundsätzen, auf welchen unter Karl dem Großen und
urch denselben das Leben stand: so erschrickt man über die
äten Folgen früherer Verwirrungen und über die furchtbaren
Birkungen des Lehen-Wesens, dessen verneinende Natur gar
ufig in diesem Werke nachgewiesen worden ist. Die Tren-
ung der Menschen von Menschen ist nunmehr vollendet, oder
och der Vollendung nahe. Hochmuth und Dünkel haben
ien festen Boden gewonnen, auf welchem sie geschützet wer-
en durch Rechte und Gerichte. Selbst diese Vassallen-Welt,
ie sich allein für frei erkläret, obwohl ihre Freiheit nur aus
Dienst und geliehenem Besitze hervor gegangen ist, wird sich,

weil sie die Gewalt hatten, hinweg breitete. Diese „
Leute“ waren mehr, als zuvor, der Willkühr ihrer
Preis gegeben. Ob ihre Unfreiheit, ihre „Eigenschaft“
sen Namen hatte oder jenen, ob sie selbst Hörige oder
eigene hießen, ist daher ziemlich einerlei. Allerdings g
Abstufungen, und viele, und nach denselben wurden
verschiedenen Namen benannt, hergenommen von der
sprunge ihrer Unfreiheit, von ihren Obliegenheiten, vor
Lage, ihrer Lebensweise und der Art, in welcher sie ihre
rung suchten, angewendet bald im Ernst, bald im Scher
wohl aus Verachtung und Spott [49]. Allerdings
die ersten Classen, die Lassen [50], wohl nicht tief unt
freien Landsassen. Auch hatten sich die Gesetze in alten
ihrer angenommen, wenn nicht um ihrer selbst Willen
zum Besten ihrer Herren, und im Fortgange der Zeit
wohl, in verschiedenen Gegenden verschiedene Gewohnhe
der Behandlung der Unfreien, und über die Forderung
an sie gemacht werden sollten, entstanden sein, die ei
setzlichen Anstrich erhielten. Ueberdieß mag die Gei
durch Beispiel und Lehre eingewirket haben [51]. Ab
gesicherte Stellung hatten die Unglücklichen nicht. Sie
der Willkühr ihrer Herren überlassen. Wenn der H
guter und edeler Mensch war, so mochte ihr Schicksal
ja es mochte, weil sie abgestumpfet, schlaff, und dem
ken der Freiheit entfremdet waren, sogar behaglich sein
der Herr hingegen launenhaft, aufbrausend, hart und
sam, so waren sie jeglicher Mißhandlung ausgesetzet,
Mißbrauch der Gewalt, auch gegen die besser Gestellte
um so leichter zu verschleiern, je größer die Zahl der
fungen war. Er konnte sie zu jeder Arbeit zu jeder Zeit
gen; er konnte sie verkaufen, verschenken, tödten, prügel
stümmeln, schänden, ohne eine Strafe befürchten zu dürfe
da sie ihm gehörten, und folglich kein Eigenthum hatt

rte er ihnen Alles nehmen, was sie erwarben oder besaßen. ren ja doch auch jene Rechte und Gewohnheiten, die zu m Besten eingeführet worden sein mögen, so mannichfal- daß selbst der Sachsen-Spiegel sich außer Stande siehet, r zu gedenken [52], und deßwegen vorziehet, Menschlichkeit Mäßigung durch die Mahnung zu empfehlen, daß Gott Menschen, den Armen wie den Reichen, nach seinem Bilde)affen und durch seine Marter erlöset habe, daß alle Un- eit nur entstanden sei durch Zwang, Gefangenschaft und)altthat, und daß man sie nur aus Gewohnheit für Recht e [53]. Wenn aber auch möglich gewesen sein mag, gegen ebürnisse der Herren Schutz zu erhalten: wie konnten die en Leute es wagen, das Gericht aufzurufen, ohne sich n Gewaltthätigkeiten auszusetzen [54]? Und doch waren enigen, welche einen Herrn hatten, noch nicht in den übel- Verhältnissen: denn sie wurden durch ihren Herrn vor Muthwillen und dem Uebermuth Anderer geschützet, und n nur ihn zu fürchten. Am Schlimmsten ging es den den, die nicht ein Mal eine Heimath hatten, und darum n Herrn. Sie waren dem Muthwillen eines Jeden bloß llet, der sich an ihnen auszulassen Lust hatte. Denn sie n rechtlos, hatten kein Wehrgeld und eine Buße, die zu ihrem Schutz angeordnet war, sondern zu ihrer Ver- ung [55]. Wenn aber gefraget würde, wie sich wohl die aller unfreien Menschen in Teutschland verhalten haben mö- zu der Zahl Derer, welche sich irgend einer Freiheit erfreueten: mn auf diese Frage freilich keine bestimmte Antwort gegeben)en; denn weder über jene Zahl noch über diese findet sich ıd eine Angabe in den Ueberlieferungen. Nach der Menge Leibeigenen jedoch, die einzelnen Herren gehörten [56], wegen des Umstandes, daß immer mehr Menschen, durch Herrschsucht und den Zwang so vieler kleinen Herren, in Unfreiheit hinab gewürdiget, und daß die Gründe der Un-

freiheit nicht vermindert, sondern vermehret wurden [57], ist mit Zuversicht anzunehmen, daß bei Weitem die meisten Menschen in Teutschland unfrei gewesen sind; ja, es würde wohl selbst die Annahme kaum zu gewaget sein, daß, zwei oder drei hundert Jahre nach dem Anfange der Kreuzzüge [58], die Städte ausgenommen, wenigstens zwei Drittheile, vielleicht drei Viertheile aller Menschen entweder in Hörigkeit, in Leibeigenschaft oder in Rechtlosigkeit gelebet haben.

Und nun, wer erschrickt nicht vor einem solchen Zustande der Dinge? wer möchte behaupten, daß aus demselben heraus Teutschland sich zu Freiheit und Bildung habe erheben können? Nein; auf diese Welt des Lehenthumes, der Herren und Knechte, schien selbst die Religion Jesu Christi, bei der gegenwärtigen Stellung der Kirche, ihren Einfluß verloren zu haben. In der hochmüthigen Selbstsucht verloren alle edleren Gefühle der menschlichen Brust ihre Kraft, und die Standes-Interessen verdunkelten Volk und Vaterland. Drei frische Mächte indeß die schon aufgetreten waren oder aufzutreten im Begriffe standen, bewahrten vor allgemeiner Barbarei, und verbürgten eine bessere Zukunft: die neue Freiheit in den Städten, die Wissenschaft und die Kunst. Jene Freiheit hatte sich schon bewähret, und trotzte ihren Feinden; die Wissenschaft kann nirgends lange fehlen, wo Freiheit ist, und die Kunst wurde selbst Denen zum Bedürfnisse, welche die Wissenschaft nicht achteten, und die Freiheit verfolgten. An ihnen hing die Hoffnung fest, daß es den Teutschen, die in alten Tagen einen so tiefen und eigenthümlichen Geist großartig bewähret hatten, doch noch einst, in ferner Zukunft, gelingen werde, da zu stehen unter den Völkern der Erde als ein einiges, großes und freies Volk, das erste oder dem ersten gleich.

Siebentes Capitel.

Die Fem-Gerichte.

J. 1230.

Unter allen teutschen Völkern hatten die Sachsen sich am einsten gehalten in teutscher Eigenthümlichkeit, und am Wegsten vermischet mit fremden Völkern. Auch hatten sie, oder re Väter unter anderen Namen, am Meisten für die Erhalng und Wahrung dieser Eigenthümlichkeit gethan. Sie hatn das Joch zerbrochen, das Rom auf Teutschland geleget hatte, d dadurch das teutsche Volk und die Welt vor allgemeiner echtschaft bewahret; sie hatten ein ganzes Menschen-Alter gen den gewaltigen Eroberer, Karl den Großen, gekämpfet, d sie würden den Waffen desselben nicht erlegen sein, wenn sie nicht durch den Eifer christlicher Priester und Mönche zur emuth vor dem Kreuze gebracht und an Unterwürfigkeit geöhnet hätte; sie hatten, vereinet mit den Friesen, den Plünrungen der furchtbaren Nordmannen Einhalt gethan, und ese verwegenen Abenteuerer von den teutschen Gränzen zurück wiesen; sie hatten an dem wilden Raubgesindel der Ungarn, r welchem alle christlichen Völker zitterten, zuerst blutige Rache nommen für seinen frevelnden Uebermuth, und die übrigen

Teutſchen zur Beſinnung und zum Gefühl ihrer Kraft zurück gebracht; ſie hatten Teutſchland's Vormauer gebildet gegen die eindringenden ſlaviſchen Völker durch eine Reihe von Markgrafſchaften längs des Elbſtromes: Böhmen war durch ſie an das teutſche Reich gekommen, die Polen waren eingeſchüchtert, das Land zwiſchen der Elbe und Oder war erobert, die Küſten des baltiſchen Meeres bis zur Mündung der Oder waren für Teutſchland gewonnen, und teutſches Leben, Sprache und Sitte verbreitete ſich durch ſie weithin an den Küſten dieſes Meeres hinauf bis zum finniſchen Meerbuſen; und wie ſie ſchon in alten Tagen ein Reich in Britannien gegründet und das Leben auf dieſem Eiland in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer Freiheit und Sitte, ſo kraftvoll geſtaltet hatten, daß, trotz ungeheuren Erſchütterungen, trotz des ſchärfſten Lehenthumes, von einem fremden Eroberer eingeführet, ächte teutſche Weiſe ſich beſſer erhalten hat, als in Teutſchland ſelbſt, und daß der Name Sachſen im höchſten Anſehen ſtehet bei England's großem und ſtolzem Volke bis dieſen Tag, ſo hatten ſie auch ihren Namen auf einen großen Theil von Teutſchland geleget, der ſich von der Eider bis zum Erz-Gebirge, bis zum Thüringer-Wald, und zu der Diemel erſtreckte, und vom Rheine, dem königlichen Strome, bis zum Strome der Oder; ſie hatten den Teutſchen zwei Könige gegeben, von welchen der Eine durch Weisheit, Mäßigung und jede fürſtliche Tugend ein wirkliches teutſches Reich gegründet, den Teutſchen, wie wohl umſonſt, die Richtung, in welcher ſie naturgemäß zu ſtreben hätten, gezeiget [1], und durch die Erbauung von Städten manchen Grundſtein zu einer höheren Bildung des teutſchen Volkes gelegt, der Andere hingegen den teutſchen Namen zu einem Ruhm und einem Glanze gebracht hatte, vor welchem die Könige der Erde wie geblendet zurück traten, und den Anſpruch aufgaben, dem Könige der Teutſchen gleich zu ſein; endlich hatten ſelbſt in den letzten Zeiten, als Argliſt und prieſterliche

nſte Alles umſtrickten und verwirrten, als Selbſtſucht, Ver-
) und Meineid faſt allgemein herrſchend geworden waren,
Sachſen in jenem Lande, aus welchem einſt Armin, der
Freier Teutſchland's, der zweite Gründer des teutſchen Vol-
hervorgegangen war, die alte Tugend der Teutſchen, die
ige Treue, unverbrüchlich zu bewahren gewußt.

Ein ſolches Volk, hatten die Sachſen gerechte Anſprüche
er Teutſchland's Völkern. Von ihrer Geſchichte wußten ſie
nig; die Namen ihrer großen Männer waren ihnen kaum
annt; ſelbſt Armin's Name ward unter ihnen nicht gehöret;
ſo ſeltſam hatte das Leben Alles umgewandelt, und ſo
chtig hatte das Wort der Prieſter auf ſie gewirket, daß ſie
keinem Namen früherer Tage mit größerer Ehrfurcht hingen,
an dem Namen des Fürſten, der ihnen die Freiheit geraub
und die Knechtſchaft des Lehenthumes aufgezwungen hatte,
dem Namen des heiligen Karl des großen Kaiſers: Alles,
s beſtand, und Alles, was beſtehen ſollte, ſchien nicht an-
aſtet werden zu können, wenn es zurück geführet ward auf
ſen Mann. Aber ihre Geſchichte war in ihnen; ſie waren
Kinder ihrer Väter, die Zöglinge der Zeit, die ſich aus den
den und den Thaten früherer Tage heraus entwickelt hatte.
tzt freilich bot ſich die Gelegenheit zu großen Thaten kaum
ch dar. Um ſo mehr mußten die Sachſen ſich berufen füh-
, auf geiſtige Weiſe einzuwirken auf das teutſche Volk.
d ſie haben dieſen Beruf für und für redlich erfüllet, wenn
ch nicht ohne große Irrthümer, welche der Menſch, ſo lang
ſtrebet, nicht zu vermeiden vermag. In leichteren Dingen,
den heiteren Spielen des Geiſtes, mögen Andere ihnen vor-
gegangen ſein oder ſie übertroffen haben; im Ernſten und
ründlichen ſind ſie niemals zurück geblieben und niemals
ten. Um dieſe Zeit aber war das Erſte, was Noth that,
e Freiheit, und eine geſellſchaftliche Ordnung, aus welcher
h eine höhere Bildung des Volkes im Fortgange der Zeit

entwickeln mochte. Freiheit und Ordnung waren die Bedingungen der Wiſſenſchaft, der Kunſt und jeglicher Pflege des Geiſtes. Was von den Sachſen fortan für die Freiheit zu erwarten war, iſt ſchon angedeutet worden. Die teutſche Kunſt gab, wie der Fortgang der Geſchichte beweiſen wird, der Freiheit in den Städten ihre wahre Bedeutung, trieb dieſelbe in dieſer Bedeutung am höchſten hinauf, verſchaffte ihr einen weiten Wirkungskreis, und ſicherte ſie, nicht vor Gefahr, aber vor der Unterdrückung: und der Herd des großen Bundes war in Sachſen. Von den Oſt-Sachſen, oder Oſtfalen, war der Sachſen-Spiegel ausgegangen. Was auch an dieſem Rechtsbuche, nach unſeren Anſichten von den menſchlichen Dingen und nach unſeren Begriffen von den Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens zu tadeln ſein, und wie unvollkommen uns daſſelbe erſcheinen mag: die Beſtrebung deſſelben, die vorhandene Wirrniß zu endigen, und die wilde Maſſe zu geſtalten, iſt achtbar und jegliches Lobes werth. Dem Verfaſſer ſtand keine Macht zu Gebote, um durchzuſetzen, was Sittlichkeit und Religion forderten und verlangten: er konnte nur den Verſuch machen, ob es ihm gelingen möchte, die Leidenſchaften Derer, welche das Schwert in der Fauſt hielten, zu beruhigen, und ſie ſelbſt aus der Verworenheit zu dem Gedanken an Recht und Pflicht zurück zu führen. Darum mußte er ſchonend zu Werke gehen und einem Jeden laſſen, was er beſaß, gleich viel, wie er dazu gekommen war. Er konnte, um einen Ausdruck der Gloſſe zu gebrauchen, nur als Mittelmann auftreten, und durfte deßwegen keine andere Stelle wählen, als mitten in den Zuſtänden ſeiner Zeit, um dieſelben den Menſchen aller Claſſen zu deuten. Dadurch eben hat er ſo tief eingewirket auf die Sachſen und weit über die Sachſen hinaus. Man muß bewundern, daß er gewaget hat, an Gott und den Erlöſer zu erinnern, an Gerechtigkeit und Wahrheit. Auch iſt es kein geringes Verdienſt, daß er es unternommen, ein rein

erländisches Recht wieder in das Gedächtniß der Menschen
rufen, und späteren Geschlechtern dadurch die Verpflichtung
zulegen, für die weitere Ausbildung desselben nach Einsicht
Bedürfniß Sorge zu tragen. Wir sind freilich zu wenig
errichtet über den wahren Zusammenhang. Vielleicht war
römische Recht, das von den Hohenstaufen, das von der
istlichkeit auf jede Weise begünstiget ward, und das teutsche
nglinge und Männer in der Schule zu Bologna längst
nen zu lernen gesuchet hatten, vielleicht war dieses Recht,
ches die Vorfahren der Sachsen mehr verabscheuet hatten,
die Waffen der Römer, auch schon in Sachsen eingedrun-
, und vielleicht sollte der Sachsen-Spiegel ein Bollwerk sein
en diesen verderblichen Feind. Dürfte Dieses angenommen
den, so würde das Verdienst des Verfassers um so größer
heinen. Zwar ist ihm nicht gelungen, das römische Recht
uhalten, aber verzögert hat er das Eindringen zuverlässig,
schon dadurch hat er Großes erreicht. Jedes Falles ist
ßiß, Ostfalen hat sich, unter den obwaltenden Umständen,
alten Sachsen-Weise getreu gezeiget. Und Westfalen ist
t zurück geblieben, aber es ist einen anderen Weg gegangen.

In diesem Lande nämlich, dem Lande der Rettung und
Sieges, wurden in diesen Zeiten jene eigenthümlichen Ge-
te gebildet, welche unter dem Namen der Fem-Gerichte be-
met oder berüchtiget sind; Gerichte, welche durch Noth und
ürfniß erzeuget, zuerst von allgemeinem Vertrauen gehalten
gehoben, alsdann durch mannichfaltige Befeindungen und
zedrungene Veränderungen zu ungebürlichen Ausgriffen ge-
t, gedränget, fortgestoßen, endlich das Grauen späterer Zei-
geworden sind, besonders wegen der Heimlichkeit, mit wel-
sie ihr Wesen und Werk zu umgeben genöthiget waren.

Eine Reihe von gelehrten Männern, veranlasset durch
Geheimnißvolle und durch die fast unbegreifliche Macht
s wunderlichen Gerichtes, haben in neuerer Zeit ihre Auf-

merksamkeit demselben zugewendet, und ihren sorgfältigen Forschungen und ihrer scharfsinnigen Zusammenstellung alter Urkunden ist es gelungen, Vieles in ein helles Licht zu setzen, was früher in Nacht und Dunkelheit verhüllet gewesen war. [2] Die Bildung der Gerichte oder der Frei-Stühle, aus Frei-Grafen und Frei-Schöffen bestehend; die zwiefache Verhandlung derselben als offenbare Acht, zu welchem der Zutritt Niemandem versaget ward, und als heimliche Acht, bei welchem die gespannte oder geschlossene Bank nur von den Wissenden, von Frei-Grafen und Frei-Schöffen eingenommen werden durfte, ein Uneingeweiheter aber nur mit Gefahr seines Lebens sich einschleichen konnte; die Verpflichtungen, welche die Wissenden auf sich nahmen, und nicht ohne Gefahr ihres Lebens verletzen mochten; die Hegung der Gerichte, nur in Westfalen, nur auf der rothen Erde, unter freiem Himmel, an hellem Tage; das ganze gerichtliche Verfahren, in dem heimlichen Dinge, wie in dem öffentlichen; die Sachen, welche als Femfragen vor das heimliche Gericht gebracht werden durften; die Grundsätze, nach welchen entschieden, die Strafen, welche verhänget, die Art und Weise, in welcher das Urtheil vollzogen ward: Alles Dieses ist, wenn nicht über allen Zweifel hinaus, doch so klar und deutlich urkundlich entwickelt und dargestellet worden, daß der Zweifel sich nur noch an Neben-Dinge hängen zu können scheinet. Aber die Urkunden, aus welchem ein so helles Licht gewonnen worden ist, sind größtes Theiles aus viel späteren Zeiten, aus der letzten Hälfte des vierzehenten, oder aus dem fünfzehenten und sechszehenten Jahrhunderte; aus Zeiten, in welchen die Fem-Gerichte zwar immer noch auf der rothen Erde geheget wurden, der Gerichtssprengel sich aber so weit ausgebreitet hatte, als man sich zu dem Namen des heiligen Reichs bekannte, in welchen Wissende in allen Ländern Teutschlands saßen, in welchen die Landes-Herren sich zu Stuhl-Herren der Frei-Stühle gemacht hatten, und von den Kaisern oder von den

ollmächtigten der Kaiser Beleihungen mit den Frei-Grafschaf-
ertheilet werden mußten, in welchen aber deßwegen nach
nach mannichfaltige Veränderungen und, wie man glaubte,
besserungen mit den Frei-Gerichten vorgegangen, und durch
etze, Eidschwüre und auf andere Weise bestätiget waren, in
hen endlich der Verfall und das Verderbniß der Frei-Gerichte
t mehr verkannt werden können. Der Ursprung der Frei-
ffschaften hingegen ist noch eben so wenig erkläret, als der
ne Fem selbst, und eben so wenig sind die Ursachen aufge-
den, welche der Fem die große Bedeutung, und jene ge-
ltige Macht verschaffet haben, daß sie sich als das höchste
richt des Reiches betrachten durfte und als das höchst Ge-
t anerkannt wurde; vielmehr sind die Meinungen hier-
r, mehr oder weniger begründet, sehr verschieden bis diesen
g. Auch möchte sich niemals Gewißheit, oder nur Ueber-
stimmung erlangen lassen; denn zu diesen Untersuchungen
let es, weil die Gerichte sich im Stillen bildeten, und schon
gebildet dastanden, als sie der Welt bekannt wurden, an
unden und Ueberlieferungen, ohne welche freilich Vermu-
ngen, wie wahrscheinlich sie sein, wie stark sie durch die
tur menschlicher Dinge, durch den Gang der Geschichte und
allgemeinen Zustände des Lebens, ja selbst durch die späte-
Urkunden unterstützet werden mögen, immer Vermuthungen
ben und nie die Kraft von Beweisen erhalten mögen. Aber
n Menschen bleibet nichts Anderes übrig, als sich an der
ahrscheinlichkeit zu halten, wenn er nicht zur Gewißheit zu
angen vermag [3].

Die Schicksale der Westfalen, obgleich auch sie sich zu dem
men der Sachsen bekannten, waren verschieden gewesen von
t Schicksalen der Ostfalen. Bis auf die Zeit Karl's des
oßen hatten sie, obwohl häufig von den Pippinen und Karl
artell bedränget und in manche bittere Noth gebracht, die
lte Freiheit der Teutschen bewahret, welche gerade in diesem

merksamkeit demselben zugewendet, und ihren sorgfältigen Forschungen und ihrer scharfsinnigen Zusammenstellung alter Urkunden ist es gelungen, Vieles in ein helles Licht zu setzen, was früher in Nacht und Dunkelheit verhüllet gewesen war [2]. Die Bildung der Gerichte oder der Frei-Stühle, aus Frei-Grafen und Frei-Schöffen bestehend; die zwiefache Verhandlung derselben als offenbare Acht, zu welchem der Zutritt Niemandem versaget ward, und als heimliche Acht, bei welchem die gespannte oder geschlossene Bank nur von den Wissenden, von Frei-Grafen und Frei-Schöffen eingenommen werden durfte, ein Uneingeweiheter aber nur mit Gefahr seines Lebens sich einschleichen konnte; die Verpflichtungen, welche die Wissenden auf sich nahmen, und nicht ohne Gefahr ihres Lebens verletzen mochten; die Hegung der Gerichte, nur in Westfalen, nur auf der rothen Erde, unter freiem Himmel, an hellem Tage; das ganze gerichtliche Verfahren, in dem heimlichen Dinge, wie in dem öffentlichen; die Sachen, welche als Femfragen vor das heimliche Gericht gebracht werden durften; die Grundsätze, nach welchen entschieden, die Strafen, welche verhänget, die Art und Weise, in welcher das Urtheil vollzogen ward: Alles Dieses ist, wenn nicht über allen Zweifel hinaus, doch so klar und deutlich urkundlich entwickelt und dargestellet worden, daß der Zweifel sich nur noch an Neben-Dinge hängen zu können scheinet. Aber die Urkunden, aus welchem ein so helles Licht gewonnen worden ist, sind größtes Theiles aus viel spätern Zeiten, aus der letzten Hälfte des vierzehenten, oder aus dem fünfzehenten und sechszehenten Jahrhunderte; aus Zeiten, in welchen die Fem-Gerichte zwar immer noch auf der rothen Erde geheget wurden, der Gerichtssprengel sich aber so weit ausgebreitet hatte, als man sich zu dem Namen des heiligen Reichs bekannte, in welchen Wissende in allen Ländern Teutschlands saßen, in welchen die Landes-Herren sich zu Stuhl-Herren der Frei-Stühle gemacht hatten, und von den Kaisern oder von den

:vollmächtigten der Kaiser Beleihungen mit den Frei-Grafschaf-
: ertheilet werden mußten, in welchen aber deßwegen nach
d nach mannichfaltige Veränderungen und, wie man glaubte,
rbesserungen mit den Frei-Gerichten vorgegangen, und durch
:setze, Eidschwüre und auf andere Weise bestätiget waren, in
lchen endlich der Verfall und das Verderbniß der Frei-Gerichte
ht mehr verkannt werden können. Der Ursprung der Frei-
:afschaften hingegen ist noch eben so wenig erkläret, als der
ıme Fem selbst, und eben so wenig sind die Ursachen aufge-
ıden, welche der Fem die große Bedeutung, und jene ge-
ıltige Macht verschaffet haben, daß sie sich als das höchste
:richt des Reiches betrachten durfte und als das höchst Ge-
ht anerkannt wurde; vielmehr sind die Meinungen hier-
er, mehr oder weniger begründet, sehr verschieden bis diesen
ıg. Auch möchte sich niemals Gewißheit, oder nur Ueber-
:stimmung erlangen lassen; denn zu diesen Untersuchungen
ılet es, weil die Gerichte sich im Stillen bildeten, und schon
ɜgebildet dastanden, als sie der Welt bekannt wurden, an
kunden und Ueberlieferungen, ohne welche freilich Vermu-
ıngen, wie wahrscheinlich sie sein, wie stark sie durch die
ıtur menschlicher Dinge, durch den Gang der Geschichte und
allgemeinen Zustände des Lebens, ja selbst durch die späte-
ı Urkunden unterstützet werden mögen, immer Vermuthungen
:iben und nie die Kraft von Beweisen erhalten mögen. Aber
m Menschen bleibet nichts Anderes übrig, als sich an der
ahrscheinlichkeit zu halten, wenn er nicht zur Gewißheit zu
langen vermag [3].

Die Schicksale der Westfalen, obgleich auch sie sich zu dem
ımen der Sachsen bekannten, waren verschieden gewesen von
ı Schicksalen der Ostfalen. Bis auf die Zeit Karl's des
:oßen hatten sie, obwohl häufig von den Pippinen und Karl
ärtell bedränget und in manche bittere Noth gebracht, die
ılte Freiheit der Teutschen bewahret, welche gerade in diesem

Lande die Aufmerkſamkeit, ja die Bewunderung der Römer erreget hatte[4]. In den Kriegen jenes harten Eroberers fiel auf ſie das ſchwerſte Theil. Karl ſuchte das Gedächtniß Arminſ's, des Helden der Freiheit, durch die Zerſtörung der Säule deſſelben zu verlöſchen, die Freiheit ſelbſt ſuchte er zu vertilgen durch die Unterdrückung der Freien und durch die Einſetzung von Herren, von Lehenleuten, an deren Statt, welchen Herren er Biſchöfe, Prieſter und Mönche zur Unterſtützung gab. Das Erſte iſt ihm gelungen, das Andere nicht: denn die Freiheit und die Vertheidiger derſelben, die Weſtfalen, waren Eins; ſo lange dieſe waren, konnte Jene nicht untergehen. Schon während des Streites zwiſchen Karl's Enkeln ſtanden die Weſtfalen auf, trieben ihre Herren aus dem Lande und ſtellten die alte Euua wieder her. Zwar ſcheiterte der ruhmwürdige Verſuch; ſie mußten ihn hart büßen, mit Gut und mit Blut[5]. Aber die Zeit der Rache ging vorüber; und die Herren, welche zurück kamen oder an die Stelle der früheren traten, mochten doch wohl gewitziget ſein durch die große Lehre, die ihnen gegeben war. Weſtfalen dürfte weit mehr freie Menſchen, auf ächtem Eigenthume ſitzend, behalten oder wieder erhalten haben, als irgend ein anderes teutſches Land[6], und wenn auch die Gau-Verfaſſung, die Karl der Große eingeführet hatte, aufrecht erhalten wurde, ſo ſcheinet doch in das Rechts- und Gerichtsweſen gar Vieles von der Weiſe der Väter zurück gekehret zu ſein. Denn in der Folge der Zeit blieben die Weſtfalen ſich gewöhnlich ſelbſt überlaſſen, und empfanden wenig von irgend einer Herrſchaft. Sie ſtanden unter dem großen Herzogthume Sachſen; die Herzoge aber hatten ihren Sitz in Oſtfalen, und hatten hier, das Geſicht gegen die Wenden und Dänen gewendet, ihre Haupt-Macht zu bilden geſuchet. So war es geweſen unter dem Geſchlechte, aus welchem die Ottone ſtammten, und unter den Billungern; ſo war es geblieben unter dem Kaiſer Lothar und den Welfen. Vor den Angriffen der

rdmannen waren ſie durch die Frieſen ziemlich ſicher; die den Raubzüge der Ungarn hatten ſich bis in dieſe Gegen- t nicht erſtrecket, und die feindſeligen Verſuche von Franzo- , Polen, Wenden und Dänen gegen Teutſchland waren zu handen gemacht, ehe die Weſtfalen von denſelben berühret den konnten. Und auch die furchtbaren Wirrniſſe im In- en Teutſchland's, welche unter den fränkiſchen Königen ent- nden und unter den Hohenſtaufen fortdauerten, hatten die ſtfalen größtes Theiles verſchonet; ſie waren allerdings von t zu Zeit hinein gezogen, aber ſelten waren ſie die Bühne wilden Getümmels geworden. Es iſt begreiflich, ja es r faſt nothwendig, daß ſich unter ſolchen Verhältniſſen die en Bräuche, Sitten und Weiſen erhielten, wie überhaupt, auch im Rechte und Gerichts-Weſen, und ſich ausbildeten, ch Veranlaſſung und Bedürfniß, im vaterländiſchen Geiſte. ie Gau-Verfaſſung, die überall zu Grunde gieng, erhielt unter den Weſtfalen. Der Gaugraf hegte für und für s Gericht, wie in alten Tagen, und die Cent-Grafen wehrten s Recht in ihren Kreiſen, in allen Sachen, die ihnen zu- wieſen waren; der entfernte, aber mächtige Herzog erhielt Ordnung und beſchränkte jede Behörde auf ihren Kreis, eils durch Unterſuchungen, die von Zeit zu Zeit Statt fan- n, Theils dadurch, daß er Berufungen von Denen annahm, lche ſich durch die Entſcheidung der Gerichte verletzet glaubten. ch hatten die Weſtfalen Nachbaren, die um ſo ſtärker auf Kräftigung ihres alten Freiſinnes einwirken mußten, je nnichfacher der Verkehr war, in welchem ſie ohne Zweifel t denſelben ſtanden. Dieſe Nachbaren waren nach Weſten d Norden die Frieſen und Stedinger, nach Weſten und den die Städte am Rhein, und unter dieſen Städten das chtige Cöln.

Von den Stedingern wird weiter unten die Rede ſein. e Frieſen aber, längs der Küſte des Meeres hin, vom Aus-

fluſſe des Rhein bis zur Eider, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, verbreitet, hatten allerdings, größtes Theiles, w die übrigen teutſchen Völker, das harte Joch des Lehen-Weſe auf ſich nehmen müſſen, Holland und Seeland hatten ſch im zehenten Jahrhundert erbliche Grafen; daſſelbe war, w nigſtens im eilften Jahrhunderte, der Fall mit Gelderland u Zütphen; in Oberyſſel hatte der Biſchof von Utrecht um di ſelbe Zeit die Grafſchaft im Beſitz; und wie viele Streitigk ten um die Grafſchaft Stade und das Land der Ditmarſch zwiſchen den Erzbiſchöfen von Bremen und den Herzogen v Sachſen Statt gehabt hatten, iſt erzählet worden. Aber d an den Küſten und Flüſſen hatte ſich in ſieben ſogenannt Seelanden die alte Freiheit der Frieſen gerettet und erhalte Dieſen Seelanden war das Lehen-Weſen fremd geblie Wie viele Verſuche auch gemacht ſein mochten, denſelben d Freiheit zu entreiſſen: ſie hatten entweder gar keinen, o keinen dauernden und vollſtändigen Erfolg gehabt. Die V ſammlung von Abgeordneten aus allen ſieben Landen, die Upſtallboom, bei Aurich im Brokener Gau, Statt zu fin pflegte, erhielt und nährte den Gemeinſinn überall, und w ſolche Einrichtungen zur Vertheidigung aller Frieſen zu tre daß die Grafen von Holland, Geldern, Oldenburg und G eben ſo wenig als die Biſchöfe von Bremen und Utrecht Stande waren, der Freiheit dieſer Frieſen bedeutenden trag zu thun. Von der einen Seite durch das Meer geſch von welchem einſt ihre Leiden gekommen waren und ihr fahren, von der anderen durch die ruhigeren Weſtfalen, dieß durch die Natur ihres Landes begünſtiget, das nur groſſe menſchliche Anſtrengung ſeinen Werth bekam, und wegen für Diejenigen nicht eben lockend war, die nur im und Getümmel gedeihen zu können glaubten, erhielten entwickelten ſie, wenig geſtöret, die geſunden Kräfte, mit chen die Natur ſie ausgeſtattet hatte in den Sitten der

nd vergaßen im Genuſſe der Freiheit gern den Genuß der Dinge, die ihnen nicht zugänglich waren. Sie müſſen den Weſtfalen ein Reiz alter Tugend und Tüchtigkeit geweſen ſein [7].

Aber gewiß iſt den Weſtfalen auch das Leben nicht entgangen, das ſich in den Städten am Rheine nach und nach geſtaltet hatte. Wenn es auch wahr ſein mag, daß Weſtfalen nirgends die Gränze dieſes Stromes erreichen ſollte, ſo lief doch jedes Falles dieſe Gränze in geringer Entfernung neben demſelben hin, und die Geſchichte Heinrich's des Löwen hat bewieſen, daß dieſer große Herzog das rechte Ufer des Rheines gegen den Erzbiſchof von Cöln in Anſpruch nahm [8]. Aber die Gränzen, welche die Fürſten um Länder und Ländertheile gezogen haben, ſind nicht die Gränzen des Verkehres, ſondern der Verkehr gehet herüber und hinüber. Und wie hätte der Rhein mit ſeinen Städten ohne Einfluß auf Weſtfalen bleiben können, da ja ſchon die kirchlichen Verhältniſſe der Bisthümer in Weſtfalen zu dem Erzbisthume Cöln eine ſtarke Verbindung unterhielten, und Cöln's Handel nach allen Richtungen ging. Auch iſt es auffallend, daß die Stadt Soeſt, welche durch ihre Lage am Wenigſten begünſtiget zu ſein ſcheinet, ſo früh, wie wenige andere Städte, ein Weichbild erhielt, das bald Anderen, die nach der Freiheit ſtrebten, und namentlich der Stadt Lübeck zum Muſter dienen konnte [9]. Dieſe Erſcheinung, welche allerdings die wohlwollende Geſinnung des Herzoges von Sachſen für ſtädtiſches Leben und Treiben vorausſetzet, würde wohl nicht möglich geweſen ſein ohne den Einfluß von Cöln.

Bei dieſem Zuſtande der Dinge in Weſtfalen iſt es begreiflich, daß ſelbſt der Sturz Heinrich's des Löwen keine große Veränderung hervor zu bringen vermochte. Die Sachen und Einrichtungen mochten andere Namen erhalten, aber ſie blieben dieſelben. Während des Kampfes, als der Kaiſer Friedrich

lichen Gute sicher zu sitzen geglaubet hatten, und in ihrer Armuth nur durch das Bewußtsein getröstet und gestärket worden waren, daß sie Niemandem verpflichtet seien, als dem Reiche; denn sie mußten befürchten, daß ihnen nunmehr auch das Letzte, worauf sie stolz waren, die Freiheit, unter der Gewalt eines kleinen Landes-Herrn entrissen werden würde. In allen teutschen Ländern indeß verstand man sich zu der Veränderung, weil Niemand zu helfen wußte und ein Jeder besorget war, wenn er eine Widersetzlichkeit versuchte, zu verlieren, was er hatte; man hob den Heerschild auf, der für Jeden zurecht gelegt war, oder suchte einen Heerschild zu erlangen, wenn keiner zugetheilet worden. Anders in Westfalen. Hier war kein Fürst so mächtig, weder ein Geistlicher noch ein Laie, daß die Freien und die kleineren Vassallen, wenn sie gemeine Sache machten, irgend Etwas zu befürchten hatten, und Freie und kleine Vassallen standen sich näher als irgendwo. Die herzogliche Gewalt aber fehlte gänzlich. Deßwegen mag durch ganz Westfalen eine große Bewegung gegangen sein für das Reich, für die alte Freiheit, eine Bewegung zwar, deren Anfang und Ausdehnung keinesweges aus den Ueberlieferungen nachgewiesen werden kann, die aber, nach dem Zusammenhange der Dinge und nach den späteren Erscheinungen, kaum bezweifelt werden mag.

Die Fürsten in diesem Lande nämlich, die geistlichen, wie die weltlichen, unterließen eben so wenig, als die Fürsten in den übrigen Ländern, die landesherrliche Gewalt in aller Weise geltend zu machen, die ihnen entweder schon zugestanden war, oder doch nicht mehr verweigert werden konnte, und fingen im Besonderen an, eigene neue Gerichte zu bilden, mit welchen sie die Richter beliehen, wie sie selbst vom Könige die Belehnung entweder wirklich empfangen hatten, oder doch hätten empfangen sollen. Die Benennung dieser Richter war Grafen, und der Gerichtssprengel des Einzelnen hieß eine Gra-

affschaft [10]. Ohne Zweifel wurden auch von den Fürsten
e Schöffen angestellet. Diesem Verfahren, nicht entgegen,
ndern gegenüber, vereinigten sich, wie es scheinet, die Freien
ıd die Unter-Vassallen, wohl keinesweges Alle, weil Viele
h den neuen Landes-Herren anschlossen, aber die kräftigsten,
chtigsten, redlichsten Männer, welche gute Sitten und die
nfachheit der Väter höher hielten, als die ungewisse Gunst
rstlicher Höfe, zu einer Verbindung, welche, nach der Weise
eser Zeit ohne Zweifel mit einem Eide bekräftiget wurde, daß
sich in Sachen, die Ehre, Leib und Leben betrafen, nicht
ı die landesherrlichen Gerichte wenden [11], sondern eigene
erichte, aus ihrer Mitte besetzet, bilden und vor diesen Ge-
chten Recht geben und Recht nehmen wollten: das Recht
ıd das gerichtliche Verfahren sollte das alte, von den Vätern
erkommende sein, oder, nach der Sprache dieser Zeit, wie
es von dem Kaiser Karl geordnet und eingerichtet worden.
e Zahl der Männer, welche zuerst zusammen traten, war
ne Zweifel gering; in kurzer Zeit aber breitete sich, wie zu
chehen pfleget, wenn Ein Gefühl in Allen ist und sich zu
ner Gesinnung in Vielen entwickelt, die Verbindung weit
ıaus, und erhielt Genossen in allen Theilen Westfalens.
ıd da sie selbst, diese Verbundenen, sich nicht den Fürsten
dersetzten, sondern sich im Uebrigen als gute und getreue
terthanen bewiesen, so gelang es, die Verbindung geraume
it vor den Fürsten verborgen zu halten.

Auf die neuen Gerichte der Verbundenen, deren Einfüh-
ng übrigens durch die Benutzung der alten Cent-Gerichte
eichtert worden zu sein scheinet, ward ein bekannter Name
t neuer Deutung angewendet. Man nannte sie Frei-Gerichte,
er Frei-Stühle [12], im Gegensatze gegen die landesherr-
hen Gogerichte. Man nannte sie Frei-Gerichte, wie die
tädte, welche sich der landesherrlichen Gewalt erwehrten, oder
e Dörfer, welche sich im Fortgange der Zeit der landesherr-

ben Gewalt entzogen, sich freie Städte und freie Dör
nnten. Sie wollten sich nicht vom Reiche trennen oder
iser, sondern nur die Einwirkung des landesherrlichen F
n nicht dulden. Darum nannten sie sich auch kaiserl
erichte, und das Recht, das sie in Anwendung brach
nnten sie das Recht des Reiches, wie es ja nicht an
n konnte, da sie es von Karl dem Großen, dem Grü
s Reiches, herleiteten. Der Vorsitzende des Gerichtes
r Frei=Graf; die Schöffen hießen Frei=Schöffen; der
hts=Sprengel die Frei=Grafschaft. Alles in einem
aß die Gerichte entweder vom Anfang an, oder nicht
ach ihrer Entstehung auch den Namen der Fem=Gerich
lten haben, leidet keinen Zweifel[13]. Aus welchem
er, ist deßwegen nicht auszumachen, weil, wie schon g
orden, die Bedeutung dieses Wortes mit Sicherheit ni
stimmen ist; denn in unserer Sprache hat sich kaum
pur erhalten. Es ist indeß nicht unwahrscheinlich, da
Wort von dem lateinischen Worte fama stamme, und f
en Ruf bezeichne, den Leumund, in welchem der M
ehet. Wäre diese Erklärung, wie stark sie bestritten sein
ennoch richtig, so würden die Frei=Gerichte, nach Allem,
er Graf und die Schöffen über einen Genossen der Ve
ung selbst wußten, oder durch Andere erfahren hatten,
em des Angeklagten festgestellet und das Urtheil gefu
aben. Und für dieses ursprüngliche Verfahren scheinet
ie Erwägung zu sprechen, daß die Frei=Grafen und
Schöffen ohne Zweifel eine sittlich reine Verbindung bil
nd jeden Unwürdigen von sich zu entfernen, ja Jeden a
uschließen suchen mußten, der in ein übeles Gerücht ka
enn nur dadurch schienen sie sich erhalten und ihre Best
ungen rechtfertigen zu können, daß sie nicht nur strenge S
chkeit, sondern auch die öffentliche Achtung zur Bedingu
er Theilnahme an ihrer Verbindung machten[14]. Die V

ng, mit welchem Worte die Verurtheilung eines Angeschul-
n bezeichnet wurde, war daher vielleicht ursprünglich Nichts,
ine Ausstoßung aus der Verbindung; ein Verruf unter
Genossen; eine Erklärung des Grafen und der Schöffen,
Gott und auf ihr Gewissen, daß der Mensch ein ehrloser
ch sei, und folglich unwürdig der Genossenschaft. Still-
hte aber mögen die Frei-Gerichte auch vom Anfang an
n genannt worden sein, weil sie, ohne öffentliches An-
, nach Verabredung unter den Genossen, in der Stille
ten wurden. Theils aus demselben Grunde, Theils wohl
weil es in dem Wesen eines solchen Gerichtes lag, daß
nbringungen der einzelnen Genossen, die Abstimmungen,
aupt die Gründe, auf welche sie ihre Entscheidung stell-
nicht bekannt wurden, mögen auch die Namen: heimliches
ht, heimliche Acht, nämlich die Verfemung, entstanden
Und da eben deßwegen nur die Fem-Genossen von den
andlungen der Gerichte, von ihren Grundsätzen und Ver-
ngs-Weisen unterrichtet werden konnten, so lag sehr
, dieselben auch die Wissenden zu nennen. Vielleicht hat
zu dieser Benennung der Umstand beigetragen, daß die
-Genossen, als ihre Zahl groß ward, geheime Losungsworte
Begrüßungen zur Erkennung hatten [15]; im Fortgange
Zeit aber mag man mit dem Namen der Wissenden auch
Begriff von Verständigkeit, Einsicht und Weisheit ver-
en haben, und um so unbedenklicher verbunden haben, da
reien Grafen und Schöffen allerdings große Gelegenheiten
en, Erfahrungen zu machen, mehr als andere Menschen
nnt zu werden mit den Zuständen der Gesellschaft und sich
größere Gewandtheit zu eigen zu machen.

Lange jedoch konnte dieses geheime Wirken und Walten
Aufmerksamkeit der Landes-Herren nicht entgehen. Als
aber die Entdeckung machten, da mögen sie in nicht geringe
rlegenheit gerathen sein. Denn damals hatte die Verbin-

dung, wie es ſcheinet, ſchon eine ſo große Ausdehnung gewonnen, die Zahl der Fem-Genoſſen oder der Wiſſenden war ſchon ſo ſehr angewachſen, und zu denſelben gehörten Männer unter den Freien und Vaſſallen von ſolcher Bedeutung, daß es den Fürſten des Landes wohl bedenklich ſein mußte, einen Verſuch zu gewaltſamer Aufhebung der Frei-Gerichte und zur Sprengung des Bundes zu wagen. Sie ſelbſt waren zu kleine Fürſten und hatten in ihren Dienſtleuten eine zu geringe Macht zu einem ſolchen Verſuche, und eine Hülfe von dem Kaiſer und dem Reiche, oder nur von einzelnen größeren Fürſten außerhalb Weſtfalens durften ſie bei dem Zuſtande des Reiches und bei der Geringfügigkeit ihrer eigenen Mittel nicht erwarten. Ihnen blieb daher kaum Etwas übrig, als die Frei-Gerichte beſtehen zu laſſen und ſie eben dadurch, wohl nicht urkundlich, aber in der That, anzuerkennen.

Von dieſem Augenblick an änderte ſich die Stellung der Fem-Gerichte. Der Kreis ihrer früheren Wirkſamkeit wurde durchbrochen, und ſie ſelbſt ſahen ſich genöthiget, ihre Einrichtung zu ändern, ihr Verfahren umzuſtalten. Bisher nur gewohnt über Wiſſende zu richten, nach dem alten Grundſatze, Gleiche über Gleiche, ſprachen nunmehr auch Nichtwiſſende ihre Entſcheidung an: denn dieſe Nichtwiſſenden wollten lieber das Recht bei freien, ehrenwerthen, unabhängigen Männern ſuchen, als bei den landesherrlichen Gerichten, die ſich noch nicht bewährt hatten, die auch ihrer Natur nach kein beſonderes Vertrauen verdienen mochten [15]. Und die Fem-Gerichte wieſen das Vertrauen nicht zurück, und durften vielleicht nicht ein Mal wagen, daſſelbe zurück zu weiſen, da ihnen ja von Seiten der Landes-Herren kein Hinderniß in der Findung des Rechtes entgegen geſtellet wurde. Alſo wurden die Gränzen einer Frei-Grafſchaft erweitert, und mehre Frei-Stühle wurden errichtet. Aber neben dem heimlichen Dinge ward auch ein offenbares Ding gebildet, vor welches der Nichtwiſſende gewieſen wurde, der

bei dem Frei-Gerichte sein Recht suchte. Vor demselben mußte er seine Klage erheben, vor demselben seine Beweise führen, von demselben sein Recht empfangen; und nur wenn aus diesen Verhandlungen, welche ganz in der Weise anderer Gerichte Statt fanden, hervor gieng, daß die Sache eine Fem-Frage sei, daß ein Verbrechen vorlag, wurde sie an das heimliche Ding verwiesen, um hier entschieden zu werden nach Fem-Recht. Und nun erhielt die Verfemung eine andere Bedeutung. Sie ward, obwohl noch auf Westfalen beschränket, eine wahre Achts-Erklärung. Ja, die Verfemung war härter und strenger, als die Acht. Bei dieser wurde der Unglückliche, der in dieselbe verfiel, nur Preis gegeben; er wurde seinem Schicksal überlassen, und wenn Niemand sich fand, der Rache an ihm nehmen, oder den Tod über ihn bringen wollte, so konnte er entgehen, und behielt die Hoffnung, das die Acht, wenn er auch die Aufhebung nicht zu bewirken vermochte, mit der Zeit oder unter veränderten Umständen in Vergessenheit gerathen würde. Die Fem-Gerichte hingegen, die allerdings zu fürchten hatten, daß ihre Sprüche zum Gespötte werden würden, wenn sie ohne Folgen blieben, oder vielmehr wenn das Wort und die That nicht Eins waren, hielten dafür, daß ihre Acht sogleich oder sobald als möglich den Tod bewirkte, machten es allen Fem-Genossen, wo sie auch leben mochten, zur Pflicht das Urtheil zu vollziehen.

Indem sich nun die Frei-Gerichte in solcher Weise gestalteten und ihre Wirksamkeit ausbreiteten, bildeten sie nothwendig mehr und mehr einen Gegensatz gegen die landesherrliche Gewalt der Fürsten. Um aber wenigstens den Schein zu behalten, als seien auch diese Gerichte Ausflüsse der Landesherrlichkeit, und wohl zugleich in der Hoffnung, nach und nach, wie es in menschlichen Dingen zu geschehen pfleget, im Fortgange der Zeit Einfluß auf dieselben zu erhalten, suchten die Fürsten als Stuhl-Herren anerkannt zu werden, und den Frei-Grafen die Beleihung mit der Frei-Grafschaft zu ertheilen. Bald

aber begann auch der Erzbischof von Cöln von seiner herzoglichen Gewalt in Westfalen zu sprechen, und verlangte wegen dieser Gewalt die Ober-Aufsicht über alle Gerichte in diesem Lande, also auch über die Frei-Grafschaften und die Frei-Stühle; er verlangte, entweder den Landes-Herren oder den Frei-Grafen die Belehnung mit der Gerichtsbarkeit der Fem zu ertheilen. Den Blutbann indeß, unter welchem, wenn diese Bestrebungen gelangen, die Frei-Gerichte richten mußten, konnte nur der Kaiser ertheilen, entweder unmittelbar, oder durch Bevollmächtigung. Deßwegen bewarben sich die Landesherren und der Erzbischof von Cöln, als Herzog in Westfalen, bei dem Kaiser um die Beleihung mit dem Königsbanne für die Fem-Gerichte. Wann Dieses zum ersten Male geschehen ist, lässet sich aus Mangel an Ueberlieferungen nicht bestimmen; ein Frei-Graf berufet sich in späteren Zeiten, wie er die Gründung der Frei-Gerichte von Karl dem Großen herleitet, so auf die Kaiser Heinrich und Friedrich [16]; aber die letzte Berufung hat vielleicht keinen größeren Werth, als die erste, und soll nur heißen, daß Alles, was im fünfzehenten Jahrhunderte war, schon sehr lange gewesen sei. Jedes Falles ist gewiß, daß die Kaiser sehr gern eingingen auf die Wünsche der Landes-Herren und der Erzbischöfe, weil sie, je geringer ihre Gewalt war, desto lieber den Schatten derselben zu erhalten suchten, wo man sie anzuerkennen sich geneiget zeigte. Also ertheilten sie die verlangte Beleihung bald unmittelbar, bald durch den Erzbischof von Cöln. Und die Frei-Grafen konnten sich nicht weigern nunmehr auch selbst die Beleihung anzunehmen, da sie ja die Freiheit, welche sie ihren Gerichten beilegten, nur dadurch rechtfertigen vermochten, daß dieselben unmittelbar unter dem Kaiser und dem Reiche ständen. Seitdem nannten sie sich des heiligen Reiches Frei-Gerichte, jedoch auch fortwährend kaiserliche Gerichte, und hegten dieselben auf dem Königsstuhle, wenigstens aber Sachen von Wichtigkeit.

Diese neue Veränderung hatte große Folgen. Von der einen Seite wurden den Frei-Gerichten die Mittel und Wege gewähret und geöffnet zu einer unermeßlichen Wirksamkeit und zu einem Einfluß auf das Leben, den Niemand zu berechnen vermag; von der anderen Seite aber wurde die Saat des Verderbens in sie hinein geworfen, und diese Saat fand die gedeihlichste Pflege.

Die Frei-Gerichte hielten zwar an dem Grundsatze fest, daß sie nur in Westfalen, nur auf der rothen Erde geheget und gehalten werden könnten; und diesen Grundsatz vertheidigten sie gegen die Hohen und gegen die Höchsten; aber sie verstatteten vielen Männern außerhalb Westfalen, in immer weiteren Kreisen, nach und nach in allen Gegenden Teutschland's den Eintritt in die Verbindung, unter die Frei-Schöffen der die Wissenden. Und so wie sich die Verbindung der Wissenden weiter und weiter verbreitete, so dehnte sie auch ihre Gerichtsbarkeit aus über alle Länder, die zum Reiche gerechnet wurden oder unter dem kaiserlichen Namen standen [17]. Alle Verbrechen, die an Ehre, Leib und Leben gingen, wo sie auch Statt gefunden hatten im Reiche, konnten an die westfälischen Frei-Gerichte zur Untersuchung und Bestrafung gebracht werden, und diese Gerichte nahmen keinen Anstand, den Ausspruch zu thun, da sie ja in den Wissenden die Macht hatten, denselben zur Ausführung zu bringen. Und immer weniger machten sie einen Unterschied zwischen den Verbrechern. Die Hohen und Höchsten, bis zu dem Landes-Herrn hinauf, wurden nicht minder vor das kaiserliche Frei-Gericht geladen, als die Geringsten, und Jene hatten nicht weniger die Verurtheilung zum Strange zu fürchten, als Diese. Endlich aber trugen sie, in einer solchen Stellung auch kein Bedenken, in bürgerlichen Sachen zu entscheiden, jedoch wohl nur, wenn diese Sachen irgend Etwas darboten, wodurch sie zur Fem-Frage gemacht werden konnten, namentlich, wenn einem Menschen von landesherrlichen Gerichten,

etwa wegen der Einmischung des Landes-Herrn und wegen der Betheiligung desselben, das Recht verweigert, oder wenn die Sache verschleppt, oder wenn entschieden ungerecht in der Sache gesprochen war. Also stellte sich das Fem-Gericht als eine obere Berufungs-Behörde auf für das ganze Reich, nannte sich des heiligen Reiches höchstes Frei-Gericht und ward als des Reiches höchstes Gericht selbst von den Kaisern anerkannt.

Indem aber die westfälischen Gerichte zu dieser fast mährchenhaften Gewalt gelangten, wurde der Boden nach und nach eingerissen, auf welchem diese Gewalt stand. Die Frei-Grafen und Frei-Schöffen, stolz auf ihr Ansehen, mögen nach Menschen Weise nicht immer die nöthige Vorsicht beobachtet, und nicht die Mäßigung bewähret haben, die nothwendig war. Während sie Furcht und Schrecken erregten, Ingrimm und Haß, Eifersucht und Neid, ward ihnen von Hohen und von Geringen geschmeichelt; man buhlte um ihre Gunst. Und nicht Alle hielten fest an der alten Strenge, und nicht Alle zeigten sich unempfänglich gegen die Schätze und die Freuden dieser Welt. Große Herren, Fürsten, ja selbst Kaiser traten in den geheimnißvollen Verein der Wissenden, und drängten sich an die Frei-Grafen in Westfalen hinan. Und schon die Gesellschaft so vornehmer Herren wirkte zerstörend auf das Recht, das diese Gerichte gewahrt hatten, und noch verderblicher auf die Verwaltung des Rechtes, weil sie die Unbefangenheit störte, und gegen die Großen hin eine gewisse Geschmeidigkeit in die starken Seelen brachte, und gegen die Geringen einen gewissen Uebermuth. Aber der Eintritt der Fürsten und Landes-Herren in den Verein der Wissenden dürfte auch selten in redlicher Absicht Statt gefunden haben. Den Kaisern ist es vielleicht erfreulich gewesen, daß die Verfemung in ihrem Namen ausgesprochen wurde, da sie selbst nicht mehr im Stande waren, die Reichs-Acht geltend zu machen; den Fürsten des Reiches hingegen müssen die Frei-Gerichte ein desto ärgerer Abscheu gewesen sein,

je mächtiger sie wurden; es müssen ihnen die Sprüche dieser auswärtigen Gerichte über ihre Unterthanen desto verdrießlicher geworden sein, je mehr sich ihre Landesherrlichkeit ausbildete und befestigte. Und sie selbst sollten ja auch den Fem-Gerichten unterworfen sein; sie sollten selbst zur Ausführung der Verfemung die Hand bieten; sie wurden selbst von der Verfemung getroffen, wenn sie sich frevelhafter Handlungen schuldig machten, und ihre Unterthanen wurden zum Ungehorsam, zur Widersetzlichkeit, zum Aufstande gereizet, wenn sie einen solchen Spruch auf sich geladen. Daher ist wahrscheinlich, daß sie nur in den Verein der Wissenden eingetreten sind, um sich des Geheimnisses zu bemächtigen, um die Stärke derselben zu erkunden, um die Seiten aufzufinden, an welchen sie am Bequemsten und Wirksamsten gefasset werden könnten. Und bald mag sich ergeben haben, daß die Fem-Gerichte, wie sie nur durch das allgemeine Vertrauen entstanden und mächtig geworden waren, so nur dadurch vernichtet werden könnten, daß man die Meinung aller Menschen-Classen gegen sie aufregte.

Es ist in der That zu bedauern, daß nicht eine Geschichte der Fem-Gerichte, wenn so geredet werden darf, aus dem Bewußtsein der Wissenden herausgeschrieben werden kann. Vieles möchte alsdann ganz anders lauten, als jetzt. Zu bezweifeln ist gewiß nicht, daß einzelne Frei-Grafen sich nach und nach großer Ungebürlichkeiten schuldig gemacht haben, grober Mißgriffe, furchtbarer Ausschreitungen; aber eben weil diese Ungebürlichkeiten, diese Mißgriffe und Ausschreitungen endlich bis zum Unbegreiflichen groß, grob und furchtbar werden, steigen gerechte Bedenklichkeiten auf in der Seele des Menschen, der gerecht zu bleiben strebet in seinem Urtheile. Das Geschrei gegen die Frei-Gerichte wird zuletzt so allgemein, daß schon diese Allgemeinheit Zweifel erwecket. Viele Verläumdungen mögen Statt gefunden haben, Theils von Denen ausgegangen, welche die Strenge der Fem erfahren, oder die Folgen, zu ihrem

Schmerz und Schaden, vor Augen gesehen hatten, Theils von Denen, welchen daran gelegen war, jene Gerichte zu verderben. Auch mögen die Frei-Gerichte, aufgebracht über die Einmischungen der Fürsten und der Könige, über die Beschränkungen, die ihnen von Päpsten und Kaisern gesetzet, über die Veränderungen, als Verbesserungen ausgegeben, welche ihnen aufgenöthiget wurden, über die Nachahmungen ihres Verfahrens in fürstlichen und städtischen Gerichten, wodurch die Meinungen der Menschen in Verwirruug geriethen, über die Angriffe, welche sie von allen Seiten her mehr und mehr erdulden mußten, und welche mit den früheren Lobpreisungen im schneidenden Widerspruche standen: aufgebracht über Dieses und Anderes mögen auch einzelne Frei-Grafen und ganze Gerichte die Meinung gefasset haben, nicht länger durch Nachgiebigkeit sei ihr Ansehen zu erhalten, sondern nur durch Beharrlichkeit und vermehrte Strenge, und bei dieser Ansicht mögen sie, aus Unmuth und Zorn, weit über die Gränze hinaus gegangen sein, innerhalb deren sie, wenn nicht den Beifall der Zeitgenossen, doch die Achtung und Bewunderung der Nachwelt bewahrt haben würden. Aber das wilde Verfahren einzelner Grafen und Gerichte giebt kein Zeugniß über den Geist der ganzen Verbindung, und darf nicht das Urtheil über dieselbe bestimmen. Denn es bleibet immer die Frage zurück, welche aus den Ueberlieferungen nicht beantwortet werden kann, ob diese Grafen und Gerichte nicht mehr Werkzeuge in der Hand Derer gewesen sind, welche das Verderben der Gerichte erstrebten, als Urheber, im Geiste derselben, in ihrer eigenen, aus dem Inneren hervor gegangenen Entartung.

Wie sich aber auch die Sache verhalten mag, ob die Fem-Gerichte das Opfer fremder Leidenschaften und Bestrebungen geworden, und nur vor einer größeren Gewalt zu Grunde gegangen, oder ob sie zu Grunde gegangen sein mögen durch ihren eigenen Verfall und an innerer Fäulniß: gewiß ist, daß

ie erſt zu Grunde gegangen ſind, als ein neuer Geiſt in das
eben getreten und eine mächtige Bewegung in der Kirche und
m Staate hervorgebracht war, erſt, als ſie zwei oder drei hun-
ert Jahre hindurch ſtark und gewaltig auf das Leben des teut-
chen Volkes eingewirkt und eine große Beſtimmung erfüllet
atten. Sie hatten viele Frevel gerächet und viele Frevel ver-
ütet. Sie hatten den Armen und Wehrloſen größere Sicher-
eit verſchaffet, als dieſelben ohne ihr Drohen gefunden haben
ürden. Sie hatten manchen großen Herrn eingeſchüchtert,
ls die Acht des Kaiſers nicht mehr geachtet und der Bann-
luch des Papſtes nicht mehr gefürchtet ward. Sie hatten ein
weites Bollwerk gegen das eindringende römiſche Recht gebildet
nd dem teutſchen Volke Zeit verſchaffet, ſo weit heran zu reifen,
aß ihm dieſes Recht weniger nachtheilig ward. Sie hatten
en teutſchen Fürſten fühlbar gemacht, daß es nothwendig ſei,
ür eine beſſere Rechtspflege Sorge zu tragen in ihren Län-
ern. Sie hatten endlich an das heilige Reich teutſcher Nation
nd an die Nothwendigkeit eines Reichs-Gerichtes zu einer
eit gemahnet, als Niemand mehr an das Reich zu denken
chien, und dadurch den Volksgeiſt geſtachelt, und die Sehn-
ucht nach Vereinigung zu Wehr, Recht und Wiſſenſchaft in
llen Teutſchen erhalten und genähret. Das ſoll von Nieman-
em vergeſſen werden und von Niemandem gering geachtet.

Achtes Capitel.

Die Stedinger.
Der Kreuzzug gegen Dieselben.
J. — 1235.

Noch ist zweier Ereignisse zu gedenken, welche in dieser Zeit Statt fanden, da Friedrich der Zweite, andere Entwürfe verfolgend, die kaiserliche Macht in Teutschland gleichgültig in gänzlichen Verfall gerathen ließ; zweier Ereignisse, welche ohne Zusammenhang waren mit den erzählten Vorgängen in Sachsen und nicht ohne Einfluß auf dieselben; welche beide an sich merkwürdig, als Zeugnisse dienen mögen über diese Zeit und über den Geist und die Gesinnung des teutschen Volkes; von welchen endlich das erste beweiset, daß, wie die Liebe zur Freiheit, so die Kraft für die Freiheit zu kämpfen und zu sterben noch nicht in der Brust der Teutschen erstorben war.

Dieses erste Ereigniß ist der Kampf der Stedinger gegen Fürsten, welche sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen strebten, und gegen den Mißbrauch priesterlicher Gewalt.

Die Stedinger wohnten an beiden Ufern der Weser unterhalb Bremen, etwa von der Mündung der Ochte an bis die Hunte hinweg, einige Meilen abwärts, auf dem linken

r, und auf dem rechten Ufer in gleicher Ausdehnung, ohne die Gränze genau bestimmet werden könnte. Ihr Land en die, wenig abhängigen, Ränder des Weser-Thales, he in alten Tagen größtes Theiles bald See und bald o gewesen sein müssen, je nachdem der Strom durch das gen und Fallen der Flut bald stärker und bald schwächer de. Mit bewunderungswürdiger Anstrengung hatten ihre er, wie deren Nachbaren, die Weser weiter hinab, längs Meeres hinweg und die Elbe herauf, in unbekannten Zei- große Dämme, Deiche genannt, errichtet, um dem Fluß schmäleres und bestimmteres Bett anzuweisen. Dadurch war Land gewonnen geworden, das an jedem Ufer bis zur dürren st kaum eine Meile breit sein mochte, das jedoch mehr mpf, als fester Boden zu sein schien. Aber mit neuen strengungen hatten sie diesen Sumpf mit vielen Gräben chzogen, so daß derselbe in eine Menge viereckiger Stücke chnitten war, und hatten Schleussen und Siehle durch die iche gebauet, welche zur Zeit der Flut das Wasser von dem rome her abhielten, zur Zeit der Ebbe hingegen das Wasser den Gräben und kleinen Flüssen zu dem Strom und dem ere führten. Auf solche Weise war der Sumpf, wenigstens Sommerszeit, trocken geleget, und das Land war eine gemein fruchtbare Marsch geworden. Wenn nun auch die haltung der Deiche, Gräben, Schleussen und Siehle sehr spielig und mühselig blieb für und für, so wurden doch sten und Mühen durch den reichen Ertrag des Landes, be- ders durch das Gedeihen der Viehzucht, reichlich ersetzet und hnet.

Die Stedinger selbst sind, wie sie auf den Gränzen der chsen und Friesen wohnten [1], bald als Sachsen ange- en worden und bald als Friesen. Die Ungewißheit konnte so leichter entstehen, da es in der That schwer sein möchte, en wesentlichen, ja nur einen bedeutenden Unterschied zwi-

Geistliche als Weltliche Ansprüche machen zu dürfen glaubten, hat den Friesen in den Stürmen des Lebens die Behauptung ihrer Freiheit lange Zeit erleichtert. In die Gau-Eintheilung des Reiches durch Karl den Großen waren ja alle teutschen Länder hinein gezogen, und hatten ihre Grafen erhalten zur Verwaltung des Rechtes. Heinrich der Vierte hatte seinen gefälligen Freund, den prachtliebenden Erzbischof Adelbert von Bremen, mit der Grafschaft Friesland beliehen, und die späteren Kaiser hatten Beleihungen und Versprechungen hin und her ertheilet, auf welche Ansprüche gestützet werden mochten. Aber die Geschichte ist dunkel, oder vielmehr, es giebt keine Geschichte von den Stedingern; höchstens haben sich einige Erinnerungen erhalten, welche zur Sage gestaltet, und im fünfzehenten Jahrhunderte mit einem geschichtlichen Schein umgeben worden sind[5]. Alles scheinet ungewiß geblieben, und die Freiheit der Stedinger gegen die Versuche, die zu der Unterdrückung derselben gemacht werden mochten, gerettet zu sein. Zu der Zeit aber, als Heinrich der Löwe, in einem Streite mit dem Kaiser Friedrich nicht mehr im Stande war, durch den Schrecken seines Namens und seiner Waffen die Ordnung zu erhalten, fingen die benachbarten Grafen, und vor Allen die Grafen von Oldenburg an, die Stedinger von Neuem zu versuchen: und allerdings mußte den Grafen von Oldenburg viel daran gelegen sein, den Ausfluß der Hunte, und den Weserstrom mit ihrem Gebiete zu vereinigen. Ihre Getreuen aber, welchen dieses Werk anvertrauet wurde, scheinen sich mit großer Ungeschicklichkeit benommen zu haben. Voll von Verachtung gegen die freien Landleute, und voll von Diensteifer gegen ihren Herrn drängten sie sich nicht nur unverschämt in die Angelegenheiten der Stedinger ein, sondern sie legten auch feste Burgen gegen dieselben an, und erlaubten sich von diesen Burgen aus allerlei Muthwillen, ja selbst Kränkungen und Mißhandlungen der Frauen und Jungfrauen. Ueber solche Frevel auf-

gebracht, erhoben sich, wie es scheinet um dieselbe Zeit, da über das Herzogthum Sachsen das Loos geworfen wurde, die Stedinger zwischen der Hunte und der Ochte, die zunächst gekränket und bedrohet waren, und nahmen mit Feuer und Schwert blutige Rache. Die Burgen wurden zerstöret und die Dienstmannen erschlagen oder verjaget. Hierauf wurden Verschanzungen angeleget, alle Stedinger zogen sich in Dörfer hinter ihren Deichen zusammen, und die reichen Männer legten wohl befestigte Häuser an, die zur Zuflucht und Wehr dienen sollten in Tagen der Noth. Von dieser Zeit an scheinen die Stedinger auch nicht mehr den Zehenten an die Kirche von Bremen entrichtet zu haben, sei es, daß sie den Erzbischof in Verdacht der Theilnahme an den Versuchen zu ihrer Unterdrückung gehalten, sei es, daß die Streitigkeiten, welche über den Stuhl von Bremen entstanden waren, sie von der Entrichtung des Zehenten abgehalten haben.

Hierauf blieben die Stedinger ein halbes Jahrhundert hierdurch unangefochten, Theils wohl wegen der Verwirrung im Reiche, in Sachsen und im Erzbisthume Bremen, Theils wohl auch, weil sie noch nicht als reif zur Unterwerfung geachtet wurden. Inzwischen mögen sie sicher geworden sein, und ihre Stärke überschätzet haben, weil Niemand dieselbe zu brechen unternahm. Zwar machte der Erzbischof Hartwich der Zweite im Jahre zwölf Hundert und sieben einen Kriegszug wider die Stedinger, aber nur wie es scheinet, um eine Summe Geldes zu erpressen [6]. Zum Angriffe kam es nicht. Dadurch mögen sie noch mehr getäuschet worden sein. Denn ein Paar Jahre später, als zwischen Bremen und Hamburg, nach Hartwich's Tode, eine zwiespältige erzbischöfliche Wahl Statt gefunden hatte [7], ließen sie sich verleiten, für den Mann, den Bremen gewählet und der Papst verworfen hatte, aufzutreten, für den Dänen Waldemar, vormals Erzbischof von Schleswig, gegen den Mann, den Hamburg erwählet hatte, den

Dompropſt Burchard; und ſie blieben auch alsdann noch auf Waldemar's Seite, als, nach Burchard's Tode, der Papſt Innocenz der Dritte ſelbſt einen Erzbiſchof ernannte, Gerhard den Erſten, einen Grafen von der Lippe, bisher Biſchof von Osnabrück. In dem Kriege zwiſchen Waldemar und Gerhard zeigten ſie ſich zwar als tapfere Männer; ſie eroberten einige Burgen und bedroheten noch andere [8]; aber ſie wurden zugleich in Rom bekannt, nicht zu ihren Gunſten, und Rom pflegte, wenn auch zu verzeihen, doch nicht zu vergeſſen. Auch hatten ſie ohne Zweifel den Zorn mehrer Fürſten auf ſich gezogen, und im Beſonderen den Zorn der Grafen von der Lippe, während ſie, nach der Natur der Dinge, an dem Grafen von Oldenburg einen beſtändigen Feind behielten. Nun verließen ſie zwar endlich den Erzbiſchof Waldemar, nachdem ſie ihn ſechs Jahre lang vertheidiget hatten, wandten ſich dem Gegner deſſelben zu und vertrieben ihn, als auch Bremen abgefallen war, von ſeinem Sitze. Aber ſelbſt dieſe Umkehrung mochte ihnen leicht zum Nachtheile gedeutet werden. Durch welche Gründe ſie auch zu der Veränderung bewogen ſein mögen, ob ſie vor dem Papſt Innocenz, der ſeine allgemeine Kirchen-Verſammlung mit großem Glanze gehalten hatte, beſorget geworden waren, oder ob der Rücktritt des Kaiſers Otto des Vierten, welcher mit dem Erzbiſchofe Waldemar verbunden geweſen war, auch ſie zum Rücktritte beſtimmet, oder ob andere und geheime Einwirkungen Statt gehabt hatten, muß unentſchieden bleiben; gewiß aber iſt, ihre Feinde, die ihre Freiheit haßten und nach ihrer Beherrſchung verlangten, glaubten ſchwache Seiten an ihnen entdecket zu haben. In der That finden ſich ſchon in ihren Kämpfen für Waldemar Spuren von Verlockungen und von Verrätherei [9].

Indeß verlief noch eine Reihe von Jahren, ehe das Unglück über die Stedinger kam, das für ſie bereitet wurde. Friedrich der Zweite verließ Teutſchland; das königliche An-

ſehen verſchwand; die Ereigniſſe, deren gedacht worden iſt, bewieſen den Verfall des Reiches; die Landesherrlichkeit der Fürſten endlich ward ausgeſprochen, und ein Jeder der Landes-Herren ſuchte, ſo wie die Gelegenheit ſich darbot, ſein Gebiet zu erweitern und ſeine Gewalt zu begründen. Bei ſolchen Beſtrebungen war den Fürſten, den geiſtlichen wie den weltlichen, die Freiheit der Frieſen, weil ſie den Sachſen als Muſter vor Augen ſtand, ohne Zweifel verdrießlich, und noch mehr verhaſſet war ihnen die Freiheit der Stedinger: denn die Frieſen hatten ſich ruhig daheim gehalten, die Stedinger aber hatten ſich in die Zwiſte der Fürſten gemiſchet, und eine Kraft bewähret, die nur zum Widerſtande reizen zu können ſchien; ſie zeigte den Werth der Freiheit. In der That findet man von einem Geſchichtſchreiber dieſer Zeit angemerket, daß die Stedinger Bewunderung gefunden haben in der Ferne, wie in der Nähe, und daß unglaublich viele Bewohner des Landes von dem Wunſche beſeelet geweſen ſeien, es ihnen gleich zu thun [10]. Um ſo heißer mochte das Verlangen werden, das ſtolze, mannhafte und verwegene Häuflein unter das Joch zu bringen. Aber es mag auch unter den benachbarten Fürſten eine gewiſſe Beſorgniß des Einen vor dem Anderen entſtanden ſein. Denn ein Jeder wünſchte das Land zu erhalten, und Keiner wollte zu kurz kommen.

Der Erzbiſchof Gerhard der Zweite von Bremen, ein Neffe Gerhard's des Erſten, früher Propſt zu Paderborn, der ſeit dem Jahre zwölf Hundert und neunzehen auf dem Stuhle von Bremen ſaß, machte im Jahre zwölf Hundert neun und zwanzig den erſten Verſuch. Und an einem Vorwande fehlte es nicht. Ein Prieſter war im Lande der Stedinger erſchlagen worden, und für dieſe Frevelthat ſollte Rache genommen werden. Nach einer ſpäteren Nachricht aber war dieſer Prieſter mit dem geringen Beichtgeld einer Frau unzufrieden geweſen, und hatte derſelben, als ſie das heilige Abendmahl empfangen

wollte, im Zorn an Statt der geweiheten Hostie, das dargebrachte Beichtgeld in den Mund gestecket; und da die Klage des Ehemannes dieser Frau über diese gotteslästerliche Kränkung kein Gehör gefunden, so hatte derselbe die Schändung des Heiligen und die Kränkung seiner Ehefrau durch die Ermordung des Pfaffen rächen zu müssen geglaubet. Der Erzbischof Gerhard jedoch forderte Genugthuung, und sprach schwere Drohungen aus, wenn dieselbe verweigert würde. Sie wurde verweigert; denn die Verwandtschaft des Mannes und der Frau hatten die That zum Voraus angerathen, und alle Stedinger hatten dieselbe gerecht gefunden. Hierauf brachte der Erzbischof ein starkes Heer zusammen, und der Bruder desselben, der Graf Hermann von der Lippe, übernahm die Anführung. Die Stedinger erwarteten mit Vertrauen ihre Feinde, und gewannen, als es am Tage der Geburt des Herrn zum Angriffe kam, einen schönen Sieg. Der Graf Hermann fiel, und sein Fall brachte eine solche Verwirrung in das Heer, daß dasselbe die schmählichste Flucht ergriff. Und nun war kein Stillstand weiter möglich. Von Schmerz, Aerger und Scham durchdrungen, glaubte Gerhard, gegen solche Feinde sei Alles erlaubet. Auch säumte er nicht, jedes Mittel, das sich ihm darbot, ohne Scheu und Schonung in Anwendung zu bringen. Wahrscheinlich sprach er sogleich den Bann aus über die frechen Stedinger, die es gewaget hatten, zu widerstehen und seinen Bruder im Kampfe zu erschlagen. Deßwegen verließen alle Priester und Mönche das Land, gegen welches sie schon früher aus Rücksicht auf den Erzbischof und wegen des erschlagenen Pfaffen eine verrätherische Gesinnung bewiesen haben mögen; und wohl ist möglich, daß sie bei ihrer Flucht nicht immer glimpflich von den Stedingern behandelt worden sind. Diese aber, die Stedinger, suchten sich nun aus Noth ohne Priester zu behelfen[11]. Dieses Alles bot Stoff genug dar zu schweren Beschuldigungen, zumal da die entflohenen Geistlichen ge-

ß nicht versäumten, dem Erzbischof eine grelle Beschreibung
n ihren Leiden zu machen, und dieselben als ein wahres
rterthum darzustellen, um der Gnade des Erzbischofes und
Kirche überhaupt desto gewisser zu sein.

Gerhard ließ alsobald eine Burg, Schlutern, wieder her-
len, welche die Stedinger in dem früheren Kriege für Wal-
nar zerstöret hatten. Er rief Geistliche und Weltliche rings-
und weithin auf gegen das gottlose Geschlecht, und stellte
Stedinger, weil die Ketzerei seit dem Kampfe der Albi-
ser eben so gefürchtet ward, als sie überall um sich griff,
Ketzer dar, welche nicht nur die Kirche verachteten, die
eiheit derselben unter die Füße träten, und ihre Diener miß-
ndelten und peinigten, sondern auch mit bösen Geistern in
rbindung ständen, der Hexerei ergeben wären, und über das
lige Sacrament jegliche Entweihung und Schändung brách-
. Aber er unterließ auch nicht, bei dem Papste, Gregor
n Neunten, welcher inzwischen zu dem heiligen Stuhle ge-
mmen war, bittere Klagen zu erheben, und gegen die Ste-
ger als verruchte Ketzer den allgemeinen Kirchenbann zu
ern, welcher nunmehr, nach Friedrich's des Zweiten Gesetzen,
Reichs-Acht in seinem Gefolge hatte. Und diese Thätig-
des Erzbischofes verfehlte ihre Wirkung nicht. Zwar ge-
g den Stedingern, die Festung Schlutern von Neuem zu
stören, aber dadurch vergrößerten sie nur den Ingrimm des
iesters; zwar scheinen sie den Krieg fortgesetzet zu haben:
n sie, tapfere Männer, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller,
ffen wiederholt die benachbarten Völker, oder vielmehr die
afen und Bischöfe an, oft Sieger, selten Besiegte [12], aber
hatten von ihren Siegen keinen bleibenden Gewinn. Denn
Beschuldigungen der Ketzerei und Ruchlosigkeit erregten
erall die Gemüther gegen sie auf, besonders der großen Her-
n, die ihre Freiheit haßten und ihre Wohlhabenheit so we-
g leiden konnten, als ihre Waffenlust und Tapferkeit. Der

heilige Vater aber ließ sich über die Anklagen gegen die Stedinger durch drei benachbarte Bischöfe, von Minden, Lübeck und Razeburg, Bericht erstatten. Und da inzwischen die albernen Mährchen, welche von den geflüchteten Geistlichen verbreitet waren, überall Glauben gefunden hatten und wohl auch durch das verläumderische Gerücht noch verstärket worden waren, so nahmen die drei ehrwürdigen Bischöfe keinen Anstand, die Beschuldigungen für wohl begründet in der Wahrheit zu erklären. Dem heiligen Vater waren die Stedinger und ihre Verhältnisse ohne Zweifel völlig unbekannt; dagegen hatte er, wie sich später noch mehr zeigen wird, gerechte Ursache zu befürchten, der Brand, der in Frankreich kaum gelöschet war, möge in Teutschland wieder aufgehen. Also sprach er, auf die Anklage des Erzbischofes von Bremen und auf das Zeugniß der drei genannten Bischöfe, nicht nur den Bann der Kirche aus über die Stedinger, sondern er erlaubte auch, wider dieselben das Kreuz zu predigen[13], und gewährte Denjenigen, welche das Kreuz empfangen würden, alle die Segnungen für Zeit und Ewigkeit, welche die Päpste für eine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande zu verheißen pflegten. Es geschah im Anfange des Jahres ein Tausend zwei Hundert drei und dreißig.

Alsobald gingen Kreuzprediger aus durch das ganze nördliche Teutschland, und riefen die Gläubigen auf zur Rettung des Heiles, zur Vernichtung der Ketzerei, von der Elbe bis zur französischen Gränze. Diese Kreuzpredigten hatten indeß bei Weitem den Erfolg nicht, welchen der Erbischof Gerhard und der heilige Vater von denselben erwartet haben mochten, da ja die Segnungen einer Kreuzfahrt um einen sehr geringen Preis ausgeboten wurden. Denn die geringeren Menschen überall nahmen Antheil an dem Schicksale der Stedinger, und waren zu neuen Hoffnungen gekommen durch die Bestrebungen derselben, und selbst mancher edele Herr, der den dritten Heer-

schild trug oder den vierten, mag wohl bedenklich gewesen sein bei dem furchtbaren Mißbrauche der geistlichen Gewalt. Aber die geistlichen und weltlichen Fürsten in den nördlichen teutschen Ländern, welche Nachtheile von der Freiheit der Stedinger und der Friesen für ihre Landesherrlichkeit zu befürchten hatten, hielten für gut, an Jenen ein warnendes Beispiel aufzustellen, um Diese einzuschüchtern und die verführerischen Hoffnungen ihrer eigenen Unterthanen zu Schanden zu machen. Deßwegen nahmen sie das Kreuz, trieben ihre Vasallen zum Kreuz und lockten Andere zum Kreuze; und selbst die Stadt Bremen ließ sich zu einer trägen Theilnahme an dem Kreuzzug erkaufen. Noch in demselben Jahre, zwölf Hundert drei und dreißig, versammelte sich eine große Schar von Bekreuzten bei Bremen. Von denselben wurden die Stedinger auf der rechten Seite der Weser angegriffen, während die jenseitigen Stedinger von Oldenburg her bedrohet wurden, um den Osterstadern den Beistand derselben abzuschneiden. Der Angriff geschah von zwei Seiten. Ein Theil des Kreuzheeres fuhr zu Schiffe die Weser hinab, um mit dem Durchstechen der Deiche zu drohen oder von den Deichen her einzudringen; der andere und stärkere Theil rückte zu Lande ein. Dieser zwiefachen Gefahr vermochten die Osterstader nicht zu widerstehen. Wohl scheinen sie den Kampf gewaget zu haben, aber sie kämpften ohne Erfolg. Mit Feuer und Schwert, mit Raub und Schändung ward gegen sie gewüthet. Wie viele gefallen, wie viele verbrannt sein mögen, ist unbekannt, und unbekannt sind im Einzelnen die Mißhandlungen, die sie erduldet haben[14]; aber ihre Unterwerfung ist nicht zu bezweifeln.* Dagegen wurde die Drohung von Oldenburg her von den jenseitigen Stedingern zu Schanden gemacht. Der Graf Burchard von Oldenburg wurde mit zwei Hundert Kreuzfahrern erschlagen und den Stedingern blieb der Sieg.

Aber lange hatten sie sich des Sieges nicht zu erfreuen.

bringen. Von Bremen, Delmenhorſt und Oldenburg
heten ſich die Kreuzfahrer den Sitzen der Stedinger
mochten wohl erſtaunen über die Menge der Feinde
wider ſie gerüſtet und mit dem heiligen Kreuze verſ
ten; aber ſie verloren die Beſinnung nicht und
Muth. Sie vertraueten ihrer gerechten Sache. K
thige Männer, die ſie zu ihren Führern gewählet, rie
das Vaterland und die Freiheit ins Gedächtniß und
ſie durch kühnen Zuſpruch in ihrem Vertrauen. Vo
ben ſind drei vorzugsweiſe genennet worden: Volk
denfleth, Tommo von Huntorp und Thedmar von A
Bei Alteneſch [16] ſtanden ſie unter dieſen Führern, a
tage, den fünf und zwanzigſten des Junius [17], ein
gegen die Maſſe ihrer Feinde, in Schlachtordnung u
teten den Angriff. Der Angriff erfolgte mit Ungeſtüm;
zog von Brabant und der Graf von Holland mit ihren
vorauf, die Anderen nach. Die Stedinger jedoch widerſta
nur dem Anfalle, ſondern trieben auch die Feinde zurück
folgten ſie mit der größten Kühnheit [18]. Bei die
folgung aber mag die Ordnung nicht mehr beobac
und dadurch ward ihr Unglück entſchieden. Denn

lichen wurden „von dem Heere des Herrn,“ wie der alte Geſchichtſchreiber ſaget, mit der Lanze durchbohret, mit dem Schwerte niedergehauen, oder unter den Hufſchlag der Pferde geworfen. Mehr als die Hälfte der Stedinger lagen als Leichen auf der Stelle, auf welcher ſie gekämpfet hatten. Von Denjenigen, welche ſich in der Angſt und Noth zu retten verſuchet, warfen ſich Viele in die Weſer, weil ſie die Freiheit nicht überleben wollten. Die Wenigen, die aus Verzagtheit, oder weil ſie ſich für beſſere Tage zu erhalten wünſchten, dem Gewürge entrannen, zerſtreueten ſich hierhin und dorthin, und fanden eine gaſtliche Aufnahme bei ihren Nachbaren, den freien Frieſen. Von dem Heere des Herrn ſind, wie die Ueberlieferung, ohne Zweifel zur Ehre des Herrn, verſichert, nur ungefähr neun Mann gefallen; der Graf Heinrich von Oldenburg jedoch lag neben dieſen Leichen der Zehente[19].

Das Wichtigſte iſt: wie die Oſterſtader, ſo wurden auch die Stedinger an der weſtlichen Seite der Weſer beſieget, die es gewaget hatten, mit eigener Fauſt ihre Freiheit zu vertheidigen gegen die landesherrlichen Fürſten; aber ſie waren mit Ehren unterlegen. Ihr Land wurde Theils dem Erzbiſchofe von Bremen unterworfen, Theils dem Grafen von Oldenburg. Edele Ritter und Herren, welche zu dieſem Werke geholfen hatten, erhielten ihren Lohn in Lehengütern. Die freien Eigenthümer wurden von denſelben abhängig, und ſobald ſie ſich zu dieſer Hörigkeit verſtanden hatten, verhallte auch das Geſchrei über ihre Ketzerei: denn dieſe Ketzerei war ihre Freiheitsliebe. Der ausgeſprochene Bann wurde bald aufgehoben, und ſie ſelbſt als gute Chriſten in den Schoß der Kirche, der gütigen Mutter, wieder aufgenommen[20]. Die übrigen Theilnehmer an dem Kreuzzuge mußten, wie es ſcheinet, mit der Beute zufrieden ſein, welche der Zufall ihnen in die Hände geworfen hatte, und mit der Ehre, in dem Heere des Herrn für die Erhaltung der Kirche und des Glaubens gekämpfet zu haben. Aber

nicht alle Stedinger hatten gleiches Schickſal. Die Unterwerfung der weſtlichen ſcheinet nicht eben weit über die Mündung der Hunte hinweg gegangen zu ſein. Denn noch länger als hundert Jahre nach dieſen unglücklichen Ereigniſſen gab es etwas weiter nördlich freie Stedinger, welche zu dem frieſiſchen Gaue Ruſtringen gehörten, und in demſelben zu den ſieben frieſiſchen Seelanden. Ob ſie aber ſchon früher dieſem Gau angehöret, oder ob die Ruſtringer für ihre Nachbaren nach dem Unglücke von Alteneſch aufgetreten waren und ſie in ihre Gemeinſchaft aufgenommen hatten, muß unentſchieden bleiben. Unwahrſcheinlich jedoch iſt es nicht, daß die Fürſten und Heren durch den blutigen Tag von Alteneſch belehret, Bedenken getragen haben, die geſammten freien Frieſen gegen ſich unter die Waffen zu bringen, und daß ſie deßwegen zurück getreten ſind vor deren Wort und Macht [21].

Neuntes Capitel.

Ketzer-Verfolgungen in Teutschland.
Der Meister Konrad von Marburg.
J. — 1235.

Das Schicksal der Stedinger war jammervoll, aber es
ır unvermeidlich, und ging aus den Verhältnissen hervor.
ı die Gewalt überall im Lehenthume lag, und da die Häup-
der Vassallen Landes-Herren geworden waren, so mußte
alte Freiheit des Landes um so verhaßter werden, je trotziger
neue Freiheit der Städte empor strebte. Wenn jene Frei-
t noch in den friesischen Seelanden fortan geduldet wurde,
geschah es nur, weil noch Niemand sich stark genug fühlte,
selbe zu vernichten, und weil die Gelegenheit abgewartet
rden mußte. Die Stedinger aber haben ihren Namen ehren-
rth in die Geschichte gebracht; sie haben sich nicht feig un-
worfen, sondern mannhaft gekämpfet für das alte Erbe der
ter, den Enkeln ein würdiges Beispiel. Auch sind sie gute
risten gewesen und geblieben. Die Ketzerei, die ihnen zum
rbrechen gemacht wurde, damit man eine Sache wider sie hätte,
r ihnen zuverlässig völlig fremd, und die Irrlehren, die
n ihnen Schuld gab, waren ihnen wohl auch nicht dem

Namen nach bekannt. Um dieſelbe Zeit aber, da die Stedinger das große Unglück traf, war die Verfolgung der Ketzer groß in Teutſchland, und nicht leicht mochte Jemand den Zorn eines Geiſtlichen erregen, der nicht mit dem Namen eines Ketzers bezeichnet worden wäre. Und ſie, dieſe Ketzer-Verfolgung, iſt eben das Zweite, deſſen gedacht werden ſoll, ehe wir zu den allgemeinen Verhältniſſen des Reiches zurück kehren, zu dem Kaiſer Friedrich, und zu Heinrich, dem jungen Könige. Es ſind ſchrecklichere Vorgänge, als welche die Geſchichte der Stedinger gezeiget hat; denn es bietet ſich Nichts dar, das die menſchliche Seele erheitern könnte bei dem Anblicke ſo großer Gräuel.

Bei manchen Gelegenheiten nämlich iſt in dieſem Werke darauf hingewieſen, daß der Geiſt unter den gewaltigen Ereigniſſen der drei letzten Jahrhunderte nothwendig erſtarken und immer kräftiger werden mußte, und wirklich ſich immer kräftiger bewies. Je reicher aber die Kenntniſſe wurden, je reifer der Gedanke, deſto häufiger wurden auch die Ketzereien. An der reinen Lehre Jeſu Chriſti hatte wohl auch in früheren Tagen ſelten Jemand gezweifelt; in dieſen Zeiten zweifelte vielleicht Niemand. Nur darüber war man ungewiß, welches die reine Lehre Jeſu wäre. Viele Menſchen laſen die heiligen Schriften der Evangeliſten und der Apoſtel, und kamen zu der Meinung, daß die Glaubenslehren der Kirche zum Theil, ja größtes Theiles mit dieſen Schriften nicht übereinſtimmten, nicht ein Mal verträglich ſeien. Deßwegen hielten ſie dieſelben für menſchliche Meinungen, welchen ſie ihre eigenen Meinungen mit deſto größerer Zuverſicht entgegen ſetzten, je feſter ſie von dem Wahne gehalten wurden, daß ſie nur durch den heiligen Geiſt zu ſolcher Erleuchtung gelanget ſein könnten. Es entſtanden mehre Gemeinden, Schulen oder Secten, welche in ihren Meinungen und Lehren, aus der heiligen Schrift und alten Ueberlieferungen entſtanden, durch eigenes Nachdenken in ihrer

Erleuchtung ausgebildet, mehr oder minder von einander abwichen, nach und nach aber sämmtlich die Kirche selbst, wie sie sich im Ablaufe der Jahrhunderte gestaltet hatte, mit ihrem Oberhaupte, ihrer Gliederung, ihrer Absonderung von den Gläubigen, ihrer Herrschaft, ihrem Reichthum, ihrem Glanz und der Ueppigkeit Vieler ihrer Diener als nicht begründet in der reinen Lehre Jesu Christi, verwarfen und bekämpften. Arnold von Brescia hatte es verschmähet, eine Schule zu stiften, weil er die ganze christliche Welt von seinen Lehren zu überzeugen hoffte, und weder Kampf noch Verfolgung wollte, sondern Ueberzeugung. Aber der Same, den er kühn und beharrlich weithin ausgeworfen hatte, war häufig aufgegangen, und hatte, von den jungen wissenschaftlichen Bestrebungen gepfleget, Früchte getragen. Im Zorn über die Lehren dieses Mannes, hatte der römische Stuhl seine alten Grundsätze der Milde und Mäßigung vergessen. Unter dem grausamen Schutze der kaiserlichen Waffen, hatte er kein Bedenken getragen, den ketzerischen Frevler dem Feuertode zu überliefern. Der Scheiterhaufe war im Dunkel der Nacht errichtet, und die Asche war, als Arnold geendet hatte, unwiderbringlich hinweg geschaffet worden: dennoch hatte die Flamme vieler Menschen Seelen entzündet in den südlichen Ländern Europa's. Die römische Kirche aber gerieth in den unglückseligen Irrthum, welcher von den Gewaltigen der Erde so oft getheilet worden ist, daß Wahrheit, Ueberzeugungen, Gedanken und Ideen durch irdische Waffen, durch Verfolgung und Härte, unterdrücket und, etwa durch Feuer, ausgetilget werden könnten. Sie selbst, die Kirche, gab durch ihr eigenes Dasein den glänzendsten Beweis, daß mit dem wilden „Kreuzige ihn" Nichts erreichet wird; aber sie wurde getäuschet durch die Veränderung, welche Friedrich der Erste durch seine Kämpfe und Zerstörungen in Italien bewirkte; denn diese Kämpfe und Zerstörungen zogen die Gedanken der Menschen von den göttlichen Dingen

hinweg auf die irdiſchen, und die Kirche mochte das Schweigen der Ketzer, unverſtändiger Weiſe, den heilſamen Flammen zuſchreiben, in welchen Arnold vernichtet worden war. Alſo hielt ſie die Meinung feſt: wenn nicht der Glaube, ſo könne doch der Gehorſam erhalten werden durch Achtſamkeit, Aufſpürung, raſches Eingreifen und beſtändigen Schrecken; und dieſe Meinung mochte wohl von der Hoffnung begleitet ſein, daß der Gehorſam gegen die Kirche, obgleich erzwungen, doch zuletzt eine bleibende Liebe zu der Kirche erzeugen würde [1].

Und der römiſche Stuhl ward auch durch große Erfahrungen von ſeinem Irrthume nicht zurück gebracht. Die Ketzerei nämlich gieng weiter, geſtaltete ſich mehr und mehr, und durchdrang, da die heiligen Schriften der Chriſten in die Volksſprachen überſetzet wurden, alle Menſchen-Claſſen im oberen Italien, in einem großen Theile Burgundiens, im ſüdlichen Frankreich. Die Ketzer ſchienen übermächtig zu werden in dieſen Ländern. Sie aber, Katharer und Waldenſer genannt, glaubten gute Chriſten zu ſein, und beſtrebten ſich einen ächt chriſtlichen Wandel zu führen, nämlich in der Weiſe der erſten Chriſten, mit Verwerfung des Papſtes und des Prieſterthumes. Sie zeichneten ſich aus durch eine einfache Frömmigkeit, durch ein ſittliches Leben, durch jede menſchliche Tugend; auch blieben ſie in den Pflichten des Bürgers und des Unterthanen nicht zurück. Aber den Lehren und Bräuchen der Kirche ſetzten ſie immer das Wort Gottes entgegen, dem ſie, freilich nach eigener Deutung, treu ſein wollten im Leben und im Tode. Die Kirche, obgleich auf dem Satze beharrend, daß ſie auf einem Felſen gegründet ſei, den die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermöchten, gerieth nach und nach in Beſorgniß. Sie ließ es an keinerlei Bemühung fehlen, um die verirrten Schafe zurück zu bringen zu der großen Heerde der Gläubigen. Aber weder Ermahnungen und Belehrungen ſchlugen an bei den Verirrten, noch gelehrte Erör-

terungen und wissenschaftliche Besprechungen; und eben so wenig wurde durch Anklagen, Bestrafungen und Gewaltthätigkeiten erreichet. Ueber solche Halsstarrigkeit ergrimmte endlich der Papst Innocenz der Dritte; und in seiner hochfahrenden und verachtenden Weise hielt er jedes Mittel für erlaubt, dieselbe zu brechen. Sobald sich daher ein schicklicher Vorwand darbot, trug er kein Bedenken, gegen die Ketzer das Kreuz predigen zu lassen; er trug kein Bedenken, auch an dieses Kreuz alle Gnaden der Kirche zu verschwenden, welche einst den Kreuzfahrern wider die Ungläubigen verheißen worden, die das Grab des Heilandes geschändet hatten, und klug genug wurde der Kreuzzug bald gegen die Albigenser gerichtet: denn in diesem bedeutungslosen Namen, welcher nur den Gedanken an eine kleine Stadt, Albi, aufrief, warf man alle Ketzer zusammen, verdeckte manche Erinnerung und verwirrte die Gefühle der Menschen; er trug endlich kein Bedenken, als das Mordschwert der Kreuz-Heere zu ruhen genöthiget war, weil es Nichts mehr zu morden gab, bleibende Anstalten zu treffen, um den Ueberrest der Ketzer zu vertilgen, und durch Späherei, willkührliche Gerichte und häufige Scheiterhaufen die Kirche und den apostolischen Stuhl für alle Zukunft vor solcher Gefahr sicher zu stellen. Und wie eine unzählige Menge gläubiger Menschen dem Rufe zum Kreuze folgten, um die Segnungen der Kirche zu gewinnen, so fanden sich auch Werkzeuge genug zur Ausführung seiner weiteren Entwürfe. Ja, die flammenden Worte seines Zornes zündeten häufig auch in den Seelen guter und edeler Menschen, welche das Heil allein von der Kirche erwarteten, und die Kirche, auf das Wort des Papstes, in Gefahr erblickten. Sie geriethen in Eifer; sie wetteiferten mit einander, und übertrieben deßwegen wohl nicht selten die Befehle und Wünsche des heiligen Vaters. Was bei dem Papste das Werk der Ueberlegung, der Besonnenheit und Berechnung war, das machten sie zur Aufgabe ihres Lebens,

vergaßen in der Erfüllung ſich ſelbſt, die Welt, jegliche Rückſicht, und gelangten zu einer fanatiſchen Grauſamkeit, die um ſo mehr Angſt und Schrecken erreget, je zuverſichtlicher die Unglücklichen ſolche Gräuel zur Ehre Gottes und zur Erhaltung und Förderung der Religion Jeſu Chriſti auszuüben glaubten.

Aber dieſer kirchlichen Anſtrengung, Verfolgung und Grauſamkeit gegenüber, welche unter den Nachfolgern des Papſtes Innocenz nicht nachließ, ging auch die Ketzerei mit gleichen Schritte vorwärts. Durch fleißiges Leſen in den heiligen Schriften, und durch Forſchungen in der Geſchichte, wie Alles geweſen und gekommen, wurden die Ketzer immer mehr beſtärket in ihrem Haſſe gegen die gewaltthätige Kirche. Sie wurden immer weiter und weiter getrieben, und wohl auch zu Handlungen, die ihrem urſprünglichen Geiſte ganz fremd geweſen. Sie erlaubten ſich, in Angſt und Noth, unreligiöſe und unſittliche Dinge, die ſie urſprünglich verabſcheuet hatten. Wie ſie, wo es zum offenen Kampfe kam, mannhaft, mit dem feſten Entſchluſſe ſtritten, entweder obzuſiegen, oder, nach der höchſten Ausbringung ihres Lebens, für ihre heilige Sache den Tod zu leiden, unerſchüttert durch den Anblick des Kreuzes auf den Schultern unzählbarer Menſchen: ſo ſuchten ſie auch den kirchlichen Anordnungen zu ihrem Verderben auf die Weiſe entgegen zu treten, die allein anwendbar zu ſein ſchien. Der Späherei und Lauererei ſuchten ſie durch geheimnißvolles Wirken und Weben zu entgehen. Dadurch aber geriethen ſie, wie es ſcheinet, nicht ſelten in Verſuchungen, welchen die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur ſelten widerſtehet, in welchen der Geiſt ſelten den Sieg über das Fleiſch behauptet. Aus den Händen der finſteren Glaubens-Richter ſuchten ſie oft durch Verſtellung, Unwahrheit und Heuchelei zu entkommen. Sie mögen wohl ſelbſt, in ihrem verachtenden Zorne, die heiligen Bräuche der Kirche, weil ſie ihnen aufgezwungen

wurden, gelästert und geschändet, und auf solche Weise mögen sie die Verläumdungen, die gegen sie ausgesprenget wurden, hier und dort zur Wahrheit gemacht haben. Wenn es ihnen aber nicht gelang, sich zu retten, so ertrugen sie die Marter, die über sie verhänget ward, mit fester Seele, nahmen die ausgesprochene Strafe im vollen Vertrauen zu der ewigen Gerechtigkeit auf sich, und sahen mit Entschlossenheit wie in den Scheiterhaufen so in die Ewigkeit hinein. Auch sie wurden Fanatiker, wie Diejenigen, welche der Kirche dieneten. Das aber war der Unterschied, der Fanatismus Derer, die für die Kirche stritten, von den Päpsten an bis zu dem letzten hinab, der sich unter das Kreuz stellte, als Eins gedacht, war düsterer und grauenhafter Art; er war ein Gemisch von ewiger Wahrheit und menschlichen Irrthümern, von dunkelen Vorstellungen und überlieferten Vorurtheilen, von aufrichtigem Streben nach dem Heiligen und von Herrschsucht, Ehrgeiz, Habgierde, Stolz, Dünkel und anderen Leidenschaften; der Fanatismus der Ketzer hingegen war ein freies Erzeugniß der Ueberzeugung, frisch aus dem Herzen hervor gequollen, das, man möchte sagen, von der Kirche zerrissen wurde, und hatte eben deßwegen etwas Erheiterndes und Erhebendes; und wenn auch ihre Lehren lauter Irrthümer gewesen sein sollten, so galt ihnen der Irrthum als heilige Wahrheit.

Gegen solche Ketzerei war der Kampf des apostolischen Stuhles nothwendig ein vergeblicher Kampf. Die Menschen, welche sich zu derselben bekannten, mochten überwunden werden, aber mit der Vernichtung derselben war ihr Geist nicht vernichtet. Der römische Stuhl hat Nichts erreichet, weder mit seinen Künsten, noch mit seiner Gewalt. Das heilige Amt, das er gegen die Ketzer errichtete, hat sich keiner Unthätigkeit schuldig gemacht: aber jeder Scheiterhaufen hat neue Gedanken in die Seelen der Menschen geflammet, und der gräßliche Anblick eines brennenden Menschen hat menschliche Gemüther von

einer Macht abgewendet, die solche Mittel nöthig hatte zu ihrer Erhaltung. Die Kreuzheere, welche gegen die Albigenser aufgestachelt wurden, haben wahre Metzeleien angerichtet und einen großen Theil des schönen südlichen Frankreich's in eine Wüste gewandelt: die Sache aber, für welche Hunderttausende von Menschen den Tod nicht scheueten, hat in weit mehr Hunderttausenden das Nachdenken geweckt, und schwerlich sind die Kreuzfahrer dieselben zurück gekehret, als welche sie ausgezogen waren. Die beiden neuen Mönchs-Orden aber, welche der apostolische Stuhl gegen die Ketzer schuf oder bestätigte, die Orden der Dominicaner und der Franciscaner, haben der Kirche mehr geschadet als genützet. Sie haben den alten Bau in seinen Fugen locker gemacht, aber sie haben weder durch ihre Predigten von der Ketzerei abgehalten, noch durch ihre Späherei eingeschüchtert, oder durch die Strenge des heiligen Amtes, welches die Dominicaner rüstig und unermüdlich verwalteten, zurück geschrecket. Der menschliche Geist strebet nach dem Unendlichen, aus welchem er stammet, und will sich lieber in eine unermeßliche Wüste hinein wagen, als sich ruhig innerhalb einer Schranke herum drehen, gleichviel, ob dieselbe um einen weiten Raum gezogen ist, oder um einen engen [2].

Es konnte nicht anders sein: die Ketzereien, welche der römische Stuhl mit so großem Eifer in den südlichen Ländern verfolgte, schlichen sich auch in Teutschland ein. Schon in der Mitte des eilften Jahrhundertes hatte es Ketzer in Teutschland gegeben, welche man damals Manichäer nannte. Diese Ketzer wurden hart verfolget, und auf Heinrich's des Dritten Befehl wurden einige derselben aufgeknüpfet [3]. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhundertes waren aus Flandern Katharer an den Rhein gekommen und zu Köln verbrannt worden [4]. Jetzt suchten sich Waldenser und Albigenser nach Teutschland zu retten; wenigstens verbreiteten sich die Lehren

r Ketzer aus den Thälern der Alpen her den Rhein ent-
, und hierhin und dorthin. Aber die ruhigere Natur der
:schen zeigte sich weniger empfänglich; auch wurde die Auf-
samkeit der Menschen durch den Zustand des Reiches, und
) die beständigen Unordnungen und Wirrnisse, die Alle um-
ngen, in Anspruch genommen und von den göttlichen
gen abgezogen. Nur Einzelne, nur Wenige scheinen An-
s an den Streitigkeiten Theil genommen, und sich zu
Lehren der Ketzer hingeneiget zu haben. Nach und nach
h wurde die Zahl größer, und nach dem Ablaufe des er-
Viertheiles dieses Jahrhundertes, des dreizehenten, schei-
auch schon die heiligen Schriften der Christen, wenn nicht
, doch theilweise in teutscher Sprache verbreitet worden zu
[5]. In Rom aber hatte man gewiß das Auge scharf
Teutschland gerichtet; denn die Ausbreitung der unkirch-
r Lehren in Teutschland ward in Rom ohne Zweifel sehr
rchtet, Theils wegen der Stellung des apostolischen Stuh-
um Kaiserthum und zu dem Kaiser Friedrich dem Zwei-
Theils wegen der alten Furcht vor der teutschen Wuth, und
deßwegen, weil der Kampf in Frankreich gegen die Albigen-
o hart war und so lange unentschieden blieb. Daher ist es
dings wahrscheinlich, daß einzelne Geistliche, Getreue des hei-
r Petrus, beauftraget gewesen sind, im Stillen mit Sorgfalt
die Meinungen und Lehren zu achten, und sogleich einzu-
eiten, wenn sich eine Abweichung von den Lehren der Kirche
d thue. Schon im Jahre zwölf Hundert zwei und zwanzig
de der Propst Heinrich von Goslar als Ketzer verbrannt[6].
rin der Irrglaube des unglücklichen Propstes eigentlich be-
den habe, ist eben so unbekannt, als welchen Antheil der
st Honorius der Dritte an diesem Gräuel gehabt haben
. Genannt aber werden als Diejenigen, welche den Glau-
des Propstes untersuchten, ihn verwarneten, und, als er
t widerrufen wollte, ihn der weltlichen Behörde zur Ver-

brennung übergaben, der Bischof Konrad von Hildesheim und Konrad von Marburg. Und dieser Konrad von Marburg ist fortan nicht nur der eifrigste und beharrlichste Diener des apostolischen Stuhles in der Verfolgung jeglicher Ketzerei, sondern er ist auch zehen Jahre später zu diesem Amt oder Geschäfte von dem apostolischen Stuhl öffentlich bevollmächtiget worden.

Er aber, dieser Konrad von Marburg, gewöhnlich Meister Konrad genannt, ein Welt-Geistlicher [7], von unbekannter Herkunft, war ein Mann, über welchen nicht leicht ein Urtheil zu gewinnen ist. Wahr ist allerdings, er ist ein strenger Glaubens-Richter geworden, und in seiner Verfolgung der Ketzerei ist er, nach den Ueberlieferungen aus dieser Zeit, über alle Gränzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hinaus gegangen, und bis zur Grausamkeit verwildert. So aber ist er geworden, so nicht immer gewesen. So hat er geendiget, so nicht angefangen. Es würde ungerecht sein, ihn bloß nach seiner Verirrung, nach seinem Wahnsinne zu richten. Wie viel ihm allein, wie viel den Umständen zur Last fällt, zu wie Vielem er verhetzet sein mag, ist nicht leicht zu unterscheiden. Auch mögen ihm, wie es zu geschehen pfleget, manche fremde Sünden aufgebürdet sein, weil sein gewaltsamer Tod zunächst wider ihn zu zeugen schien, und ein Jeder der Schuldigen in ihm gebüßet zu haben wünschte. Ein ausgezeichneter Mann aber war er gewiß; eine tüchtige Seele war in ihm und ein felsenfester Charakter. Seine Gelehrsamkeit wird hoch gepriesen, wiewohl wir keine Beweise über dieselbe haben. Seine Beredtsamkeit war ohne allen Zweifel bewunderungswürdig, weil er Hohe und Geringe durch die Macht seines Wortes zu erschüttern und fortzureissen vermochte. Auch besaß er lange Zeit das Vertrauen vieler Menschen, wenn nicht aller; große Herren, Geistliche und Weltliche, haben ihm dieses Vertrauen bewiesen durch die Uebertragung wichtiger Angelegenheiten, Geringere durch Zuneigung, Verehrung und Liebe. Am Meisten aber ragte er

hervor durch seine Frömmigkeit, durch sein strenges Leben, durch die beständige Richtung seines Geistes auf Gott und göttliche Dinge. Die Dinge dieser Welt waren ihm gleichgültig, vielleicht verächtlich. Er war zufrieden mit dem armen Kleid eines Pfaffen, und trachtete nicht nach dem Purpur, mit welchem die Kirche ihre Häupter bekleidete. Ihm genügte die einfache Nahrung, welche die menschliche Natur nöthig hat; Speisen und Getränke aber, nach welchen die Kinder der Welt gieren, weil der Reiz sie betäubet und zum Vergessen ihrer selbst bringet, waren ihm zuwider. Er wollte sein, und weder haben noch scheinen: er wollte thun, und weder besitzen noch genießen.

Schon im Jahre zwölf Hundert und vierzehen hatte der Papst Innocenz der Dritte ihm die Predigt des Kreuzes in Teutschland aufgetragen; und er erfüllte diesen Auftrag, wenn nicht mit dem größten Erfolge, doch mit dem größten Eifer. Wohin er sich begab, da versammelten sich die Menschen zu vielen Tausenden, um sich an der Macht seiner Worte zu stärken und zu erbauen. Er fand keine Kirche, keinen Raum, der groß genug gewesen wäre, um die Menge zu fassen, die sich zu ihm drängte, ausgenommen das freie Feld. Und seine Rede ergriff und erschütterte Alle, die sie hörten; er erntete Beifall und fand Bewunderung. Hätte er vor zwei oder drei Menschen-Altern gelebet, er würde vielleicht nicht weniger ausgerichtet haben, als der Abt Bernhard von Clairvaux. Seit jener Zeit aber hatte die Welt sich verändert. Die Gemüther waren von dem heiligen Grab abgewendet. Man bewies dem Prediger eine bewundernde Aufmerksamkeit, und ging bewundernd nach Hause, um die Erwägung und Berechnung irdischer Verhältnisse vorzunehmen. Und wenn auch Manche in der ersten Erschütterung des Herzens das Kreuz auf sich nahmen, so zeigten sich doch Wenige geneiget, ihr Gelübde zu erfüllen, und Alle suchten die Erfüllung soweit als möglich hinaus zu

schieben, oder so kurz als möglich abzuthun. Diese Erscheinung hat vielleicht den ersten Stachel in Konrad's Brust gesetzet. Was die Wirkung großer Erfahrungen und fortgeschrittener Bildung war, das sah er an als die Folge des einreissenden Unglaubens und des ersterbenden religiosen Sinnes, welcher, wie er wähnete, zu einem neuen Leben erwecket werden müßte, und nur erwecket werden könnte durch die Ertödtung des Fleisches.

Wenige Jahre nach diesem ersten Auftreten als Kreuz-Prediger kam Konrad an den Hof des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, von welchem oben schon die Rede gewesen ist [8]. Dieser wunderliche Hof war ganz dazu geeignet, den Meister Konrad in seinem Wahne zu bestärken, und ihn für die Ausübung seiner Grundsätze zu begeistern. Der Landgraf selbst zwar vereinigte alle Eigenschaften in sich und alle Tugenden, durch welche ein Fürst tüchtig und ehrenwerth, auch unter Begünstigung der Umstände groß werden mag; denn er führte ein reines Leben in Gottseligkeit und Ehrbarkeit; er war mild, gut und gerecht, klug und tapfer, und wie entschlossen, mit dem Schwerte zu vertheidigen, was sein war, so nicht abgeneiget, sein Land zu vergrößern und seine Herrschaft geltend zu machen. Seine Gemahlin aber, Elisabeth, die Tochter des Königes von Ungarn, Andreas des Zweiten, war ein verzücktes Wesen, das dieser Welt kaum anzugehören schien. Wahr ist, das Leben dieser heiligen Frau ist der Geschichte entzogen; es ist zu einer frommen Mähr verarbeitet worden [9]. Sie selbst, wie sie gewesen ist und gelebet hat, kann daher aus der Darstellung derselben nicht erkannt werden, und alles Einzelne entbehret der geschichtlichen Wahrheit. Dennoch ist die Beschreibung des Lebens der heiligen Elisabeth sehr merkwürdig, und enthält, als Ganzes genommen, eine große geschichtliche Wahrheit. Sie verbreitet ein helles Licht über den religiosen Zustand dieser Zeit überhaupt,

zeiget im Besonderen, auf welche Weise nunmehr die An-
ger des apostolischen Stuhles, und vor Allen die neuen
chs-Orden, welche als Säulen desselben errichtet waren,
neuen Bestrebungen in den Wissenschaften, dem Fort-
tte des Geistes und der Welt gegenüber, und gegenüber
cher Ketzerei, das religiose Leben zu gestalten suchten, um
rhalten, was wankend wurde. In der Landgräfin Elisa-
nämlich haben sie das Musterbild einer vollendeten reli-
n Gesinnung aufzustellen gesuchet. Alles, was die Ein-
ngskraft eifernder Priester oder der Witz schwärmerischer
iche auszusinnen vermochte, um diese Gesinnung zu be-
ren, ist auf den Namen derselben zusammen gehäuft, oder
ehr aus diesem Allen ist ihr Leben und Wandel zusammen
ben. Völlige Ueberwindung der Welt, des Fleisches, alles
nlichen; Gleichgültigkeit gegen die herrlichsten Güter der
, gegen Glanz und Pracht, gegen Schönheit, Reichthum,
uemlichkeit und Genuß; Gleichgültigkeit auch gegen Ver-
dungen, gegen Das, was die Menschen Ehre und Schande
en; Unempfindlichkeit gegen jedes Häßliche, Schmutzige,
haste; Freude an eigener Kasteiung und fremder Miß-
lung; Bereitwilligkeit zu jeglicher Dienstleistung, zu jeg-
Aufopferung; unendliche Demuth vor dem Priesterkleide,
blinder Gehorsam gegen die Gebote Dessen, der dasselbe
; endlich Versunkenheit in Selbstbeschauung, im Gebete,
er unverbrüchlichen Uebung der kirchlichen Bräuche und
mungen: das ist das Muster eines religiosen Lebens, das
Welt in der Landgräfin Elisabeth vor die Augen gestellet
. Zur Belohnung aber für solche unendliche Hingebung
ihr die Bewunderung und Verehrung der Gläubigen zu
l, die Kraft der Wunder im Leben und im Tode, die
zendste Aussicht in die Ewigkeit, und die Heiligsprechung
die Kirche nach ihrem Hinscheiden. Wenn aber auch
r Erzählung von ihrem Leben das Einzelne größtes Thei-

les als Dichtung erscheinet, so hat sie doch ohne Zweifel durch ihr Leben Veranlassung zu derselben gegeben. Also darf wohl als gewiß angenommen werden, daß sie, die Landgräfin Elisabeth, eine überspannte Frau gewesen sei, die nur Beruhigung ihrer Nerven in einer krampfhaften Religiosität zu finden vermocht habe. Sie war als vierjähriges Kind aus Ungarn hinweg nach der Wartburg gebracht, um hier für den jungen Ludwig, der sieben Jahre älter war als sie [10], nach der Weise und den Sitten des Landes erzogen zu werden. Diese Versetzung mag dem Kinde den ersten Stoß gegeben haben. Das unglückliche Schicksal, das ihre Mutter ein Paar Jahre später traf, und die schandbaren und blutigen Vorgänge, welche den Tod derselben herbeiführten und begleiteten [11], und welche ihr wohl nicht verborgen geblieben sind, mögen die Wirkung jenes ersten Stoßes mächtig verstärket haben. Wenigstens scheinet sie schon als Kind mit einem Eifer nach der Gottseligkeit gestrebet zu haben, der den Jahren der Kindheit sonst fremd zu sein pfleget. Und der alte Landgraf Hermann bekümmerte sich, wie es scheinet, mit weltlichen Dingen beschäftiget, um seine Schwiegertochter wenig, seine Gemahlin Sophia, stolz und herrschsüchtig, mag das Gemüth der jungen Braut oft gekränket und in sich zurück gedränget haben; seine Tochter Agnes, in weltlicher Lust erzogen, war keine Gespielin für Elisabeth; sein Sohn aber, der junge Landgraf Ludwig, ließ zuerst seine Braut, später seine Gemahlin gewähren, aus Gutmüthigkeit, aus Achtung für die so zarte, als treue junge Frau, aus eigener Frömmigkeit wohl auch. Vielleicht hoffte er, daß die Pflichten der Mutter und ein reiferes Alter zurück führen würden zu der richtigen Bahn.

An den Hof dieses Landgrafen Ludwig und dessen Gemahlin Elisabeth nun kam der Meister Konrad von Marburg, entweder gerufen, oder von dem Papste Honorius dem Dritten empfohlen, als Ludwig etwa zwei und zwanzig, Elisabeth

fünfzehen Jahre alt sein mochte [12]. Und er gewann bald das vollste Vertrauen des jungen fürstlichen Paares. Er wurde nicht nur der Beichtvater derselben, sondern der Landgraf übertrug ihm auch die Verfügung über alle geistlichen Stellen und Pfründen in seinem Lande, und Elisabeth überließ sich gänzlich seiner Leitung, weil sie sich vielleicht jetzt erst frei fühlte in ihren religiosen Widmungen. Sie mag eben so stark auf Konrad gewirket haben, als Konrad auf sie; sie verblendeten und verwickelten sich wechselseitig, wie es scheinet, in ihren Ansichten und Bestrebungen: Konrad's Strenge wurde zur Härte, Elisabeth's weiche Seele verlor jegliche Kraft des Willens, obgleich sie zu dreien Malen Mutter ward. Im Jahre zwölf hundert sieben und zwanzig aber verließ der Landgraf Ludwig das Vaterland, um sich zu dem Kaiser Friedrich zu begeben, und in der Begleitung desselben das Gelübde einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande zu erfüllen. Auch gelangte er glücklich zu dem Kaiser, aber er sah nicht das heilige Land. Zu Brindisi krank geworden, starb er zu Otranto; und so groß war der Haß der Geistlichen gegen den Kaiser Friedrich, daß sie nicht unterlassen haben, auf denselben, wegen dieses Todes, einen so argen, als wenig begründeten Verdacht zu werfen. Durch die Nachricht aber von dem Ableben ihres Gemahles wurde die letzte Kraft gebrochen, die noch in Elisabeth gewesen war. Sie wurde nunmehr durch Nichts weiter an diese Welt geknüpfet; ihre Kinder, die ihrer Pflege am Meisten bedurften, hielten sie nicht; sie verließ dieselben im zartesten Alter, weil sie fürchtete, ihre Liebe zu den Kindern würde ihrer Liebe zu Gott Eintrag thun, wie sie schon früher sich Vorwürfe gemacht hatte über ihre Liebe zu dem Gemahle. Sie begab sich nach Marburg zu Konrad, ihrem Beichtvater und Seelsorger, nicht zu seiner Freude, um sich gänzlich dem Herrn zu weihen; und sie würde sogleich Alles, was sie noch besaß, ohne Ueberlegung und Verstand an die Armen hinweg gegeben ha-

ben, wenn nicht Konrad eingetreten und sie von solcher Thorheit zurück gehalten hätte. Da er sie aber entschlossen fand, das Leben einer Heiligen zu führen, so entschloß auch er sich, sie zu einer Heiligen zu machen, und sie großen Prüfungen zu unterwerfen, um ihr und der Welt zu beweisen, daß der Strahlenkranz des Himmels nicht um einen geringen Preis erworben werde. Elisabeth bestand alle Prüfungen; aber die Kräfte ihres Körpers waren bald erschöpfet. Als sie kaum vier und zwanzig Jahr alt war, schied sie vom Leben, sogleich und in der Folge ein Gegenstand der Verehrung und Erbauung für gläubige Menschen, die in großen Scharen zu ihren wunderthätigen Gebeinen eilten.

Inzwischen hatte der Meister Konrad von Marburg nicht aufgehöret, immer das Wort des Herrn, von Zeit zu Zeit das Wort vom Kreuze des Herrn, mit großem Eifer und Beifall zu verkündigen, und mit gleichem Eifer die Aufträge zu erfüllen, welche ihm von dem römischen Stuhl ertheilet worden waren, namentlich die Untersuchung der Klöster, und die Herstellung oder Erhaltung der Ordnung und der Zucht in denselben [13]. Inzwischen aber hatte er auch große Erfahrungen gemacht. An der Landgräfin Elisabeth, an deren Gemahl, an der Umgebung derselben, und an der Theilnahme, welche so viele Tausende von Menschen bei dem Leben und dem Tode jener frommen Frau bewiesen, hatte er erkannt, daß der alte Kirchen-Glaube noch stark war und weit verbreitet unter den Teutschen; dagegen aber mochte er wohl auch gefunden haben, daß sich häufig Zweifel erhoben, Ungewißheiten und Bedenklichkeiten, und daß diese Zweifel und Bedenklichkeiten hier und dort in abweichende Behauptungen entartet wären, in entgegengesetzte Lehren, in arge Ketzereien; daß die Satzungen und Bräuche der Kirche vernachlässiget, ja verworfen würden, und daß Manche, an Statt sich nach dem Worte des Priesters zu richten, ihre Zuflucht zu dem Worte Gottes in

n heiligen Schriften der Christen nähmen. Darüber er-
immte er in seinem Herzen und seine Seele wurde traurig.
lit vielen Anderen sah er in diesen Erscheinungen die Vor-
ichen ungeheueres Unglückes, womit Teutschland bedrohet
ürde; und in der That waren die Gräuel, welche das süd-
he Frankreich erduldet hatte, wohl geeignet, auch in milden
d besonnenen Menschen mannichfaltige Besorgnisse zu er-
gen. Ein gewisser Zusammenhang war ja nicht abzuleugnen,
die sämmtlichen Ketzereien aus Einem Geiste, vielfältig ge-
ltet, hervor gingen; wer aber diesen Geist nicht erkannt
tte, und nicht an das Fortschreiten des Lebens glaubte und
die Nothwendigkeit der Entwickelung desselben, der mußte
hl in gleichen oder ähnlichen Erscheinungen in verschiedenen
egenden und Ländern nur die Wirkungen von Umtrieben oder
rschwörungen sehen, und mochte deßwegen für nöthig hal-
, die Fäden abzuschneiden, die Verbindung zu zerstören
d dadurch das Uebel zu vernichten. Nun aber traten die
ändel zwischen dem Erzbischofe Gerhard von Bremen und
n Stedingern ein. Die Stedinger wurden der Ketzerei und
ßer Ausschweifungen beschuldiget. Alles, was jemals den
tzern in alten und in neueren Tagen Widerwärtiges, Em-
rendes und Ekelhaftes in Sitten und Bräuchen zur Last
leget war, um den Haß der Völker, um Entsetzen und Ab-
eu gegen sie aufzuregen[14], wurde den einfachen Landleu-
n in Stedingen aufgebürdet, nach den Aussagen vertriebener
affen, nach Gerüchten und Verläumdungen. Drei Bischöfe
ugen, wie erzählet worden ist, kein Bedenken, die Beschul-
gungen der Stedinger als wahr anzuerkennen und zu be-
ugen. Da erhob auch der Meister Konrad von Marburg
ine Stimme vor dem Papst, und der Bischof Konrad von
ildesheim, des Meisters Brandgenoß, erhob seine Stimme,
nd selbst der Erzbischof Sifrid von Mainz stimmte ein in
ie Klagen über die Scheuslichkeit der Ketzerei in Teutschland,

und in der Forderung, dem Uebel, so schnell und kräftig als möglich, Einhalt zu thun. Der Papst, Gregor der Neunte, selbst ein strenger Priester, den Gedanken von der Hoheit der Kirche und von der Erhabenheit der apostolischen Würde in sich tragend, wurde durch solche Zeugnisse erschüttert. Er konnte den Aufforderungen nicht ausweichen. Wie er bald den Bann gegen die Stedinger aussprach und das Kreuz verkündigen ließ, so ordnete er die Verfolgung und Vernichtung der Ketzer in Teutschland an, nöthiges Falles mit jeglichem Mittel, mit Feuer und Schwert[15]. Und wem anders hätte er mit größerem Vertrauen das heilige Amt der Ketzer-Verfolgung in Teutschland übertragen können, als den drei Männern, welche durch ihre Berichte dasselbe gleichsam gefordert hatten, dem Erzbischofe von Mainz, dem Bischofe von Hildesheim und dem Meister Konrad von Marburg. Der Letzte jedoch wurde, wie es scheinet, entweder auf Anordnung des Papstes, oder durch freiwillige Uebereinkunft, zum eigentlichen Ketzer-Richter bestimmet; die beiden Anderen sollten oder wollten ihm beistehen mit ihrem bischöflichen Ansehen und ihrer bischöflichen Gewalt [16].

Konrad übernahm, wie es scheinet, mit Freuden das Amt, mit dem festen Entschlusse zugleich, dem Vertrauen des Papstes zu entsprechen, und Teutschland zu reinigen von dem Unflathe der Ketzerei. Und diesen Entschluß hat er, soweit die Ausführung von ihm abhing, ausgeführet in gräßlicher Weise. Er wählte zwei Gehülfen, von welchen man glaubte, daß sie selbst Ketzer gewesen seien; den Dominicaner-Mönch Konrad von Tours, und einen schwer verstümmelten Mann, der Johannes hieß. Mit diesen Gehülfen durchzog er weithin das Land; er ist in Erfurt, in Leiden, in Straßburg gewesen; überall, wo er seinen Gerichts-Stuhl aufzuschlagen für gut fand, scharten sich Dominicaner-Mönche um ihn, welche er entweder in den Städten vorfand, oder welche seinen Spuren folg-

, und die weltliche Macht versagte ihm, sobald sie aufge-
en wurde, nirgends ihren Arm. Also kam er sich, als
rtreter des apostolischen Stuhles, ja der ganzen Kirche, selbst
ß vor, und glaubte, in seinem eifernden Dünkel, der Welt
urch seine Größe beweisen zu müssen, daß er sich furchtbar
chte und Ketzer und Nicht-Ketzer in Angst und Schrecken
te. Und bei solchen Werkzeugen, als ihm zu Gebote stan-
, konnte sein rasches, rundes, wildes Verfahren keine an-
e Wirkung haben; aber dasselbe Verfahren mußte auch das
liche Leben der Menschen furchtbar erschüttern, und jede
le Seele mit Haß und Verachtung erfüllen. Ein jeder An-
ger wurde gehöret. Also wurde nicht nur jedem gekränkten
enschen, sondern auch jedem schlechten, ein weites Thor geöff-
, um seine Eifersucht, seinen Neid, seinen Groll, seinen
grimm, seinen Haß und seine Rache zu befriedigen. Die
rmuthung rechtgläubiger Geistlichen aus dieser Zeit, daß
nche Ketzer Ankläger rechtgläubiger Christen geworden seien,
sich selbst sicher zu stellen und über ihre Verfolger das Un-
ck zu bringen, das sie von denselben zu erdulden fürchteten,
wohl aus Mißtrauen und Vorurtheil entsprungen; aber die
ihe menschlicher Leidenschaften ist lang, und viele falsche An-
iger mögen aus derselben hervor gegangen sein. Wenn als-
nn der Angeklagte, vor dem Gericht erscheinend, nicht nur
Allgemeinen bekannte, daß er ein Ketzer sei, sondern auch,
ß er die einzelnen abgeschmackten und schmutzigen Gebräuche
bachtet habe, welche den Ketzern angedichtet wurden: so ret-
e er sein Leben, mußte aber andere Ketzer angeben. Leug-
en hingegen die Angeklagten, und beschwuren sie selbst ihre
rsicherung, so wurden sie zum Feuertode verurtheilet. Und
keine Vertheidigung verstattet war, so wurde keine Beru-
g anerkannt; vielmehr wurde das Urtheil an demselben Tage
welchem die Anklage Statt gefunden hatte, gesprochen, und
demselben Tage ward es vollzogen [17]. Und wer nicht

erschien auf die Anklage und nicht herbei geschaffet werden konnte, der wurde seiner Ehre beraubet und seines Eigenthumes. Männer und Frauen, Geistliche und Laien, Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern wurden mit vollkommener Gleichheit behandelt vor diesem Gerichte. Aber sehr ungleich war das Betragen der Unglücklichen, die vor demselben zu erscheinen genöthiget waren. Schwache, feige und gemeine Menschen scheueten sich vor dem Tode. Sie bekannten daher, was sie bekennen sollten, ohne sich der Sünde bewußt zu sein; und die Brüder Dominicaner gaben ihnen diesen freundlichen Rath. In der Angst ihres Herzens aber fiel ihnen oft Niemand ein, den sie als Ketzer anzugeben vermocht hätten, als Diejenigen, die ihnen am Nächsten standen, die ihnen am Theuersten waren. Also wurde der Vater angeklaget von seinem Sohne, der Mann von seiner Frau, der Bruder vom Bruder, der Freund vom Freunde, und der Jammer war gränzenlos, und die Untersuchung konnte nimmer geendiget, sondern nur abgebrochen werden, wenn eine reichere Ernte den Inquisitor von diesem Orte hinweg an einen anderen lockte. Einige, die sich schuldig bekannt hatten, aber, weil sie noch Besonnenheit behielten, keine falschen Anklagen machen wollten, suchten sich mit Worten zu helfen, die an sich Wahrheit enthielten, aber nach ihrem Bekenntnisse zur Lüge wurden. Sie könnten sich, sagten sie etwa, auf keinen Namen besinnen. Man kam ihrem Gedächtnisse zu Hülfe und nannte Namen. Alsdann erklärten sie: ja, diese sind eben so schuldig als wir; sie haben sich zu derselben Lehre bekannt, zu welcher wir uns bekannt haben [18]. Mit solcher Zweideutigkeit glaubten sie ihr Gewissen zu retten, und ihre Hände rein zu erhalten von dem Blute der Unschuldigen; sie richteten aber eben so großes Unglück an, als jene Elenden, die in der Verzweiflung nicht klügelten, sondern irgend einen Namen nannten. Die Menschen hingegen von stärkerem Geist und festerer Seele ver-

)mäheten, sich zu Schandbarkeiten zu bekennen, die ihnen eben fremd waren als ihren Richtern, und durch die Niederträch-)keit falscher Angaben Anderen das Leben zu rauben, um das)ene Leben zu retten. Sie leugneten Ketzer zu sein, und irben mit Standhaftigkeit den Tod in den Flammen.

Und dieser Gräuel dauerte drei Jahre lang [19]. Wie ele Menschen zu Grunde gerichtet worden sind, ist nicht aus-machen. Von den Verbrannten in einzelnen Städten zwar erden Zahlen angegeben; im Allgemeinen aber wird nur all-mein gesprochen: Viele, Unzählige seien verbrannt worden [20]. ıd in der That, wer hätte die Zahl anzugeben vermocht? ie durch das Gerücht manche Uebertreibung erzeuget worden n mag, so ist in dieser Zeit der Bestürzung wohl auch manche ahrheit unbekannt geblieben. Ueberdieß machten Diejenigen, lche wirklich auf dem Scheiterhaufen starben, gewiß nur ten kleinen Theil von Allen aus, die umgekommen sind. ıd man findet nicht, daß irgend ein Fürst, weder ein Geist-)er noch ein Laie, aufgetreten wäre, um den wahnsinnigen ferern zu wehren, und dem Gräuel Einhalt zu thun. Denn r der Errichtung von Scheiterhaufen hatten die großen Her-ı in dieser Zeit eben keinen großen Abscheu; der Kaiser Fried-) der Zweite selbst trug kein Bedenken, in Sicilien Die-ıigen, welche er Empörer nannte, sobald sie in seine Hand :en, mit dem Feuer-Tode zu bestrafen [21]. Auch würde : Meister Konrad von Marburg sein gräßliches Werk wohl ch lange fortgesetzet haben, wenn er nicht im Taumel der acht die Vorsichtigkeit nach und nach vergessen hätte, mit lcher dasselbe unternommen worden war. Zuerst nämlich tte er seinen Ketzer-Haß nur an einfachen Landleuten aus-assen. Als Diese ihm von aller Welt Preis gegeben wor-ı, hatte er sich an ehrenwerthen Bürgern versuchet, und ch bei diesem Versuche keinen Widerstand gefunden. Deß-gen war er höher und höher hinauf gestiegen, so daß er

endlich selbst die Fürsten nicht mehr verschonen wollte [22]. Unter den Fürsten, die er vor seinen Richter-Stuhl zog, war ein Graf von Sayn [23], ein Graf von Henneberg und eine Gräfin von Loz. Und nun erst machte ihm der Erzbischof Sifrid von Mainz, der zuvor mit ihm gewirket und den heiligen Vater durch einen schmachvollen Bericht über die Ketzerei in Teutschland irre geleitet hatte, Vorstellungen, und ermahnte ihn zu größerer Vorsicht und besserer Unterscheidung in seinem Verfahren [24]; und in diese Ermahnung stimmten auch die Erzbischöfe von Cöln ein und von Trier. Konrad, der die Pflichten eines heiligen Amtes zu erfüllen glaubte, scheinet die Ermahnung der drei Erzbischöfe in einem Sinn aufgenommen zu haben, der höchst wahrscheinlich der richtige war: sie leugneten ja nicht die Verbreitung der Ketzerei, sie tadelten auch nicht sein Verfahren, sondern sie wollten nur, daß er einen Unterschied machen sollte zwischen vornehmen Ketzern und geringen; Jene sollte er schonen, diese möchte er verfolgen. Darüber ergrimmte seine Seele von Neuem furchtbar, und in seinem Zorne fing er an, das Kreuz zu predigen gegen die drei Erzbischöfe, in welchen er nun Nichts mehr sehen mochte als heuchlerische Pfaffen, deren Absicht, durchaus von der seinigen verschieden, auf etwas ganz Anderes gerichtet wäre, als auf die Reinheit der Kirche und auf die Religion Jesu Christi. Durch diese Kreuz-Predigt gegen die drei gewaltigen Fürsten gab er unleugbar einen klaren Beweis, wie von seinem unbesonnenen Eifer, so von der Festigkeit seiner Ueberzeugung und von der Lauterkeit seiner Gesinnung; aber zugleich öffnete er mit derselben für sich selbst einen Abgrund, welchen er weder zu überspringen, noch zu umgehen vermochte. Nunmehr mußte er zu Grunde gehen, oder das ganze Kirchen-Wesen in Teutschland gerieth in unübersehbare Gefahr. Und eben deßwegen ist noch möglich, daß er ganz anders in der Geschichte erscheinen würde, wenn er sein unglückseliges Werk mit mehr Vorsicht und mehr

Unterscheidung betrieben, auf das Wort der Priester gehöret, die weltlichen Großen geschonet, und das Kreuz nicht gegen Diejenigen verkündet hätte, welche nicht nur vom Kreuze lebten, sondern unter dem Kreuze Dessen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, als große Fürsten der Kirche und des Reiches glänzend dastanden.

Was aber nun weiter geschehen sein mag, ist nicht zu erkennen. Fast scheinet es, daß die Geschichte absichtlich verwirret oder entstellet worden ist. Der Ausgang aber zeuget. Konrad begab sich im Monate Julius des Jahres zwölf Hundert drei und dreißig nach Marburg. In der Nähe dieser Stadt ward er von einigen ritterlichen Männern überfallen, und mit seinem Begleiter, dem Franziscaner Gerhard, erschlagen. Die Mörder sind unbekannt, und wie es scheinet, absichtlich verschwiegen [25]. Jedes Falles wurde durch Konrad's Tod erreichet, was beabsichtiget worden. Die ganze Lage der Dinge war verändert. Die großen Herren, die weltlichen wie die geistlichen, waren gewitziget. Sie hatten erkannt, daß das Feuer, in die Hütten geworfen, leicht zu den Palästen hinüber schlagen mag, und daß die Knechtschaft des Geistes nicht so leicht mit gewaltsamen Mitteln zu bewirken sei, als die Knechtschaft des Leibes. Daher entstand unter denselben eine große Bewegung. Es wurden Versammlungen gehalten, bald nach Konrad's Tode zu Mainz, und im Januar des folgenden Jahres zu Frankfurt [26], zu welchen auch der junge König Heinrich erschien. Gewiß war Mancher in nicht geringer Verlegenheit. Zuvörderst wünschten Alle, welche neben oder hinter dem Meister Konrad gestanden hatten, diesen Mann zum Träger aller Sünden zu machen, um selbst gereiniget vor der Welt zu bestehen. Darum mußten aber auch zweitens der Graf Heinrich von Sayn und andere Fürsten, die etwa mit demselben der Ketzerei beschuldiget waren, alles Verdachtes ledig erkläret werden. Drittens war es nö-

thig, den Papſt zu beruhigen, den man früher mit Klagen über die Ketzerei beſtürmet hatte, und dem unmöglich die Ermordung ſeines Bevollmächtigten gleichgültig ſein konnte. Endlich mochte wohl auch der Wunſch allgemein ſein, die heilloſen Vorgänge ſobald als möglich durch die Beruhigung der Gemüther in Vergeſſenheit zu bringen, damit nicht der letzte Betrug ärger würde, als der erſte. Und um dieſe Zwecke zu erreichen, ließen weder Geiſtliche noch Weltliche es an Anſtrengungen fehlen. Auch erreichte man ſie ſämmtlich, und der Kreuzzug gegen die unglücklichen Stedinger, der mit dieſem Getreibe gleichzeitig war, mag nicht wenig dazu beigetragen haben [27]. Wie aber auch Alles zu Stande gekommen ſein, welche Abſichten man verfolget, welche Mittel man angewendet haben, und wem Schuld und wem Verdienſt zukommen mag: für das teutſche Volk haben die Gräuel von drei Jahren, denn gedacht worden iſt, die glückliche Folge gehabt, daß keine Ketzer-Gerichte in der Weiſe des Meiſters Konrad von Marburg fortan wieder aufgekommen ſind, obgleich es ſelten an ketzerrichtlicher Geſinnung gefehlet hat bis dieſen Tag.

Zehentes Capitel.

Gregor IX.

treit und Ausgleichung des Streites zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer.

ıfang der offenen Mißhelligkeit zwiſchen Friedrich und ſeinem Sohne, dem Könige Heinrich.

J. 1227 — 1234.

Von allen Ereigniſſen und Vorgängen, welche bisher er- hlet oder berühret worden ſind, von vielen anderen Ereig- ſſen und Vorgängen, die gleichzeitig Satt gefunden haben, ren aber, weil ſie weniger bedeutend für die Erkenntniß der ıſtände dieſer Zeit zu ſein ſchienen, nicht gedacht worden iſt, ar der junge König Heinrich unfreiwilliger, unthätiger, un- ächtiger Zeuge, und wohl mag ihm oft das Herz gebrannt aben bei der Wahrnehmung ſo vieler und ſo großer Erſchei- ungen im Reiche, wider das Reich und ohne das Reich. ein Vater hingegen, der Kaiſer Friedrich der Zweite, hielt ſich ır und für von Teutſchland fern, und wirkte in ſeinem Erb- iche Sicilien weiter in derſelben Weiſe, in welcher er ſeine irkſamkeit begonnen hatte, Teutſchland und die Ereigniſſe Teutſchland wenig beachtend. Und in der That fand er ch genug zu thun in den Verhältniſſen, in welche er ſich

verwickelt hatte. Je weiter er ſeine Blicke warf, je tiefer er eingriff, je unverkennbarer ſeine großen Entwürfe waren, deſto ſtärker reizte er die Leidenſchaften gegen ſich auf, deſto ärger wurden überall Mißtrauen und Feindſeligkeit gegen ihn. Nach der Rückkehr von ſeiner mißlungenen Fahrt in die Lombardei, von welcher oben die Rede geweſen iſt, ward auch ſeine Stellung zum apoſtoliſchen Stuhle ſchwieriger als zuvor. Aergerlich, verdrießlich, beſchämet wohl auch, vergaß Friedrich das freundliche Weſen, das er bisher zu beobachten wohl verſtanden hatte; und der Papſt, dem ſeine Verlegenheit nicht entging, fing an, eine ſtärkere Sprache zu reden. Indeß kam es zu keinem Bruche zwiſchen Friedrich und dem Papſte Honorius dem Dritten.

Aber am Achtzehenten des Monates März, zwölf Hundert ſieben und zwanzig, ſtarb dieſer Papſt Honorius, und zwei Tage ſpäter ward an ſeine Statt jener Cardinal Hugolino erwählet, dem wir wiederholt als päpſtlichen Legaten in Teutſchland begegnet ſind, aus deſſen Händen auch der Kaiſer Friedrich der Zweite bei ſeiner Krönung zu Rom das Kreuz empfangen hatte. Hugolino, zu demſelben gräflichen Geſchlechte gehörend, aus welchem Innocenz der Dritte hervor gegangen war, ſchon im höheren Alter ſtehend[1], als er zu dem apoſtoliſchen Stuhle gelangte, und über die Wirrniſſe der Zeit, in kirchlichen wie in weltlichen Dingen, durch große Erfahrungen wohl unterrichtet, bewies ſogleich durch den Namen, den er ſich beilegte, in welchen Grundſätzen er die Kirche übernahm: er nannte ſich Gregor den Neunten: und ſein Geſchlecht und ſein Leben bürgten dafür, daß er an dieſen Grundſätzen feſt und ſtreng halten und ſie geltend zu machen ſuchen würde, wie gegen die übrige Welt, ſo auch gegen den Kaiſer. Und in der That hatte Gregor kaum ein halbes Jahr auf dem Stuhle des Apoſtels geſeſſen, ſo warf er ſchon den Bannfluch der Kirche auf Friedrich den Zweiten, welchen Bannfluch

Honorius zwar bereit gehalten, aber immer nur in der Ferne gezeiget hatte; und er warf diesen Bannfluch auf den Kaiser, weil Friedrich endlich mit einer großen Menge von Kreuzfahrern aus Italien, Teutschland, Frankreich und England wirklich zu Schiffe gegangen war, um das Unternehmen, auf welches der apostolische Stuhl seit einer Reihe von Jahren gedrungen hatte, endlich auszuführen; nach einer Fahrt von drei Tagen aber umgekehret war, und den ganzen Kreuzzug vereitelt hatte. Ein Versuch des Kaisers, auch diesen Papst durch die Versicherung zu begütigen, das eine Krankheit ihm die Fahrt unmöglich gemacht habe, mißlang vollkommen; vielmehr wurde der Bannfluch nicht nur wiederholet, sondern es wurden auch offene Schreiben, nicht ohne Würde und Wahrheit abgefasset, in alle Länder gesendet, um die Verdienste in Erinnerung zu bringen, welche der heilige Stuhl sich um den Kaiser erworben hätte, und um die Undankbarkeit zu bezeichnen, mit welcher er von demselben hingehalten, geäffet und betrogen worden. Friedrich, desto mehr aufgebracht gegen den Papst, je weniger er die Thatsachen, welche ihm entgegen gehalten wurden, abzuleugnen vermochte, verdrießlich wohl auch darüber, daß seine Künste, die bei Honorius dem Dritten so schön vorgehalten hatten, bei dem neuen Papste versagten, ließ sich von seinem Zorne zu einer Vertheidigung fortreissen, welche ein furchtbarer Angriff war auf die bestehende Kirche. Mit schonungsloser Hand riß er in Schreiben an die teutschen Fürsten, an den König von England, ja man könnte sagen, an die Welt, die heilige Decke hinweg, mit welcher die Päpste ihre furchtbare Gewalt bisher zu verhüllen gesuchet und zu verhüllen gewußt hatten. Er zeigte an klaren Beispielen den Mißbrauch, den die Päpste mit dem Bannfluche der Kirche getrieben hatten, nicht zum Segen der Religion Jesu Christi, sondern um ihre Sucht nach Herrschaft, um ihre Gierde nach Geld zu befriedigen. Er stellte den Reichthum der Kirche jener Ar-

muth gegenüber, in welcher der Heiland und seine Apostel gelebet hätten, und sprach, diesen Weg verfolgend, Grundsätze aus, welche von den Grundsätzen Arnold's von Brescia und der übrigen Ketzer in der neueren Zeit keineswegs verschieden waren[2]. Dadurch zeigte er auf das Klarste, daß er mit dem Zustande der Kirche vollkommen bekannt war, aber auch, daß seine bisherige Demuth vor der Kirche nur berechnet, daß seine ehrerbietige Sprache zu dem heiligen Vater nur künstlich gewesen, daß er also nur seine Zeit erwartet habe, um seine wahre Gesinnung, seine Feindschaft „gegen die Wölfe in Schafskleidern" an den Tag zu legen. Und Friedrich unterließ nicht, seine Vertheidigung auf jegliche Weise der Welt kund zu thun, um seine Sache zu der Sache aller Könige zu machen, und, wenn es möglich, die Welt zu vereinigen gegen die Kirche und den apostolischen Stuhl.

Zu leugnen ist nicht: die Vorwürfe, welche der Kaiser Friedrich den Päpsten, den Legaten der Päpste und den hohen Geistlichen überhaupt machte, waren wohl begründet. In den letzten Zeiten, durch Innocenz den Dritten und seit Innocenz dem Dritten, und auf diese Zeiten beschränket sich Friedrich waren Dinge geschehen, welche, an und für sich betrachtet, von keiner Seite her einer Vertheidigung würdig sein dürften, Dinge, welche Grausen und Entsetzen erregen. Aber Friedrich hätte seine Gedanken Etwas weiter hinauf richten, er hätte erwägen sollen, das die Päpste und die Geistlichen überhaupt eben so wenig außerhalb des Zusammenhanges der Dinge ständen, als er selbst. Wenn er die Entwürfe und Thaten seines Vaters und seines Großvaters bedacht, und sich über seine eigenen Absichten Rechenschaft gegeben hätte: so würde er vielleicht die Ansicht gewonnen haben, daß das Richten in diesen Dingen keine leichte Sache sei, und daß Niemand mit Sicherheit zu sagen vermöge, wie viel in den Handlungen der Päpste und ihrer Anhänger Werk der Noth und wie viel Werk der Lust

gewesen. Durch Friedrich den Ersten und Heinrich den Sechsten war der heilige Stuhl aus dem Gleichgewichte gehoben; es war natürlich, daß er sich in dieser Gefahr zu stützen und alle seine Feinde zu unterdrücken suchte. Friedrich und Heinrich hatten sich auch vergriffen in den Mitteln für ihre Zwecke; dem Sohn und Enkel geziemte es nicht, den Geistlichen die Verirrungen vorzuwerfen, deren sie sich schuldig gemacht. Und in der That sah es seltsam genug aus, daß er, Friedrich, über Doppelzüngigkeit klagte, und die Sitten der Geistlichen verdammte. Wenn es auch wahr sein mag, daß er jetzt wirklich durch eine schwere Krankheit zur Rückkehr von der Kreuzfahrt genöthiget worden war, und daß mithin der Papst Unrecht hatte, als derselbe seine Entschuldigungen verwarf: so vermochte er doch nicht zu leugnen, daß er früher den Papst zu mehren Malen absichtlich getäuschet, daß er die Strafe des Bannes längst verwirket hatte. Und wenn er sein Verfahren gegen Teutschland überlegte, und seine Absicht auf Lombardien, und wenn er alsdann die Mittel betrachtete, deren er sich zur Ausführung seiner Entwürfe zu bedienen kein Bedenken trug: so mußte er sich wohl gestehen, daß er selbst den päpstlichen Stuhl in einer Lage erhielt, in welcher derselbe das Werk von Jahrhunderten in Gefahr erblicken mußte vor eitelen Bestrebungen, gegen die ewigen Gesetze des Menschen-Lebens gerichtet. Jedes Falles war es eine große Uebereilung von Friedrich dem Zweiten, daß er, ehe er seine Macht fester begründet hatte, nicht nur gegen den Papst losbrach, sondern gegen die gesammte Kirche, und sich dadurch in eine Stellung hinein brachte, in welcher eine Aussöhnung nicht mehr möglich war. Denn fortan mochten noch Abkommnisse, wegen gegenseitiger Bedürfnisse, getroffen und der Schein freundlicher Verhältnisse mochte verbreitet werden, aber die Feindschaft zwischen ihm und der Kirche war unaustilgbar: entweder die Kirche mußte fallen, oder er mußte zu Grunde gehen.

Friedrich ſelbſt ſcheinet bald gefühlet zu haben, daß die Feſſel des Bannes doch etwas Unbequemes ſei, auch für einen ſtarken Geiſt. Zwar gelang ihm, die Römer aufzuregen, und den Papſt zur Flucht zu nöthigen aus der ewigen Stadt; aber mit dieſem Siege ward er jener Feſſel nicht ledig. Er unternahm im folgenden Jahre wirklich, man kann kaum ſagen einen Kreuzzug, ſondern eine Kriegsfahrt nach dem heiligen Lande, bei welcher das Kreuz als Larve diente, ohne Zweifel, um das Urtheil der Welt für ſich zu gewinnen und den päpſtlichen Fluch zu Schanden zu machen; aber der Fluch hing ſich an die Wimpel ſeiner Schiffe, und verlor ſeine Wirkung auch nicht im heiligen Lande, nicht in der Stadt Jeruſalem, und nicht am Grabe des Herrn. Niemand wird dem Kaiſer, wegen der Entſchloſſenheit und Gewandtheit, mit welcher er ſich durch die ſchwierigſten und verworrenſten Verhältniſſe in Paläſtina hindurch zu winden wußte, und Freunden und Feinden gegenüber zu halten und zu heben verſtand, ſeine Bewunderung verſagen; aber Niemand wird auch in Abrede ſtellen, weder ſein Eingang noch ſein Ausgang zeugte von der Geſinnung wahrer Pilgrimme, wahrer Krieger Chriſti; über ſeine Worte und Werke breitete ſich ein Dunſtkreis von Freidenkerei und Täuſchung hinweg, und all ſein Thun und Treiben war eitel, verkehrt, gewaltſam, ohne Halt und Kern.

Und während er im heiligen Land ein gebrechliches Werk auf Sand erbauete, gerieth ſein Erbreich in die ärgſte Zerrüttung, und während er ſich die Krone des Königreiches Jeruſalem, ohne Weihung und ohne Segen, mit eigener Hand trotzig auf das Haupt ſetzte, kamen die Kronen, die er bisher getragen hatte, in nicht geringe Gefahr. Er ſah ſich genöthiget, das heilige Land ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und nach einem Aufenthalte von etwa acht Monaten in demſelben nach Europa zurück zu eilen, um zu retten, was noch zu re-

ten war. Und er kam noch zu rechter Zeit. Es gelang ihm, bald eine überlegene Macht zusammen zu bringen, vor welcher in dem Papst allerdings mancherlei Bedenklichkeiten aufsteigen mußten. Aber er wagte nur mit dieser Macht zu drohen, keinesweges sie geltend zu machen. Vielmehr war sein ganzes Streben lediglich darauf gerichtet, den heiligen Vater zur Aufhebung des Bannes und zur Herstellung des Friedens zu bewegen. Und auch dieses Ziel ward erreichet; denn der Papst war hülflos. Seine Bemühungen, Hülfe an Geld und Mannschaft zu erhalten, hatten selten, in der Ferne und in der Nähe, einen günstigen, nirgends den Erfolg gehabt, auf welchen er gehoffet haben mochte. Aber es ward doch erst erreichet, jenes Ziel, nach einer langen Unterhandlung, und durch die unermüdlichen Anstrengungen mehrer geistlicher Fürsten und Herren, die als Vermittler eintraten, und hier besänftigten und dort ausglichen, bis sie den Zwist so weit gemildert hatten, daß der Eine ihn endigen konnte ohne seine Würde, der Andere ohne seine Ehre zu verletzen. Und die größte Nachgiebigkeit mußte Friedrich noch immer beweisen. Wenn nun auch er, der Kaiser, und Gregor, der Papst, bei einer persönlichen Zusammenkunft sich gegenseitig auf eine solche Weise kennen lernten, daß der Kaiser große Achtung für die Gesinnung des Papstes, der Papst große Achtung für den Geist des Kaisers öffentlich zu bezeugen nicht umhin konnte: so war und blieb der Friede doch nur eine Uebereinkunft, welche der Drang des Augenblickes veranlasset hatte. Friedrich konnte und wollte seine und seines Hauses Entwürfe nicht aufgeben; der Papst mochte und durfte den kirchlichen Grundsätzen nicht entsagen, auf welchen der apostolische Stuhl nur stehen zu können schien; deßwegen mußte der Streit früher oder später von Neuem beginnen, und alsdann wohl auch mit größerer Ausdauer und Anstrengung zur Entscheidung oder der Entscheidung näher gebracht werden. Vor der Hand indeß erhielt Friedrich Zeit

ſein Wirken und Walten im Königreiche Sicilien wieder zu
zuſetzen, welches durch ſeine Fahrt nach dem heiligen Lan
unterbrochen worden war; und Gregor erhielt Zeit, ſich mit
der Verfolgung der Ketzer zu beſchäftigen, zu welcher er um ſo
geneigter geworden ſein mag, je ſchmerzlicher ihm ſo eben die
Erfahrung geweſen war, daß das Anſehen des apoſtoliſchen
Stuhles nicht mehr das alte ſei.

An allen dieſen Vorgängen und Streitigkeiten nahmen
die Teutſchen, mit ihren eigenen Angelegenheiten hinlänglich be
ſchäftiget, nur einen geringen Antheil; aber ohne Einwirkung
auf den Gang der Dinge in Teutſchland ſind dieſelben nicht
geweſen; nur iſt aus den mangelhaften Ueberlieferungen nicht
zu erkennen, wo, wie und wie tief ſie eingewirket haben. Zu
dem Kreuzzuge, welchen Friedrich im Monat Auguſt des Jah
res zwölf Hundert ſieben und zwanzig anzutreten gelobet hatte,
zogen der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Biſchof von
Augsburg und andere Fürſten und Herren mit einer nicht un
bedeutenden Anzahl von Pilgrimmen nach dem unteren Italien,
um mit dem Kaiſer die heilige Fahrt zu unternehmen. Aber der
Landgraf ſtarb, wie ſchon bemerket worden iſt, zu Otranto, und
als Friedrich die Fahrt aufgegeben hatte, zerſtreueten ſich die
Pilgrimme hierhin und dorthin, die Meiſten jedoch kamen zu
rück nach dem Vaterlande, wohl nicht ohne Zorn und Schmerz.
Hierauf bemühete ſich der Papſt, wie überall, ſo beſonders in
Teutſchland, ſeinen Bannfluch gegen den Kaiſer bekannt zu
machen und in Wirkſamkeit zu ſetzen, und die Prediger-Mönche
waren ungemein thätig, die grauenhafte Nachricht unter die
Menſchen zu bringen [3]. Ja, der heilige Vater kam ſogar
auf den Gedanken, den alten Streit zwiſchen den Waiblingern
und Welfen wieder aufzuregen. Er ſandte einen Cardinal
Otto nach Teutſchland, um die Fürſten zu bewegen, daß ſie
den König Heinrich, den Sohn des bannbelaſteten Kaiſers, ver
werfen und einen anderen König erwählen möchten; und dem

en Legaten ließ er zugleich den jungen Otto von Lüne-
g [4], den Enkel Heinrich's des Löwen, versuchen, ob er
ıt lüstern gemacht werden könnte nach der Kaiser-Krone;
selbst mit dem Könige Heinrich dem Dritten von England
inen Verhandlungen geflogen zu sein, um denselben zu der
derung dieser Sache zu bewegen, und der König war die-
Gedanken keineswegs abgeneiget [5]. Aber, wenn auch
eicht hier oder dort die Gemüther durch den Bannfluch beun-
iget sein mögen: stark wirkte die Nachricht nicht. Die Teut-
n waren zu sehr an den Bann gewöhnet; auch mag die
htfertigung des Kaisers, die so schwere Anklagen des Pap-
und der Geistlichkeit enthielt, und für deren Verbreitung
drich gleichfalls gesorget hatte, ihres Eindruckes nicht überall
fehlet haben; überdieß hegten die Fürsten, mit der Grün-
ıg ihrer Landesherrlichkeit beschäftiget, keine feindselige Ge-
nung gegen den Kaiser, und von dem Papste hatten sie
chts zu befürchten. Deßwegen bewiesen wohl Einige eine
oße Bereitwilligkeit gegen den Cardinal Otto in Worten,
er Niemand verstand sich zur That. Gewöhnlich fand er
ftigen Widerstand. Als er nach Würzburg eine Kirchen-
rsammlung angesaget hatte, schrieben der Herzog Albert von
achsen, dessen Bruder der Graf Heinrich von Askanien und
le weltliche Herren in Sachsen an die teutschen Prälaten
en sehr scharfen Brief, in welchem dieselben nachdrücklich an
re Würde ermahnet wurden [6]. Bei einer Zusammenkunft
utscher Bischöfe, welche der König Heinrich veranstaltet hatte,
urde der Beschluß gefasset, daß keine Kirchen-Versammlung,
n einem päpstlichen Legaten berufen, auf teutschem Boden
tatt finden sollte [7]. Endlich wurde der Cardinal überall
rfolget, und würde zu Lüttich todt geschlagen worden sein,
nn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Otto von
neburg hingegen war, wenn ihn auch die Krone hätte locken
nnen, keineswegs in einer solchen Lage, in welcher er dieser

Lockung verſtändiger Weiſe hätte nachgeben dürfen. Das Schickſal ſeines Hauſes trat ihm warnend entgegen. Er ſelbſt hatte, wie weiter unten erzählet werden ſoll, nach dem Tode ſeines Oheimes, des Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein, die Stadt Braunſchweig nur mit den Waffen in der Fauſt zu retten vermocht; und jetzt war er kaum aus der Haft des Grafen Heinrich von Schwerin befreiet worden, in welche er, auf der Seite des Königes Waldemar von Dänemark ſtehend, in der Schlacht von Bornhövede hinein gerathen war. Alſo wies Otto des Papſtes Verſuchung mit der Erklärung zurück, daß er Nichts gegen den Kaiſer unternehmen werde [8]. Seine Seele war auf Wiedergewinnung der Grafſchaft Stade gerichtet, und auf endliche Ausſöhnung mit dem Kaiſer, damit auch er zur gelangen und ſich der Rechte eines Landes-Herrn unter Herren im Reich erfreuen möchte. Endlich, als der aus dem heiligen Lande zurück gekehret, mit den Waffen der Fauſt wider den Papſt ſtand, zogen mehre geiſtliche weltliche Fürſten aus Teutſchland nach Italien, entweder gerufen von dem Kaiſer, oder aus freiem Entſchluß. denſelben waren die Biſchöfe von Salzburg und Regens und die Herzoge von Oeſterreich und Meranien. Aber zogen, wie es ſcheinet, keinesweges nach Italien, um für Kaiſer zu kämpfen oder wider ihn, ſondern um an dem den zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte zu arbeiten, und ſich gegen Dieſen zu erklären oder gegen Jenen, je nach der Eine oder der Andere verſtändigen Gründen Gehör zu ben ſich weigern ſollte. In der That wird, neben dem Meiſter des teutſchen Ordens, Hermann von Salza, dem zoge Leopold von Oeſterreich, deſſen Eidam der junge Heinrich war, Friedrich's Sohn, der größte Antheil an Werke des Friedens zwiſchen Friedrich und Gregor zugeſchrieben. Der Herzog jedoch hat ſich des glücklichen Erfolges ſeiner Bemühungen nicht lange zu erfreuen gehabt: er hat das Vaterland

t wieder gesehen, sondern ist in Italien zu S. Germano
Leben geschieden.

Aber auch des Kaisers Freude über den Frieden mit dem
ste dauerte nicht lange; oder vielmehr, ihm genügte nicht
e, was er durch diesen Frieden gewonnen hatte. Wie
ierig auch die Arbeit war, welche von ihm für sein Erb-
Sicilien übernommen worden: sie gedieh unter seinen
den mit überraschender Schnelligkeit. Und je schneller sie
eh, und je deutlicher die Beendigung derselben voraus zu
n war, desto weniger befriedigten die engen Gränzen des
igreiches Sicilien seine Seele, desto höher schwang sich sein
altiger Geist empor, und das Kaiserthum mit allen glän-
en Bildern seiner Jugend stellte sich demselben von Neuem

In der That mag auch Friedrich wohl geglaubet haben,
seine Gesetzgebung für Sicilien keinen Bestand haben
de, wenn nicht durch ihn ganz Italien eine andere Gestalt
elte, und wenn nicht im Besonderen der römische Stuhl
ine ganz andere Stellung zu der weltlichen Macht hinein
acht würde, als in welcher derselbe sich bisher befunden
e; denn einige seiner Gesetze standen mit den Satzungen der
he, welche der römische Stuhl aufrecht zu erhalten suchte, und
echt zu erhalten suchen mußte, in einem schneidenden Wider-
che; auch hatte der Papst schon gegen Einzelnes seine Stimme
ben; und wenn er seine Einreden noch nicht weiter getrieben
noch nicht mit größerem Nachdrucke geltend zu machen ge-
et hatte, so lag der Grund, wie Friedrich sich nicht verhehlen
nte, lediglich in den schwierigen Verhältnissen, in welche der
ige Vater abermals mit den wetterwendischen Römern ver-
elt worden war. In eine andere Stellung aber konnte der rö-
he Stuhl nur hinein gebracht werden durch die Ausführung
Entwürfe, welche Friedrich der Erste verfolget hatte, welche
e, Friedrich's des Zweiten, Träume gewesen waren in den
en seiner Jugend und seines Glückes. Lombardien mußte

gewiß, ob ihn Jemand zu dem Verbrechen gedungen, oder ob er dasselbe in eigener Wildheit vollbracht hat. Zeitgenossen haben kein Bedenken getragen, den Kaiser Friedrich als den Urheber zu nennen. Der Verbrecher soll ein Zögling des Alten vom Berge gewesen sein, mit welchem Friedrich, ohne Zweifel während seines Aufenthaltes im heiligen Lande, ein Bündniß gemacht, und welcher als treuer Bundesgenoß die Kränkungen zu rächen gewünschet habe, die dem Kaiser zugefüget wären [9]. Aber es werden keine Kränkungen angegeben, und nur die Versicherung muß genügen, daß Friedrich Mißtrauen geheget habe gegen den Herzog [10]. Andere und besonders neue Schriftsteller haben eben so wenig Bedenken getragen, die Schuld dem Könige Heinrich zur Last zu legen, obwohl weder einzusehen ist, wie dieser unglückliche Jüngling durch einen solchen Frevel seinen Angelegenheiten aufzuhelfen gehoffet haben könnte, noch wie er einen Menschen zu finden im Stande gewesen sein sollte, der sich bereit gezeiget hätte, nicht nur die Schandthat für ihn zu begehen, sondern sich auch für ihn in Stücken zerreissen zu lassen [11]. Wahrscheinlich ist der Sohn so unschuldig, als der Vater, und die Ermordung des Herzoges Ludwig hat wohl in ganz anderer Weise Statt gefunden, als sie in den Ueberlieferungen berichtet wird [12]. Uebrigens litten Baierns Angelegenheiten nicht durch Ludwigs Tod, denn sein einziger Sohn Otto, welcher ihm als Herzog in Baiern und Pfalzgraf zu Rhein nach Erbrecht folgte, übertraf ihn an Geist und Tüchtigkeit; und auf die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches hat sein Tod keinen bemerkbaren Einfluß gehabt.

Der Kaiser Friedrich aber traf im Monate November zu Ravenna ein, allerdings mit einem glänzenden Gefolge, aber nicht mit einem Heere; sei es, daß er vom Anfang an nur eine Unterhandlung beabsichtiget hatte, um die Lombarden zu versuchen, und sich mit den Zuständen des Landes, im Be-

ıberen mit den ſchwachen Seiten des Bundes bekannt zu
:chen, ſei es, daß ſeine urſprüngliche Abſicht auf die Nach-
)t von den Vorgängen in Lombardien aufgegeben worden
r. Er fand jedoch nur wenige Abgeordnete lombardiſcher
ädte vor, und ſein Sohn Heinrich und die teutſchen Für-
t, die ſich zur Begleitung deſſelben entſchloſſen hatten, blie-
aus, weil die Lombarden auch dieſes Mal alle Wege be-
:t hielten: nur nach und nach gelang es einzelnen Teutſchen,
:leidet und unter großen Schwierigkeiten zu ihm zu gelan-
. Mit dem öffentlichen Tage war es daher Nichts. Fried-
's Verdruß war daher ohne Zweifel groß. Er verweilte
)re Monate in Ravenna, und ließ Nichts unverſuchet, die
ıbarden auf andere Gedanken zu bringen. Aber zwiſchen
em Volk und einem Hohenſtaufen war kein Einverſtändniß
ılich. Sie wurden weder durch den Glanz der Krone, in
:hem Friedrich ſich zeigte, geblendet, noch durch öffentliche
iele, die er veranſtaltet haben ſoll, bethöret; ſie waren
) gegen ſeine Ermahnungen, achteten wenig auf ſeine Dro-
gen, und widerſtanden allen ſeinen Lockungen. Endlich
ließ der Kaiſer Ravenna, im Monate März des folgenden
)res, zwölf Hundert zwei und dreißig, um ſich zu Schiffe
) Aquileia zu begeben, wohin ſein Sohn und die teutſchen
ſten beſchieden wurden. Durch widrigen Wind gezwungen,
: widrigen Wind vorſchützend, begab er ſich nach Venedig.
:ingedenk, wie es ſcheinet, daß eben in dieſer Stadt ſein
)ßvater, Friedrich der Erſte, durch dieſelben verkehrten Ent-
rfe bezwungen, an welchen ſeine Seele hing, zu den Füßen
Papſtes Alexander gelegen hatte, um, nach der Anerken-
ıg der Freiheit Lombardiens, den Segen der Kirche wieder
erhalten: uneingedenk dieſer Dinge, unterließ er nicht, für
ıe Entwürfe zu arbeiten. Er zeigte ſich liebenswürdig,
chtvoll, freigebig mit Geſchenken und Rechten, und gewann
)urch und durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes die Herzen

vieler Menschen in dieser mächtigen Stadt. Weiter ohne Hinderniß nach Aquileia. Dahin war auch der König Heinrich mit einer Anzahl teutscher Fürsten gekommen, größtes Theils geistlicher Fürsten, und diese waren mit wenigen Ausnahmen aus dem südlichen Teutschlande. Ob nun aber der Kaiser diese Zusammenkunft mit seinem Sohne zu irgend einem bestimmten Zwecke, oder ob er sie nur veranstaltet hat, um, nach den Mißlingen seiner Absichten zu Ravenna, diese Stadt mit einiger Ehre, mit einiger Schicklichkeit verlassen zu können, muß unausgemacht bleiben. Wir sind von Dem, was bei der Zusammenkunft vorgefallen ist, zu wenig unterrichtet. Zwar wissen wir, daß Friedrich, wie schon früher angemerket worden [13], sich bewegen ließ, den teutschen Fürsten die Rechte zu bestätigen, welche Heinrich denselben als Landesherren zugestanden hatte; aber wir wissen nicht, wie er seinen Sohn empfangen, und nicht, wie er denselben entlassen; nicht, ob er ihm seine Zufriedenheit bezeuget oder mit Tadel überhäufet; nicht, ob er ihm Belehrungen ertheilet, Anweisungen gegeben, Aufträge anvertrauet, oder ihn, den Jüngling von ein und zwanzig Jahren, seinem Schicksal überlassen, und ihn wieder in die wirren und wüsten Zufälle hinein gestoßen habe, in welchen er seine Kindheit zugebracht hatte, ohne Hoffnung und ohne Verheißung [14]. Gewiß ist nur, der Kaiser kehrte zu Schiffe in sein Erbreich zurück, und Heinrich blieb König der Römer in Teutschland.

Wahrscheinlich ist indeß, daß, wenn auch die teutschen Fürsten mit freudigen Gefühlen von dem Kaiser geschieden sind, doch Friedrich und Heinrich keinesweges Abschied von einander genommen haben, wie Aeltern und Kinder Abschied zu nehmen pflegen. Seit zwölf Jahren hatte der Kaiser seinen Sohn nicht gesehen. Als er Teutschland verließ, war Heinrich ein Kind von neun Jahren; und nun trat ihm derselbe gegenüber, ein Jüngling, den viele und große Erfahrungen

) gereifet hatten. Ein Fürſt, der die Herrſchaft liebet, hat
n eine reine väterliche Liebe zu dem Sohne, der ſich als
Erben dieſer Herrſchaft anſehen darf; ſie kommt um ſo
erer auf in ſeiner Bruſt, dieſe Liebe, je geringer die Zahl
Jahre iſt, an welchen der Sohn ihm nachſtehet. Da ſein
für dieſen Sohn, und für ihn allein, ein unermeßlicher
vinn ſein wird, ſo beobachtet er leicht mit Eiferſucht den
k und die Geberden deſſelben, und bewachet gern, mit
ßtrauen und Argwohn, alle ſeine Schritte. Und Friedrich
: nur ſechszehen Jahre älter, als ſein Sohn; er hatte den-
en mit einer unbeſtimmten Gewalt bekleidet, und ſeine
ele war dem Argwohne nicht abgeneiget. Heinrich hinge-
, von Kindheit auf von Menſchen zweideutiges Sinnes,
e Offenheit und Wahrheit, umgeben, hatte ſelbſt vielleicht
as Heimliches und Lauerndes. Ihm war kaum jemals
Gelegenheit zu Theil geworden, ſich einer kindlichen Liebe
ſeinem Vater zu erfreuen. Er konnte ihn nur fürchten
ehren, und wohl mag auch daran gearbeitet worden ſein,
ſt dieſe Gefühle in ſeiner Bruſt zu verwirren. Nun ſtand
i der Vater vielleicht ein Anderer gegenüber, als er ihn
acht hatte; und da Friedrich voll Verdruſſes war über die
:nichtung der Hoffnungen, die er auf den Tag von Ra-
na geſetzet hatte, ſo ward ihm von demſelben wohl auch
)t ein ſolcher Empfang zu Theil, daß er in dem Kaiſer nur
en wohlwollenden und liebevollen Vater zu erkennen ver-
cht hätte. Alſo iſt wahrſcheinlich, daß zwiſchen dem Vater
) dem Sohne kein Verkehr Statt gefunden habe, der ihre
rzen zu vereinigen vermocht hätte, ſondern ein Verkehr,
:ch welchen ſie ſich mehr entfremdet werden mußten, als
)or. Und es iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß Friedrich ſeinen
)hn kalt und mit der offenen Vollmacht, nach eigener Ein-
t überall zu handeln, aber auch mit dem geheimen Vorbe-
t entlaſſen habe, denſelben ſcharf im Auge zu behalten und

ihm bei jeder Gelegenheit seine väterliche Gewalt und seine kaiserliche Majestät fühlbar zu machen; daß hingegen Heinrich von dem Vater unmuthig, störrisch und mit dem Verdacht hinweg gegangen sei, derselbe wünsche ihn zu erniedrigen, und eben deßwegen auch mit dem Entschlusse, fortan um so zuversichtlicher nach den Umständen zu handeln, da sich ja von Neuem gezeiget hatte, daß der Kaiser außer Stande sei, mit Heeres-Macht aus Italien nach Teutschland zu kommen, daß er mithin Nichts zu fürchten habe, wenn es ihm gelinge, die teutschen Fürsten auf seine Seite zu bringen.

Und was Teutschland nunmehr, nach des Kaisers Rückkehr nach Apulien, dem Blicke des jungen Königes darbot, war weder erheiternd noch erhebend: Streitigkeiten und Fehden benachbarter Fürsten, überall; die Ketzer-Verfolgungen am Rhein auf und ab, wie zur Rechten so zur Linken, mit den brennenden Scheiterhaufen, mit dem Angstgeschrei und dem Jammer; der Kreuzzug gegen die Stedinger, und der Untergang dieses tapferen und unglücklichen Volkes. Was zwischen diesen und ähnlichen Gräueln und denselben entgegen Erheiterndes und Erhebendes geschah oder vorbereitet ward zur Herbeiführung einer besseren Zukunft, von einzelnen Fürsten nämlich, in Ostfalen und Westfalen, in den Städten überall, Das kam entweder nicht zur Kenntniß des jungen Königes, oder konnte von ihm um so weniger gewürdiget werden, da es von Denen, die ihn umgaben, bestritten und als verderblich angesehen und dargestellet ward. Er selbst, der König, mußte geschehen lassen, was er zu verhindern außer Stande war. Im Jahre zwölf Hundert drei und dreißig jedoch unternahm er einen kriegerischen Zug gegen den jungen Herzog Otto von Baiern. Die Veranlassung zu diesem Zuge ist unbekannt. Otto, heißt es, hatte einen Landtag angesaget, der zu Regensburg gehalten werden sollte. Der König fand diesen Tag bedenklich, und verbot denselben. Weßwegen er aber den Tag

enklich fand und unterſagte, iſt unbekannt. Der Herzog
t dennoch den Tag zu Landshut. Deßwegen unternahm
:nrich, von vielen Fürſten begleitet, den Zug wider denſel-
mit einem bedeutenden Heere. Heinrich ſelbſt ſpricht von
Sache geheimnißvoll. Der Herzog, ſagt er, habe ſich
egen gewiſſer Dinge [15]» öffentlich gegen ſeinen Vater
›öret, und deßwegen ſei er mit Heeres-Macht nach Baiern
angen. Von welcher Art aber auch der Zwiſt geweſen ſein
ɜ: als der König mit ſeinem Heere bei Augsburg lagerte,
it in Baiern einzubrechen, hielt der Herzog, durch den
›lick ſo vieler feindlicher Fürſten und eines ſo großen Hee-
, ſeine Sache für verloren. Um ſich zu retten, ſandte er
ehrwürdigen Erzbiſchof Eberhard von Salzburg zur Ver-
telung eines Friedens an den König. Heinrich bewilligte
Frieden, aber der Herzog mußte ſich unterwerfen, und
en kleinen Sohn Ludwig als Geiſſel in die Hand des Kö-
es geben.

Dieſer ſo ſchnelle als glückliche Erfolg mag ſtark auf den
gen König eingewirket und ihm Vertrauen zu ſich ſelbſt
eben haben [16]. Er kehrte, wie es ſcheinet, mit dem Ent-
uſſe zurück, fortan ſein Glück zu verſuchen, kräftig einzu-
ifen und für eigene Rechnung das königliche Anſehen, ſo-
it es noch möglich wäre, wieder geltend zu machen. Die
Umacht zu einem ſolchen Verfahren war ihm ja von ſeinem
ter ertheilet, und ſchwerlich mochte er ſich vorſtellen, daß
das Wohlwollen und die Zufriedenheit deſſelben verwirken
rde, wenn er von dieſer Vollmacht Gebrauch machte. Und
ſeinem Entſchluſſe ward er durch viele teutſche Fürſten, auf-
›tig oder argliſtig, beſtärket. Im Anfange des Monates Fe-
ıar, zwölf Hundert vier und dreißig, hielt er, zunächſt we-
ı der Ketzer-Verfolgung in Teutſchland, einen öffentlichen
ıg zu Frankfurt, deſſen ſchon gedacht worden iſt. Zu dem-
ben erſchienen ſehr viele Fürſten, entweder weil ihnen dar-

an gelegen, den Verfolgungen ein Ende zu machen, oder wä
Heinrich zu größerem Ansehen gelanget war. Der Kön
brachte die vielen Klagen zur Sprache, welche sich über Ra
bereien und Brandstiftungen erhoben hatten, welche von Bu
gen und Schlössern aus verübet wurden. Die Fürsten kon
ten nicht umhin, zu erklären, daß solche Burgen und Schlö
ser zerstöret werden müßten. Der König scheinet diese Erkl
rung ernstlicher genommen zu haben, als sie gemeinet wa
Denn er beauftragte seinen Getreuen, Heinrich von Nyss
die Raubschlösser zu brechen. Und mehre wurden zerstö
und unter denselben die Schlösser der adelichen Männer v
Hohenloch [17]. Zugleich aber verfügte Heinrich in vielen a
deren Dingen, gab erledigte Lehen an Männer, zu welchen
Vertrauen hatte, Anderer Ansprüche nicht achtend, und bewi
Entschlossenheit und Kraft mit jugendlicher Raschheit.

Es ist wohl möglich, daß Heinrich, nach dessen eigen
Worten diese Dinge erzählet worden sind, wenn auch nic
mit der nöthigen Vorsicht, doch in dem guten Glauben geha
delt habe, daß Alles, was er that und unternahm, zu des
ches, also sowohl zu seines Vaters als zu seiner eigenen Eh
gereichen solle; und es ist auch möglich, daß er eben deßwe
seines Vaters Dank zu verdienen überzeuget gewesen sei. A
Statt des Dankes aber erhielt er, nach seiner eigenen Ver
cherung, von seinem Vater die härtesten Vorwürfe; Alles, w
er gethan oder angeordnet, wurde getadelt und verworfen;
erhielt den strengsten Befehl, den Sohn des Herzoges v
Baiern zurück zu geben, die Schlösser Derer von Hohenlo
auf eigene Kosten wieder herzustellen, überhaupt, einzureiss
wo er gebauet, zu bauen, wo er eingerissen hatte; und di
Befehlen war die Drohung hinzu gefüget, daß, wenn er di
selben auch nur im Geringsten vernachlässige, der Kaiser wed
einen Gesandten noch ein Schreiben fortan von ihm annehm
men würde. Wahr ist, man hat diesen Versicherungen d

niges Heinrich selten oder nie Vertrauen geschenket, sondern gewöhnlich als lügenhaftes Vorgeben behandelt. Aber in der schichte finden sich keine Gründe, diese Zweifel zu rechtfer-en. Zwar fehlet es nicht an Beschuldigungen: der König be nicht nur die Fürsten unwürdig behandelt, sondern er sei h ein Verschwender öffentlicher Gelder gewesen; er sei gegen re Gemahlin unedel verfahren; er habe sich der Ueppigkeit d einem wüsten Leben ergeben. Aber solche Beschuldigun-n, im Allgemeinen, ohne Belege und ohne Beweise, nach n Untergange des Beschuldigten ausgesprochen, verdienen mals Glauben, und am Wenigsten in einer verworrenen d leidenschaftlichen Zeit, und wenn sie in urkundlichen Ver-erungen enthalten wären. Wer am Boden lieget, wird ht getreten, selbst ins Gesicht und auf die Brust; um die hende Gewalt hingegen suchet ein Jeder sich hinweg zu nden und Mancher macht eine gefällige Geberde; und wenn iele sich zu reinigen haben, so pflegen sie gern Einen zu schmutzen, damit an den Uebrigen die Flecken übersehen wer-n. Die Anklagen gegen den König Heinrich tragen den Be-is der Unrichtigkeit größtes Theiles in sich selbst. Wenn er auch des Königes Leben nicht rein und sein Verfahren cht das richtige gewesen sein sollte, so wird seine hohe Ju-nd bei guten und edelen Menschen Manches entschuldigen; d Niemand soll vergessen, daß der Kaiser, sein Vater, ihn s Knaben gleichsam ausgesetzet und in eine wüste Welt hin-n gestellet hatte, in welcher es auch einem tüchtigen Manne wer geworden sein dürfte, stets die Bahn der Tugend, der rechtigkeit und der Wahrheit zu wandeln, ohne jemals aus-schreiten, weder zur Rechten noch zur Linken.

recht erhalten, sein Recht nicht kränken möchte, feierlich versichernd, daß er stets in gutem Glauben gehandelt, und mit seinem Wissen und Willen Nichts gethan habe, was seines Vaters Mißfallen erregen möchte, soll er Anstalten getroffen haben, um nöthiges Falles Widerstand leisten zu können. Er hatte, wie von einem einzigen Schriftsteller erzählet wird, eine Zusammenkunft mit einigen Fürsten zu Boppard, und ward hier von allen Versammelten, oder doch von einem Theile derselben aufgefordert, öffentlich zu erklären, daß er seinem Vater nicht länger unterworfen sein wolle. Heinrich sprach diese Erklärung aus. Und von diesem Tag an verlangte er von allen Fürsten, daß sie mit ihm stehen sollten, und warb um sie mit denselben Mitteln, mit welchen viele Könige vor ihm ihre Anerkennung gewonnen oder erkaufet hatten [2]. Und ihm gelang, viele zu dem Versprechen zu bringen, daß sie in seiner Treue bleiben wollten; gegen Andere aber, welche sich weigerten, dieses Versprechen zu geben, wandte er Drohungen an, um sie zur Entscheidung zu nöthigen. Und auch um die Städte am Rhein bewarb er sich, und ließ sich Geisseln stellen für ihre Treue [3]. Endlich trat er mit Mailand in Unterhandlung, um die Lombarden unter die Waffen zu bringen: denn er trauete den Versprechungen, die ihm in Teutschland gegeben waren, rechnete auf die teutschen Fürsten und Städte, und glaubte eben deßwegen, daß er nur von einem Heer Etwas zu fürchten haben könnte, welches sein Vater über die Alpen führen möchte: diesem Heere sollten sich die Lombarden entgegen stellen. Ob von Heinrich der erste Antrag ausgegangen, oder ob die Mailänder die ersten Schritte gethan, kann nicht ausgemacht werden, aber am Wahrscheinlichsten ist das Letzte. Jedes Falles ist gewiß, daß die Mailänder sich sehr bereitwillig zu einem Bündnisse mit dem Könige bewiesen, und daß es ihnen nicht schwer wurde, sogleich die Städte Brescia, Bologna, Lodi und Novara, ja selbst den Mark-

afen von Montferrat für daſſelbe zu gewinnen. Im Mo-
ate November dieſes Jahres ſandte Heinrich von Eßlingen
s ſeinen Marſchalk Anſelm von Juſtingen und den Archi-
aconen Walcher von Würzburg mit unbeſchränkter Vollmacht
m Abſchluß eines Bündniſſes nach Mailand; und kaum wa-
n dieſe Geſandten in Mailand angekommen, ſo ward auch,
n Achtzehenten Decembers, das Bündniß wirklich unterſchrie-
n und beſchworen. Begreiflicher Weiſe. Man war einig
r der Unterhandlung. Jeder Theil bewilligte unbedenklich,
s der andere Theil verlangte. Warum hätte man knauſern
en mit der Zukunft, von deren Entſcheidung die Beſtäti-
ng oder Verwerfung des Vertrages abhing. Was die Mai-
der zu thun verſprachen, war Theils ohne Bedeutung, Theils
ſie ſelbſt eine Nothwendigkeit zu eigener Erhaltung auch
e Bündniß; ſie verſprachen, daß ſie Heinrich als König
rkennen [4] und für ihn, nämlich für ſich ſelbſt, innerhalb
mbardiens kämpfen wollten, wider ſeinen Vater. Das Erſte
fte erwartet werden, wenn Heinrich, unabhängig von ſei-
n Vater, König der Teutſchen blieb, oder einſt ſeinem Va-
auf dem Kaiſerthrone folgte; das Andere war ihre eigene
che, wie ſie längſt bewieſen hatten. Heinrich dagegen ge-
nd zu, was längſt zugeſtanden war, und gab hin, was er
ht hatte; er erkannte den Bund der Lombarden an, und
ſagte im Weſentlichen allen Rechten, welche Friedrich dem
ſten im Conſtanzer Frieden noch über Lombardien geblieben
ren, den königlichen Namen ausgenommen [5]. Es war
faules Werk, dieſes Bündniß. Die Mailänder können
um etwas Anderes mit demſelben beabſichtiget haben, als
s Haus der Hohenſtaufen, aus welchem jeder Fürſt ihnen
eich verhaſſet war, durch ſich ſelbſt zu vernichten oder wenig-
ns in Schimpf und Schande zu bringen. In Hinſicht des
öniges Heinrich dagegen fällt das Urtheil über das Bündniß
it dem Urtheil über ſeine Abſicht im Allgemeinen zuſammen.

Wenn Heinrich wirklich entschlossen gewesen ist, sich unabhängig zu machen, und seinem Vater nöthiges Falles mit den Waffen in der Faust entgegen zu treten, so war es natürlich, daß er so viele Hülfe als möglich zu gewinnen suchte. Auf der Hülfe der Lombarden innerhalb ihres Landes, Falls der Kaiser dasselbe betrat mit Heeres-Macht, konnte er gewiß sein auch ohne einen Vertrag. Diese Erfahrung hatte er selbst gemacht. Er aber handelte in Angst und Verzweifelung, mit jugendlicher Leidenschaft oder von unwissenden und falschen Freunden verleitet. Es ist sogar möglich, daß er mit dem Bündnisse und mit Allem, was er gethan haben mag, nichts Anderes beabsichtiget habe, als seinen Vater besorget zu machen, und dadurch um so leichter zur Milde und zur Aussöhnung zu bewegen. Denn, wahrscheinlich, in denselben Tagen in welchen er seine Gesandtschaft nach Mailand abordnete, wandte er sich mit der dringenden Bitte an den Bischof von Hildesheim, und wohl auch an andere Fürsten, daß sie als Vermittler einer Aussöhnung mit seinem Vater auftreten möchten, da er ja in keinerlei Weise den Zorn desselben verschuldet habe [6].

In der That würde auch das ganze Vorhaben des jungen Königes in Dunst und Nebel aufgegangen sein, wenn der Kaiser Friedrich für gut gefunden hätte, sich eben so wenig um dasselbe zu bekümmern, als er sich um die vielen Fehden in Teutschland, um die Stedinger, um die Ketzer-Verfolgungen und andere Vorgänge bekümmert hatte. Man siehet eben nicht, daß irgend ein bedeutender Fürst Etwas für Heinrich gethan, oder daß sich irgend eine Begeisterung für die Unabhängigkeit Teutschland's von dem Könige von Sicilien gezeiget hätte; vielmehr scheinet Heinrich für und für allein gestanden, und Nichts erhalten zu haben, als etwa heuchlerische Versprechungen oder widersprechende Rathschläge. Er war so wenig im Stande, die Stadt Worms zu erobern, die sich ihm

Derſetzte, weil der Biſchof von Worms ſeine Partei, und
e es ſcheinet, aufrichtig, er allein, genommen hatte, als den
arkgrafen von Baden zu bezwingen. Friedrich aber, deſſen
weſenheit in ſeinem Erbreiche wegen ſeiner freundlichen Stel-
g zum Papſt und wegen des Zuſtandes der Dinge in die-
r Reiche, um dieſe Zeit nicht eben nothwendig war, nahm
Sache anders, oder gab ſich doch das Anſehen, als nähme
ſie anders. Man findet angemerket, daß der Markgraf von
den, welchem Heinrich ſchon früher mißtrauet, von welchem
auch einen Sohn als Geiſſel für ſeine Treue angenommen
te, ſich nach dem Tage von Boppard zu dem Kaiſer bege-
, denſelben von den Vorgängen in Teutſchland unterrichtet,
d ihn aufgefordert habe, ſo ſchnell als möglich nach Teutſch-
d zu kommen, um das Reich zu retten [7]; man findet auch
gemerket, daß Friedrich von den Nachrichten aus Teutſch-
d überraſchet und in Beſtürzung gerathen ſei. Das Erſte
g richtig ſein; das Andere wohl kaum. Es iſt ſchwer zu
auben, daß Friedrich nicht beſtändig unterrichtet geweſen ſei
n allen Bewegungen ſeines Sohnes; ſchwer zu glauben,
ß er denſelben nicht mit ſeinen Anhängern umgeben gehabt
be. Ein menſchliches Gefühl in unſerer Bruſt ſträubet ſich
eilich ſtark gegen den Gedanken, daß er, der Kaiſer, ſelbſt
f irgend eine Weiſe, auch nur durch Wink und Miene, den
Wunſch zu erkennen gegeben haben könnte, ſeinen erſtgebore-
n Sohn in ſolche Verhältniſſe verwickelt zu ſehen, daß er
rechtiget wäre, demſelben die Krone vom Haupte zu nehmen,
n ſie ſeinem zweiten Sohne Konrad auf das Haupt ſetzen zu
nnen; aber die Frage dränget ſich doch mächtig auf: was
s für Nichtswürdige geweſen ſeien, von welchen der Kaiſer
bſt ſaget, daß ſie ſeinen Sohn zum Widerſtande aufgereizet
den gegen ihn, den Vater? Hätte Friedrich nach dem
urze ſeines Sohnes nicht ein Verfahren beobachtet, das eher
gerecht als mild genannt werden muß, hätte er Diejenigen,

Antwerpen an, und wurde daselbst auf das Feierlichste empfangen.

Von diesem Tage an verschwindet Heinrich, der König, fast gänzlich aus der Geschichte. In der Bewunderung der Schönheit und des Reichthumes der kaiserlichen Braut, in dem Erstaunen über des Kaisers Pracht und Glanz scheinet man vergessen zu haben, sich nach demselben umzusehen. Niemand weiß, was er versuchet, was er gewaget, was er vollendet hat, ja Niemand, wo er gewesen ist [13]. Isabella's Zug von Antwerpen nach Cöln wird dargestellet wie ein ununterbrochenes Festgepränge [14]. Fürsten und Adel suchten durch jeglicher Weise und jeglicher Widmung ihre Freude und ihre Treue zu bewähren; das Volk jauchzete und jubelte Tag und Nacht; die Geistlichkeit fiel mit Gesängen und Orgeltönen ein, und die Städte, vor allen die mächtige Cöln, legten ihren Reichthum und die Werke ihrer Künste und ihrer Thätigkeit wetteifernd an den Tag. Man möchte nach dieser Beschreibung glauben, Teutschland habe sich seit einem Menschen-Alter des schönsten Friedens erfreuet; es habe kein Unglück zu erdulden gehabt, und alle Zweige menschlicher Thätigkeit seien sorgfältig und gedeihlich gepfleget worden. Jedes Falles möchte gewiß sein: am ganzen Rheinstrome, vom Meere herauf bis Cöln, zeigte sich nicht ein Schatten von Verrätherei an dem Kaiser, von Widerspänstigkeit oder Empörung. In Cöln aber blieb Isabella sechs Wochen lang, weil Friedrich das Brautgemach noch nicht bereitet hatte. Und doch ging auch die Angelegenheit des Kaisers auf das Glücklichste vorwärts. Wohin er sich wendete, fand er nur Eifer und Treue, oder wenigstens den Schein von Beiden. Alles zeigte sich zu seinem Dienste bereit, und ein Jeder eilte herbei, um nicht zu spät zu kommen; denn er hatte Etwas zu bieten, und bewies sich jetzt eben so wenig karg als in früheren Tagen. Der Abt von Sanct Gallen und der Herzog von Baiern erwarben, weil sie die

Ersten waren, die von Teutschland's größeren Fürsten ihn begrüßten, seine besondere Gunst: auch verlobte er zu Landshut seinen Sohn, Konrad, mit Otto's Tochter, Elisabeth, einem Kinde von sechs Jahren. In Regensburg fand er schon eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten versammelt, die sich nicht besser empfehlen zu können glaubten, als durch die Erklärung, daß Heinrich des Thrones unwürdig sei. Dagegen scheinet aus den wenigen Andeutungen, welche sich über diesen König in den Ueberlieferungen finden, nur Folgendes als geschichtliche Wahrheit hervor zu gehen. Heinrich wurde von Allen verlassen, von Hohen und von Geringen. In dieser Noth zog er sich auf die Felsenburg Trifels zurück, entschlossen, dieselbe zu vertheidigen. Der Kaiser aber ließ ihn auffordern, sich zu unterwerfen, und ließ ihm seine Verzeihung anbieten. Es heißet, der Meister des teutschen Ordens, Hermann von Salza, habe die Unterhandlung geführet, und dem jungen Könige zugeredet, die Gnade seines Vaters anzuflehen. Heinrich gehorchte diesem Worte. Am Vierten des Julius erschien er vor seinem Vater zu Worms. Und als er sich schuldig bekannt und auf das Reich Verzicht geleistet hatte [15], ließ Friedrich ihn gefangen nehmen. Alles Uebrige, was man angegeben findet: Friedrich habe den Sohn zwei Tage früher zu Gnaden angenommen, dieser aber habe Winkelzüge gemacht und Trifels nicht übergeben wollen; ja, er habe seinem Vater mit Gift nach dem Leben gestrebet, und nun erst sei er verhaftet worden: alles Dieses ist fast zu einfältig erfunden, als daß es auf die Beurtheilung dieses unglückseligen Vorganges Einfluß haben dürfte. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß der gefangene König zuerst auf das Schloß zu Heidelberg, alsdann auf eine andere Burg [16], endlich mit seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern, von Bischöfen begleitet, über die Alpen nach Apulien in das feste Schloß San Felice gebracht worden ist. Erst nach sieben Jahren hat er in der

Antwerpen an, und wurde daſelbſt auf das Feierlichſte empfangen.

Von dieſem Tage an verſchwindet Heinrich, der König, faſt gänzlich aus der Geſchichte. In der Bewunderung der Schönheit und des Reichthumes der kaiſerlichen Braut, in dem Erſtaunen über des Kaiſers Pracht und Glanz ſcheinet man vergeſſen zu haben, ſich nach demſelben umzuſehen. Niemand weiß, was er verſuchet, was er gewaget, was er vollbracht hat, ja Niemand, wo er geweſen iſt [13]. Iſabella's Reiſe von Antwerpen nach Cöln wird dargeſtellet wie ein ununterbrochenes Feſtgepränge [14]. Fürſten und Adel ſuchten in jeglicher Weiſe und jeglicher Widmung ihre Freude und ihre Treue zu bewähren; das Volk jauchzete und jubelte Tag und Nacht; die Geiſtlichkeit fiel mit Geſängen und Orgeltönen ein, und die Städte, vor allen die mächtige Cöln, legten ihren Reichthum und die Werke ihrer Künſte und ihrer Thätigkeit wetteifernd an den Tag. Man möchte nach dieſer Beſchreibung glauben, Teutſchland habe ſich ſeit einem Menſchen-Alter des ſchönſten Friedens erfreuet; es habe kein Unglück zu erdulden gehabt, und alle Zweige menſchlicher Thätigkeit ſeien ſorgfältig und gedeihlich gepfleget worden. Jedes Falles möchte gewiß ſein: am ganzen Rheinſtrome, vom Meere herauf bis Cöln, zeigte ſich nicht ein Schatten von Verrätherei an dem Kaiſer, von Widerſpänſtigkeit oder Empörung. In Cöln aber hielt Iſabella ſechs Wochen lang, weil Friedrich das Brautgemach noch nicht bereitet hatte. Und doch ging auch die Angelegenheit des Kaiſers auf das Glücklichſte vorwärts. Wohin er ſich wendete, fand er nur Eifer und Treue, oder wenigſtens den Schein von Beiden. Alles zeigte ſich zu ſeinem Dienſte bereit, und ein Jeder eilte herbei, um nicht zu ſpät zu kommen; denn er hatte Etwas zu bieten, und bewies ſich jetzt eben um wenig karg als in früheren Tagen. Der Abt von Sanct Gallen und der Herzog von Baiern erwarben, weil ſie die

Ersten waren, die von Teutschland's größeren Fürsten ihn begrüßten, seine besondere Gunst: auch verlobte er zu Landshut seinen Sohn, Konrad, mit Otto's Tochter, Elisabeth, einem Kinde von sechs Jahren. In Regensburg fand er schon eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten versammelt, die sich nicht besser empfehlen zu können glaubten, als durch die Erklärung, daß Heinrich des Thrones unwürdig sei. Dagegen scheinet aus den wenigen Andeutungen, welche sich über diesen König in den Ueberlieferungen finden, nur Folgendes als geschichtliche Wahrheit hervor zu gehen. Heinrich wurde von Allen verlassen, von Hohen und von Geringen. In dieser Noth zog er sich auf die Felsenburg Trifels zurück, entschlossen, dieselbe zu vertheidigen. Der Kaiser aber ließ ihn auffordern, sich zu unterwerfen, und ließ ihm seine Verzeihung anbieten. Es heißet, der Meister des teutschen Ordens, Hermann von Salza, habe die Unterhandlung geführet, und dem jungen Könige zugeredet, die Gnade seines Vaters anzuflehen. Heinrich gehorchte diesem Worte. Am Vierten des Julius erschien er vor seinem Vater zu Worms. Und als er sich schuldig bekannt und auf das Reich Verzicht geleistet hatte [15], ließ Friedrich ihn gefangen nehmen. Alles Uebrige, was man angegeben findet: Friedrich habe den Sohn zwei Tage früher zu Gnaden angenommen, dieser aber habe Winkelzüge gemacht und Trifels nicht übergeben wollen; ja, er habe seinem Vater mit Gift nach dem Leben gestrebet, und nun erst sei er verhaftet worden: alles Dieses ist fast zu einfältig erfunden, als daß es auf die Beurtheilung dieses unglückseligen Vorganges Einfluß haben dürfte. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß der gefangene König zuerst auf das Schloß zu Heidelberg, alsdann auf eine andere Burg [16], endlich mit seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern, von Bischöfen begleitet, über die Alpen nach Apulien in das feste Schloß San Felice gebracht worden ist. Erst nach sieben Jahren hat er in der

Haft ſeinen Tod gefunden. Der Kaiſer aber, ſobald er ſich des Sohnes entlediget hatte, ließ ſeine Verlobte aus Cöln abholen, und feierte an demſelben Orte, an welchem Heinrich mit Feſſeln beladen war, zu Worms, ſechszehen Tage ſpäter, ſeine Hochzeit unter den glänzendſten Feierlichkeiten. Das Feſt dauerte mehrere Tage, und die teutſchen Fürſten bewieſen ſich in ihrem Jubel ſo freigebig gegen Tänzer und Mimen, daß Friedrich ſelbſt ihrer Verſchwendung Einhalt zu thun für nöthig hielt [17].

Wahrſcheinlich ſchon vor dieſem Feſte hatte Friedrich einen allgemeinen Reichs-Tag angeſaget, der zu Mainz Statt finden ſollte. Er mußte wünſchen, daß von allen Fürſten genehmiget würde, was geſchehen war; er mochte wohl auch, da er vor fünfzehen Jahren als Jüngling aus Teutſchland abgezogen war, ſich nun ein Mal vor ganz Teutſchland als Mann in der ganzen Herrlichkeit der kaiſerlichen Würde zeigen; überdieß wollte er ohne Zweifel die Wahl ſeines Sohnes Konrad, wenn nicht betreiben, doch vorbereiten, und deßwegen mochte er um ſo mehr für gut halten, an das Reich zu erinnern und an die Krone des Reiches. Und faſt alle teutſchen Fürſten, geiſtliche und weltliche, ſehr viele adelige Herren, und eine große Menge geringeres Volkes eilten nach Mainz, gewiß mit verſchiedener Geſinnung und in verſchiedener Abſicht. Der Reichs-Tag ward am Fünfzehenten Auguſt's eröffnet, dauerte acht Tage, und verlief in der freundlichſten Weiſe. Es ſcheinet kein Streit, kein Widerſpruch Statt gefunden zu haben. In der That verdankten die teutſchen Fürſten der langen Abweſenheit des Kaiſers ſo viel, daß ſie keine Urſache hatten, ihm ſeine Abweſenheit zu verbittern, da dieſelbe ohnehin, wie ſie recht wohl wußten, nicht von langer Dauer ſein konnte. Für den unglücklichen König Heinrich ſcheinet ſich keine Stimme erhoben zu haben; und wozu auch? Die Sache war abgemacht. Ueberdieß brachte Friedrich eine Reihe von Beſchlüſſen zu Stande,

welche er, in eine einzige Urkunde zusammen gestellet, auf Pergament niederschreiben, und allen Anwesenden in teutscher Sprache bekannt machen ließ [18]. Die Bestimmungen dieser Urkunde, an und für sich betrachtet, sind erfreulich und in mehr als einer Hinsicht vieles Lobes würdig. Zwar zeiget sich Nichts in denselben von jenem großen und starken Geiste, den Friedrich durch seine Schöpfung und Waltung in Sicilien bewies und bewährte; aber der Kaiser wußte wohl, daß er auf dem teutschen Boden ganz anders auftreten mußte, wenn er nicht anstoßen, nicht den ärgsten Widerstand finden wollte, als in Sicilien. Zwar wird auch Nichts von Dem zurück genommen, was früher den Fürsten gegen die Städte bewilliget worden war, und die Landesherrlichkeit derselben wird weder in Zweifel gezogen noch beschränket; aber das Unmögliche zu versuchen, wäre auch keine Weisheit gewesen. Alles beschränket sich auf Beschlüsse zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens im Reiche, und in den fürstlichen Häusern, deren Erbrecht zu den Ländern vorausgesetzet wird. Nach den Vorschriften dieser Gesetze sollte ein Jeder Recht geben und Recht nehmen; den wilden Fehden, dem willkührlichen Zugreifen, dem argen Drängen und Erpressen, der Räuberei, der Betügerei durch falsche und schlechte Münzen sollte durch harte Straf-Androhungen gewehret werden. Und gewiß würden diese Gesetze auch den unteren Menschen-Classen in aller Weise zu Gute gekommen sein, wenn sie wirklich aufrecht zu erhalten und streng in Anwendung zu bringen gewesen wären; denn sie würden ihnen Ruhe verschaffet und größere Sicherheit für Leben, Eigenthum, Gewerbe und jeglichen Verkehr gewähret, sie würden endlich den wüsten Sinn der Großen und Vornehmen gemildert und für Menschlichkeit und Bildung rascher gewonnen haben. Das aber war das Uebel, daß nicht einzusehen ist, wie sie in Anwendung gebracht werden sollten. Sie setzen Etwas voraus, das nicht vorhanden war, und das Friedrich

der Zweite, das Herz Sicilien zugewendet, das Auge auf Lom-
bardien gerichtet, nicht ein Mal zu ſchaffen verſuchen konnte,
nämlich eine öffentliche, eine Reichs-Gewalt. Ein Geſetz
erhält erſt Leben durch die Gewalt, von welcher es geltend
macht wird; ohne eine ſolche Gewalt gleichet es einem Schwerte,
deſſen Griff von Erz, deſſen Klinge von Thon. Wenn
daher dieſes Geſetz Friedrich's des Zweiten, dem dargeſtellten
Zuſtande der Dinge gegenüber, erwäget, der Landesherren
der Fürſten, den Beſtrebungen der Städte, der Ausbildung
des Adelthumes und der bürgerlichen Freiheit, dem Kampfe
Rechtes mit der Gewalt, des Lichtes mit der Finſterniß
wird es ſchwer, ſich eines wehmüthigen Gefühles zu erwehren.
Faſt ſcheinet es, daß Friedrich Nichts beabſichtiget habe,
wegen möglicher Fälle, für die Zukunft einen Anker in
teutſchen Boden zu ſchlagen, an welchen er ſich zu halten
möchte; die verſammelten Fürſten aber mögen ſämmtlich
geſtimmet haben, die edelen, weil ſie Ordnung und Frieden
redlich wollten, und jede Erinnerung an dieſe Güter für heil-
ſam hielten, die minder edelen, weil ſie wohl wußten, wie
wenig ſolche Geſetze bindend waren.

Wichtiger war daher vielleicht die Beendigung einer
deren Sache auf dieſem Tage von Mainz, welche, obwohl
einigen Jahren ohne große Bedeutung, Teutſchland drei
ſchen-Alter herdurch beſchäftiget, und unermeßliches Uns
über daſſelbe gebracht hatte: der Streit zwiſchen den Ho-
der Waiblinger und der Welfen ward urkundlich und
immer ausgeglichen. Mit Otto's des Vierten Tode hatte
Kampf aufgehöret, aber die feindſelige Geſinnung war ge-
ben, wenn nicht in den Welfen, doch in den Hohenſtaufen
Vor acht Jahren war der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein,
Letzte von Heinrich's des Löwen Söhnen, wie ſein Bru-
der Kaiſer Otto, geſtorben, ohne einen Sohn zu hinterlaſſen.
Vier Jahre vor ſeinem Tode hatte Heinrich ſeinen Neffen

es Bruders Wilhelm Sohn, den letzten männlichen Sproß
s dem Stamme der Welfen, als seinen einzigen Erben und
tmäßigen Nachfolger in den sämmtlichen Städten und Lan-
welche in Sachsen von dem Erbe seines Vaters auf ihn
mmen waren, urkundlich anerkannt, und selbst die Lehen,
e er von Bisthümern und Abteien ringsher besessen, hatte
emselben zugesprochen. Und Otto selbst scheinet sich, auch
diese Urkunde, als den rechtmäßigen Erben seines Oheims
chtet zu haben. Sogleich nach Heinrich's Tode aber mach-
der Kaiser Friedrich und der Herzog Ludwig von Baiern,
Neffen, Otto von Lüneburg, wie schon früher angedeutet
den ist, die Erbschaft streitig. Heinrich nämlich hatte zwei
ter hinterlassen, welche behaupteten, oder vielmehr für
he behauptet wurde, daß ihnen die Allodien ihres Vaters,
unter denselben war die Stadt Braunschweig die Krone,
allen müßten. Die Aelteste dieser Töchter, Irmengard,
mit dem Markgrafen von Baden vermählet, und Fried-
der Kaiser, hatte, um in Sachsen selbst, von dem schön-
Erbgute der Welfen aus, den letzten Welfen bedrohen,
stigen, verderben zu können, kein Bedenken getragen, die-
Fürstin ihre Erbrechte abzukaufen; die Jüngste, Agnes,
vermählet mit Otto, dem Sohne des Herzoges Ludwig
Baiern. Der König Heinrich und der Herzog Ludwig
en daher, Jener für seinen Vater, Dieser für seine Schwie-
= Tochter, mit Heeres-Macht nach Sachsen, um zuvörderst
aunschweig in ihre Gewalt zu bringen, ehe Otto sich in
Besitz der Stadt zu setzen vermocht hatte. Vor der alten
ue der tapferen Bürger von Braunschweig aber und vor
Herzueilenden Fürsten gutem Schwerte wurde dieser An-
ng zu Schanden. Otto wurde von den Bürgern Braun-
eig's als ihr Herr anerkannt, und er belohnte die Treue
Ergebenheit derselben mit schönen Freiheiten und Rechten.
hrend seiner dreijährigen Gefangenschaft, nach der Schlacht

von Bornhövede, wurden zwar die Versuche, Braunschweig zu erobern, wiederholet; die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt unterstützten dieselben; mehre Burggrafen und Vasallen des Landes, entweder zur Untreue verleitet, oder von eigener Lust nach Unabhängigkeit getrieben, verließen gleichfalls die Sache des letzten Welfen; aber der Eifer der Bürger von Braunschweig blieb sich gleich, und an demselben, und an der Hülfe, welche des Markgrafen Albert von Brandenburg Söhne brachten, Otto und Johann, mit deren Schwester Mathilde sich der Welf vermählet hatte, scheiterten alle Unternehmungen. Otto blieb der Herr von Braunschweig und von dem ganzen Welfischen Lande in Sachsen. Ob nun der Kaiser dem Welfen darüber Rechnung gehalten, daß er sich geweigert hatte, wider ihn als Gegen-König aufzutreten; ob er gesürchtet, Otto möge sich mit dem Könige Heinrich verbinden, und dadurch den unmächtigen Entschlüssen desselben eine größere Bedeutung geben; ob er sich selbst wegen des Herzogthums Schwaben, das er als sein Eigenthum zu besitzen wünscht, die Hände frei machen zu können gehoffet habe, oder ob seine Absicht nur gewesen sei, den teutschen Fürsten einen neuen und großen Beweis von der Fülle der kaiserlichen Würde zu geben, mag ungewiß bleiben; gewiß aber ist, schon im Monate September des vorigen Jahres, als eben seines Sohnes Empörung Statt gefunden haben soll, gab er mehren großen teutschen Fürsten, Geistlichen und Laien, den Auftrag, mit dem Welfen über eine endliche Ausgleichung in Unterhandlung zu treten. Diese Fürsten übernahmen den Auftrag, und was sie verabredet haben, das zeigte sich jetzt auf dem Tage zu Mainz. Otto nämlich erschien zu diesem Tage vor dem Kaiser, beugte die Kniee, und übergab sein Eigen, die Burg Lüneburg, mit allen anderen Burgen, Landen und Leuten dem Kaiser, so daß derselbe nach Gefallen darüber zu verfügen haben sollte; der Kaiser übergab alsdann dieses Land und diese Leute dem Reiche, damit sie zu Lehen ertheilet werden könnten; alsdann übergab er die Stadt Braunschweig, nebst Land und

Leuten, gleichfalls dem Reiche: denn er sah auch diese Stadt und dieses Land als sein Eigen an, weil er sich inzwischen mit dem Herzoge Otto von Baiern ebenfalls wegen der Erb-Ansprüche seiner Gemahlin abgefunden hatte. Hierauf leistete der Welf Otto dem Kaiser den Eid der Treue. Und nun vereinigte der Kaiser Braunschweig und Lüneburg zu einem erblichen Herzogthume, und ertheilte dem Welfen Otto in herkömmlicher Weise die Belehnung mit diesem Herzogthume, in der Weise, daß dasselbe für und für auf Otto's Nachkommen, nicht weniger auf die Töchter als auf die Söhne, übergehen sollte[19].

Nach solchen Verhandlungen entließ der Kaiser die Versammlung am achten Tage mit einem kostbaren Feste, an welchem er selbst mit der Krone auf dem Haupt einher ging. Das Fest verlief mit eben so vieler Anständigkeit als Pracht; es begann mit einem feierlichen Gottesdienst und endigte mit einem üppigen Schmause, welchen der Kaiser den Fürsten und ihren sämmtlichen Gefolgen gab. Alsdann begab er sich nach Schwaben. Zu Augsburg hielt er am Ersten Novembers eine Fürsten-Versammlung. In derselben wurde zwischen ihm und dem Könige von Böhmen, Wenzeslav dem Dritten, welcher im Jahre zwölf Hundert und dreißig König geworden, und mit einer Tochter des Königes Philipp vermählet war, wegen der Erbschaft seiner Gemahlin, ein billiges Abkommen zu Stande gebracht: er zahlte dem Könige zehen Tausend Mark und für diese Summe entsagten Kunigunde, die Königin von Böhmen, und ihr Gemahl allen Ansprüchen auf die Güter des hohenstaufenschen Hauses in Schwaben. Den Winter hindurch hielt der Kaiser seinen Hof in Hagenau, glanzvoll, wie immer. Und doch mag er schon hier erkannt, und nicht ohne Verlegenheit bemerket haben, daß in diesen Zeiten der Glanz keine Macht gab, und daß Gesetze ohne Macht eitel sind. Denn in Lombardien ging ein Feuer auf, das ihn beunruhigte, und der junge Herzog Friedrich von Oesterreich, Leopold's Sohn, ein Bruder der Gemahlin seines unglückseligen Sohnes Heinrich, machte ihm mannichfaltigen Verdruß.

Die Lombarden fuhren fort, die alten Streitigkeiten, in welche ſie immer unter einander verwickelt geweſen waren, mit ſolcher Erbitterung zu betreiben, daß man allerdings wohl glauben durfte, ſie würden ſich zu jedem ernſten Widerſtande gegen den Kaiſer unfähig machen. Zugleich aber bewahrten mehre und wichtige Städte die Geſinnung der erneuerten Bundesgenoſſenſchaft der Lombarden, Mailand immer vorauf, und bewieſen ſich dem Kaiſer feindlich im Wort und im Werk. Ob das Schickſal des Königes Heinrich Einfluß auf dieſe Verhältniſſe gehabt habe, oder nicht, darf hier unentſchieden bleiben. Aus der Sprache der Lombarden aber, welche ſich feindlich gegen Friedrich bewieſen, geht auf das Deutlichſte hervor, daß ſie nicht glaubten, er habe durch den Sturz ſeines Sohnes an Macht gewonnen. Friedrich dagegen mag für nöthig gehalten haben, ſich das Anſehen zu geben, als ſtehe ihm ſo die Macht Teutſchland's zu Gebote und als ſeien alle teutſchen Fürſten bereit, auf ſeinen Wink mit ihm nach Italien zu ziehen. Darum redete er die Sprache des kühnſten Vertrauens, und ſtellte ſeine Forderungen höher; auch ſcheuete die Drohung nicht, daß er von den teutſchen Fürſten begleitet in Italien feindlich eindringen würde, wenn ſeine Forderungen unerfüllet blieben. Der heilige Vater endlich, von welchem Friedrich den Bannfluch gegen die Lombarden erwartete, ſtand beiden Parteien verlegen gegenüber; er war genöthiget, den Kaiſer zu ſchonen, und konnte die Unterwerfung der Lombarden nicht wollen. Darum redete er verſöhnend und friedlich, und während er, auf das Bewußtſein der Lombarden rechnend, wider dieſe zu ſprechen ſchien, ließ er auch von Neuem das Wort vom Kreuze des Herrn gegen den Kaiſer hören. Durch dieſes Wort wurde Friedrich auf das Höchſte aufgebracht. Um ſo mehr mochte er für nöthig halten, den Lombarden zu zeigen, daß ſeine Drohung nicht leer ſei. Aber wie ſehr er ſich auch bemühet haben mag, alle teutſche Fürſten oder viele zu einer Fahrt über die Alpen zu bewegen: ungeachtet der Herrlichkeiten von Mainz, war auch nicht ein Einziger zu ge-

innen. Ja, selbst seine eigenen Vassallen im Herzogthume
chwaben scheinen sich geweigert zu haben, ihm zu folgen.
enn er sah sich genöthiget, fünf Hundert Krieger gegen mo-
tliche Zahlung zu miethen [20], um nur im Frühlinge des
ahres zwölf Hundert sechs und dreißig einen Vortrapp absenden
können, welcher die nahe Ankunft des großen Heeres verkün-
gen sollte. Und so sicher waren die Lombarden gewesen, oder
solcher Verworrenheit, daß es einer kleinen Schar gelang,
Verona vorzudringen, und sich festzusetzen in dieser Stadt.

Inzwischen hatte sich Friedrich nach Marburg begeben.
er Papst nämlich hatte im vorigen Jahre die Landgräfin
isabeth unter die Heiligen der Kirche aufgenommen. Am
sten des Monates Mai sollte die Erhebung des heiligen
ichnams Statt finden. Viele Fürsten und Herren, geistli-
s und weltliches Standes, begaben sich nach Marburg zu
ser Feierlichkeit, und eine so unübersehbare Menge erbau-
sbedürftiger oder neugieriger Menschen, daß die Zahl der-
en auf zwölf Mal Hundert Tausend geschätzet wurde [21].
der Kaiser begab sich zu der Feierlichkeit, ohne Zweifel
fr ommen Gefühlen getrieben, vielleicht jedoch auch in der
ht, für seine Fahrt nach Italien zu arbeiten. Und seine
fe Gesinnung ward auf das Schönste von ihm bewäh-
r hob, der Erste, den Stein von dem Grabe und setzte
eiligen Haupt eine goldene Krone auf; aber für seinen
schen Zweck scheint er Nichts oder nur Weniges errei-
haben. Deßwegen begab er sich nach Coblenz, und
e Vassallen aus der Gegend des Unter-Rheines zu der
nach Lombardien auf. Aber nur Wenige folgten seiner
e. Daher blieb ihm Nichts übrig, als die Vassallen
nen Erbländern, aus Schwaben und dem Elsaß, aufzu-
und vielleicht gelang auch dieses nur gegen baares Geld
ndere Vergütung. Und doch war der Erfolg nicht be-
d. Als er gegen das Ende des Monates Julius von
urg mit den Gewonnenen aufbrach, fanden sich nur
nd Ritter oder Krieger zu Pferde in seinem Heere, dessen

Fußgänger freilich nicht in Zahlen angegeben werden. Mit diesem Heere, mehr zu einer abenteuerlichen Fahrt geeignet, als zu einem kriegerischen Werke, ging er verwegen in Lombardia hinein. Und abenteuerlich in der That war, was er unternahm und vollbrachte. Durch Schnelligkeit, Entschlossenheit, Tapferkeit erregte er Erstaunen und Bewunderung, und bestand manchen Kampf glücklich und siegreich. Aber sein ganzes Unternehmen war nur berechnet auf die inneren Zwiste der Lombarden selbst, und nur dadurch konnten seine Anschläge gelingen, daß er, durch ghibellinische Städte unterstützet und geschützt, guelfische Scharen oder Städte im Ueberfall angriff. Die Planlosigkeit seiner Bewegung machte ihn furchtbar, und die schnellen Wendungen seiner Märsche täuschten die Aufmerksamkeit seiner Feinde. Aber einen dauernden Erfolg konnten solche Werke nicht haben; nur der Haß seiner Feinde ward durch dieses freibeuterische Verfahren, der kaiserlichen Majestät wenig würdig, noch grimmiger als zuvor. Uebrigens verließ Friedrich schon am Ende des Monates October, Verona und Vicenza mit Besatzungen versehend, Italien und kam über die Alpen zurück. Und er fand in den Verhältnissen des Herzoges Friedrich von Oesterreich einen schicklichen Vorwand, um diese Rückkehr einer Flucht zuvor zu kommen, zu welcher er wahrscheinlich bald genöthiget gewesen sein würde.

Friedrich von Oesterreich war, ein Jüngling, im Jahre zwölf Hundert und dreißig, als sein Vater Leopold zu St. Germano gestorben war, zum Herzogthume gelanget. Auf die Nachricht von Leopold's Tode aber erhoben sich in Oesterreich alle die Herren und Vassallen, weil sie wähnten, jetzt sei es an ihnen zu herrschen. Die Jugend Friedrich's verachtend, griffen sie an, raubten, plünderten, verwüsteten, als sei kein Herr im Lande, ohne vielleicht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Und auch der König von Böhmen fiel in Oesterreich ein, weil ihm die Gelegenheit zu Raub und Beute allzu günstig schien, als daß er dieselbe hätte versäumen mögen. Es ist zu verwundern, daß Friedrich nicht zu Grunde gegangen ist. Ihn aber rettete die Treue

ürger von Wien, der edelen Stadt. Aber die feige Treulosig-
t des Adels und der Dienstmannen wirkte furchtbar auf den
ngling. Seine Seele wurde mit Verachtung gegen dieselben
üllet, sein Herz den unteren Menschen-Classen zugewendet, bei
lchen er Redlichkeit und Treue gefunden hatte. Er faßte den
tschluß, Jene zu unterdrücken, Diese zu erheben, die Geistlich-
t soviel als möglich zu schonen. Und die Natur hatte ihn aus-
kattet mit schönen Kräften. Sein Blick war scharf, sein Wille
. Er ward in kurzer Zeit ein streitbarer Held [22]. Also gelang
n, im Ablauf einiger Jahre, obgleich sich auch die Ungarn
d die Herzoge von Kärnthen und Baiern feindlich bewiesen,
ht nur den Adel des Landes zur Unterwerfung zu nöthigen,
dern auch dieses Land von den Fremden zu reinigen, und ver-
bliche Einfälle in die Länder seiner Feinde zu unternehmen.
er unter solchen gewaltsamen Verhältnissen, bei diesen bestän-
en Kämpfen und wahrhaft krampfhaften Anstrengungen, war
dem jungen Fürsten nicht möglich, immer die richtige Bahn
wahren, und Diejenigen zu schonen, welche Schonung ver-
nten und Schonung erhalten sollten. Je ärger der Raub war,
n man an ihm begangen hatte, desto größer war der Mangel am
elde, dessen er zu seinen Kämpfen bedurfte. Er war genöthi-
, den Geistlichen eine Beihülfe anzusinnen, und die Klöster
derselben zu zwingen; selbst den Bürgern seiner treuen Stadt
ien mußte er Steuern auflegen. Dadurch erregte er den Zorn
Geistlichen und Mönche, und selbst die Bürger von Wien,
che ohnehin unsäglich schwer gelitten hatten, und kein Ende
Uebels erblicken mochten, fingen an zu wanken. Und nun
te es begreiflicher Weise nicht an Klagen und Beschwerden
r Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, über Ungerechtigkeiten
Grausamkeiten; es fehlte nicht an Beschuldigungen und
einen Verläumdungen [23]. Die Geschichte aber war in den
nden der Geistlichen.

Inzwischen begann das unglückselige Verhältniß zwischen
n Kaiser und seinem Sohne Heinrich sich zu entwickeln. Ob
ischen dem Könige Heinrich und dem Herzoge Friedrich ein

und belehren konnte, oder sei es, daß seine Getreuen vor dem Anblicke des Kaisers und des neuen großen Heeres den Muth verloren: er vermochte dieses Mal nur das feste Neustadt zu behaupten, in welchem er sich selbst befand. Der Kaiser nahm seinen Sitz zu Wien, und blieb den Winter hindurch in dieser edelen Stadt, deren hohe Bestimmung in künftigen Tagen noch Niemand ahnete. Und als nun das ganze Land des Herzoges Friedrich, dessen Einkünfte auf sechszig Tausend Mark angegeben werden, sich unterworfen hatte, da erkärte er dasselbe für sein Land; er erklärte die Stadt Wien, entweder um die Bürger zu belohnen, oder zu gewinnen, zu einer Reichs-Stadt, er trennte die Steiermark von Oesterreich, und nahm dieselbe in das Reich auf, setzte Statthalter und andere Beamte, und waltete und wirkte wie auf seinem Eigenthume. Aber nach der Gewinnung eines solchen Landes und solcher Reichthümer konnte ihm auch nicht schwer werden, bei den Fürsten, die ihn zu Sieg und Beute begleitet hatten, eine Angelegenheit zu Stande zu bringen, die ihm gewiß seit mehren Jahren beschäftiget hatte, die ihm sehr am Herzen lag, die er jedoch früher noch nicht zu betreiben gewagt hatte, vielleicht weil er das Andenken an seinen Sohn Heinrich noch für zu frisch hielt. Sein zweiter Sohn Konrad, ein Knabe von neun Jahren, schon, wegen seiner Mutter, König von Jerusalem genannt, wurde zu Wien als sein Nachfolger, als römischer König und künftiger Kaiser, anerkannt. Hierauf verließ der Kaiser Wien und begab sich nach Regensburg. Von Regensburg aus lud er die teutschen Fürsten zu einer Verhandlung nach Speier. Einige Fürsten folgten der Einladung; es war im Monate Junius. Und auch diese versammelten Fürsten erkannten an oder wählten Konrad als den König der Römer und künftigen Kaiser. Und bald nach dieser Wahl, im Monat August, ging der Kaiser Friedrich, als sei nun Alles erreichet, von Neuem über die Alpen, seinem eigenen Geschick entgegen, um Teutschland's Schicksal unbekümmert.

Anmerkungen

zum

zwölften Bande.

6.

Man darf wenigſtens den Glauben faſſen, daß nicht beide Geburt Statt gefunden haben. Das Kind hätte es wohl nicht überlebet.

7.

Er iſt vergeſſen worden. Eine Nachricht läſſet ihn nach fünf Jahren ſterben. Nach Otto de S. Blasio aber, cap. 41, ſoll er noch lange gelebet haben. Qui ubi ad virilem aetatem pervenit, de transitoria desperans, ... aeterna quaesivit, rel.

8.

Dieſes ſcheinet aus Sibylla's Wort bei Ebulo zu folgen: Quam, nämlich die Irene, nec adhuc visa fronte Philippus amabat.

9.

Nach Arnold. Lubec. — IV, cap. 20 — indeß hat nicht Heinrich dieſen Schatz — ex collectione regum priorum Siciliennium, wie das Chron. Mont. ser. ſich ausdrückt — gehoben, ſondern ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Conſtanzia, als er ſelbſt ſchon wieder in Teutſchland angekommen war. Eine alte Dienerin derſelben hatte ihn verrathen.

10.

Das Schreiben findet ſich bei Godefrid. Mon. ad a. 1195 (pag. 360). Es iſt datirt: apud Tranum II. Id. April. Der Entſchluß zu dem Unternehmen war, wie es in dem Schreiben heißet, gefaſſet worden in solenni curia apud Barum in festo resurrectionis Domini celebrata. Oſtern fiel in dieſem Jahr auf den 2. April's.

11.

Eine kaiſerliche Urkunde, deren Böhmer pag. 152, sub. No. 2833 gedenket, iſt datirt: Verone, 4. Juli's; die folgende: apud Latam, 31. Juli's. Böhmer iſt mit Recht der Meinung, daß Lata keineswegs Lodi ſein könne, ſondern eher in Teutſchland geſuchet werden müſſe. Aber er ſetzet auch, gleichfalls mit Recht, hinzu, «wenn die Urkunde wirklich hieher gehöret.»

Zweites Capitel.

1.

Er ließ ſich das gebrochene oder zerſchmetterte Bein, im eigentlichen Sinn, abhacken.

2.

Vergl. Orig. Guelf. III, pag. 187. Der Begriff der herzoglichen Würde, welcher ſchon durch die Verwandlung der baierſchen Mark in ein

Herzogthum Oesterreich und durch die Theilung des Herzogthumes Sach-
eine Veränderung erlitten hatte, wurde gewiß abermals erweitert,
es nun auch einen Dux de Brunswick gab, wie übrigens selbst
rich der Löwe schon genannt worden ist, Chron. Montis ser. ad
1195.

3.

Im Auftrage seines Vaters, Friedrich's I., im J. 1189.

4.

Chron. Montis ser., nach welchem erzählet wird, ad a. 1194.

5.

Deßwegen wird jedoch kein Verdacht gegen den Kaiser ausgesprochen.
ertus Marchio, saget dasselbe Chronicon, veneno, ut fertur, a
odam familiarium suorum Hugoldo nomine sumpto, aegritudi-
n incurrit. Er starb. Seine Gemahlin starb wenige Tage später
lem veneno. Was aber den Hugold zum Giftmischer gemacht hat,
d nicht gesaget.

6.

Imperator Marchiam Misnensem suis reservans usibus, fidelibus
s eam commiserat procurandam, quae etiam usque ad mortem
peratoris per eosdem administrata est.

7.

Von Gobelinus Persona in Chosmod. Aet. VI., cap. 61, bei
ibom. I., pag. 275.

8.

Von Gervasius Tilberiensis (Mareschalcus Regni Arelatensis) in
Otiis Imperial. ad Ottonem IV. Imperatorem, bei Leibnit. I.,
. 943.

9.

So heißt es im Magnum Chronic. Belgicum pag. 224. Die
Brücke sind: Imperator ordinavit. ... Ordinavit etiam ... und
Schluß lautet: Constitutioni igitur huic profuturae consentit cu-
Romana, et Principes LII, qui Imperatorem eligere consueverunt,
orum sigilla literis super hoc confectis sunt appensa. Als Quelle
d angegeben: Haec Joannes Monachus. Uebrigens wird des Stre-
s Heinrich's VI. auch sonst noch gedacht. Das Chronic. Halberstat-
se saget: Dominus Conradus Moguntinae sedis Archi-Episcopus
n principibus Saxoniae conspiraverat adversus Imperatorem, quod
e petiverat ab iisdem, ut successio imperii ad heredes suos tran-
et.

10.

Daß Dasjenige, was in Beziehung auf die Wahl Friedrich's (vorging, auf die Beſtrebungen des Kaiſers Heinrich für die Erblic der Krone bezogen worden ſei, iſt nicht nur an ſich wahrſcheinlich, dern ſcheinet auch aus einer ſpäteren Angabe des Gervasius Tilberi hervor zu gehen. Derſelbe ſaget nämlich: conventione pridem Principibus Teutoniae facta ab Henrico, de successione imperii, sanctissimum Papam Innocentium cassata ... Die Nachricht des belinus Persona hingegen, daß die Fürſten in Sachſen Widerſpruch hoben hätten, mag daher rühren, daß Otto, Heinrich's des Löwen S König geworden iſt.

11.

Godefridus Monach. ad a. 1196.

12.

Urspergensis pag. 318.

13.

Auctor der Gesta Innocentii III. incognitus, sed coaetaneu vor den Epistolis Innocentii III., herausgegeben von Stephan. Bal zius, Tom. I., pag. 5, §. 19.

14.

Arnold. Lubec. V., cap. 1. Inter quos in civitate Lubeca d valentioribus circa quadringentos viros signati sunt.

15.

Id. ib. cap. 2. Quidam etiam eis in faciem exprobrabant, d centes: superstitiosa et Deo odibilis est via, quam pergitis, rel.

16.

Urspergensis l. c. Multi asserebant eum interisse veneno, p curante uxore sua, pro eo, quod nepotes ipsius suppliciis inter cerat, quod tamen non est veresimile. Audivi ego id ipsum a mino Chunrado, qui postmodum fuit abbas Praemonstratensis, et t in seculari habitu constitutus, in camera imperatoris extitit fami rissimus. Aber wie, wann und wo Heinrich geſtorben, ſagt auch nicht, ſondern nur: Heinricus imperator obiit in Sicilia, et in ec sia Panormitana magnifice est sepultus. Wegen Alles Uebrigen t weiſe ich auf Muratori.

Drittes Capitel.

1.

Die Urkunde — Instrumentum conditae Friburgi civitatis in isgovia — bei Schoepflin, Historia Zaringo-Badensis, Tom. , pag. 50. — Daß der Ort Freiburg nicht von Berthold angeleget rden, ſondern ſchon vorhanden geweſen und nur zu einer ſtädtiſchen meinde erkläret worden ſei, gehet aus den Anfangs-Worten hervor. otum sit omnibus — —, quod Bertholdus — — in loco proprii ndi sui, Friburc videlicet — — liberam constituit fieri civita- m . . .

2.

In der angeführten Stelle der Urkunde heißet es: secundum jura loniae liberam constituit fieri civitatem. Was bedeutet dieſes Wort: ra Coloniae? Im Fortgange wird Cöln's und der Cölner noch ein al gedacht. Wenn nämlich zwiſchen den Bürgern von Freiburg (burnses) eine Zwietracht über eine Entſcheidung (sententia) entſtehet, ß ein Theil dieſelbe aufrecht erhalten wiſſen will, ein Theil aber ht: ex XXIV consulibus duo — — super ea (sententia) Colo- am *appellabunt* si volunt, und bei der Entſcheidung Coloniensium l es verbleiben. Hieraus ſcheinet ſich zu ergeben, daß der Ausdruck ra Coloniae keinesweges daſſelbe bedeuten ſoll, was man bald jus citatis, Stadtrecht, Weichbild zu nennen pfleget, ſondern daß es das andels-Recht bedeutet, welches ſich durch lange Gewohnheit allerdings Cöln am Meiſten ausgebildet hatte, und in den Händen der Kaufleute ar. Daher darf, wie ich glaube, nicht geſchloſſen werden, daß Cöln n dieſe Zeit ſchon ein geſchriebenes jus civitatis gehabt habe.

3.

Burgenses non tenentur ire cum Domino in expeditione, nisi er unius diei, ita tamen ut unusquisque sequenti nocte possit ad opria remeare. Das sequenti nocte heißet: am Abend.

4.

Ein Leibeigener, welcher diem et annum nullo reclamante in der tadt geweſen war, secura de cetero gaudebit libertate.

5.

Urspergensis, pag. 318: Chunradus movit exercitum — — de luntate imperatoris.

thun haben, ſondern daß das Gebiet der Kirche oder des heiligen Stuhles ſeinem Miniſterio untergeben ſein ſollte. Das Innere der Stadt ſchienet ganz dem Senator übergeben zu ſein. Des Kaiſers wird mit keiner Sylbe gedacht. Uebrigens wurde der Präfect per mantum de praefectura publice inveſtirt.

21.

Gesta Innoc. §. 8.: Romanus populus — — supplicans obſcens ut eos ad fidelitatem reciperet, et consueta sibi dona con

22.

Marquardus de Anewiler, Anweiler. Eben ſo häufig Marcuald oder Marcoualdus.

23.

Gesta Innoc. §. 9.: Erat Marcualdus — — Dux Ravennae et Romaniolae, Marchio Anconae et Molisii . . .

Viertes Capitel.

1.

In dem Berichte, den er ſpäter zu ſeiner Rechtfertigung an den Papſt geſendet hat, Registr. Ep. 136, pag. 747.

2.

Daß er an die Fürſten geſchrieben und was er geſchrieben, ſagt er ſelbſt l. c.; daß er ſie nach Hagenau eingeladen habe, ſagt er nicht. Nach dem Urspergensis aber, pag. 319, feierte er daſelbſt das Weihnachtsfeſt.

3.

Allegabant ipsum puerum esse electum maxime pro summa patris potentia, et ut per hoc patri placere possent.

4.

Urspergensis, der ganz auf Philipp's Seite iſt, ſaget l. c.: Deus — — inspirans cordibus hominum, ut suos nativos dominos non derelinquant et alienis adhaereant. — Nativi domini: ich denke es heiſſet: angeſtammte Könige. Die generatio regia erſcheinet auch bei dieſem Schriftſteller.

5.

Insignia imperialia. Philipp ſelbſt ſaget l. c.: Habuimus etiam in potestate nostra sanctam crucem, lanceam, coronam, indumenta imperialia, et omnia insignia imperii.

6.

Davon ſpricht Philipp faſt mit einiger Ruhmredigkeit zu dem Papſte. ubitanter enim credere potestis, immo vere scire, quod tunc inter ıes Principes imperii nullus nobis fuerit ditior, nullus potentior, us gloriosior. So beginnt er; und alsdann zählet er auf. Habui- ı, habuimus. Was das gloriosior betrifft, ſo iſt allerdings wahr, e glorreiche Fürſten gab es um dieſe Zeit eben nicht in Teutſchland: Vater und ſein Bruder hatten dafür geſorget. Wenn aber Philipp ıt etwa von ererbter gloria ſpricht, ſo wurden doch wohl Manche ge- den, die es mit ihm aufzunehmen vermocht hätten.

7.

Heinrich's des Löwen Geſchichte war lehrreich.

8.

Mit Beſtimmtheit findet man dieſen Beſchluß allerdings nicht ange- en, aber das Verfahren Philipp's fortan, ſo wie alle Nachrichten der ıriftſteller, um von den Gegnern des Herzoges nicht zu ſprechen, be- ſen, daß dieſer Beſchluß, nach dem Ausdrucke des Urspergensis, ıterium consilii sui zu Haginou war. Auch ſetzet dieſer Freund des zoges Philipp ſogleich hinzu: Volebat enim tenere imperium . . . ı enim cautum esset sibi, ut ad alium transiret imperium rel.

9.

Der Gang der folgenden Ereigniſſe iſt mit Sicherheit nicht zu be- mmen. Bei den Schriftſtellern fehlet durchaus jede Zeit-Beſtimmung, doch am Sicherſten leitet, etwa mit einem Paar Ausnahmen, deren ıcht werden ſoll, und die Briefe, welche von den Parteien ausgegangen , helfen nicht nach. Unverkennbar haben verſchiedene Zuſammenkünfte Fürſten Statt gefunden in verſchiedenen Theilen des Reiches. Die riftſteller haben von dieſen Zuſammenkünften gehöret, der Eine von r, der Andere von jener. An dieſen Ort knüpfen ſie alsdann, was ɔon den Reſultaten aller Zuſammenkünfte in Erfahrung gebracht hatten. ıer die Abweichungen, daher die Widerſprüche. Die folgende Erzäh- iſt das Ergebniß einer wiederholten und abermaligen Vergleichung Angaben, welche ſich bei den Schriftſtellern finden, ſo wie Alles deſ- was in den Epistolis Innocentii, in den Schreiben der Parteien in den Schreiben des Papſtes enthalten iſt; und wie mir ſcheinet nt Nichts von einiger Bedeutung vor, das ſich nicht mit meiner Er- ıng vereinigen ließe.

10.

Godefrid. Monach. pag. 363.

11.

Von dem Sonntage Reminiscere an, VIII. Kalend. Mart., 22. Febr. ſollte man zuſammen kommen; in dominica Oculi mei, 1. Mär. ſollte die Verſammlung eröffnet werden.

12.

Godefrid. Monach. l. c.: ad quam curiam cum paucis venirent, rel.

13.

Otto de S. Blasio ſaget, die Verſammlung habe Statt gefunden apud villam Arnisperc; er hat aber wohl villa Arnestedde ſchreiben wollen, wie das Chronic. Halberstadense wirklich hat; die Historia Landgraviorum Thuring. läſſet den Herzog Philipp viele Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Herzöge, Fürſten, und mehr als 20 Grafen in Ichtershauſen terrae Thuringiae verſammeln; nach dem Chronic. Montis Sereni hingegen wird Philipp in campis Erpisfordiae a Ludolfo, venerabili Archi-Episcopo caeterisque Saxoniae, Sueviae et Bavariae principibus zum Könige der Römer erwählet. Daß Alle von derſelben Verſammlung ſprechen, leidet keinen Zweifel. Durch das, was im Text geſaget worden iſt, ſcheinet die Verſchiedenheit der Angaben erklärt zu werden, und die Lage von Erfurt, Arnſtadt und Ichtershauſen ſcheint die Annahme zu rechtfertigen. Nach Otto de S. Blasio aber war Philipp ſelbſt in villa Arnisperc gegenwärtig. Die verſammelten Fürſten beſchloſſen daſelbſt nur (decreverunt) ipsum in defensorem imperii eligere, bis ſein Neffe nach Teutſchland käme. Und nach dieſen Worten ſetzet er ohne Weiteres hinzu: Soluto *ergo* colloquio ad oppidum *Mulhusen* venientes, promissa sibi subjectione digressi sunt. Muratori führet indeß aus einem C. MS., deſſen Verfaſſer eine ſolche Angabe doch zu arg geſchienen haben mag, einen Zuſatz an: venientes Philippum Ducem in Regem eligunt, promissaque sibi . . . Urspergensis, pag. 320, hat auch Mühlhauſen, Milhusen. Philipp ſelbſt iſt anwesend, und wird zum König erwählet a Suevis, et Saxonibus, et Bavaris, et Boemis, et Principibus quam pluribus Rheni. — Wahrſcheinlich haben die beiden guten Mönche Etwas von Ichtershauſen (Uckerithusen, wie das Chronic. Sampetr. hat) gehöret, und haben, weil ihnen dieſer Ort unbekannt war, Mühlhauſen geſchrieben. Die übrigen

tigen haben ſie alsdann hinzu gefüget, und, der Kürze wegen, zuſam-
n geworfen, was weit aus einander lag.

14.

Godefridus Monach. Dieſer kennet nur Erpford als den Ort der
rſammlung.

15.

. . . idoneum et Deo dignum Imperatorem et advocatum Ec-
siarum.

16.

Das ſind wohl die Principes Sueviae et Bavariae des Chronic.
nt. Sereni, welchen Urspergensis noch Andere beigegeben hat. Phi-
p ſelbſt ſaget in ſeinem Bericht an den Papſt, nos eligi in Regem
misimus et consensimus. Die Erlaubniß war ohne Zweifel von ſei-
n Abgeordneten überbracht worden.

17.

Philipp ſelbſt ſaget zwar: Iidem Principes, welchen der Verſuch
s Berthold von Zäringen, wie alſobald erzählet wird, mißlungen war,
n Duce Bernhardo Saxoniae consimilem coeperunt habere tracta-
m; aber er ſchreibet wohl aus dem Gedächtniß und verwechſelt Per-
en und Zeiten. Da Bernhard nicht nach Cöln gekommen, ſondern,
e Godefridus ausdrücklich angemerket hat, nach Erfurt gegangen war,
kann man ja unmöglich in Cöln auf den Gedanken gekommen ſein,
h ihm zu unterhandeln. In Erfurt aber, der Sachſe von den Sach-
n; das ſcheinet natürlich und begreiflich.

18.

Philipp: Bernhardus, vir prudens et circumspectus, depressus
avissima corporis sui gravitate. Ich habe das et animo et cor-
re immobilior anwenden zu dürfen geglaubet, ohne eben den Herzog
h Varus vergleichen zu wollen.

19.

Philipp ſaget in ſeinem Berichte l. c.: er habe erlaubet, daß man
n zum Könige wähle in ea feria *sexta*, qua canitur *Fac mecum*
omine signum in bonum. Nun weiß ich freilich nicht, an welchem
Feitage dieſe Worte — aus Pſalm. 86. V. 17. — geſungen wurden
er vielleicht noch geſungen werden, aber an einem Freitage war es doch.
a nun die Verſammlung zu Cöln am 1. März eröffnet werden ſollte,
er wegen der geringen Zahl der anweſenden Fürſten nicht zu der Wahl
nes Königes ſchreiten konnte; da zugleich das Gerücht von der Ver-

sammlung sächsischer Fürsten zu Erfurt nach Cöln kam, und deswegen der Bischof von Münster nach Erfurt gesendet wurde; da dieser bei seiner Ankunft fand, daß Philipp schon gewählet worden: so ist ohne Zweifel der erste Freitag nach dem 1. März anzunehmen, und das ist in diesem Jahre der 6. März. Philipp selbst saget zwar nicht, wo er an dem genannten Tage erwählet worden; die Geschichte jedoch kennet nur die Versammlung zu Erfurt, Arnstadt und Ichtershausen. Oder [illegible] noch an das apokryphe Mühlhausen denken? Aber der Bischof [illegible] wurde ja nur nach Erfurt gesendet, und fand hier, illos, [illegible] zu Erfurt versammelten Fürsten, in Philippum Ducem Suevise Imperatoris fratrem concordasse, et eum in Regem elegisse. — Nachdem diese Anmerkung längst geschrieben war, erhalte ich von einem katholischen Geistlichen die Bestätigung der Vermuthung, daß der Wahltag wirklich am 6. März gewesen sei. «Der Tag, schreibet derselbe, an welchem der Introitus der Messe lautet: Fac mecum Domine signum in bonum, ist und bleibt unabänderlich feria sexta nach dem dritten Fastensonntag, Oculi genannt.» Dieser Sonntag aber war 1198 der 1. März.

20.

Godefrid. Mon. l. c. quod ipse — Bertolfus, wie Godefrid schreibet — repatrians exercitum secum duceret, et statuto sibi die Andernacum rediret.

21.

Das saget Philipp in seinem Berichte.

22.

Die Versammlung im südlichen Teutschland ist an sich kaum zu bezweifeln. Denn es ist keinesweges wahrscheinlich, daß die südteutschen Fürsten, geistliche und weltliche, sich nach Erfurt begeben haben sollten. Aber Alles ist ungewiß. Die Fürsten, deren Namen unter Litterae Principum Alemanniae an den Papst — Registr. Ep. 14, pag. 690 — stehen, sind gewiß niemals zu der Wahl Philipp's versammelt gewesen, obwohl es heisset: illustrem Dominum nostrum Philippum in Imperatorem Romani solii rite et solemniter eligimus. Entweder haben die Fürsten aus dem südlichen Teutschland in einer besonderen Versammlung gewählet, oder sie haben, wie etwa der wetterwendische Erzbischof von Trier, ihre nuntios et litteras nur nach und nach gesendet. Wenn man die letzte Vermuthung annähme, so müßte freilich im Text Einiges verändert werden, namentlich daß Philipp selbst gegenwärtig gewesen. In des Falles ist Vieles zusammen gestellet und durch einander geworfen.

s nach und nach geſchehen war, um einen deſto beſſeren Eindruck machen.

23.

Godefridus Mon. l. c.

24.

Es geſchiehet von dem Urspergensis. Die beiden Neffen jedoch, nradus et Bertoldus, filii Eginonis comitis de Urach, befreieten ſelbſt, und wurden alsdann Mönche: nam in periculo captivitatis istituti, ambo Deo repromiserunt, quod si essent liberati, ad nachicam vitam se conferrent. Sie ſind in der Folge zu hohen kirchen Würden gelanget.

25.

Derſelbe Urspergensis nennet ihn avarissimus et omni iniquitate nus. Wer aber mag auf ſolche allgemeine Beſchuldigungen bauen, nal von einem Feinde?

26.

Gesta Innocentii III. §. 22. Philipp leiſtete keinen Eid, ſondern chte ſein Verſprechen nur per stolam, indem er die Stola des Biſofes anfaßte. Indeß ſtehet in der Vollmacht des Biſchofes von Sutri Epist. Libr. I, 15 — nicht ausdrücklich, daß die Losſprechung non ulte, sed publice geſchehen ſolle. Vergl. Urspergensem l. c.

27.

Conradus de Fabaria, de casibus monasterii S. Galli cap. 7. nitu Diethelmi de Crenkingen — — Philippus animatus, regnum i usurpare aggressus, quos prius habuit dubios Sueviae Barones, incipes et Comites fidissimos invenit et stabiles. Vielleicht hat thelm ſein monitum oftmals wiederholet; ich möchte aber ſchon des ſatzes wegen glauben, daß es auch zu Worms geſchehen ſei.

28.

Godefrid. Mon. l. c.: nomen Regium sibi adscribit, et apud itatem Wangionum in albis Paschalibus coronatus ingreditur. ern fiel im J. 1198 auf den 29. März; der weiſe Sonntag, weil Neugetauften in albis erſchienen ſo genannt, iſt mithin der 5. April.

29.

Id. Episcopus hoc, was ihm angeboten war, sibi tutum non crea vel honestum, haec, was ihm zugemuthet worden, facere penirecusavit. Ueber das non honestum wäre Adolf wohl noch hinweg ommen, aber das non tutum lag ihm ſchwer auf der Bruſt.

39.

Litterae Reg. Ottonis ad Papam, Registr. Ep. 3.

40.

Die Urkunde bei Leibnitz, Cod. diplom. 5. Der König von Frankreich machte ſich verbindlich Philippo Romanorum Regi adjutorem fore contra Ricardum —, et Comitem Othonem — — et Adolphum —, et contra omnes alios inimicos ejus.

41.

Ich weiß keinen anderen Gang der Ereigniſſe aufzufinden, der einigen Zuſammenhang gäbe, obwohl ſie anders dargeſtellet zu werden pflegen. Urspergensis ſaget: Properant electi reges, uterque ut occupet sedem regni Aquisgrani; Philipp ließ Aachen zuerſt beſetzen, aber Otto gewann die Stadt. Das ſcheinet doch auf einige Gleichzeitigkeit des Zuges wider Aachen hinzuweiſen. Philipp ſelbſt ſaget in dem ſchon oft angeführten Bericht an den Papſt: Er habe mit einem Heer nach Aachen gehen wollen, aber astutia et dolis adversariorum nostrorum circumventi, exercitum nostrum remisimus. Dieſe astutia et doli, wovor er mit maximo et glorioso exercitu zurück wich, kann wohl nur die Einnahme Aachens durch Otto geweſen ſein. Da nun Otto's Krönung im Julius Statt fand, ſo ſcheinen alle data ſich vereinigen zu laſſen.

42.

In Savoyen.

Fünftes Capitel.

1.

Urspergensis, pag. 319. Der Papſt ſollte geſaget haben, quoniam ablaturus esset Philippo diadema regium, aut ipse sibi Papae insigne Apostolicum. Das Gerücht muß in dieſer Zeit in Rom umgelaufen ſein. Denn der Verfaſſer des Chronicum bringt es in Verbindung mit der Rückkunft des Erzbiſchofes von Salerno nach Rom, und merket dabei an, daß er ſich ſelbſt eo tempore in minori aetate et saeculari vita in Rom befunden habe.

2.

Aus der Erinnerung an Gregor VII. Urspergensis glaubet ſelbſt nicht, daß Innocenz das Wort geſprochen habe: difficile est relatu et vix credendum.

3.

Gesta, §. 22; Urspergens. l. c.

4.

In der Epist. I, 230 — pag. 121 — aus welcher diese Nachrichten genommen sind, nennet Innocenz den Garnerus bloß magister. Epist. 243 ist überschrieben Garnero Priori Locheien. Doch wohl derselbe Mann.

5.

. . . . honestae et justae petitiones excellentiae tuae.

6.

Verum quia circa personam nobilis viri Ducis Sueviae quaedam audivimus immutata, eidem ad praesens scribere cautela prohibente duximus . . . Das Schreiben an den Herzog Leopold — I. Ep. 342 — Datum III. Kalend. Junii; das Schreiben an Richard: Datum I. Kalend. Junii.

7.

Epist. I, 236: fraternitati tuae per apostolica scripta mandamus districte praecipimus, quatenus rel.

8.

Alles, was die Schriftsteller über die Ursache des Widerwillens angeben, welchen der König so beharrlich gegen die unglückliche Ingeburg wies, ist Gerücht oder Vermuthung. Der Wahrheit am Nächsten, ob in einem besseren Sinn als sie selbst glaubten, waren Diejenigen, welche, wie der Verfasser der Gesta Innocentii §. 40, dafür hielten, der Teufel habe die ganze Sache eingerühret.

9.

Dux Moraviae, häufig.

10.

Epist. I, 171: Christianissimi principes.

11.

Epist. I, 347: ut nisi dictus Rex infra mensem post commissionem tuam praedictam Reginam in gratiam receperit conjugalem honore debito pertractarit, ex tunc totam terram ejus — — subdias interdicto . . .

12.

Vergl. Chronic. Ursperg. pag. 321. Mater nostra Roma wird mit einem Gaude, Laetare, Jocundare angeredet.

13.

Registr. Ep. 3, aus welcher dieſe Nachrichten. Die Worte ſin lauten: Dominus effecit, quod nos ab optimatibus et Principibus imperii, *ad quos de jure spectat electio*, ad regni gubernacula vocati sumus et electi. — Vorſichtiger drücket ſich der König Philipp aus in ſeinem zweiten Brief an den Papſt, Registr. Ep. 5, Ottonem ad regnum Alemanniae celebris eorum vocavit electio, quorum interest Regem eligere.

14.

. . . cum plenitudine regiae dignitatis. Allerdings!

15.

Registr. Ep. 4. In einem zweiten Briefe — Ep. 5 — ſcheint er mildert er die Bürgſchaft für ſeinen Neffen. Hoc siquidem, ſagt er, vobis in spiritu *quo vestri sumus* pollicemur . . ., quod idem noster nepos, *dum nostro consilio acquiescet*, non solum s. Romanae ecclesiae jura conservabit rel. Dieſer letzte Brief iſt ein ganz vertrauliches; er iſt geſchrieben Teste me ipso apud Barnevillam XIX die Augusti.

16.

Derſelbe iſt früher ſchon wiederholt angeführet worden. Registr. Ep. 10.

17.

Registr. Epp. 6 — 9.

18.

Daraus folgt aber keinesweges, daß die Lombarden den Welfen zugethan geweſen wären.

19.

Circa initium Octobris, ſaget Godefrid. Monach. Der Fortgang der Ereigniſſe ſcheinet zu beweiſen, daß Philipp noch im September an der Moſel angekommen ſein müſſe.

20.

Indeß iſt möglich, daß der Erzbiſchof erſt im folgenden Jahr öffentlich auf Philipp's Seite getreten ſei; im Geheimen war er jetzt ſchon mit ihm und deßwegen unthätig für Otto.

21.

Auch die Zeit, da Walram abfiel, iſt ungewiß. Godefrid knüpft an ſeine Erzählung von Aachens Uebergabe durch Walram ſogleich die Bemerkung an, daß derſelbe, als der Erzbiſchof, hoc tutum terrae ex-

nans, ihm die Burg zerstöret hatte, wieder auf Philipp's Seite ge- en sei. Et in omnibus malis, setzt er hinzu, quae Germania post lum passa est, ipse Dux et auctor fuit.

22.

Man hatte eine Nonne schändlich mißhandelt. Man hatte sie als- in mit Honig bestrichen, in Federn umgewälzet, und auf ein Pferd etzet, das Gesicht gegen den Schweif gekehret. Philipp, als er diese äuel erfuhr, zelo Dei tactus, omnes sceleris hujus reos aquae bul- nti tradi jussit.

23.

Philipp's Heer war juxta Coloniam pene ad duo milliaria ge- nmen. Jetzt gehet es zurück jubente Deo, nullo fugante.

24.

Indem Godefridus von diesen Eiden spricht, die geschworen und pfangen wurden, kann er sich nicht enthalten hinzu zu setzen, daß sie arma et infidelia gewesen seien. Nam plures ex iis (nämlich Epi- pis, Comitibus et nobilibus Lotharingiae) in exiguo ponentes ndacium aut periurium, contra conscientiam venire non timebant, s quidem Sacramenta praestantes et fidem iurantes Regi Ottoni, m cor eorum longe ab eo remotum, cum Philippo Rege magis tum videretur, quam secum.

25.

Welche Verlobung Godefridus freilich in das folgende Jahr setzet. er er setzet auch den Tod des Königes Richard von England in dieses hr.

26.

Wenigstens hat er sie ihm bald gegeben, und also wohl auch zum raus versprochen.

27.

Chronicon Sampetrinum ad a. 1198.

28.

Nur auf diese Weise scheinet mir vereiniget werden zu können, was odefridus, Chronic. Sampetr., Arnold. Lubec. von den Vorgängen Sachsen berichtet.

29.

Otto erklärt die Burgenses de Bruneswic ab omni exactione ac lonio per universos imperii fines regali munificentia liberos et ab- lutos. Urkunde in den Orig. Guef. Libr. VII, Probat. No. 70 — nd III. pag. 760. Wenn es nur Etwas geholfen hätte.

Kirche in Anſpruch genommen, u. ſelbſt ſchon in ſeinen Beſitz g hatte.

18.

. . . certissime scientes — der Papſt ſolle wiſſen — quo nibus viribus quibus possumus Romam in brevi cum ipso D nostro divinitate propitia veniemus pro imperatoriae coronation nitate ipsi sublimiter obtinenda.

19.

Regtstr. Ep. 15 . . . sicut per alias vobis litteras meni plenius intimasse. Und die folgenden Ausdrücke weiſen unverkennba dieſes Schreiben zurück.

20.

Epistol. II, 293.

21.

. . . adversus eam et Christum ejus.

22.

. . . in qua post Summum Pontificem locum nosceris praeci obtinere. Dieſen Ausdruck erklärt er ſpäter in demſelben Briefe, ja nicht der Gedanke entſtehen ſollte, als ſetzte er den Erzbiſchc Mainz über alle Fürſten der Kirche: cum non tam Maguntinensi chiepiscopatus quam Sabinen. episcopatus consideratione post I num Pontificem maximum Ecclesiae Dei membrum existas. S nämlich war, als er vor dem Kaiſer Friedrich I. die Flucht ergrif Alexander III. zum Biſchofe von Sabina ernannt worden.

23.

Godefrid. Monach. ad a. 1199.

24.

Registr. Ep. 22.

25.

Registr. Ep. 15.

26.

. . . quod ad jus et proprietatem apostolicae sedis non e bium pertinere.

27.

Ib. Ep. 20. Otto an den Papſt: Usque ad festum beati tini treugae sunt firmatae . . . Colloquium esse debet inter A nacum et Confluentiam in proxima sexta feria post festum bea cobi Apostoli (Freitags, 30. Julii). Boppard nennet Godefrid

28.

Registr. Ep. 22; vergl. Godefrid. mon. l. c.

29.

Registr. Ep. 17.

30.

In dem ſchon angeführten Briefe, Registr. Ep. 20.

31.

Nos enim paratos in totum et ex toto ea omnia adimplere quae nuntiis nostris cum sanctitate vestra sunt condicta et conscripta eorum sigillis sigillata praesentibus scriptis paternitati vestrae nificamus et in perpetuum nos observaturos pmittimus.

32.

Registr. Ep. 18: Responsio Domini Papae facta nuntiis Philippi consistorio.

33.

Das Wortſpiel iſt hier allerdings nicht gut wieder gegeben: schis- i periit cum schismaticis, et fomentum cum fautoribus est con- sum.

34.

. . . principaliter et finaliter; ein Ausdruck, den Innocenz wieder- lt gebrauchet. Es ſoll wohl heißen: vom Anfange bis zum Ende. er apoſtoliſche Stuhl, meinet er, iſt bei dieſer Sache das α und ω.

35.

Epist. II, 294. Dieſes Schreiben ſcheint mir hierher zu gehören: ntificatus nostri anno secundo.

36.

Registr. Ep. 22.

37.

Godefrid. mon. Rex Otto — tenuit, quoniam quidem dedecoro- m arbitratus est, si ullo pacto regno cederet, cum legitime in egem consecratus esset.

Siebentes Capitel.

1.

Wenigſtens könnte er bei dem Anblicke keine Freude empfunden ha- n. Als er aus dem heiligen Lande zurückkam, terram — ſaget das hronicon Conradi Ep. bei Urstisius pag. 574 — invenit praeliis t incendiis conturbatam. Und beſſer war es nicht geworden.

20.

Dieſe Erzählung iſt aus Litterae Episcopi Praenestini Domi Papae, Registr. Ep. 51.

21.

Registr. Ep. 77. Actum Nuxiae in Coloniensi diocesi anno incarnati verbi MCCI. VI. Idus Junii in praesentia Philippi Notarii Aegidii Acolythi, et Riccardi scriptoris praefati Domini Papae.

22.

. . . *semper* Augustus. Sonderbar. *Semper* Augustus nennt ſich wohl auch Friedrich I., jedoch nur, wenn er etwa fremden Fürſten gegenüber, ſich ſeiner Siege und ſeiner Größe rühmen wollte; vergl. Band XI. S. 612, Anmerk. 13. Heinrich VI. folgte dieſem Beiſpiele zuweilen; Otto und Philipp faſt immer. Und auch der Papſt nennt den Fürſten, den er begünſtiget, semper Augustus, und fortan nennt ſich jeder «König der Römer,» semper Augustus, und wird allgemein ſo genannt. Lucus von non lucendo.

23.

. . . circa festum Apostolorum Petri et Pauli (29. Junii), ſagt Godefridus Monach. ad a. 1201.

24.

Quidam praeterea nuntii super eodem negotio a quibusdam Principibus directi, suspendio perierunt. Ohne Zweifel wurden dieſe nuntii einiger Fürſten von anderen Fürſten ergriffen.

25.

Dieſes iſt doch wohl der Sinn von Guido's Worten: Hoc etiam sanctitatem vestram latere non volumus, quod si negotium dilatum fuisset, quorundam corda Principum sic immutata videbantur, quod in odium Romanae Ecclesiae tertium procreassent.

26.

Registr. Ep. 52, vom Magister Philippus an den Papſt: Fecit etiam praefatus Dux edictum generale per totam terram suae juri dictioni subjectam in quacunque domo duo, tres, quatuor, quinque aut sex homines essent, uno tantum relicto, reliqui secum egredirentur ad pugnam.

27.

Nam de Suevo, ut verum fatear, sicut testis est Deus, meum non habetur.

Achtes Capitel.

1.

Ob dieſes Zweck geweſen ſei, oder nicht, mag beſtritten werden er ungewiß [redacted] Folge war es jedes Falles, und wohl könnte man gen: wenn es [redacted] Kämpfenden nicht erſtrebten, ſo erſtrebte es der ampf.

2.

Arnold. Lubec. V, 9 — 13.

3.

Jeder meiner Soldaten, ſagte Napoleon, hat den Marſchallsſtab ten in ſeinem Torniſter. Freilich; jedoch vermochten nur Wenige das täblein heraus zu bringen.

4.

S. das vorige Capitel am Schluſſe.

5.

Registr. Ep. 52. Meiſter Philipp, der Notar, an den Papſt: onqueritur autem de vobis idem Dux Sueviae et de Romana Eccle-a, dicens quod ea sola ratione invehimini contra ipsum quia sine entia vestra voluerit imperare, eos (die Fürſten) intelligere faciens iod ex hoc deperit libertas eorum, et nemo praeter voluntatem omani Pontificis poterit imperare.

6.

Registr. Ep. 53.

7.

Dieſe Fürſten ſind in dieſer Ordnung in der Proteſtation ſelbſt genannt, Registr. Ep. 61.

8.

. . . ne omega dicatur revolasse ad alpha.

9.

. . . indecenter nimium.

10.

. . . reverenter contempsit.

11.

. . . arbitris absentibus.

12.

Registr. Ep. 63 . . . hujusmodi promotio . . . non tantum in juriam regni Francorum, verum etiam in omnium Regum catholi-rum ignominiam noscitur redundare.

13.

Er litt am Stein. Die Operation brachte ihm den Tod.

14.

Registr. Ep. 62, zunächſt an den Herzog von Zähringen.

15.

Fatuum.

16.

Exercuit autem denuntiatoris officium. Beſſer wäre doch wohl: das Geſchäft eines Anzeigenden; eines Mannes, der Etwas zur Sprache bringt.

17.

Nach dem Chronicon montis ser. ad a. 1202.

18.

Godefrid. Mon. ad a. 1202 ſtellet die Worte ſo allgemein, daß aus denſelben nicht hervorgehet, wer eigentlich die Ungerechtigkeit verübet habe. Zwiſchen dem König und dem Erzbiſchofe, ſagt er, oritur gravissima contentio coram Cardinali et prioribus (den Vorſtehern der Bürger) et burgensibus, et vix per triduum sedatur. Causa autem hujus discordiae fuit scilicet de teloniis, et moneta et injustis vectigalium exactionibus, et de violata pace negotiantibus. Der Cardinal vermittelt; und ipsorum utriusque dirempta est dissensio tali conditione, ut omnis actio violenta cassaretur, et pax firmissima negotiantibus stabilitetur. Daß aber der König ſich der Bürger gegen den Erzbiſchof angenommen habe, iſt nicht nur an ſich wahrſcheinlich, ſondern ſcheint auch durch den Umſtand beſtätiget zu werden, daß die Bürger von Cöln, wie im nächſten Capitel erzählet werden ſoll, in Otto's Treue blieben, als derſelbe von dem Erzbiſchof Adolph verrätheriſch verlaſſen wurde, ja daß ſie ihm bis zum Ausgang anhingen.

19.

Godefrid. Mon. ad a. 1204 nennet die Burg castrum Hartlingenberch; Arnold. Lubec. VI, 5. Harlungenberch. Nach dieſem wurde ſie erſt ſpäter (1203) erbauet.

20.

Arnold. Lubec. VI, 15. Orig. Guelf. III, pag. 204.

21.

Chronic. Sampetrinum ſaget ad a. 1199: Hermannus Thuringiae Landgravius, reprobato Rege suo Ottone, Philippo Regi se juramento et hominio obligavit, accipiens in beneficio regias villas Northusen, Mulehusen, Salueldt cum finibus Orlan et castrum Ranis.

22.

Godefrid. Mon. und Albert. Stad. ad a. 1203.

23.

Das geht aus dem Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Magdeburg hervor: Innocentii Epp. II, 188. Vergl. Arnold. Lubec. [illegible], 5.

24.

. . . filium amitae suae.

25.

Sunt enim, saget Arnoldus Lubec. l. c., Bojemi natura pravi, tu scelerati rel. Nec defuit, fährt er fort, illud perditissimum minum genus, qui *Value* dicuntur, crudelitates suas et nequitias ercentes u. s. w. Was das für Menschen sind, weiß ich nicht; man t an Wallachen gedacht: ich muß aber die Untersuchung Anderen überlassen. brigens füget Arnold hinzu: Sedecim sane ecclesiae conventuales ligiosorum tam virorum quam mulierum, cum parochiis CCCL a jemis destructae sind, und macht weiter eine furchtbare Beschreibung n der Schändung des Heiligen und von dem frevelhaften Muthwillen, : von diesem Geschlechte verübet sein soll. Aber ähnliche Beschreibungen b schon früher vorgekommen, und wohl mochten sich solche Auftritte ter ähnlichen Umständen wiederholen. Auch wirft Arnold zusammen, s jetzt und was später geschah.

26.

Godefrid. Mon. ad a. 1203 saget: Philipp, exiens nocte media m paucis, ad Orientales Marchiones se contulit. Wohin könnte s anders sein, wenn wir uns an die Verhältnisse zwischen Przmislav, iederich und Philipp erinnern?

27.

Godefrid. Mon. sagt allerdings das Gegentheil: die Fürsten ver- gten ihn einmüthig, et invadentes terram Marchionum, omnia rapi- , incendiis, et variis calamitatibus partes illas everterunt; aber s geschiehet wohl nur, weil Godefrid die Verfolgung des Königes für s Natürlichste hielt, und weil er von späteren Verwüstungen gehöret te, über welche er sich am Bequemsten mit einer allgemeinen Angabe weg half. Dagegen kennet er gar nicht, was sogleich im Texte folget. s Chronicon Sampetrinum, das Chronicon montis sereni und Ar- dus Lubecensis wissen Nichts von der Fahrt der Feinde Philipp's en die Markgrafen. Die beiden Letzten aber lassen den König von

Böhmen nachmals durch das Land des Markgrafen von Meiſſen nach Hauſe zurück kehren und auf ſeinem Wege große Verwüſtungen anrichten.

28.

. . . in confinio Merseburgensis et Hallensis oppidi [illegible] Chron. mont. ser.

29.

Wie weit der Legat es treiben mochte: Chron. mont. ser. . . . cum et personaliter evocatum multis eum verborum contumeliis affecisset, inobedientiam ei exprobrando, et delirum senem appellando rel.

30.

Sonderbar iſt indeß, daß, nach Godefridus, die Belagerung von Erfurt neun Tage dauert, und die Lagerung des Heeres zwiſchen Merſeburg und Halle, nach dem Chron. mont. ser., eben ſo viele Wochen. Aber der Irrthum kann nicht berichtiget werden.

31.

Nach dem Chron. mont. ser. ſchlug der Graf Otto von Brene cum paucis sociis armatis einen Theil deſſelben und erlegte 400 Mann.

32.

Vielleicht hat Przmislav ſich bei dieſer Gelegenheit den Beinamen Ottocar (Odackerus ſchreibet Arnold. Lubec., Odacarus, das Chron. mont. ser.) beigelegt, mit welchem er von den teutſchen Schriftſtellern genannt zu werden pflegt.

33.

Nach dem Chronic. Sampetrinum.

34.

Chron. mont. ser. ad a. 1204. Erant enim in exercitu Regis, praeter milites qui ipsius erant speciales, Ludolphi Archiepiscopi expeditorum pugnatorum XXX millia. Die folgenden Worte (ſ. die nächſte Anmerk. 35) machen es wahrſcheinlich, daß dieſe expediti pugnatores Krieger zu Fuße waren.

35.

Die Zahl der ſtreitbaren Männer zu Fuße wage ich nicht auszuſprechen. Das Chron. mont. ser. fähret nach den, in der vorigen Anmerkung, angeführten Worten alſo fort: Tiderici vero Marchionis Misnensis milites quidem MD, peditum autem CM. Wie iſt dieſe letzte Zahl zu leſen? 100000 iſt offenbar zu viel, und 900 zu wenig bei 1500 zu Roß. Die Buchſtaben ſind ohne Zweifel unrichtig.

36.

Wizense, Wizinse, bald castrum, bald civitas genannt. Arnold. Lubec. VI, 8, hat civitas Weissensee.

37.

Chronicon Sampet. ad a. 1204: venit per fines regiae villae Ilueld et Orlan. Man hat überſetzet: über Salfeld und Orlamünde. Wer aber weiß, wo und wie Salfeld und Orlamünde liegen, der wird nicht beiſtimmen. Offenbar will der Schriftſteller nur im Allgemeinen die Richtung andeuten, aus welcher der König herankam, und darum nennt er ein Paar bekannte Namen, ohne mit denſelben den Weg bezeichnen zu wollen. Nach Arnold. Lubec. VI, 8 befand ſich der König in Böhmen, als er ſich zur Flucht entſchloß, circa Orlamunde, nämlich doch auf dem rechten Ufer der Sale; und dagegen iſt Nichts zu ſagen.

38.

Arnold. Lubec. VI, 6. Otho cum Brunswig consisteret, collecta militum multitudine vel etiam civium, qui propter continuas illorum exercitationes gladiis et sagittis et lanceis non parum praelent, obviam ei processit rel.

39.

. . . aliquid emolumenti Arnold. Lubec. l. c.

40.

Chronic. mont. ser. Advocatiam Goslariensem ab eo promeruit.

41.

Arnold. Lubec., nach welchem der Vorgang erzählet iſt, l. c.: multis mirantibus vel etiam lachrymantibus.

42.

Aus einem Briefe des Papſtes an den König von Böhmen — Regist. 156 — gehet hervor, daß derſelbe an den heiligen Vater, um ſeinen Abfall von Otto zu entſchuldigen, geſchrieben hatte, nicht voluntas, ſondern necessitas habe ihn ab obsequio Ottonis hinweg gezogen, ihm integram ei fidem in pectore servantem.

43.

«Er bot ſich zur Vermittelung an» iſt kaum genug. Nach Arnold. Lubec. VII, 1, ſchickte er im Geheimen Botſchaft an Philipp, hoc deberandans, si ipsum divitiis et honoribus ampliare vellet, quod non solum omnes Principes, fautores Othonis Regis, sed et ipsum Archiepiscopum Coloniensem in suam partem adducere vellet.

44.

Was der Herzog Heinrich von Brabant erhielt, und [illegible] ſich binden mag: Orig. Guelf. III, pag. 292. [illegible] erhalten in rectum feodum annuatim LX carratas vini, quarum [illegible] pars apud Bopardiam, reliqua pars apud Baldebonam in Alsatia [illegible] solvenda esset.

45.

Der Herzog von Limburg ſchrieb mit ſeinem Siegel; es ſiegelte Biſchof von Cambrai u. a. Die Aufzeichnung der Urkunden: O Guelf. III, pag. 294 f.

46.

Alſo ſagt Godefrid. Mon. ad a. 1204: Hi Rex comitibus [illegible] suis habito, ut Principes suum Electum electionem suam [illegible] institutum non perdant, regium nomen et coronam deponit, et [illegible] cardine ab omnibus elapsus, precatur.

47.

Böhmer. pag. 156 u. 157.

Neuntes Capitel.

1.

Das Erſte bemerkt Arnold. Lubec. VII, 1: das Letzte [illegible] Godefrid. Monach. und ad a. 1204.

2.

Arnold. Lubec. l. c. Vergl. Register. Ep. 133.

3.

Es [illegible] in den angeführten Brief.

4.

Register Ep. 116. Datum Laterani III. idus Martii, Pontificatus [illegible] anno octavo.

5.

[illegible] Brief [illegible] ſeinem [illegible] Briefe von [illegible] Patrum. Register. Ep. [illegible] und [illegible] scimus: quia omnes vos [illegible] inserum et [illegible] personarum [illegible] plenius et [illegible] vos [illegible] et [illegible] circumstantias [illegible], [illegible] vos [illegible] sumendum. [illegible] [illegible] [illegible]

7.

So wie hier erzählet worden, ſcheinet vereinbar, was Godefrid. onach. ad a. 1205, und was Arnold. Lubec. VII, 3 angemerket ben. Godefrid nämlich ſaget, der Erzbiſchof Sigefrid von Mainz und r Biſchof von Cambrai hätten als judices constituti in der Kirche Petri den Bann verkündiget, wie angegeben worden iſt: der Canonicus einrich von St. Gereon, an welchen doch der Brief des Papſtes (Anrk. 4) mit gerichtet war, wird nicht genannt. Etwas ſpäter ſaget er, odefrid, alsdann weiter: am Feſte des Gervaſius und Protaſius hätten aefati judices in majori ecclesia die Abſetzung des Erzbiſchofes ausſprochen, weil derſelbe ſich um Nichts bekümmert. Arnoldus dagegen zet, der Erzbiſchof habe den Befehl des Papſtes nicht geachtet und ſich ht vor demſelben geſtellet. Unde dati sunt judices Henricus, Canicus ad S. Gereonem, Anselmus et Christianus, parochiani, qui m legitime citatum monerent, ut errori suo renuntiaret, quod si llet, eum excommunicatum dejicerent, et alium idoneum ecclesiae ae praeficerent. Quod et factum est. Vergleichet man mit dieſen igaben, was der Papſt in dem, Anmerk. 5, angeführten Briefe verttet hatte, ſo ſcheinet man zu dem Gange kommen zu müſſen, der hier genommen worden iſt.

8.

Godefrid. Monach., nach welchem dieſe Darſtellung: per totum iscopatum Werrae plurimae et graves per Episcopos et eorum mplices oriuntur — —

9.

. . . maximo exercitu congregato.

10.

. . . in superiori parte civitatis.

11.

Registr. Ep. 138. Innocenz an Otto: . . . venerabilis frater ster Comeracensis Episcopus nobis suggessit, ipsae treugae, praeːtim hoc tempore, necessariae tibi forent.

12.

Ibid. Eidem etiam Patriarchae dedimus in mandatis ut induret ipsum Ducem et treugas tecum et cum Coloniensibus compondas. Aus dieſer Beſchränkung ſcheinet hervor zu gehen, daß der ːrzog von Limburg gar keine eigene Macht in Cöln gehabt habe, ıdern daß derſelbe nur der Ober-Anführer der Kriegs-Macht von Cöln weſen ſei. Vergl. unten Anmerk. 19.

13.

Uvalterus heißet der Patriarch in Philipp's Bericht an den Papſt — Registr. Ep. 136 —, Vuolfgerus wird er von dem Urspergensis genannt, pag. 323.

14.

Das in der vor. Anmerk. angeführte.

15.

Das war eben der Streit, daß der Papſt ihn, den Redenden, nicht als Eins mit dem Reich anerkennen wollte, daß er ihn, Philippen, nicht als den König der Römer, ſondern nur als den Herzog von Schwaben betrachtete. Es war recht geſcheut, daß Philipp ſeinen Streit mit dem Papſt als eine discordia inter regnum et sacerdotium bezeichnete; hätte der Papſt dieſe Bezeichnung zugegeben: in der That, Philipp hätte wohl Urſache gehabt, ſich einem arbitrio zu unterwerfen, wie er hier vorſchläget.

16.

Sonderbar. Der Papſt hat früher immer dieſen Bann Cöleſtin's gegen Philipp als einen Hauptgrund angeführet, weßwegen derſelbe nicht rechtmäßig habe erwählet werden können, und Philipp hat die Beſchuldigung niemals zurück gewieſen. Jetzt, da Innocenz ſelbſt den Bann über Philipp ausgeſprochen hatte, leugnet der Letzte den Bann des Papſtes Cöleſtin dem Ankläger ins Angeſicht, und Innocenz weiſet den Widerſpruch nicht zurück. Vielleicht erkläret ſich die Sache durch die Annahme, daß zwar Cöleſtin den Bann wirklich ausgeſprochen, aber nicht gewaget hatte, weil Philipp damals in der Nähe von Rom war, denſelben öffentlich bekannt zu machen. Wegen des Schweigens des gegenwärtigen Papſtes ſcheinen auch zwei Bemerkungen zu genügen. Zuerſt: da Innocenz nunmehr ſelbſt den Bann wider Philipp ausgeſprochen hatte, ſo kam auf den früheren Bann Nichts mehr an; zweitens: Innocenz iſt von Philipp niemals als Zeuge aufgerufen worden, hat mithin niemals Veranlaſſung erhalten, der Verſicherung deſſelben zu gedenken, und hat es deßwegen vielleicht nicht der Mühe werth gehalten, auf ſie zu achten.

17.

Registr. Ep. 138.

18.

Zweideutig: . . . non acquiescens immissionibus, quae solent fieri per angelos malos.

19.

Arnold. Lubec. VII, 5. Muneribus datis hatte Philipp auch den erzog von Limburg dahin gebracht, ut in suam partem inclinaret. ›se enim post defectum Adolphi Archiep. curam civitatis acceperat, ı ut omnes et omnia ad ipsius nutum regerentur.

20.

Dieſer Plan ſcheinet aus den Worten hervor zu gehen, welche odefrid. Monach., ad a. 1206, dieſe Vorgänge erzählend, gebrauchet. tto und Bruno statuerunt cum eodem (nämlich cum rege Philippo) nfligere, und weiter: eum prosecuti sunt ad castrum, quod dicitur 'assinberch.

21.

So ſchreibet Arnold. Lubec. l. c.

22.

Den letzten Ort nennet Arnold. Lubec.

23.

. . . familiare colloquium.

24.

Godefrid. Mon. . . . sed quid simul contulerint vel consiliati ıerint, non omnibus illo in tempore innotuit; und ſpäter eben ſo enig. Wenn daher Andere etwas Anderes ſagen, wenn Albertus Sta- ensis zu dieſem Jahr angemerket hat: Philippus et Otto sub quadam nditione reconciliationem mutuam promiserunt, ſo kommen wir um in Haar breit weiter. Uebrigens wird Otto, nach dieſem Albert, in n Jahren 1205 und 1206 zwei Male ſchwer verwundet.

25.

Denn er wollte noch im folgenden Jahre Nichts davon hören.

26.

Godefrid. Mon. nennet den Berg Gymnich. In einem C. MS. ehet Landzcron. Landescrone bei Albertus Stadensis ad a. 1215.

27.

Was Caesareus Heisterbacensis erzählet, und was eine neue Ver- itherei auf einen Theodericus de Erinportze wirft, iſt wohl bloßes erücht; keines Falles iſt es weder mit Godefrid's Nachrichten in Ueber- nſtimmung zu bringen, noch mit den ſpäteren Vorgängen.

28.

Inter quae (spolia) — ſaget Arnold. Lubec. VI, 7 — erat nta copia piperis et aromatum, ut modiis ea et acervis maximis

dividerent. Die Liebhaberei der Teutſchen am Pfeffer, die ſchon Alarich vor Rom bewieſen hatte, ſcheinet allgemein geweſen zu ſein. Homöopathen waren ſie alſo nicht.

29.

Am Sicherſten iſt die kleinſte Zahl, mit **Matthaeus Paris**, anzunehmen. Bei Robertus de Monta ad a. 1207 ſteiget ſie auf 30,000. Und noch beſſer möchte ſein, mit Godefridus Mon. alle Zahl zu vermeiden. Otto kehrte zurück, accepta magna pecunia. Dabei kann ein Jeder denken, was er will.

30.

Godefrid. Mon. ad a. 1207: omnes injustas exactiones vectigalium et injustas monetas abjurare, et pacem firmam stabilire et jurare praecepit.

31.

. . . nobilis vir ſtehet in den Schreiben des Papſtes faſt immer bei ſeinem Namen.

32.

Illustris Romanorum rex, in Imperatorem electus.

33.

Weil das regnum bei dem rex Otto war.

34.

Chron. Ursperg. pag. 323.

35.

Urspergensis: A quibus inducitur Papa, ut velit permittere, quatenus regnet Philippus. Der Fortgang der Erzählung wird Zeugniß geben.

36.

Auch dieſes hat Urspergensis. Papae promittitur . . . nec statuit Papa repetere terras, quas . . . sperans, quod in potestatem nepotis sui, propter praedictas nuptias possent devenire. Er giebt dieſe Nachrichten, ut rettulerunt nobis viri veridici. Das iſt freilich kein bloßes Gerücht; welche andere Quelle gab es denn damals, wenn Urkunden fehlten, oder wenn es gar nicht bis zu Urkunden kam? Dennoch ſcheinet der Umſtand, daß der Papſt die genannten Länder nicht zurück forderte für den apoſtoliſchen Stuhl, Veranlaſſung zu der Entſtehung dieſer Erzählung gegeben zu haben. Man ſuchte nach einem Grunde, um das Schweigen des Papſtes zu erklären, und fand nur den angegebenen, bei den allgemeinen Beſtrebungen in dieſer Zeit, als zureichend.

Der Grund aber war ein ganz anderer, der oben (Anmerk. 15 und 33) schon angedeutet worden ist und unten noch berühret werden wird.

37.

Innocenz selbst giebt, in einem Schreiben an die sämmtlichen Fürsten Teutschland's — Registr. Ep. 141 — den Zweck der Sendung der beiden Cardinäle mit folgenden Worten an: ad restaurandam concordiam in imperio et stabiliendam inter ipsum et Ecclesiam veram pacem.

38.

Den folgenden Bemerkungen lieget Processus Legatorum apostolicae sedis — Registr. Ep. 142 — zum Grunde. In demselben sind die Hauptpunkte zusammen gestellet. Auf die Oerter, wo die Verhandlungen Statt gefunden, scheinet wenig anzukommen. Die Schriftsteller nennen viele; was aber hier oder dort verhandelt und zu Stande gebracht worden, wissen sie selten oder nie.

39.

Registr. Ep. 143. Innocenz freuet sich der prompta devotio des Herzoges, und füget hinzu: Sed et nos ad tuum honorem, quantum cum Deo possumus, promptam gerimus voluntatem. Uebrigens erzählet Arnold. Lubec. VII, 6, die Legaten hätten, propter munera Philippi, qui eos argento et auro ditabat, ihn vom Banne frei gesprochen, ohne die Freiheit des Erzbischofes Bruno auszuwirken. Darüber hätte Otto, im Geheimen vom Papste benachrichtiget, sie hart zur Rede gestellet und schwere Drohungen ausgesprochen. Die erschrockenen Legaten seien hierauf zu Philipp zurück gekehret, und hätten erkläret, es sei ein Versehen vorgegangen; seine Lossprechung sei noch nicht gültig; zuvor müsse Bruno in Freiheit gesetzet werden. Und nun sei Alles ins Reine gebracht. Diese Erzählung aber ist wohl nur eine Verwechselung mit dem Verfahren des Bischofes von Sutri.

40.

Arnold. Lubec. VII, 7. Das castrum firmissimum, wohin Bruno gebracht wurde, wird Rodenburg genannt.

41.

Registr. Ep. 144.

42.

Ib. Ep. 149. Luipuldum noveritis (die Legaten) apud Senas hostilibus actibus implicatum, ad nostram praesentiam non venisse; cujus insolentiam et stultitiam diligenter Principi exponatis.

43.

Vergl. Anmerk. 36, 33, 15, und die Stellen im Texte, auf welche ſich dieſe Anmerkungen beziehen.

44.

Denn ſo mußte doch die Sache erſcheinen, wenigſtens konnte ſie ſo gedeutet werden.

45.

Nachweiſung des Ausſchreibens: Böhmer, S. 158. Es iſt iſt vom 14. Sept. Von jedem Pfluge ſollten 5 Jahre hindurch 6 Denare gezahlet werden; von jedem Hauſe 2. Geiſtliche Fürſten und Herren ſollten nach Belieben geben. Die Einſammlung ſollten die Biſchöfe beſorgen.

46.

Der (Anmerk. 38 angeführte) Processus ſaget: Legati bis eos (Philippum et Ottonem) ad colloquium perduxerunt. Aber wann? und wo? Kein Schriftſteller antwortet. Nur Arnold. Lubec., VII, 6: Cum Philippus consisteret Quedelingenburg, et Otho Harlingenburg, ad colloquium Reges cum Cardinalibus et admodum paucis advenerunt. — Im Chronicon Urspeng. pag. 324 heiſſet es: Rex in Kutilimberg (Quedlinburg) recipitur. Otto prope manet in castro (Herlingesberg). *Ibi* tandem taxata est forma compositionis.

47.

Es ſind Urspergensis l. c. und Otto de S. Blasio cap. 48. Nach dem letzten Schriftſteller aber findet der Vorgang Statt non procul a Colonia.

48.

Godefrid. Mon. circa festum S. Andreae Apostoli. 30. Novemb.

49.

Registr. Ep. 150.

50.

Ibid. Ep. 151.

51.

Godefrid. Mon. ad a. 1208. Formam etiam pacis et compositionis, pro qua praefati legati advenerant, cum suis consecretalibus approbans rursum praedictos Cardinales remisit, ut ad unguem ipsum negotium perducerent, imperavit.

Zehentes Capitel.

1.

In Palatio Episcopi ging wenigſtens das Unglück vor, das ſogleich zu erzählen iſt. Registr. Ep. 152. Es iſt ein Schreiben der päpſtlichen Legaten an Innocenz über Philipp's Tod.

2.

Arnold. Lubec. VII, 14. Dieſes Capitel iſt fortan gemeinet, wenn Arnold angeführet wird.

3.

Id. . . . in utroque brachio . . . Ursperg. . . . de venis utriusque brachii. Gar Viele von des Kaiſers Leuten ließen Blut.

4.

Ursperg.: in consilio erant. — Von dem Biſchofe von Speier ſaget derſelbe Urspergensis pag. 326: Heinricus de Scharphinberc Spirensis episcopus, qui fuerat protonotarius in curia Philippi . . . Der Biſchof aber hieß Konrad; S. die Unterſchrift deſſelben Registr. Ep. 189. Auch wird er ſchon Canzler genannt, vielleicht, weil er ſpäter Canzler geworden iſt.

5.

. . . hora nona, ſagen die päpſtlichen Legaten.

6.

Die drei Schriftſteller ſind Arnold. Lubec., Godefridus Monachus und der Urspergensis. Die vierte Nachricht haben die päpſtlichen Legaten. Den Markgrafen von Andechs nennen dieſe Legaten Marchio Istriae: Iſtrien gehörte zu den Beſitzungen deſſelben.

7.

Godefrid. Mon. . . . petiit introitum. Nach den Uebrigen klopfet er an die Thür, jedoch die Erlaubniß zum Eintritt erwartend.

8.

Die Legaten: more admittitur consueto.

9.

Z. B. mit der Verfolgung des Königes von Böhmen; oben S. 177.

10.

Die Legaten: cum Dominus Philippus verba jucunda et joculatoria, sicut consueverat, expectaret.

11.

Die erſten Angaben haben die angeführten Schriftſteller; die letzte

lipp ermordet worden ſei, weil er den Pfalzgrafen einen Ausſätzigen geſcholten habe. Auf ein ſolches Wort, meine ich, würde Otto wohl ein entſprechendes Wort gewußt, und damit die Sache abgethan haben.

28.

Bei Arnold. Lubec.

29.

Wäre Otto vor ein Gericht geſtellet worden, ſo würde er keiner Vertheidigung bedürfen. Aber er hat ſtumm bleiben müſſen gegen die ſchwere Anklage; man hat ihn, als man ſeiner anſichtig ward, ungeſtrafet hingeſchlachtet. Kein Menſch hat in früheren Zeiten ein Wort zu ſeinen Gunſten geſaget; Keiner in ſpäteren, ſo viel mir bekannt iſt, ihn von der Blutſchuld zu reinigen verſuchet. Um ſo mehr iſt mir Bedürfniß geweſen, darzuſtellen, was ich erforſchet hatte. Uebrigens S. unten den Ausgang, S. 233 ff.

30.

Fragment. histor. incerti autor. bei Urstisius: Regina, audita ipsius morte, et sentiens unicum solatium in eo (quia peregrina erat) perdidisse, et cum esset praegnans, dolorem dolori cumulans, ad Stoup castrum deducta est rel.

31.

Man ſehe z. B. die Klagen und Lobpreiſungen bei Arnold. Lubec. l. c. und bei Urspergensis pag. 324. Am Meiſten iſt der Verfaſſer des Chronic. Sampetrini. außer ſich; am Ruhigſten bleiben Godefridus Mon., und das Chronic. montis sereni.

32.

So ſah auch der Papſt die Sache an, wie ſich ſpäter zeigen wird. Nach Godefrid. Mon. verlor Philipp das Leben secundum dispositionem Dei, in cujus manu sunt omnium potestates et jura regnorum. Andere in ähnlicher Weiſe. Beſonders erinnerte man ſich an den Tod des Biſchofes Konrad von Würzburg.

33.

Chronic. mont. ser. ad a. 1205. Das Uebrige, Arnold. Lubec. VII, cap. 15.

34.

Nach dem Chronic. Sampetr. fand zuerſt ein Generale Concilium Orientalium Principum de statu regni Statt zu Malderburg, was doch wohl kaum aus dem wohl bekannten Magdeburg verdorben iſt; und ein zweites zu Arnstede. Wie zu Philipp's Wahl, ſo mögen auch nach

Philipp's Tode mehre Besprechungen benachbarter Fürsten Statt gehabt haben, welche von den Chronisten für Haupt-Versammlungen gehalten worden sind.

35.

Reg. Ep. 160. Otto's Schreiben an den Papst.

36.

Registr. Epp. 153 — 158. Nach der Ankunft von Otto's Botschaft schrieb er ihm sogleich von Neuem — Ep. 161 — Priusquam — fili carissime — — — peregimus universa, quae post a nobis — postulasti rel.

37.

. . . vigilantes pro te quando tu forsitan dormiebas.

38.

Nunc adversario tuo sublato de medio.

39.

Personam tuam caute custodias, et torpore deposito, sollicitudinem geras in omnibus vigilantem.

40.

Ein wenig anders lauten die Worte bei Godefridi Mon. doch . . . celeberrimus conventus Principum fuit, et ut plures testati sunt, qui praesentes aderant, non in pluribus annis tot nobiles, tot potentes insimul conuenisse.

41.

Das saget auch Arnold. Lubec. l. c. ausdrücklich.

42.

Das Erste giebt Arnold. Lubec. an, das Andere Chronic. Urspergense. Entweder also ist Arnold's Angabe unrichtig, oder der Urspergensis misset mit einem gewaltig großen Stabe. Vielleicht aber war Philipp nur Verpfändungen eingegangen.

43.

Nach den Schriftstellern hat sie selbst, die junge Beatrix, auch die Klage gegen Otto von Wittelsbach erhoben und Recht und Gerechtigkeit verlangt. Allerdings lag Dieses in ihren Thränen und ihren Wehklagen; die Worte hat das Kind aber wohl nicht gesprochen.

44.

Was über den Bischof beschlossen worden ist, wird nicht angegeben. Das hier Gesagte ist aber geschehen, und muß also wohl beschlossen worden sein.

45.

Daß Otto ſeines Namens der Vierte ſei, leidet keinen Zweifel; warum aber wird Philipp der Zweite genannt? Etwa in der Erinnerung an Philippus Arabs?

46.

Wie z. B. durch die Entſcheidung des Papſtes für Otto, gegen Philipp.

47.

Man ſehe z. B. den Brief des Papſtes an den Landgrafen von Thüringen, Registr. Ep. 122; oder den Brief an den König von Böhmen, Ib. Ep. 156.

48.

Godefrid. Mon. — omnia etiam jura a Karolo Magno instituta observanda et tenenda.

49.

Id. . . . Otto . . . proditus, . . . circumventus crudeliter occiditur, et (wie ſich von ſelbſt verſtehet) ut decuit digna morte vitam finivit. — Arnold. Lubec. l. c. . . . caputque resectum in Danubium projecit (Henricus Caletinus). Andere in ähnlicher Weiſe. Arnold jedoch läſſet, damit die Gerechtigkeit deſto glänzender hervor treten ſollte, den filius Wolff, quem idem (Otto) occiderat, anweſend ſein bei dem Gräuel.

50.

Mon. Boic. VIII, 170: Ego Dei gratia Heinricus Marchio Ystrie. — apud Reifenstein 1223.

51.

SS. rr. Boic. bei Oefele, I, 502.

52.

Innocentii Epp. XII, 118, an den Kaiſer Otto. Quantumcunque sit detestabile illud horribile facinus quod in nece clarae memoriae Philippi quondam Ducis Sueviae commissum fuit a filiis Belial, detestandum tamen est et illud iniquum judicium quod contra venerabilem fratrem nostrum Pabembergensem Episcopum occasione necis illius nimis extitit inordinate praesumptum: quoniam etsi forte culpabilis super hoc idem Episcopus potuisset ostendi, ordinato tamen et aequo debuerat examine judicari. Das iniquum judicium beziehe ich auf die Achts-Erklärung von Frankfurt. — Was weiter erzählt wird, iſt gleichfalls aus dieſem Briefe.

53.

Sie kamen nach Rom mit dem Könige wegen der Kaiser-Krönung, er welche das folgende Capitel berichten wird.

54.

. . . ut in statum pristinum revocent quicquid contra saepe tum Episcopum vel ipsius Ecclesiam perperam invenerint attentum. —

55.

. . . molestatores ipsius per censuram canonicam appellatione ostposita compescendo.

56.

Godefrid. Mon. ad a. 1211.

57.

Wenn Jemand sich bemühet oder vermocht hätte, wie Innocenz, ich ipsius negotium reducere ad tramitem rationis.

58.

Vergl. oben Anmerk. 29.

59.

Urspergensis, aus welchem, was hier angemerket worden, fast örtlich entnommen ist, pag. 326: Barones et milites in Alemannia erumque solent esse praedones. — In Alemannia? Ich will zu Gott offen, daß der gute Abt nur das Herzogthum meinet, und nicht ganz eutschland, das seit der Zeit der schwäbischen Kaiser gewöhnlich Alemannia genannt wird: der Papst schreibet wohl auch noch universis rincipibus in Teutonia constitutis, aber gewöhnlich spricht er von rincipibus Alemanniae. Und die Schriftsteller sprechen eben so. Nun ssen Urspergensis sogar einige Zeilen vor dem Satze, von welchem hier e Rede ist, den König Otto sich in Sueviam begeben; man könnte daer wohl vermuthen, daß er dasselbe Land nicht unmittelbar nachher Alemannia genannt haben werde. Jedes Falles ist, was er saget, ein Zeugniß über die Hohenstaufen.

60.

. . . contra morem gentis comites seu barones vel principes d se venientes rebus et verbis inhonestavit. Vielleicht aber war es o arg nicht, als hier angenommen worden ist. Auch das Chronic. Sametrinum ad a. 1211 spricht davon, daß man dem Kaiser inconditi moes zugeschrieben, und gebrauchet das Wort inhonoravit, was doch wohl asselbe bedeuten soll, was das inhonestavit des Urspergensis. Dabei

giebt es Beispiele. Otto nämlich nannte alle Geistliche, auch die Erzbischöfe, kurzweg Pfaffen (Clerici); die Aebte nannte er Mönche, und vornehme Frauen, reverendas matronas, Weiber. Das war allerdings mit niedersächsischer Derbheit gesprochen; daß er aber so gesprochen habe, wie er beschuldiget wurde, lediglich superbiae stimulis agitatus, ist zu bezweifeln.

61.

. . . comes de Grafisbach violenter ante imperatorem attractus est, et cappa, qua indutus erat, turpiter laniata.

Eilftes Capitel.

1.

Registr. Ep. 187.

2.

Gehet aus früher angeführten Briefen hervor. Jetzt schreibet er, Registr. Ep. 179, an Otto: veraciter intelleximus, cum secularis virtutis augmento, incrementum quoque spiritualis virtutis mirabiliter suscepisti; ut de te voce dominica gloriari possimus quod invenimus virum secundum cor nostrum. Die Stelle, die sogleich angeführet wird, ist auch aus diesem Briefe.

3.

Vergl. oben S. 152.

4.

Registr. Ep. 189. Die Urkunde hat die Ueberschrift: Sacramentum fidei ab Ottone exhibitum. Es ergiebt sich aber aus derselben nicht, daß sie in Speier beschworen worden sei.

5.

Godefrid. Mon. ad a. 1209.

6.

Arnold. Lubec. VII, 18. Illuc convenerunt — Poloni quoque, Bojemi et Ungari.

7.

Orig. Guelf. III, pag. 785. Si quis vir vel mulier in civitate Stadiensi sub eo (nämlich jure), quod dicitur Wicbelethe, per annum et diem, nullo impetente, permanserit, et si quis postea libertate ejus obviare voluerit, actori silentio imposito probacionis, liceat ei dicti temporis praescriptione libertatem suam probare. Vergl.

was Band VI, S. 621, Anmerk. 22 über Weichbild angemerket worden ist.

8.

Der Erzbischof von Magdeburg wollte nicht zugeben, daß der Markgraf von Meissen pro nota excommunicationis dem Gottesdienste beiwohnte. Otto suchte den Priester zu beruhigen. Umsonst. Da nahm er den Markgrafen an den Arm und begleitete ihn aus der Kirche hinaus. Arnold. Lub. VII, cap. 18.

9.

Regem — — suae fraternitatis socium et orationis fecerunt.

10.

Arnol. Lubec. VII, cap. 19.

11.

Bothonis Chronic. Brunsv. pictur. — Leibnit. III, pag. 357 —: Do he (Otto) de kronen wolde holden, nam he mit sick vele borgher ut Brunswick, alse verdehalff hundert pekelhuven.

12.

15. August's.

13.

Daß Otto die Uebereinkunft von Neuß beschworen habe, ist erzählet worden; daß er auch die Bewilligungen von Speier zu beschwören, und zwar vor dem Papste selbst zu beschwören genöthiget worden, möchte keinen Zweifel leiden. Bei der Krönung selbst, in der Peters-Kirche, scheinet es nicht geschehen zu sein. Also wahrscheinlich zu Viterbo. Albericus ad a. 1209 saget: antequam consecraretur juravit Papae et promisit quod bona illa non repeteret, quae idem Apostolicus tempore dissensionis receperat et possederat. Das stehet nicht entgegen. Einige Zeilen später heißet es jedoch: exegit Papa ab eo in ipsa coronatione jusjurandum de patrimonio et jure beati Petri . . .

14.

Registr. Ep. 192.

15.

Der Krönungs-Tag war zuverlässig der Sonntag, 4. October's. Die Schriftsteller, welche nur im Allgemeinen angeben, die Krönung habe Statt gefunden mense Septembri oder circa festum St. Michaelis, können natürlich nicht in Betracht kommen. Von Denen aber, die einen bestimmten Tag angeben, sagen Einige, die Krönung habe Statt gefunden Quinto Kalendas Octobris, wie Johannes de Ceccano und Otto

de S. Blasio. Der Letzte ſetzet noch hinzu: dominica ante festum S. Michaelis; am 27. September's. Andere dagegen und die Meiſten, namentlich Godefridus, Albericus, Arnoldus, Matthaeus Paris, geben den Sonntag nach Michaelis an, 4. October's. Die beiden Erſten ſagen: am Sonntage III. Nonas Octob.; denn ſie zählen die Tage, wie Viele im Mittel-Alter: primo, secundo, tertio Nonas, und nur dadurch kommen ſie zu dem Sonntage. Der Dritte, Arnold, beſchreibet den Tag ſo genau, daß an eine Verwechſelung von ante mit post nicht zu denken iſt. Matthaeus Paris ſaget zwar IV. Nonas Octobr., aber das iſt keine Abweichung, ſondern er zählet die Tage wie die Römer: pridie, tertio, quarto Nonas. Vergleichet man nun dieſe Angaben mit der Urkunde, auf welche Anmerk. 14. verwieſen worden iſt, ſo verſchwindet aller Zweifel. Denn dieſelbe iſt ausgeſtellet: IV. Nonas Octobr., und in dieſer Urkunde nennet ſich Otto noch nicht Imperator, ſondern Rex Romanorum.

16.

Nach Arnold. Lubec. VII, cap. 21, begab ſich der König ſchon am Freitage vor der Krönung ad limina b. Petri, um zu beten; und auf dieſer Betfahrt begleiteten ihn sex millia loricarum, exceptis balistariis rel. Wie vielmehr zur Krönung!

17.

Wie der Streit entſtanden, iſt völlig ungewiß. Alberic. aber ſagt ad a. 1209: eodem die quo coronam suscepit, contra juramentum tenere veniens significavit Papae rel., und Arnoldus Lubec. l. c. ſpricht von dem Mahle nach der Krönung, von welchem ſo eben die Rede geweſen. Das ſpätere Schreiben Otto's an den Papſt, deſſen ſogleich gedacht wird, beweiſet, daß ſie noch freundlich von einander geſchieden waren. Auf dieſen Angaben ſtehet die folgende Anſicht. Nach Joannes de Ceocano — Chronic. novae fossae ad a. 1209 — entließ der Papſt den Kaiſer am Thore, und bat ihn hier, ut alio die adveniens recederet a territorio Romano; dieſe Angabe aber ſcheinet nicht entgegen zu ſtehen. In der Hauptſache ſtimmet ſie bei. Auch kann die Bitte wiederholet worden ſein.

18.

Registr. Ep. 193 und 194. Beide Schreiben enthalten ſtarke Zeugniſſe wie über die Erbitterung zwiſchen dem kaiſerlichen Heer und der Stadt Rom, ſo über die Stimmung des heiligen Vaters. Das Schreiben des Papſtes: Datum V. Idus Octobris.

19.

Daß Alle auf ein Mal abgezogen seien, ist nicht wahrscheinlich; vielleicht will auch Albericus ad a. 1210 Dieses durch die Ordnung andeuten, in welcher er die Namen anführet. Warum hätte er sonst die Erzbischöfe nicht zuerst genannt? Auch lässet er den Abzug erst Statt finden, als schon der Bann ausgesprochen war; vielleicht, weil erst alsdann die Letzten aufbrachen. Urspergensis saget: Imperator — dimisit exercitum, et ipse cum paucis in Italia permansit. Dimisit, freilich; nämlich, er ließ sie abziehen, da er sie nicht zu halten vermochte.

20.

Auch war es ein kitzelnder Gedanke, den teutschen Fürsten zu zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe.

21.

Registr. Epp. 187 und 188.

22.

Im November 1211, in octava S. Martini. In einem Schreiben an die Pisaner — Ep. XIII, 193 —, datum XI. Kalend. Januarii heißet es: si — — duxeritis insistendum, ut contra nos et Romanam ecclesiam Ottoni *dicto* Imperatori *excommunicato* et maledicto — — impenderitis auxilium . . . Aber der Fluch ist in der Folge vielleicht mehr als ein Mal wiederholet worden, namentlich am grünen Donnerstage des folgenden Jahres.

23.

Zum Beweise mögen die Otia Imperialia von Gervasius Tilberiensis — Leibnit. I. pag. 881 — dienen. Diese merkwürdige Schrift, welche sowohl über das wachsende Verlangen der vornehmen Welt nach besseren Kenntnissen von der Natur und vom Menschen-Leben Zeugniß giebt, als über den Zustand und den Umfang dieser Kenntnisse in der gegenwärtigen Zeit, ist in diesem Jahre, 1211, geendiget worden. Wahrscheinlich hat der gelehrte und erfahrungsreiche Mareschalcus Regni Arelatensis dieselbe nach und nach zusammen getragen zu seiner eigenen und zu Anderer Belehrung. Die unglücklichen Verhältnisse aber, welche zwischen dem Kaiser und dem Papst entstanden waren, bestimmten ihn, wie es scheinet, sein Werk zu benutzen, um, wenn möglich, Etwas beizutragen zur Herstellung der Eintracht. Darum schrieb er dasselbe dem Kaiser Otto zu, den er als den Urheber des Streites ansah, den er auch als das gewisse Opfer desselben betrachten mochte. Deßwegen schickte er die

Einleitung voraus, in welcher er Grundſätze über die Stellung des Sacerdotium et Regnum zu einander aufſtellte, welche auf eine Ausgleichung der gegenſeitigen Behauptungen berechnet waren. Deßwegen wandte er ſich aber auch wiederholt mit der Bitte an den Kaiſer, doch ja den heilloſen Streit aufzugeben. Utinam — ſagt er z. B. im XIX. Abſchnitte — innocens Innocentio exhibearis, et sinceritatem tuam, quam praesumo in te esse, operibus piae devotionis probes tuo consecratori. Nihil enim est, quo juste illum offendas, nec quo tanto merito dignum rependas. Si credis in aliquo illum minuere velle jus imperii, cedas in modico ei, qui totum in te contulit imperium. Impugnare illum desiste, per quem expugnatores tuos vicisti. Dator effici potes de donatario, si partem ei cesseris ejus, quod per ipsum totum accepisti. Profecto imperium tuum non est, sed Christi; non tuum, sed Petri. Non a te tibi obvenit, sed a vicario Christi et successore Petri. Es kommt hier nicht darauf an, ob dieſe Anſichten wahr oder falſch ſeien, ſondern darauf, die Stimmung der Zeitgenoſſen zu erkennen, damit, was weiter geſchehen iſt, begreiflich werde. Eine Apologia pro Ottone IV. Imperatore zu ſchreiben, iſt nicht ſchwer geweſen und könnte nicht ſchwer ſein; auch ſind die Elemente in dem enthalten, was erzählet worden iſt und was noch erzählet werden wird. Aber die Ereigniſſe gehen nicht aus allgemeinen Grundſätzen hervor, ſondern ſie ſind das Ergebniß der Zuſtände einer gegebenen Zeit. Darum mag noch Folgendes aus des Marſchalk's Anrede an Otto hinzu gefüget werden. Si times conscientiam tuam, quasi justitiam propter sacramentum augustale patiatur; consule famam publicam, quae tibi injungit criminationem de ingratitudine. Sed conscientiam tuam metuis propter Deum? Illam expone Papae, et Domino transmitte per eum. Ipse tibi et tuus judex est, a nemine mortali judicandus. Si causam ejus reponis in sinu tuo, satis est, si famam tuam redimis per justitiam illi debitam, crimen factumque tuum contegendo. Nihil amittis, quod tuum est, si dimittis Petro, quod suum est, u. ſ. w.

24.

Fragment. incerti auct. bei Urstisius ad a. 1211: Omni tempore Ottonis per totum regnum Alemanniae summa pax et securitas fuit, ita ut omnes mirarentur, quod etiam in absentia ejus, dum esset in Sicilia, tanta pax esse potuit in terra.

25.

Daß dieſes geſchehen, leidet keinen Zweifel. Jedoch möchte ich die

Disputatio carmine conscripta inter Romam et Papam de Ottonis IV. destitutione — Leibnit. II, pag. 525 — kaum zum Beweis anführen, da nicht bekannt iſt, aus welchem Land und aus welcher Zeit das Opus ſtammen mag. Leibnitz ſcheinet anzunehmen, daß es aus dieſer Zeit, obwohl nicht vor dem Jahre 1216, und in Rom entſtanden ſey. Er beruſet ſich aber umſonſt auf Caesarius Heisterbacensis II, cap. 31, der übrigens für die Bemerkung zeuget, die hier im Text gemacht worden iſt. Mir ſcheinet, das Carmen könne wohl auch aus ſpäteren Tagen ſein. Jedes Falles möchte ich glauben, daß es weder aus Rom herſtamme, noch aus Italien überhaupt. Vielleicht war der Verfaſſer Einer von den Engländern, die mit Otto in Schwaben und alsdann wohl auch in Italien geweſen waren. Dieſelben derben Ausdrücke, welche dem Kaiſer in Teutſchland, und beſonders von den Herren und Damen in Schwaben, übel gedeutet wurden, — S. Anmerk. 60 zum 10. Capitel — kommen auch hier vor. Oto

Non Clero detraxit in hoc, quod forte vocavit
Abbates monachos; dictus quis Episcopus esse
Clericus . . .

Die Bemerkung zu Otto's Ruhme, daß er, als einige Teutſche in Rom non venum venalia geraubet hatten, dieſes ſogleich verboten, und das Geraubte erſetzet habe, rühret wohl kaum von einem Römer her. Und ſelbſt die Spötterei über die Kleinheit des jungen Königes Friedrich, dem Kaiſer Otto gegenüber —

— — Nemo negat, quin ille brevissimus: ergo
Aut puer aut nanus. Dic utrum — —

ſelbſt dieſe Spötterei ſcheinet auf einen Verfaſſer hinzuweiſen, der an große Geſtalten gewöhnet war, alſo auf keinen Italiäner. Auf einen Engländer aber ſchließe ich, weil das Carmen in England gefunden worden iſt.

26.

Godefrid. Mon. ad a. 1211 — — ut secundum praeceptum Papae Ottonem relinquerent, et Fridericum — — eligerent.

27.

Id . . . plures assensum non praebebant.

28.

Pfiſter — Geſchichte von Schwaben 11, S. 286 — hat einen «Auszug aus einem verloren gegangenen Cod. Sec. XIII. der Wiener MSS. Sammlung. Cat. MSS. Philol. num. CLXXXVII. II.» nämlich das

Schreiben der Fürſten, die in Nürnberg verſammelt waren an Friedrich. Schade, daß dieſes Schreiben nur in der teutſchen Ueberſetzung mitgetheilet worden iſt. Nach der Ueberſetzung möchte ich daſſelbe kaum für ächt halten. In keinem Falle klärt es Etwas auf. Der Anfang lautet: «Die verſammelten Fürſten des teutſchen (?) Reichs entbieten dem erlauchten Herrn, Friedrich, König von Sicilien und Herzog von Schwaben (?) ihren Gruß. Wir, die Fürſten des teutſchen Reichs, denen von alten Zeiten her das Recht und die Macht gegeben iſt, ihren König und Herrn zu erwählen, und ſolchen auf den alten Thron der römiſchen Kaiſer zu ſetzen (?): — ſind zu Nürnberg zuſammen gekommen u. ſ. w.

29.

Ich ſage dieſes im Allgemeinen, weil die Stelle im Chronic. Sampetr. ad a. 1211, nach welcher erzählet wird, vielleicht lückenhaft, ja des Falles wunderlich iſt. Hujus malignae discessionis a principe Fridericus Comes de Bichelingin praecipuus auctor et incentor dicebatur, quod eo magis videbatur facere, quo, sicut multorum patuit cognitioni, infra biennium jam dicto Principi ab eo CCC. M. sine omni exemptione novis et specialibus promissis obligaverat, ut contra quemlibet hominem ei conferret auxilium et praestaret obsequium. Daß die Zahl nicht 300000 Mark ſein könne, bedarf keiner Bemerkung. Wahrſcheinlich ſoll das M. Mark bedeuten, alſo: 300 Mark. Vielleicht iſt aber auch das gewöhnliche accepto oder acceptis ausgefallen, und zwar nach Principi; vielleicht iſt zu leſen: . . . jam dicto Principi, acceptis ab eo CCC marcis, sine rel.

30.

Chron. Sampetr. l. c. . . . domestici et obsequiosi.

Zwölftes Capitel.

1.

Von Thiederich's Schweſter geboren, welche, wie ſchon bemerkt worden iſt, der König Ottocar verſtoßen hatte, um ſich mit einer Ungariſchen Fürſtin zu vermählen. Der junge Wladislav wird auch von teutſchen Schriftſtellern Theobald genannt.

2.

Die forma *conventionis*: Orig. Guelf. III, pag. 807.

3.

Daher wohl auch der Name: forma *compositionis*. Ebendaſ. pag. 810.

4.

Chronic. mont. Sereni hat dieſe Nachrichten ad a. 1212. Gehören die Vorgänge wirklich in dieſes Jahr, ſo müſſen ſie, nach dem Tag in Nürnberg geſetzet werden. Später hatte Otto keine Zeit zu einem ſolchen Unternehmen.

5.

Fragm. hist. incerti aut. ad a. 1212: Ibi tunc primum coepit haberi usus instrumenti bellici, quod vulgo Trybock appellari solet. — Das Chron. Sampetr. ſaget, Otto kam nach Thüringen cum tribracho. Ohne Zweifel dieſelbe Maſchine, die Trebuchetum genannt wurde; und dieſe war längſt bekannt. Vergl. Du Fresne s. v.

6.

Castrum in Salza, ſaget das Chron. Sampetr.

7.

Quarta die rebus excessit humanis, ſaget Godefridus. Die Uebrigen unbeſtimmter. Albertus Stadensis: statim post nuptias obiit.

8.

Fragment. inc. aut. . . . relictis instrumentis suis, et his, quae tunc prae manibus habebant.

9.

Ja, wenn man ſie auch einſperrte, gingen ſie, nach Albert. Stadens., fractis clausuris aut perietibus, doch davon. Fragte man ſie: wo wollt ihr denn hin: ſo war die Antwort: versus Jerusalem, requirere terram sanctam.

10.

Chronic. Sampetr. Inde reversus ad obsidionem invenit pigros ad pugnam. . . . Bavari et Suevi, audientes haereditariam suam dominam Imperatricem jam debitum carnis solvisse — — — repatriarunt.

11.

Chronic. Ursperg. pag. 327. — — —

12.

Der König Emerich, Conſtantia's erſter Gemahl, war ſchon im Jahre 1204 geſtorben, und hatte einen Sohn Ladislav von etwa 5 Jahren hinterlaſſen. Sie muß alſo ſpäteſtens im J. 1198 vermählet worden ſein, als Friedrich kaum 4 Jahre alt war.

13.

Chron. Ursperg. pag. 332: Fridericus —, cum non posset di-

recto itinere venire in Alemanniam, de valle Tridentina per asperrima loca alpium, et invia, et juga montium eminentissima, obliquando inter suum, venit in Rhetiam Curiensem.

14.

Albericus ad a. 1212: . . . et dicunt quod si Fridericus moram fecisset per tres horas nunquam Alemanniam intrasset.

15.

Boehmer, S. 165.

16.

Was Albericus als Grund angiebt: quia Teutonici cives illius oppidi (Brisac) contumeliis et injuriis afficiebant, et eorum filias et uxores constuprabant, verdienet keine Beachtung. Beſſer Urspergensis: cives — ex fama rerum audaciores effecti, contra eum et suos insurrexerunt.

17.

. . . quondam dictus Imperator.

18.

Friedrich's Bekanntmachung dieſes Bündniſſes, datum apud Tullum a. 1212, XIII Calend. Decembris: Orig. Guelf. III, pag. 816.

19.

Chron. Sampetr. ad a. 1213: pecuniam illam vel quamlibet aliam minime fore recondendam, sed regni eam Principibus esse erogandam.

20.

Audita itaque munifica Regis liberalitate, omnium clamor in favorem attollitur.

21.

Dieſer Otto iſt der Stammvater aller Häuſer Braunſchweig-Lüneburg geworden, da auch der Pfalzgraf Heinrich ſo wenig, als der Kaiſer Otto ſelbſt einen Sohn hinterlaſſen hat.

22.

Magn. Chron. Belgic. . . . apud Steps, propo Montenaken.

23.

Godefrid. Mon. ſaget indeß nur: a quibusdam Imperatoris fautoribus capitur; und Albertus Stad. ad a. 1214 ganz einfach: Coloniae capitur.

24.

Boehmer, S. 166.

25.

S. oben die 5. Anmerk. zum 1. Capitel. Vergl. Chronic. Sampetr. ad a. 1214: variae et dissonae nascuntur opiniones. Alii quidem, eum (Friedrich) non esse quem Imperator Heinricus genuerat, sed Merbotonis cujusdam, aulae apostolicae Officialis filium atque eum minime futurum Regem. Dum hic fatalis diversorum labiorum lingua perstrepit. . . .

26.

Sexagenaria credebatur, saget Albertus Stadens. ad a. 1220.

27.

Chronic. Sampetr.: nobilitatem generis morum honestate praemonstrabat.

Dreizehentes Capitel.

1.

Dam — Damme — war der Hafen von Brügge, etwa so genannt, weil ein Damm oder Deich den Hafen umgab. Rigordus — de Gestis Philippi Augusti, bei Duchesne V, pag. 54 — saget: Classis autem sua — — secuta est eum per mare usque in portum famosissimum qui dicitur Dam, distantem a Brugiis duobus milliaribus tantum. Uebrigens sind diese Worte von Rigordus aus dem Guillelmus Armoricus, von welchem weiter unten die Rede sein wird, ausgeschrieben. S. die eingeschobene Bemerkung bei Duchesne, pag. 87.

2.

Dafür möchte wenigstens das Anekdötchen zeugen, welches Arnold. Lubec. VII, cap. 17 von einer Wette hat, die Philipp August dem Kaiser angeboten haben soll, als derselbe, um König zu werden, nach Teutschland reiset: Non credatis, sagte Philipp zu Otto, quod tanta vobis proveniat dignitas.

3.

Philippum Regem plurimum habebat culpabilem de omni suo labore, saget Urspergensis, pag. 333.

4.

So muß, wie sich zeigen wird, der Ausdruck von Guill. Armoricus und von Rigordus — Duchesne V, pag. 61 — übersetzet werden: Et ita imperator ostendit militibus nostris (den Franzosen) dorsum. Die Wahrheit liegt in Et ita, nicht in ostendit.

5.

Etwa: der Kaiſer zog in den Krieg gegen den König von Frankreich, der König aber gewann den Sieg. Oder: Der Kaiſer ſtritt mit dem Könige von Frankreich, verlor aber den Sieg; und dergleichen.

6.

Rigordus, ad a. 1213, pag. 53. Rex recepit in gratiam uxorem suam. Et facta est laetitia magna in populo, quia in ipso Rege nihil aliud culpa dignum inveniebat, nisi hoc solum rel. So vortrefflich war der König Philipp denn doch nicht, als ſein Capellan ihn erſcheinen läßt. Das Merkwürdigſte für uns aber iſt, daß dem Papſt Innocenz mit allen ſeinen kirchlichen Mitteln nicht gelungen war, den König zu der Wieder-Annahme ſeiner Gemahlin zu bewegen, ſondern daß Philipp zu derſelben nur durch die politiſchen Verhältniſſe bewogen wurde. Dieſe Verhältniſſe waren alſo doch mächtiger, als die Kirche, oder vielmehr als der Papſt.

7.

Willelmi Britonis, Armorici, Philippidos Libri XII, bei Duchesne V, pag. 93. Der zehente und eilfte Geſang enthalten die Gesta Philippi Augusti in dem Kriege, von welchem hier die Rede iſt.

8.

Ebendaſelbſt, pag. 68: historia de vita et gestis Phil. Aug. — post Rigordum. Aber, was ſich auf dieſen Krieg beziehet, was Rigordus von pag. 49 bis pag. 66 hat, iſt, nach Duchesne, de verbo ad verbum von Guillelmus Armoricus.

9.

Daher die wunderlichen Nachrichten, auch in den Chroniken, von den Hoffnungen und Entwürfen der Verbündeten. So fehlet z. B. nicht ein Mal die alte Schnurre, der man ſo oft begegnet, daß die Verbündeten ganze Wagen mit Stricken beladen gehabt hätten, mit welchen ſie die Gefangenen hätten binden wollen. So hat Otto in Paris gekrönt werden ſollen. So hat man Frankreich zu theilen beabſichtiget, und wohl auch ſchon zum Voraus getheilet. So hat die Geiſtlichkeit ihrer weltlichen Beſitzungen und des Zehenten zum Vortheile der Weltlichen beraubet werden ſollen, u. ſ. w. Eine ſeltſame Nachricht aber hat das Magnum Chronicon Belgicum, pag. 237. Nach derſelben in Nyvella S. Gertrudis congregati tyranni, scilicet Otto rex, Dux Brabantiae — — condicunt, reversos se de Francia clericos a Leodio expulsuros, et eorum bonis confiscatis, ibi thronum gloriae suae Regem Othonem

defixurum. Es ist nicht der Mühe werth, über diese Verhöhnung der Besiegten ein Wort zu verlieren.

10.

Nach dem Chronic. Senon. — in d'Achery Spicileg. II. — bestand das französische Heer aus 9000 milites und 50000 pedites; das verbündete Heer aus 25000 milites und 80000 anderen Bewaffneten Ja, das letzte Heer wird hinauf getrieben auf 30000 equites und 300000 pedites. Ein Paar 00 oder Buchstaben sind leicht geschrieben. Man kann zufrieden sein, daß es nicht weiter gegangen. Die im Text ausgesprochene Zahl ist allerdings nicht gewiß; aber sie ist nicht ohne Gründe ausgesprochen. Zuerst sind die Heere in diesen Jahrhunderten nie groß. Ein Fürst, der 500, 1000 oder 1500 milites führet, erreget Bewunderung. Mit den Equites und Milites wird es in diesem Kriege nicht anders gewesen sein. Nun befanden sich allerdings in beiden Heeren Legiones communiarum. Aber wie stark sie waren, saget Niemand. Die Städte hatten Mannschaft genug zu ihrer Vertheidigung hinter Mauern und Gräben; ins Feld konnten sie keine großen Massen schicken. Der König Philipp hatte aus 15 Städten Zuzüge erhalten; diese Städte aber — Noyon, Soissons, Hesdie, Crandeleu, Veley, Roye, Amiens u. s. w. — waren zum Theil so klein, daß man den Durchschnitt des Zuzuges wohl kaum zu 300 Mann annehmen darf. Ein Theil der Flandrischen, wie Gent, konnten und mochten freilich eine größere Mannschaft stellen; dafür aber war auch die Zahl der Städte geringer. Zweitens. Rigordus, oder vielmehr Wilhelm der Bretagner, saget: Philippus Rex, licet filius ejus haberet majorem partem militiae suae in Pictavia, congregavit exercitum. Das soll allerdings eine Schmeichelei für den König seyn; aber majorem partem heißet doch wohl, einen großen Theil? Und Ludwig der Sohn soll nur etwa 10000 Mann gegen den König Johann geführet haben. Drittens. Derselbe Schriftsteller saget auch: als es zur Schlacht kam, steterunt hinc inde utraeque acies aequali dimensione protensae; also daß es scheinet, die Heere seien sich gleich gewesen; und bald nachher: prima quidem frons pugnatorum protensa erat directe et occupabat campi spatium mille quadraginta passuum. Und nun mag man berechnen.

11.

Was die Poesie Wilhelms daraus gemacht hat: G. Philipp. X, pag. 220, C.

Regis et Anglorum frater, Saleberia cujus
Se gaudet ditione Regi decies triplicata
Copulat Anguigenae secum ter millia gentis — —

Wie? ter millia = 3000, decies triplicata, zehen Male verdreifacht das gebe 90000.

12.

Omnia a dextris et a sinistris incendiis devastando et regiam depraedando. So Rigordus.

13.

. . . ad castrum quod Moretania nuncupatur, distans a Tanaco per sex milliaria.

14.

Ich ſpreche ſo, weil es herkömmlich iſt. Es ſcheinet aber, daß ihr villa, quam Bovinas appellant, ſpäter entſtanden ſei, und daß jetzt die Brücke ſelbſt pons Bovinus genannt worden ſei. Processimus ad pontem quendam Bovinum nomine.

15.

Von der Oriflame (vergl. Band IX., S. 665), vexillo beati Dionysii, ſaget Rigordus, quod *omnes* praecedere in bella debebat, das regale signum hingegen, vexillum videlicet floribus lilii distinctum wurde vor dem Könige hergetragen. Und je höher die Gewalt des Königes ſtieg, je mehr der König — der Staat wurde, deſto tiefer ſank die Oriflamme vor dieſer königlichen Fahne mit den Lilien. Weiß jedoch ſcheinet ſie noch nicht geweſen zu ſein, dieſe Fahne, weil ſonſt die unſchuldige Blume nicht in die Augen gefallen ſein würde. Aber gewiß iſt die alte framea, die ſpätere francisca war jetzt ſchon zur Lilie geworden.

16.

Otho sibi pro vexillo erexerat aquilam deauratam super draconem pendentem in pertica oblonga erecta in quadriga. Offenbar eine Nachahmung des Carroccio der Italiäner. Darum ſchien mir ein Bild nothwendig.

17.

. . . et opposuerunt se Othoni et suis furore Theutonico solum Regem quaerentibus.

18.

S. oben, Anmerk. 4.

19.

Das Chronic. mont. sereni gedenket dieſer Vorgänge mit einem

zen Satz: Imperator cum Rege Franciae pugna commissa victoriam idit, multis ex parte ejus captis, et plurimis ex utraque parte is. Dieſem Satz aber hänget daſſelbe einen anderen an, der alſo t: ex quo tempore nomen Teutonicorum satis constat apud cos viluisse. Dieſen zweiten Satz aber darf man mit dem erſten in eine ſolche Verbindung bringen, als ſei hier von Urſache und Wirdie Rede. Es wäre abgeſchmackt, anzunehmen, der Kaiſer Otto und : Hundert teutſche Krieger hätten dadurch eine Schmach auf den en ihres Volkes gebracht, daß ſie nach einem furchtbaren und ruhmhen Kampfe, durch einen unglücklichen Zufall, den Sieg verloren, der i gewonnen zu ſein ſchien. Vielmehr lieget die Wahrheit im Folgen.

Der teutſche Name war bisher von den Franzoſen mit Achtung und ht ausgeſprochen worden. Selbſt der Verfall des teutſchen Reiches e keine Veränderung bewirket: der alte Glanz hatte geblendet, und nand hatte den Schaden unterſuchet. Der furor Teutonicus hatte Franzoſen auch noch vor der Schlacht und während der Schlacht bei ines ſehr ſchwer in den Knochen gelegen Ihre Schriftſteller haben ſes ſelbſt anerkannt, und in der Beſchreibung der Schlacht gar viele e mitgetheilet, welche dafür zeugen. Nun aber war das unerwartete ck eingetreten: ſie hatten geſieget; ein Kaiſer war vor ihnen geflohen. der Freude vergaßen ſie, wie die Sachen geweſen und gekommen. ſahen mit feſtem Blick in den Zuſtand Teutſchland's hinein, auf hen ſie früher nur ſcheu das Auge gerichtet hatten. Und ſo mußte alte Glanz wohl erbleichen. Für dieſe Veränderung will der Verfaſſer Chronicon den Wendepunkt angeben, und weiter Nichts.

20.

Die Urkunde, von welcher hier die Rede iſt — Orig. Guelf. III, 826 — iſt unterſchrieben: Actum apud Mezios a. 1214, ohne abe des Tages. Man möchte ja wohl geneigt ſein, die Aechtheit elben in Zweifel zu ziehen, wenn nicht alles Uebrige bewieſe, daß weſtens der Inhalt der Urkunde in der Hauptſache richtig iſt. Vergl. g. Guelf. III, §. 88, pag. 356.

21.

. . . pro pace sui regni custodienda, et hostibus *nostri* Imi coercendis. Dieſe hostes ſind natürlich Otto und ſeine Anhänger.

22.

. . . de consilio et consensu principum Romani Imperii; nämDerjenigen, die bei ihm waren.

23.

Omnes terminos *ultra* Eidoram et Albiam. Man hat Anſtoß genommen, und an Statt: Eidoram, Eldam oder Elder wollen; das ſcheint aber kaum nöthig. Schleswig, das Land der Eider, war ſchon vor 200 Jahren von Konrad II. aufgegeb Abtretung wird jetzt wiederholt oder von Neuem anerkannt. doch möchte ſein *intra* an Statt ultra zu leſen. Dieſer Ausdru wirklich in dem Vertrage vor, in welchem — Orig. Guelf. IV. Praefat. — der König Waldemar, im J. 1224, das Land wi geben mußte, das ihm jetzt abgetreten wurde. Er mußte nun Reich überlaſſen (Imperio dimittere) omnes terras *intra* Ei Albiam fluvios sitas ad Imperium pertinentes. Vergl. unt XXVI, Cap. 3.

24.

So Albericus ad a. 1215; er deutet indeß dieſe Freigebi Cölner anders. Sie bewieſen dieſelbe, ut recederet ab eis. ſetzt er hinzu, post pascha clam recessit, et post ejus recessi ejus — — sub specie viri peregrini similiter recessit a Cc secuta est virum suum.

25.

Die ſaubere Geſchichte hat das Chronic. Sampetr., wo ferin aleatrix publica genannt wird. Die gefallene Größe zu ve iſt immer ein Reiz für kleine Seelen geweſen.

26.

Orig. Guelf. III, pag. 830. Vergl. Martene et Durand, Collect. II, col. 1242, und Raumer, Geſchichte der Hohenſtau S. 305, Note 1.

27.

Godefrid. Mon. ad a. 1215 ſagt indeß nur: In ipsa vigil cobi Apost.) Fridericus Rex Siciliae cum *quibusdam* princip nobilibus totius Lotharingiae Aquisgrani veniens, sequenti die in Regem ungitur et in regali sede collocatur.

28.

Nugatoria expeditio wird der Kreuzzug der Kinder im J. genannt.

29.

Nach dem Chronic. Ursperg.

30.

Wenn die Disputatio inter Romam et Papam, deren Anmerk. 25 im 11 Capitel gedacht worden, wirklich aus dieser Zeit wäre, so möchte an glauben, es habe die Meinung geherrschet, daß das Concilium in r That Otto's Sache für die bessere gehalten habe, und dem Kaiser neiget gewesen sei. Der Papst nämlich hat die Disputation mit der nden Erklärung abgebrochen, daß, wenn auch Roma mit seinen Grän- n nicht zufrieden wäre, Friedrich doch Kaiser und Otto abgesetzet blei- n müsse, denn

Sic volo, sic fiat, sit pro ratione voluntas.

Ueber diese Erklärung schreiet Roma auf: Qualis Petri successor t noster Apostata? Qualis servorum Christi servus? Und in dieser ufregung appellirt sie ad Concilium generale contra Fridericum, con- a te (den Papst), contra Romani nominis hostes. Sie bittet das ncilium, doch den gottlosen Papst abzusetzen, und einen commodiorem storem zu ernennen, qui pro ratione, non pro velle regat mundum. ıb auf diese Aufforderung antwortet das Concilium kurz und erbaulich:

Roma parens, non est nostrum deponere Papam,
Sed nos in reliquis tua justa petitio pulsat.
Nobiscum cave: deposuit de sede potentes,
Et exaltavit humiles. Jus est Fredericum
Ut deponamus, et restituamus Otonem.

31.

Albertus Stadens. ad aa. 1215 — 1217.

32.

In der Narratio de morte Ottonis bei Martene und Durand. Con- eor, quod graviter peccavi contra sedem Romanam — — Juravi, ıod ad omnia, quae vita comite prosequi potero, stabo mandato ıpae, salvo tamen meo imperio, ad quod canonice sum electus provectus.

33.

Godefrid. Mon., ad a. 1218, sagt, er habe zuvor sieben hono- tos viros an den Papst (Honorius III.) gesendet, um die Lossprechung bewirken; aber es sei nicht gelungen: denn stare mandato eorum n permittebat.

34.

Der Todestag ist nach mehren Schriftstellern XIV. Kal. Junii; ›defridus jedoch: Idibus Maji moritur. Ueber seine Krankheit saget

S. 321 — 323, der im vaticaniſchen Archiv weiter keine Spur Verhandlungen zwiſchen Honorius und Friedrich gefunden hat.

3.

Raumer l. c. nach den Regest. Honorii III. im vatican. A Er giebt als Datum den 12. Januar's. Raynald. gedenket deſ Schreibens, ad a. 1219, §. 6. Datum apud Hagenowe Id. Ja er bricht es früher ab, und hat die angeführten Worte nicht.

4.

Das Chronic. Ursperg. hat ad a. 1218 eine Nachricht, die ſcheinlich in dieſes Jahr 1219 gehöret. Et quia dispositum fuer concilio generali, ut eo anno in Kalendis Julii cruce signati arriperent, multi de partibus (patribus ſtehet freilich da) Alema proficiscuntur, Ast ne pergant, in civitatibus Apuliae impedim sed autoritate sedis Apostolicae uotum differtur, et inutilibus mittitur per compensationem.

5.

Nach Raynald. und Raumer.

6.

Raynald. l. c. §. 9. Interim vero non dormias, ne in ter jam tertio laqueum, quod absit, excommunicationis incurras. Schreiben iſt vom 1. October's.

7.

Friedrich's Schreiben bei Raynald. ad a. 1220, §. 2 — 5, tum apud Hagenowe XI. Kal. Mart., 20. Febr., wegen des Cr jahres. Die Ueberſchrift iſt: Sanctissimo in Christo Patri, et maximo benefactori suo domino Honorio Dei gratia S. Roma Ecclesiae summo Pontifici Fridericus eadem *et sui* gratia Romano Rex semper Augustus, et Rex Siciliae, commendationem et re rentiam tam debitam, quam devotam.

8.

Raynald. l. c. §. 8. Die Aufſchrift: Gloriosissimo domino F derico Dei gratia Regi in Romanorum Imperatorem electo sem Augusto et Regi Siciliae, Parentius eadem gratia almae et vener dae urbis illustris senator et populus universus Romanus salut et hostium tam visibilium, quam invisibilium coelitus, ac inimi rum crucis victoriam gloriosam et post Imperii terreni sceptra l gaeva, ac felicissima gaudia regni coelestis ineffabilia, vel aliter

lutem, et Romani Imperii monarchiam feliciter gubernare. Das ist wohl genug.

9.

Die Zeit, da der kleine Heinrich nach Teutschland kam, wird von den Schriftstellern verschieden angegeben. Daran ist indeß wenig gelegen. Aber auch die Zeit seiner Geburt ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Nur das Eine leidet keinen Zweifel, daß er schon geboren war, als sein Vater, 1212, Sicilien verließ. Ich nehme 1211 an.

10.

Das Schreiben, etwa ein Vierteljahr später erlassen, bei Raynald. l. c. §. 12 ff.

11.

. . . pro licentiandis principibus, saget Friedrich, juxta morem Imperii. — Fridericus — a Principibus licentia accepta Romam proficiscitur, heißt es bei Godefrid. Mon. ad a. 1220.

12.

Raynald. l. c. §. 13. Die letzten Worte: institimus apud eos, quod si vellent hoc gratum ac ratum nos habere, quilibet scriptum suum proprio sigillo munitum conficeret, vel electionem ipsam vestra Sanctitas acceptaret.

13.

Z. B. wegen des Sänger-Krieges auf der Wartburg, der freilich nur im Gesange Statt gefunden hat, und deßwegen den Sängern überlassen bleiben muß.

14.

Vergl. oben S. 172.

15.

In conspectu clementiae vestrae inficiari nec possumus nec debemus, quin erga promotionem unici filii nostri, tanquam qui ipsum paternis affectibus non possumus non amare, laboravimus hactenus juxta posse, quod equidem nequivimus obtinere.

16.

Guden. Codex diplomat. I, pag. 469.

17.

Item Homines, quocunque genere servitutis Ipsis (Principibus ecclesiasticis nostris) attinentes, quacunque causa ab eorum obsequiis alienaverint, in nostris Civitatibus non recipiemus in eorum prejudicium rel.

18.

Et quia Gladius Materialis constitutus est in subsidium gladii spiritalis . . .

19.

. . . quod — nobis pro viribus suis efficaciter assistant. Alſo haben ſie wenigſtens nicht verſprochen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und die weltliche Macht bleibet im Nachtheile.

20.

Es ſind die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Cöln und Magdeburg; die Biſchöfe von Metz, Bamberg, Regensburg, Eichſtädt, Worms, Utrecht, Münſter, Lüttich, Naumburg, Baſel und Havelberg. Hinzu geſetzt iſt das Gewöhnliche: et alii quam plures.

21.

Das Schreiben iſt, nach Raumer, vom 13. Julis 1220.

22.

Chronic. Ursperg. ſaget ad a. 1220. Filium suum Henricum — nutriendum et gubernandum commisit Cunrado de Tanne, pincernae et ministeriali suo in Castro Vuintersteten. Und ad a. 1225, Ludeuuicus dux Bauariorum, curator regis Heinrici in rebus tam propriis, quam imperialibus in Alemannia efficitur. — Die Gesta Trevirens. Archiepiscoporum: In tutelam regni successit Engilberto (dem Erzbiſchofe von Cöln) Ludovicus dux Bavariorum. — Conradus de Fabaria de casib. monast. S. Galli nennet den Dux Noricorum, cujus consilio res Imperii per id temporis (1226) disponebantur. Den Biſchof von Würzburg nennet das fragment. incert. autor. bei Urstisius; Ottonis tutelae deputatus fuerat Henricus, fil. Imp. Eine klare Einſicht in die Verhältniſſe iſt daher nicht zu gewinnen.

23.

Schreiben des Papſtes ad Nicolaum Episc. Tusculanum und Altrinum Subdiaconum, — ſeine Abgeordneten — Raynald. ad a. 1220, §. 19 —: . . . vobis mandamus, quatenus efficaciter studeatis, ut capitularia, quae vobis mittimus praesentibus interclusa — — sub nomine regio in leges publicas redigantur, nobisque mittantur regiae bullae roborata munimine, in die coronationis sub imperiali nomine in basilica Apostolorum solemniter publicanda.

24.

Wegen des Krönungstages ſtimmen nicht alle Schriftſteller überein; die Meiſten jedoch ſagen in die, oder in festo beatae Caeciliae, und

das Zeugniß des Papstes selbst — Raynald. l. c. §. 21 — ist entscheidend: Dominica ante adventum Domini proxima. Dieser letzte Sonntag vor Advent war das Cäcilien-Fest, 22. Novbr.

25.

S. Edictum de terrae Comitissae Mathildis in Baluzii Miscellan. Lib. I, pag. 448. Die Urkunde ist Datum in castris apud S. Leonem VIII. Kal. Octobr. In derselben sind auch die früher angeführten Fürsten genannt, die sich bei dem Kaiser befanden.

26.

Sie finden sich, in eine Urkunde zusammen gefasset, im Corpus jur. hinter den Libris feudorum.

27.

Ich habe diese Form der Kürze wegen gewählet; in der Urkunde spricht der Kaiser natürlich stets in der ersten Person: irritamus et irrita nuntiamus. Und alsdann weiter: mandamus aboleri; praecipimus; decernimus u. s. w.

28.

Namentlich führet das Edict auf Gazaros, Patarenos, Leonistas, Speronistas, Arnaldistas, Circumcisos, aber mit dem Zusatze, et omnes haereticos utriusque sexus, quocunque nomine censeantur.

29.

. . . salvo jure domini principalis.

30.

. . . libere hospitentur ubi voluerint, heißet wohl nicht: ein jeder Hausvater soll verpflichtet sein, sie aufzunehmen, sondern ein jeder Ort soll dafür sorgen, daß sie ein Unterkommen finden.

31.

. . . ad hospitem nihil perveniat.

32.

. . . dum villis insident, dum agros colunt.

33.

Eine teutsche Uebersetzung, oder vielmehr eine Erweiterung dieser Verordnungen in teutscher Sprache, ungewiß aus welcher Zeit: Neue Sammlung der Reichs-Abschiede, I, S. 27. Vergl. Emminghaus Corpus Juris Germanici academicum I, S. 11.

34.

. . . tanquam in aeternum valituras.

Drittes Capitel.

1.

Godefrid. Mon. ad a. 1222. VIII. Id. Maii. Eben ſo Aegidius Aureae vallis Religiosus in gestis Pontificium Leodiens.

2.

S. die Urkunden, welche von Boehmer, S. 196 ff. verzeichnet und nachgewieſen worden ſind.

3.

Ja, vielleicht noch überall, wo man mit Teutſchen zu kämpfen gehabt hatte. Es ſind die Beweiſe gegeben worden, daß die alte Furcht vor dem furor teutonicus ſich noch immer geltend machte, wie in Italien, ſo in Frankreich.

4.

Deſſen Mutter die Kaiſerin Conſtantia war, Friedrich's II. Gemahlin, die Mutter des jungen Königes Heinrich.

5.

Caſimir der Gerechte ſtarb im J. 1197.

6.

Im J. 1206.

7.

Wegen dieſen Bemerkungen über Polen, Pommern und Preuſſen: Voigt, Geſchichte Preuſſens, Band I.

8.

Daniel, 2, 31.

9.

Daß der Graf Heinrich den Anſchlag auszuführen vermochte, iſt ja wohl ein Beweis für eine gute Vorbereitung. Der Gedanke kann ihm alſo gewiß nicht plötzlich auf der Inſel Lyoe, ſondern er hatte denſelben ſchon gefaſſet, ehe er zu Schiffe nach Dänemark ging.

10.

Nach dem Schreiben des Papſtes Honorius an den Erzbiſchof von Cöln — bei Raynald. ad a. 1223, §. 24, pag. 301 — wurde der König auch impie verwundet; indeß, wenn dieſe Angabe auch richtig wäre, gewiß nur zufällig.

11.

Der Graf Heinrich hatte ſelbſt kein Schloß und keine Burg in ſeinem Beſitze, und der Graf von Danneberg war ſein Verwandter und Freund. Albert. Stad. ſchreibet Danneburg. Nach Einigen ſollen die

Gefangenen ſpäterhin nach Schwerin gebracht worden ſein, als der Graf Heinrich wieder zu dem Beſitze gekommen war.

12.

Es war Schade, daß dem Grafen Heinrich nicht ein Heer von etwa 20000 Mann zu Gebote ſtand. In dieſem Falle hätte er das Schiffklein von Lyoe wohl nicht beſtiegen, ſondern er hätte eine gewöhnliche Fehde begonnen. Und wäre ihm in einer ſolchen Fehde der König in die Hände gefallen, wie ſpäter der Graf von Orlamünde: Niemand würde es ihm verdacht haben, ſein Glück geltend zu machen. Nun aber war er der Schwächere; nun war er hülflos — —

13.

Vor Hamburg waren zwei Burgen, castra, erbauet, die eine unterhalb, die andere oberhalb der Stadt. Albert. Stad. ad a. 1216; und der Graf Albert von Orlamünde, deſſen ſogleich gedacht wird, hatte zu Lübeck in einer ſtarken Burg ſeinen Sitz.

14.

Es iſt der, Anmerk. 10, ſchon angeführte Brief.

15.

Regnum Daciae specialiter ad Romanam spectat ecclesiam, et ad specialis ditionis indicium ei esse noscitur censuale.

16.

Und Godefrid. Monach. ad a. 1223 ſaget: ubi, zu Nordhauſen, ab Engilberto Coloniensi Archiepiscopo pro absolutione Regis Daniae multum laboratum fuit.

17.

Orig. Guelf. IV, pag. 100. — qui Rex — — multa de bonis Imperii occupavit, ad nos et Imperium respectum, quem debuit, non habendo. Unde cum ad recuperationem bonorum Imperii totis viribus et affectibus anhelemus, ut ipsa possimus ad imperium revocare, rel. Aber er verſchweiget, der Kaiſer, daß er die Occupation ja ſelbſt mit Brief und Siegel ſanctionirt hatte!

18.

. . . quod ipse rex et filius ejus ad manus nostras deueniant.

19.

Im J. 1221.

20.

Die Kreuzträger waren, wie kaum in Erinnerung gebracht werden darf, von Damiette aus vorwärts gezogen, um Aegypten, um wenigſtens

Unter-Aegypten in ihre Gewalt zu bringen. Der Sultan in Aegypten aber hatte ſie beſieget, nicht mit den Waffen, ſondern dadurch, daß er das Land unter Waſſer ſetzen ließ. In dieſer Noth mußten die Chriſten einen Waffenſtillſtand auf Bedingungen eingehen, welche der Sultan vorzuſchreiben für gut fand. Für die Erfüllung dieſer Bedingung mußten Geiſſeln geſtellet werden. Der Meiſter vom teutſchen Hauſe in Jeruſalem (Magister de domo Teutonica in Jerusalem), Hermann von Salza, war unter dieſen Geiſſeln. Er aber, Hermann, erhielt ſeine Freiheit bald wieder, weil er und der Meiſter der Templer auserkohren wurden, dem Sultan die Feſte Damiette zu übergeben, dieſe Stadt, deren Eroberung ſo große Arbeit und ſo vieles Blut gekoſtet hatte.

21.

Godefrid. Mon. ad a. 1224, ſaget: Hermannus Magister hospitalis Teutonicorum missus fuerat ab Imperatore in Teutoniam causa reconciliationis et compositionis — nämlich der Sache zwiſchen Waldemar und Heinrich. Aber Hermann's Zweck war, Hülfe für die Chriſten im Morgenlande zu erhalten, und zu dieſem Zwecke ſollte auch jene reconciliatio et compositio nur Mittel ſein.

22.

Origin. Guelf. IV, pag. 85 Praefat.

23.

Rex terram Transalpinam integraliter restituet Imperio, u. ſ. w. — Item Dominus Rex accipiet Regnum Dacie de manu Imperii et ei homagium faciet, secundum quod alii Principes facere solent, et fidelitatem bona fide servabit.

24.

In festo nativitatis Beate Virginis proxime venturo (8. September's) Dominus Rex Romanorum et Principes imperii Bardewic curiam celebrabunt ad ea diffinienda, que superius dicta sunt. Auch ſollte der König zu Bardewik die Freiheit erhalten, wenn er die feſtgeſetzten Bedingungen erfüllte. Uebrigens erſcheinen unter Denen, welche den Vertrag unterſchrieben haben, der Graf Albert von Orlamünde, der Graf Heinrich von Schwerin und auch der Graf Heinrich von Danneberg mit ſeinen zwei Söhnen; und dieſe Söhne machen es, neben anderen, nahe liegenden Gründen, wahrſcheinlich, daß die Unterzeichnung zu Danneberg erfolget ſei.

25.

Auf dieſe Weiſe kann, wie mir ſcheinet, die angeführte Urkunde mit

n Angaben von Godefridus Monachus l. c. vereiniget werden, für de- n Richtigkeit im Ganzen die Ereigniſſe zeugen. In der Urkunde nämlich ißt es: Item Rex dabit pro redemptione sua *quadraginta* millia arcarum argenti Comiti Henrico, *que presentabuntur Imperio et rincipibus.* Alſo ſoll der Graf Heinrich zwar das Geld in Empfang hmen, aber er ſoll es nicht behalten. Von weiteren Geldzahlungen iſt cht die Rede; vielmehr iſt in dem folgenden Satz ausgeſprochen, daß, enn 20000 Mark bezahlet ſind, Rex ipse et filius suus simul egre- antur. Dagegen ſaget nun Godefridus, offenbar von der Curia zu arbewik ſprechend, wenn er gleich dieſen Namen nicht hat: Herimanno on Salza) mediante ad hoc inductus est idem Rex (Waldemar), ut tam terram quam Imperio abstulerat, reddere et coronam de manu peratoris (in der Urkunde ſtehet de manu Imperii) suscipere, insuper ntum *millia* marcarum pro absolutione sua dare promitteret. Wo- r nun dieſe Abweichung? Beruhet ſie bloß auf einem Irrthume des önches Godefrid, oder lag hier Etwas Neues vor? Das Erſte iſt cht möglich, weil nicht zu begreifen wäre, was nun weiter erzählet ird, nämlich warum der Graf von Orlamünde, der mit dem Löſe- ld angekommen war, den Vertrag verwirft und die Verſammlung rläſſet. Quod cum acceptarent Principes qui cum Rege praesentes derant — und das ſind, denke ich, die teutſchen Fürſten, welche mit m jungen Könige Heinrich anweſend waren —, Albertus Comes de orlemunde — — et Barones Daciae hanc compositionem reproban- s, et ea quae promissa erant cassantes, rel. Alſo iſt klar, Albert örte, am 8. Sept., etwas Anderes, als in dem Vertrage vom 4. uli's ſtand, der er ja ſelbſt unterzeichnet hatte. Er hörte eine neue orderung, die ſeinen Zorn reizte. Die Frage kann daher nur ſein, was r der Steigerung bewogen haben mochte? Und die Antwort, welche uf dieſe Frage im Texte gegeben worden iſt, ſcheinet, wie durch die age der Dinge, ſo durch den zweiten Vertrag, von welchem ſogleich ie Rede ſein wird, gerechtfertiget zu werden.

26.

Das verſtehet ſich jetzt von ſelbſt. Aber es ſagt auch Godefrid. Mon. l. c. und er ſelbſt, der Graf Albert, ſagt es in einem Schreiben n den Papſt, welches ſich in Orig. Guelf. IV, pag. 101 findet . . . go ratione sanguinis injuriam ejus (Waldemar's) meam reputans, ab- olutionem ejus procuravi (durch den Vertrag vom 4. des Julius) ce- eriter, ne mora traheret ad se periculum et jacturam: postmodum

(zu Bardewik) excogitans, quod expediret reipublicae, ne remai crimina impunita, volebam vindicare, quod factum fuerat frauc ter; cum nemini patrocinari debeant fraus et dolus. Und auc letzten Worte ſcheinen darauf hin zu weiſen, daß Albert dem Grafen rich keine Belohnung habe bewilligen wollen, und daß mithin au ſolche Belohnung angetragen ſein muß.

27.

Terram etiam illam, quam Comes Albertus de Orlamu Rege (Waldemar) in pheudo tenuit, et alia bona, quae in terra Regi vacabant, dictus Comes Albert in pheudo ab I recipiet rel.

28.

Seit dem J. 1110.

29.

Godefrid. Mon. erzählet ad a. 1225 die Ermordung des Erz fes Engelbert. Alsdann: cujus morte audita Heinricus Com Scuirinh promissum in resignatione Regis Daciae cassat, et diante compositione et acceptis obsidibus et copiosa pecunia R absoluit, et absolutum permittit ad propria remeare. Godefrid alſo gar wohl, daß Heinrich jetzt den König auf eigene Fauſt u eigenem Vortheile, ohne die Theilnahme des Reiches, in Freiheit er kannte aber die Urkunde nicht, die forma compositionis factae liberatione Regum Daciae — Origin. Guelf. IV. pag. 87 Prae

30.

. . . omnes terras — praeter Rugiam Imperio *dimittere* d Der Ausdruck zeiget die Lage der Dinge. Das Reich war nicht treten; es konnte die Länder nicht übernehmen. Reddere oder restit hätte in neue Schwierigkeiten verwickelt. Vor der Hand mußten die ſten, die frei geworden waren von der däniſchen Herrſchaft, ſich ſelb helfen ſuchen.

31.

Lubecenses, Hamburgenses et ceteri terre hujus mercat eo jure et libertate fruentur, qua usi fuerant ante captivit Regis.

32.

Band XI, S. 435 ff.

33.

Bei Westphalen, Monum. inedita rr. German. I.

34.

Bekanntlich wurden die Segnungen und Vortheile, welche die Päpste ſprünglich an das Kreuz geknüpfet hatten, als daſſelbe lediglich zur freiung des heiligen Grabes empfangen wurde, nicht vermindert, als , die Päpſte, das Kreuz verkündigen ließen gegen Ketzer und Heiden, e die Albigenſer und die Preuſſen.

35.

Die Verbrüderung zum Kriegsdienſte Chriſti (fratres militiae Chri-) von Dobrin.

36.

Dieſes iſt ohne Zweifel der Sinn der Worte in der kaiſerlichen Urkun: : Wir bewilligen und beſtätigen eidem magistro — — terram quam partibus Prussie — — conquiret, velut vetus et debitum jus perii.

37.

So gewiß, als es ſchon jetzt dazu gehörte: terra ipsa sub monar- ia imperii est contenta. Natürlich; orbis terrarum war ja die alte bſchaft.

38.

Hermann Balk war mit den Geſchäften betrauet, welche ſpäterhin n Landmeiſter des Ordens oblagen; er aber führte dieſen Namen noch cht. Er war Preceptor domus Teutonice in Pruscia; Ordinis in ussia Provisor; Procurator in Polonia fratrum hospitalis S. Marie heutonicorum. Mit einem Worte, man hatte für dieſen Beamten noch nen ſchicklichen Namen gefunden.

39.

Ich verweiſe auf Voigt's Geſchichte Preuſſens, Band II, wo Alles cht aufzufinden, wo jede Nachweiſung gegeben worden iſt.

Viertes Capitel.

1.

Recht geeignet ſind dieſe Benennungen nicht; ich weiß aber keine ſſeren zu finden. Darum rechte ich mit Niemandem, der ſie verwirft. m Verſtändniſſe jedoch möchten ſie ausreichen.

2.

Vergl. die Urkunden, von Friedrich ausgeſtellet, welche von Böhmer, . 175 ff., mit den Urkunden von Heinrich ausgeſtellet, welche S. 196 verzeichnet und nachgewieſen worden ſind.

3.

Die Urkunden ſind nachgewieſen von Böhmer, S. 200, Nr. 367 S. 185, Nr. 3415; S. 183, Nrr. 3391 und 3389. Zweier d ſelben wird noch gedacht werden.

4.

Guden. Cod. diplom. I, pag. 510, Nr. 201: utrum civitas que, vel oppidum in Regno nostro constitutum, Communiones, C stitutiones, Colligationes, seu Conjurationes aliquas, quibuscun nominibus appellentur, facere possent, vel ordinare. Später kom in der Urkunde dieſe Namen noch einmal vor; aber die Constitutio fehlen, und dagegen erſcheinen Confederationes.

5.

Et quod Nos, sine *Domini* assensu, Civitatibus seu Opidi Regno nostro constitutis auctoritatem faciendi Communiones — — non poteramus, nec debebamus impartiri, et quod Dominis civitatu opidorum sine *Nostre Majestatis* assensu similia in suis civitati facere non licebat. Nimmt man an, der *Dominus* ſei der Kaiſer: iſt allerdings auffallend, daß das Wort ſo kahl daſteht; auch ſch das Wechſel-Verhältniß zwiſchen dem Dominus und ſeiner, des Kön Majeſtät, das bei der zweiten Annahme Statt finden würde, entge zu ſtehen. Entſcheidet man hingegen für die Vaſſallen, ſo iſt auffall daß nicht der Pluralis geſetzet worden iſt, Dominorum, da ja civita und opida erſcheinen, und auch nachher domini auftreten. Indeß mö was unten, S. 407 ff. entwickelt wird, und was in den Anmerkk. 25 vorkommt, beweiſen, daß die letzte Meinung die richtige iſt.

6.

Die Zeit, da dieſes Bündniß abgeſchloſſen ward, iſt freilich ni mit Sicherheit zu beſtimmen. Martene und Durand haben die Urkun in welcher Friedrich daſſelbe bekannt macht, zwei Male, vollkomm gleichlautend, abdrucken laſſen. Ampliss. Collectio I, col. 1183 u I, col. 1195. Das erſte Mal iſt ſie unterſchrieben: Actum *Cathana* a. Incarn. dominicae 1223 *mense Novembri*; das andere Mal: Actu *Cathen.* anno Incarn. domin. 1224 *mense Novembri*. Offenbar hab wir alſo nicht zwei Urkunden, ſondern nur eine, und ein Fehler in d Jahreszahl hat zu dem doppelten Abdrucke die Veranlaſſung gegeben. Z dem erſten Abdrucke wird in einer Note bemerket: Eandem iisdem verbi confoederationem cum Ludovico rege inivit Henricus Rex Romano rum — — *apud Tridentum* anno 1226 *III. Idus Junii*; zu de

zweiten Abdrucke heißt es in einer Note: Similem confoederationem anno 1227 (also zum dritten Male) cum S. Ludovico renovavit idem Fridericus. Dat. Melfiae. Similem et Henricus rex Romanorum — *Tridenti* — — anno 1227 *tertio Idus Junii* (also wiederum dasselbe Datum). Da nun aber der König Heinrich im Juni des Jahres 1226, wie bald erzählet werden soll, zu Trident war, und schwerlich wiederum im Juni 1227: so kommt mir vor, daß das J. 1226 wenigstens für den Vertrag zwischen Heinrich und Ludwig VIII. angenommen werden müsse. Es fraget sich daher nur noch, in welches Jahr der Monat November gehöret, in welchem der Kaiser seine Urkunde ausgestellet hat, und ich möchte glauben in dasselbe Jahr 1226. Denn zuerst ist der Vertrag mit dem Könige Heinrich ohne Zweifel dem Vertrage mit dem Kaiser voraus gegangen, weil dieser jenen überflüssig gemacht haben würde; und zweitens starb Ludwig VIII. den 8. November's 1226, also um dieselbe Zeit, da Friedrich die Urkunde bekannt machte. Eben deßwegen mag denn auch die Erneuerung des Bündnisses mit Ludwig IX. — Melfiae — für nöthig gehalten worden sein.

7.

Nach Conradus de Fabaria, cap. 15, wollte Heinrich sich einst von seiner Gemahlin scheiden lassen, quia filiam regis Boemiae desponsaverat. Der Abt von St. Gallen jedoch brachte ihn zurück.

8.

Isabella war wenigstens die jüngste von Heinrich's III. Schwestern.

9.

Godefrid. Monach. ad a. 1225.

10.

Agnes wird die österreichische Fürstin von Urspergensis genannt, und die Vermählung setzet derselbe schon in das Jahr 1223.

11.

. . . pater nostrae patriae nennet ihn Godefridus, nach welchem hier zunächst erzählet wird. Diese patria ist aber Teutschland keineswegs.

12.

. . . castrum Turinh super Mosellan situm, latibulum praedonum. Ich weiß nicht, wie dieses Castrum, Falls es noch vorhanden ist, jetzt heißet.

13.

Comes non ferens frenum suae tyrannidis, mortem Archiepiscopi

machinatur, ad hoc etiam, ut dicitur, a multis nobilibus, quorum superbiam fortissimus praesul contriuerat, animatus.

14.

Sueline.

15.

Indem Urspergensis — pag. 335 — dieſes Mordes gedenkt, ſetzt er hinzu: Dicebant enim quidam pessimi, faciam scelera, quia per susceptionem crucis innoxius ero. Zu ſolchen Verirrungen führten dieſe heiligen Unternehmungen. So gräßlich wurde das Wort der Prieſter mißverſtanden.

16.

Godefrid. Monach.: paruus seruulus solus cadauer Domini custodivit.

17.

Derſelbe Godefrid — ad a. 1226 — nennet dieſen miles Balschus. In den gestis Trevirens. Archiepp. und ſonſt erſcheinet der Name Balduin.

18.

Godefrid. Pro justitia triumphalem martyrii lauream meruit.

19.

Chron. Ursperg. ad a. 1225. Ludeuuicus dux Bauuariorum, curator regis Heinrici in rebus tam propriis, quam imperialibus in Alemannia efficitur. Das iſt Alles.

20.

Ja er ſtellte Jeruſalem vor Sicilien; denn er nannte ſich Kaiſer der Römer, König von Jeruſalem und Sicilien.

21.

So wenigſtens in Teutſchland. Godefridus: Imperator — curiam Cremonae indicit, pro statu Imperii reformando, et negotiis sanctae terrae.

22.

. . . in eorum discessu Tridentum civitas casuali incendio concrematur, ſaget Godefridus. Muratori, auf welchen ich übrigens wegen der Vorgänge in Italien auch hier verweiſe, ſaget zwar auch — Annali VII, pag. 186, der Brand ſei accidentalmente entſtanden; aber er ſagt auch: Arrigo — — se ne tornò indietro, con lasciar nondimeno in Trento una trista memoria della sua venuta; und dieſe Worte ſcheinen faſt anzudeuten, als habe er nicht recht an den Zufall geglaubet.

23.

In dieſem Capitel, S. 392.

24.

Rymer's Acta publica — Ausgabe von Georg Holmes, Grafen. Haag 1739, Tom. I, Part. I. pag. 100 — finden ſich drei Briefe Heinrich's III., der erſte iſt an den Herzog von Baiern gerichtet, der andere an den König Heinrich ſelbſt, der dritte an den Erzbiſchof von Cöln; alle drei: apud Westmonasterium, 13. die Aprilis, anno Regni nostri 11 (1227). Der Inhalt der beiden erſten iſt faſt ganz gleich; der dritte enthält noch andere Dinge. Im erſten heißt es: transmissum ad nos, ex parte Romanorum Regis illustris *et vestra*, Magistrum Conradum Praepositum Spirensem cum gaudio suscepimus et audivimus diligenter, et ecce! dilectionem vestram, quae de foederatione inter *Imperium* et nos jungenda laborare voluit, gratiarum actione prosequimur. Im dem anderen: transmissum, ex parte vestra virum providum et discretum Magistrum Conradum rel.

25.

Der Königes Urkunde findet ſich Orig. Guelf. V, pag. 22. Des Kaiſers Beſtätigung, bei Schannat Histor. Episc. Wormat. Cod. Probat. pag. 111: Datum apud Utinum, a. 1232, Mense Maii.

26.

Universis *Imperii* fidelibus — gratiam. Aber auch in den Briefen Heinrich's III. von England, deren ſo eben, Anmerk. 24., gedacht worden iſt, wird das Reich, in welchem der junge Heinrich König war, alſo Teutſchland, Imperium genannt.

27.

Talibus beneficiis — es mag ungewiß bleiben, in welchem Sinne dieſes Wort zu nehmen; wahrſcheinlich in dem allgemeinen und gewöhnlichen dilectos nostros honorabiles Principes. *majestas* decrevit *regia* prevenire. salvis rel.

28.

. . . quod nullum novum castrum vel civitatem in prejudicium principum construere debeamus. In des Kaiſers Friedrich Beſtätigungs-Urkunde heißt es: quatenus nullum castrum, vel civitas in fundis Ecclesiarum — — per nos, vel quemquam alium sub praetextu quolibet construatur.

29.

Centegravii recipiant centas a domino terrae, vel ab eo, qui per dominum terrae fuerat infeodatus.

18.

Sie nannten dieſe Bündniſſe gern consorcia sanctae pacis.

19.

Guden. Cod. Diplom. pag. 493. Volumus etiam, Confederationes, sive Juramenta, quibus se Civitates Maguntia — — — in prejudicium Ecclesie Maguntine invicem obligarunt, rescindi penitus et irritum revocari.

20.

Im vorhergehenden Capitel.

21.

Cives qui Phalburgare dicuntur penitus deponantur. — Cives qui Falburger dicuntur, penitus ejiciantur. Der erſte Satz iſt aus der angeführten Urkunde des Königes Heinrich in den Orig. Guelf.; der andere aus des Kaiſers Friedrich Beſtätigung, von welcher ſogleich die Rede ſein wird, bei Schannat, Hist. Episc. Worm. Cod. Probat. p. 112.

22.

Angeblich nämlich. Es iſt die Urkunde gemeinet, welche Schannat l. c. pag. 110, No. 120 hat. Friedrich nennt dieſelbe: haec nostra constitutio seu sanctio.

23.

Prächtig: Imperatoriam condecet Majestatem eos per quos cepit — ich denke potestatis plenitudinem, die vorher erſchienen iſt —, et in quibus consistit nostrae gloriae Celsitudo — — non solum in suis antiquis juribus tueri et fovere. Imo quantum Aequitas sinit et permittit ratio, novis et honestis tam juris quam gratiae muneribus decenter et honorabiliter decorare.

24.

. . . partibus Alamanniae adeo in usum sunt redactae quaedam consuetudines detestandae, ut boni speciem praeferentes, iniquitatem quodam falso pallient velamento quibus rel.

25.

. . . libertates et dona quae — ex dono nostri culminis — possident . . .

26.

. . . cujuslibet Artificii confraternitates seu societates.

27.

. . . praesentem — — bulla aurea Typario nostrae Majestatis

impressa jussimus communiri. Bald wird dieſes Typarium gebraucht, bald ein Sigillum; Beide mit der goldenen Bulle. Welcher Unterſchied zwiſchen beiden Siegeln geweſen, und ob ein beſtimmter Unterſchied geweſen, iſt mir unbekannt.

28.

Man hat die Verordnung, vielleicht um ſie weniger auffallend zu machen, bloß auf die biſchöflichen Städte bezogen. Zuerſt aber würde ich die Conſtitution ſelbſt in dieſer Beſchränkung nicht eben weniger unbegreiflich finden; und zweitens ſehe ich nicht recht ein, was zu dieſer Beſchränkung berechtiget. Ich will nicht fragen, was man denn biſchöfliche Städte nennet? ob etwa bloß die Städte, in welchen die Biſchöfe ihren Sitz hatten? oder alle Städte, die zu einer biſchöflichen Kirche gehörten? Aber fragen möchte ich, welche Ausdrücke in der Urkunde dafür zeugen, daß ihre Anordnungen nur auf einige Städte bezogen werden ſollen? Ich finde keine. Alle Ausdrücke ſind allgemein. Die Urkunde ſpricht von consuetudines in Alamannia, quibus Principum Imperii, ohne weiteren Zuſatz, juri detrahitur. Sie will, daß dilecti nostri (des Kaiſers) et Imperii Principes ihrer libertates ſich erfreuen ſollen. Sie ſaget: cassamus *in omni Civitate et Oppido* Alamanniae communia consilia, Magistros Civium seu Rectores u. ſ. w. Sie ſaget: Irritamus et cassamus cujuslibet Artificii confraternitates u. ſ. w. Abermals: in omni Civitate vel oppido. Endlich: cuilibet Civitati vel oppido, si quis in aliqua Civitate . . . Und eine Reihe von Namen weltlicher Fürſten, die ſich als Testes unterſchrieben haben ſollen, ſtehen unter der Urkunde. Mich dünket, dieſe Ausdrücke weiſen keinesweges auf ſ. g. biſchöfliche Städte allein hin. Oder ſollte entſcheidend ſein, daß ein Mal das bene placitum Archiepiscoporum vel Episcoporum gefordert, daß auch geſaget wird: temporibus retroactis ordinatio Civitatum et bonorum omnium quae ab Imperiali Celsitudine conferuntur, ad Archi-Episcopos et Episcopos pertinebat, ja, daß es ſogar heißet: omnia privilegia, Litteras apertas, et clausas, quas vel nostra pietas, vel praedecessorum nostrorum, Archiepiscoporum et Episcoporum super societatibus communibus seu consiliis in praejudicium Principum et Imperii, sive privatae personae dedit, sive cuilibet Civitati — — in irritum revocamus? Das iſt allerdings wunderlich genug, aber ich kann nicht in dieſen Worten finden, daß nur von ſ. g. biſchöflichen Städten die Rede ſei.

29.

Immer z. B. ſtehet ae, wo e geſetzet wird; nostrae Majestatis, an Statt nostre. Schannat jedoch, nach deſſen Abdruck ich citirt habe, iſt überhaupt nicht genau; man findet bei ihm auch in anderen Urkunden dieſe Form durchweg, deßwegen darf nicht mehr, als recht iſt, aus derſelben gefolgert werden.

30.

Wie: libertates et dona, quae — — Principes ex dono nostri Culminis — possident.

31.

Die Sprache erinnert an die Urkunde, welche Friedrich im Jahr 1220 zu Frankfurt ausſtellte. Guden. pag. 469; vergl. oben Anmerk. 15 zum 2. Capitel. Alles aber iſt übertrieben. Ich glaube indeß, man könnte eine ſolche Sprache aus ächten Urkunden Friedrich's zuſammen ſetzen.

32.

Vergl. Böhmer, S. 182, ad Num. 3379. Sie ſoll ausgeſtellet ſein 1) zu Ravenna im Januar 1232; 2) zu Aquileia im April; 3) zu Forum Julii im Mai.

33.

Schon zwei Male — Anmerk. 28 zum vorigen Capitel und eben Anmerk. 20 und 21 — iſt einer Urkunde des Königes Heinrich zum Vortheile der Landes-Herren gegen die Städte gedacht, die von ſeinem Vater, dem Kaiſer, beſtätiget worden. Dieſe Beſtätigung iſt ertheilet apud Utinum in Foro Julii, Mense Maji, 1232. Die kaiſerliche Conſtitution hingegen, von welcher hier die Rede, iſt nach dem Wormſer Codex, bei Schannat, Datum Ravennae, Mense Januar. 1232; nach einem Regensburger Codex, zu Aquileia, im April; nach einem dritten, in Foro Julii, im Mai. S. Böhmer. Alſo iſt jene Beſtätigung ſpäter gegeben, als dieſe Conſtitution, oder wenigſtens gleichzeitig mit derſelben. Aber die Beſtätigung war bei der Conſtitution vollkommen überflüſſig; man begreifet daher nicht, was Friedrich mit ſeiner Beſtätigung gewollt hat, gleichviel ob er dieſelbe ſpäter ertheilet hat, als die Conſtitution, oder gleichzeitig. — In einer anderen Urkunde, welche Schannat, Hist. Episc. Wormat. pag. 369 anführet, ſaget Friedrich: der Biſchof Heinrich von Worms habe ihm in solempni Curia Sybidati klagend vorgeſtellet, quod cum in generali curia Ravennae solempniter celebrata, per solempnem constitutionem nostram — —, consilia, communitates, conjurationes et his similia, quae fuerunt in Civitatibus Ala-

mannlae temere attemptata, duximus omnino cassanda; Cives Wormatienses, postquam ad eos constitutio nostra pervenit, consilium facere, rel., deßwegen beleget er die Bürger von Worms mit der Reichs-Acht, und erkläret sie in die Strafe verfallen, welche die Constitution festgesetzet habe. Diese Urkunde Datum apud Utinum, in Foro Julii 1232, mense Martio. Mag man nun die Constitution, die hier besprochen wird, immerhin, wie in der Urkunde bei Schannat geschiehet, in den Monat Januar und nach Ravenna verlegen: so ist doch kaum möglich, daß die Constitution nicht nur in zwei Monaten nach Worms gekommen, daß die Wormser Bürger, derselben zum Trotz, einen Rath eingesetzet, und eine Domus, quae vocabatur communitatis errichtet, daß der Bischof mit den Bürgern verhandelt, wegen der Vergeblichkeit der Verhandlung seine Klage vor den Kaiser, in curia Sybidati gebracht, und Friedrich, aput Utinum, seinen strengen Befehl gegen Worms erlassen habe. Dem guten Schannat freilich schläget keine Ader; er lässet abdrucken, was er vorfindet, unbekümmert um Aechtes und Unächtes, unbekümmert auch um Zeit und Raum. Der Folgerung aber, daß ja auch diese zweite Urkunde, Worms betreffend, unächt sein müßte, wenn die Constitution unächt wäre, weil sie sich auf dieselbe berufet, will ich keinesweges widersprechen.

34.

Ich erinnere nur an den falschen Isidor.

35.

Im 4. Capitel, S. 391 und dazu die Anmerk. 4 und 5.

36.

Vergleichet man die angeführte Urkunde des Königes Heinrich mit der kaiserlichen Constitution, die hier in Frage stehet, so ergiebt sich, wie mir scheinet, unverkennbar, daß die Letzte das Recht, über die Städte zu gebieten und zu verfügen, welches Heinrich dem Throne, dem König und dem Kaiser zu erhalten gestrebet hatte, und zwar zum Vortheil aller Fürsten des Reiches, diesem Throne zu entreissen beabsichtige, um dasselbe in die Hand der Geistlichen allein zu legen, der Erzbischöfe und der Bischöfe.

37.

Es ist möglich, daß meine Ansicht irrig sei. Aber den Verdacht einer Verfälschung kann ich für keine große Versündigung an den geistlichen Herren halten. In schwierigen und ungewissen Zeiten haben sie in frühern Tagen das Heil der Kirche, nach ihrer Vorstellung, über

Alles geſetzet, und ſich wegen der Mittel zur Förderung deſſelben nicht eben ängſtlich bewieſen; warum hätten ſie jetzt nicht in ähnlicher Weiſe verfahren ſollen? Sie glaubten nichts Schlechtes zu thun, ſondern nur Gutes. Viele Vorurtheile gegen die Bewohner der Städte, dieſer Servi oder Serviles, die in den meiſten Biſchöfen waren, als welche von vornehmer Geburt zu ſein pflegten, verblendeten jetzt vielleicht mehr, als früher, und ſchärften den geiſtlichen Dünkel. Und da der Papſt weltlicher Herr der ewigen Stadt geworden war: warum hätten die Biſchöfe nicht die Herren aller übrigen Städte ſein oder werden ſollen unter dem Papſte?

Sechstes Capitel.

1.

Im VII. Bande dieſes Werkes, hin und wieder.

2.

Woher hätte denn der Kaiſer dieſes Recht gehabt? Jeder Kaiſer übernahm das Reich, wie es geweſen war, zur Verwaltung. Ihm gehörte es nicht erblich; er mußte ſchwören, daß er das Reich und die Rechte des Reiches nicht mindern, ſondern mehren wollte. Was er zu erhalten nicht im Stande war, mochte er thatſächlich fahren laſſen, und die Verantwortung fiel ihm weder vor Gott, noch vor Menſchen zur Laſt. Wie aber könnte ein Kaiſer, der durch Wahl zu ſeiner Würde gelanget war, zu dem Rechte gekommen ſein, die Länder und Leute des Reiches, die Aemter und Würden des Reiches, erblich an erbliche Fürſten hinweg zu geben, und dieſe Fürſten zu Landes-Herren zu erklären? Was würde Heinrich der Dritte geſaget haben, wenn ihm eine ſolche Zumuthung gemacht worden wäre, welcher die Hohenſtaufen, die vielgeprieſenen, nachzugeben nicht das geringſte Bedenken getragen zu haben ſcheinen! Uebrigens folget daraus, daß uns nicht ſolche Fragen in der Geſchichte entgegen treten, keineswegs, daß ſie durch keines Menſchen Kopf gegangen ſeien.

3.

Vergl. Band X. S. 451 ff.

4.

Nämlich, daß wir ja Alle, was wir ſind und haben, durch Gottes Gnade ſind und haben.

5.

S. oben S. 161 in dieſem Bande.

6.

Die Sachen ſind bekannt; die Beweiſe liegen in dieſem Werke. Es nicht nöthig, ſie von Neuem zu geben.

7.

Denn Sachſen war, mit Ausnahme von Thüringen, gewöhnlich au- rhalb des Kreiſes der Verwirrung, und noch unter Heinrich dem Lö- n herrſchte im Allgemeinen gute Ordnung.

8.

Von Weſtfalen wird die Rede ſein in dem folgenden Capitel.

9.

Das Wort iſt wohl von nichts Anderem, als von Gau abzuleiten; r Erwählte war der Gaugraf. Das Wort Gau ward in Sachſen ne Zweifel Go, oder vielmehr, wie noch jetzt, Gou ausgeſprochen. er Sachſen-Spiegel kennet keine Gaue mehr und das Wort nur in ſer Zuſammenſetzung. Die Gloſſe aber — zu Buch III, Art. 52 — tet das Wort von geh (jäh) her, weil der Gograf über jähe Thaten richten habe.

10.

Wie die alten Geſetze wollten, ut pax sit, ut pax restituatur in pulo.

11.

Alles was hier über die Entſtehung und das Weſen des Gogerichtes Oſtfalen bemerket worden iſt, ſcheinet mir aus dem Sachſen-Spiegel rvor zu gehen. Da der Sachſen-Spiegel das Gerichtsweſen nach den uen Verhältniſſen, welche die Landesherrlichkeit erzeuget hatte, ordnen ll, ſo darf man ohne Zweifel annehmen, daß Alles, was er in Hin- ht des Gografen beſtehen läſſet, vorhanden geweſen ſei. Nun finden h aber in Art. 55 und 56 des erſten Buches folgende Beſtimmungen: enn Jemand auf handhafter That von Dieberei oder Raub ergriffen rden iſt, ſo mögen wenigſtens drei Dörfer einen Gografen kieſen, die hat ſchnell zu richten; an der Goſchaft oder Grafſchaft finden keine hen Statt, denn es ſei der Landleute freie Willkühr, daß ſie den Go- afen kieſen zu einer jähen That und zur beſtimmten Zeit. Und im 58. tik. iſt von dem Falle die Rede, daß man auf lange Zeit kieſet. Auch in demſelben Artikel ausgeſprochen, daß das Gografen-Gericht auf- ren müſſe, wenn der Graf zu demſelben komme.

12.

. . . oder des Umstandes, consensu adstantium.

13.

Es findet sich, glaube ich, keine Spur, daß der Bearbeiter oder die Bearbeiter des Sachsenspiegels die alten leges barbarorum oder die Capitularien gekannt hätten. Um so weniger ist eine Bekanntschaft der Grafen und deren Schöffen mit diesen Sammlungen wahrscheinlich.

14.

Natürlich kann ich mich nicht auf die Untersuchung einlassen, ob nicht etwa das Lehen-Recht, welches den zweiten Theil des Sachsenspiegels ausmacht, älter oder jünger sei als das Landrecht, der erste Theil, und wie sich der vetus auctor de Beneficiis zu dem Lehenrecht des Sachsenspiegels verhalte. Es kommt auch wenig darauf an für die Geschichte. Indeß scheinet es keinen Zweifel zu leiden, daß das Landrecht zuerst bearbeitet worden sei für den Sachsenspiegel. Dagegen will ich nicht in Abrede stellen, daß der vetus auctor früher geschrieben haben möge, und vielleicht in Schwaben, gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes.

15.

Schon in der praefatio rhythmica, von welcher sogleich die Rede sein wird, kommt der Ausdruck vor. V. 78:

spigel der Saxen
Sol diz Buch sin genant,
wende Saxen recht is hir an bekant,
Als an einem spiegele de vrouwen
ire antlize beschouwen.

Ich citire übrigens, wenn ich nicht ausdrücklich das Gegentheil sage, nach Homeyers zweiter Ausgabe des Sachsenspiegels. Berlin, 1835.

16.

Wie sehr auch der sogenannte Schwabenspiegel abweichen mag: mich dünket, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser oder Verfertiger desselben den Sachsenspiegel vor sich gehabt habe. Da er, der Schwabenspiegel, zuverlässig jünger ist, als der Sachsenspiegel, so kann er doch die Stücke, die wörtlich mit dem Sachsenspiegel, oder fast wörtlich übereinstimmen, wohl nur aus diesem Rechtsbuch aufgenommen haben, und deswegen darf der Verfasser die Vermuthung nicht übel nehmen, daß er durch den Sachsenspiegel zu seiner Arbeit veranlasset worden sei.

17.

Vergl. Band V, S. 467 ff. —

18.

Praefatio rhythmica, V. 151.

Diz recht ne han ich selve nicht underdacht;
iz haben von aldere an unsich (uns iz?) gebracht
Unse gute vore varen.

19.

Nicht etwa bloß von Karl dem Großen, nein auch von Konstantin m Großen und von Alexander dem Großen: denn ein Großer mußte es im Wenigsten sein.

20.

Und nach Homeyer — Vorrede S. X — hat Nietzsche in der Halschen Allg. Literatur-Zeitung, die mir nicht zur Hand ist, ein Verichniß von 138 Handschriften (und von 48 Ausgaben) geliefert.

21.

Dieses glaube ich, abweichend von allen oder doch den meisten Meingen, aus Gründen, deren Entwickelung hier nicht gegeben werden nn. Von den Handschriften habe ich freilich, außer der Jenaischen, r vier gesehen.

22.

In den bekannten Versen, 261 ff.

Nu danket al gemeine
dem von Valkensteine,
der greve Hoyer ist genant,
daz an diutisch is gewant
diz buch durch sine bete:
Eyke von Repgowe iz tete.

23.

Homeyer hat in der Abhandlung Ueber die Vorreden des Sachnspiegels unwidersprechlich bewiesen, daß die praefatio rhythmica (wegstens) aus zwei Stücken bestehe, welche in verschiedenen Zeiten geschrien worden, und daß das zweite, von V. 97 bis zum Ende, älter sei, s das erste. Form und Inhalt zeugen für diese Behauptung. Aber meyer gibt auch dem ersten Theile der praefatio r. ein solches Alter; er ist geneiget, nicht nur den zweiten, sondern auch den ersten oder ageren Theil dem Eyke von Repgow, den er für den Verfasser des achsenspiegels hält, selbst zuzuschreiben. Zur Begründung seiner Meing führt Homeyer auch Folgendes an: Lappenberg habe eine Handrift der sogenannten sächsischen Chronik beschrieben, welche nach ange-

gebenen Daten zwiſchen 1260 und 1281 zu ſetzen ſei. Dieſelbe enthält gleichfalls in der Vorrede die Verſe:

logene sal uns wesen leit
dat is van repgowe rat.

Man habe aus dieſen Worten geſchloſſen, daß Eyke von Repzow der Verfaſſer der Chronik ſei, und habe ſogar die Chronik die Repkowſche genannt. Er aber, Homeyer, glaube, daß ſich die Worte auf die prefatio rhythmica zum Sachſenſpiegel beziehen, und zwar auf V. 86 bis 88 des erſten, alſo jüngſten Theiles:

is ist ein scentlich rache
Dere neman gutes phlegen sol,
lügenlich achtersprache.

Geſetzet nun aber, es ſei gewiß, was doch wohl nur wahrſcheinlich iſt, daß die erwähnte Handſchrift zwiſchen den Jahren 1260 und 1281 geſetzet werden müſſe: ſind denn die beiden Verſe in der Vorrede eben ſo alt? Wenn aber die Natur der Handſchrift beweiſet, daß die Vorrede zu gleicher Zeit mit der Chronik geſchrieben ſein muß: iſt daraus nicht vielleicht ein anderer Schluß zu ziehen? Mir kommt es nicht wahrſcheinlich vor, daß man ſchon im dreizehenten Jahrhundert einen Mann mit ſeinem bloßen von oder van genannt habe; daß man geſaget habe, dat is van repgowe rat, wie wir etwa ſagen, das iſt von Savigny's Meinung. Saget doch die Vorrede zum Sachſenſpiegel auch, der von Valkenſtein werde Graf Hoyer genannt. Alſo, dächte ich, würde der Poet lieber geſaget haben: dat is her eykes rat, oder is eyke van repgowe rat.

Ich muß geſtehen, mir ſcheinet nur die Vorrede, prologus, ächt von dem erſten Bearbeiter des Rechtsbuches geſchrieben, zu ſein, welche mit den Worten anfängt, des heiligen Geistes minne. Denn diese Vorrede, welche übrigens auch faſt in allen Handſchriften und Ausgaben vorkommt, ſcheinet von einer Gemüthsſtimmung zu zeugen, in welcher ſich ein Mann befinden mußte, der ein ſolches Werk vorhatte: denn ſie iſt ſo gehalten, als wäre ſie in dem Augenblicke geſchrieben, als der Verfaſſer dieſes Werk beginnen wollte. Er bittet, daß die Liebe des heiligen Geiſtes ſeine Sinne ſtärken möge, damit er der Sachſen Recht und Unrecht nach Gottes Hulde und nach der Welt Frommen unterſcheide. Er bekennet, daß er Dieſes allein nicht auszuführen vermöge. Deßwegen bittet er alle gute Menſchen, alle gude lüde, die Recht begehren, zu Hülfe, daß ſie, wenn ihnen irgend Etwas bekannt würde, was ihm an-

gangen wäre, und wovon sein Buch nicht spräche, nach Recht in ihrem Sinn entscheiden mögen. Denn von dem Rechte solle Nichts entfernen, weder Liebe noch Leid, weder Zorn noch Gabe: Gott selbst sei Recht, Got is selve recht. Darum fordert er Alle auf, welchen Gerichte von Gott befohlen sind, sich vorzusehen, und also zu richten, daß Gottes Zorn und Gericht gnädiglich über sie hingehen möge. — Mich dünket, so konnte, ja so mußte ein guter und bescheidener Mann schreiben, der ein Rechtsbuch in die Welt zu senden vorhatte, nach welchem über anderer Menschen Habe, Ehre und Leben entschieden werden sollte.

Ganz anders tritt die gereimte Vorrede auf, nämlich der zweite oder der älteste Theil derselben: denn von dem ersten Theile soll zuletzt ein Wort gesaget werden. Zwar sind in derselben, V. 141 und ff., die Worte des Prologes (des heiligen Geistes minne), gleichfalls in Verse gebracht, enthalten; zwar wird ein Jeder, V. 195 ff., welchem Etwas an dem Buche mißbehaget, noch ein Mal aufgefordert, sich zu besprechen

mit wisen lüten,
de die warheit künnen bedüten,

und dieser Aufforderung wird hinzugefüget:

Ob er an in dan
ein rechtere irvaren kan,
Ich rate ime daz er alebalde
sich daran gehalde.

Aber die erste Stelle beweiset nur, daß der Versler den Prolog vor Augen gehabt habe, und die andere klingt in der That mehr spöttisch, als ernstlich: versuchet es nur, ob ihr etwas Besseres auffinden könnet, als was ich Euch darbiete. Und diese Erklärung ist um so wahrscheinlicher, da der Versler übrigens mit einem so ungemeinen Stolze, mit so großer Zuversicht von der Vortrefflichkeit des Werkes spricht, wie ein Autor unmöglich sprechen kann von seiner Arbeit. Er weiß, daß er einen Schatz hat, und will diesen Schatz — V. 155 — nicht mit sich begraben; er weiß, daß er ein weiser Mann ist, und will darum milde sein, daß er ein reicher Mann ist, und will darum — verstehet sich, mit seinem Buche — den Armen laben. Er saget V. 133:

Sver buzen (wohl buten) mine lere gat,
her sprichet lichte des er laster hat — — —

Er hat große Angst,

daz manich man
diz buche wille meren,
unde beginne recht verkeren.

Er wünſchet, mit einem derben Fluche, Allen, die etwas Falſches in ſein Buch hinein tragen, V. 234, die Meſelsucht, den Ausſatz, an den Hals, ja er macht ihre Schrift zu einer handveste des Teufels,

daz er se habe gewis,
de wile se unverteleget is,

und ſetzet mit frommem Vertrauen hinzu, V. 245:

Sver des tübeles ane ende
wolle wesen, der sende
ime diz orkunde
unde vare zu der helle grunde.

Und nun will ich nur noch an die oben angeführten Verſe erinnern,

Nu danket al gemeine
dem von Valkensteine — —

und an den Anfang dieſes zweiten Theiles der praefatio, V. 97:

Gott hat die sassen wohl bedacht,
sint diz buch is vore bracht
den lüten al gemeine;

und alsdann fragen: ob der Autor, der Verfaſſer oder der Sammler und Bearbeiter des Rechtsbuches dieſe Verſe habe ſchreiben können? Ich antworte mit Zuverſicht, nein. Vielmehr iſt die praefatio rhythmica von einem Freunde, von einem Bewunderer des Rechtsbuches geſchrieben worden, dem Gott die Gabe der Verſelei gegeben hatte, von einem enthuſiaſtiſchen Manne, welcher allen Menſchen die Annahme des Sachſenſpiegels einzureimeln beabſichtigte. Das ſcheinet mir kaum einen Zweifel zu leiden.

Was nun aber endlich den erſten oder jüngſten Theil der Vorrede betrifft, ſo zeugen Versart und Sprache dafür, daß ſie viel jünger ſei, als das Rechtsbuch ſelbſt. Es ſind achtzeilige Stanzen, vierfüßige Jamben, ziemlich regelrecht. Und klingen nicht z. B. folgende Worte hochteutſch und neu, V. 45:

Ja is uns von den argen kunt
ein wort gesprochen lange:
Der vogel singet als ime der munt
gewaczen steit tzu sange?

Ueberhaupt aber iſt wohl von Rechten und von einem Buche die Rede in dieſen Verſen, aber Nichts weiſet auf die Sachſen hin und auf den Spiegel

der Sachsen. Diese Verse könnten recht wohl für einen ganz anderen Zweck gemacht worden sein. Vielleicht für den Richtestig?

Uebrigens mag noch bemerket werden, daß in der Pergament-Handschrift des Sachsenspiegels der Jenaischen Bibliothek, ohne Zweifel aus dem Anfange des 15. Jahrhundertes, nach den gereimten Vorreden zuerst der Abschnitt folget: Nu vornemet umb der Heren geburt; alsdann das Register, hierauf mit der neueren Ueberschrift: Eyn Vorrede, des heiligen Geistes Mynne, weiter: Got der da ist ein begin u. s. w. mit der Glosse, und nun sogleich Capitul. primum.

24.

Nobilis vir (auch comes) Hogerus de Valkenstein und Hecco de Repechowe; zwischen den Jahren 1215 und 1234; Hoyer erscheinet noch 1237 im Anhaltischen. Ludovici, Sachsen-Spiegel; Vorrede §. 10.

25.

Mancher, glaube ich, gäbe lieber die schweizerische Eidgenossenschaft auf, als den Tell und den Gesler; ja er ließe sich wohl nicht gerne den Apfel nehmen. Und würden die Pandecten nicht die Hälfte ihres Werthes verlieren, wenn es Jemandem gelänge, was ich allerdings für möglich halte, sie von dem Namen des Kaisers Justinianus zu befreien? Wenn aber irgend ein Strauß es wagte, der Welt zu versichern, daß er auf seinen geschichtlichen Wanderungen weder die Krippe zu Bethlehem, noch das leere Felsengrab gefunden habe: würde man nicht fürchten, das Christenthum, das lebendig und kräftig die Welt beherrschet und in uns Allen ist, werde auch verschwinden, Falls man es nicht durch die Gegen-Versicherung rette, der Vogel habe den Kopf in den Sand gesteckt, und sehe eben deßwegen nicht, was Jedermann klar vor Augen habe?

26.

Im s. g. Mittel-Alter suchte man alles Bestehende, wie oftmals bemerket worden ist, als lange, wenn es möglich war, als immer gewesen darzustellen; denn die Zeit heiligte. Wir haben, Gott sei Dank, diesen Respect vor der Zeit, als gute Erbschaft von unseren Vätern, treu bewahret, und darum hat auch alles Neue, wenn es nur die Kunst verstehet, sein Leben zu verlängern, die wohl begründete Hoffnung, ein Mal bei unseren Enkeln, welchen wir jene Erbschaft ohne Zweifel getreu überliefern werden, als vollkommen legitim zu gelten. Selbst bei geschichtlichen Forschungen zeiget sich eine Neigung, alle Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft so weit als möglich zurück zu schieben. Der

tificibus manus non offerat; recusatus, opportune importune se non ingerat? Certatim currunt, ut homines fiant Ecclesiae, et participes fiant beneficiorum ejus. Wer aber unter den ſiebenten Schild gehöret, giebt der Sachſenſpiegel nicht an. Dagegen ſaget der Schwabenſpiegel, B. I, cap. 7: den sibenden herschilt hat ein yeglich man der nicht aigen ist und der ein echind ist.

34.

Der Sachſenſpiegel ſaget, man wiſſe nicht an dem ſiebenten Schilde, of he lenrecht oder herschilt hebben moge; der Schwabenſpiegel, niman weis, ob der sibende herschilt lehen mûg haben oder nicht. Ein Paar Zeilen weiter ſcheinet er aber dieſe Bemerkung zu modificiren. Das ſächſiſche Lehenrecht ſaget, ſogleich im Anfange, nach der Jenaiſchen Handſchrift: Alle dy nicht en sint von ritters art von vader unde von elder vater dy sullen lenrechtis darben.

35.

Nachweiſungen für dieſes Folgende ſind unnöthig. Das Regiſter bei Homeyer macht die Auffindung jeder Stelle leicht.

36.

I, 55: Al werlik gerichte hevet begin von kore . . .

37.

Mit den beiden Schwertern wußte man doch, wie es ſcheinet, nicht zurecht zu kommen. Der Sachſenſpiegel ſaget, Gott ließ ſie auf Erden; und damit gut. Die Gloſſe ſetzet erläuternd hinzu: dat ene swert hadde sinte peter, dat het nu de paves, dat andere hadde johannes, dat het nu de keyser. Auf welchen Wegen und Umwegen aber dieſes andere Schwert an den Kaiſer gekommen, kümmert ſie nicht. An einer anderen Stelle leitet der Sachſenſpiegel, ſeine frühere Lehre vergeſſend, das weltliche Schwert von Julius Cäſar her; ſeitdem iſt es an Rom geblieben. Der Schwabenſpiegel — Ausgabe von Berger, Leipzig 1726, S. 5 — iſt mehr im päpſtlichen Syſtem. Nach ihm ließ Gott, als er gen Himmel fuhr, die beiden Schwerter auf Erden zurück und empfahl beide St. Peter. Das Schwert des weltlichen Gerichtes leihet der Papſt dem Kaiſer.

38.

Alles Dieſes nach den drei teutſchen Abdrücken des Sachſenſpiegels bei Ludovici, mit welchen auch die lateiniſche Ueberſetzung übereinſtimmt: nur ſtehet in zwei Abdrücken der Biſchof von Trier zuerſt, und alsdann der Biſchof von Mainz. Die Jenaiſche Handſchrift weichet in Hinſicht

der weltlichen Fürſten ab: under den leyen fursten ist der erste an der kore der palentzgreve vom ryne der andere der marschalk von sachsen. daz ist der herzoge von sachsen. der dritte der kemerer des marcgreve von brandenborg. der schenke des riches der konig von behemen u. ſ. w. Sonderbar, in Homeyer's Ausgabe, nach der Berliner Handschrift v. J. 1369. Die Stelle — III, 57 — iſt offenbar defect; wenigſtens muß ich bekennen, daß ich ſie nicht verſtehe. Sie lautet: Under den leien is die erste an'me kore die palenzgreve von brandenburch die kemerere. Die schenke des rikes die koning von behemen, die ne hevet nene kore, umme dat he nicht düdesch n'is. — Der Schwabenſpiegel — Capp. 29 bis 31 — nennet dieſelben ſieben Fürſten, hat aber auch viele andere Dinge, die Kur betreffend, welche viel jünger ſind. Uebrigens haben wir hier nun auch die Erz-Aemter des Reiches. Diejenigen, welche den Urſprung dieſer Aemter ſchon bei der Krönung Otto's I. zu erblicken gemeinet haben, mögen ein Mal die Erzählung der Vorgänge bei dieſer Krönung — Band VI, S. 405 und die Anmerkung 9. zu dieſer Stelle — wieder anſehen, und ſich die Ereigniſſe ſeit 300 Jahren vor der Seele vorüber gehen laſſen; alsdann, denke ich, muß ſich ergeben, daß es mit jenem Urſprunge Nichts iſt.

39.

Sie lauten: Sint kisen des rikes vorsten alle, papen unde leien. Die to'me ersten an'me kore genant sin, die ne sollen nicht kiesen na iren mutwillen — secundum eorum placitum, hat die lat. Ueberſetzung —, wenne sven die vorsten alle to koninge irwelt, den solen sie aller erst bi namen kiesen.

40.

In dem Brautſchatze der ſchönen Töchter dieſes Königes ſcheinet die Kurwürde geweſen zu ſein.

41.

Dieſer Pfalzgraf zu Rhein jedoch ſoll, nach dem Schwabenſp. Cap. 26, auch vom Könige zum Richter geſetzet werden über der Fürſten Leib, wenn er ſelbſt, der König, Teutſchland verläſſet.

42.

Aus ihnen iſt ſpäter die Reichs-Ritterſchaft entſtanden, ein Mittel-Adel. In der That hatten ſie die größte Urſache, mit der Stellung unzufrieden zu ſein, die man ihnen angewieſen, und eine höhere zu erſtreben.

43.

III, 19. Doch ne mut des rikes dienstman over den scepenbaren vrien man noch ordel vinden noch getâch wesen u. ſ. w.

44.

I, 51. Svelk man von sinen vier anen, dat is von tven eldervaderen unde von tven eldermuderen, unde von vader unde muder unbesculden is an sime rechte, den ne kan neman bescelden an sinr bord.

45.

I, 63. Jewelk man mach kampes weigeren deme, de wers (ſchlechter, das engliſche worse) geboren is denn he. De aver bat (beſſer, adverb.) geboren is, den ne kan die wers geborne nicht verjecgen mit der beteren gebord, of he en anspricht.

46.

III, 72. Dat echte kind unde fri behalt sines vader schilt. — Ja auch der Schöffen-Stuhl war erblich, III, 26.

47.

Und das geſchah der Ehre wegen. III, 45: Doch eret man die vorsten unde die vrien herren mit golde to gevene.

48.

Wenn nicht unter den gemeinen freien Landſaſſen und den Unfreien, doch in den Städten.

49.

Von ſolchen Benennungen, die Theils in den Rechtsbüchern vorkommen, Theils in Urkunden oder in anderen Schriften, mögen Beiſpielsweiſe nur folgende in Erinnerung gebracht werden. Ernſtliche, beſtimmte Verhältniſſe andeutende ſind die Zuſammenſetzungen mit eigen und höri, wie: Eigenhörige, Hofhörige, Leibeigene, Bluteigene, Halseigene; ferner: Beergelden, (welche die Gloſſe zu III, 45 des SSp. für Pachtlude erkläret, und welche hohe Buße und hohes Wehrgeld haben wegen des Grundherrn), Pflichtige (Plechhafte mit Zuſammenſetzungen), Tagewerken; endlich: Siedelinge, Mundlinge, Brotlinge, Brinkſitzer (Brink iſt jetzt in Niederſachen ein Gemeinde-Anger, zur Weide beſtimmt), Sonderleute (weil ſie nicht zur Gemeinde gehören). Scherzhaft wohl ſind die Bezeichnungen: Sonnenkinder (wegen der Arbeitszeit), Wildfänge u. dergl. Verachtend iſt der Ausdruck: Mannhaupt (Manahoubit); denn das Vieh wurde nach Köpfen gezählet: Beſthaupt. Spottweiſe ſind endlich wohl die Namen: Köther, Kothſaſſen (allerdings wohl von Cassatus;

aber das wußte man schwerlich), Wachsbeutel u. dergl. Uebrigens ist es auch ein Zeugniß über die Verhältnisse der Unglücklichen, daß auf den Bildern zum Sachsenspiegel bei B. Kopp (Bilder und Schriften der Vorzeit) die Unfreien so häßlich als möglich dargestellet sind. Wie hätten sie auch schöne Gesichter haben können. Gram und Grimm verstörten vieles Edele, und was noch übrig bleiben mochte, das wurde durch die Mißhandlungen vernichtet, die sie zu erdulden hatten.

50.

Latelûde, Laten, Läten. Ohne Zweifel dasselbe, was die Liten. Die Sage von der Ankunft der Sachsen und von ihrem Verfahren gegen die überwundenen Thüringer, welchen sie, nachdem die doringischen herren geschlagen und vertrieben waren, als zins- und dienstpflichtigen Leuten das Land ließen, diese Sage scheinet, wie die Bildung, so die Deutung des Wortes veranlasset zu haben.

51.

Unter Krummstab ist gut wohnen.

52.

III, 42, §. 2: Nu ne latet jük nicht wunderen dat dit buk so lûttel seget von dienstlûde rechte, went it is so manich valt, dat is nieman to ende komen kan; — — ik kan is nicht besceiden.

53.

Ibid. §. 1. — §. 3. An minen sinnen ne kan ik is nicht upgenemen, na der warheit, dat jeman des anderen sole sin; ok ne hebbe wie's nen orkünde. Und am Schlusse §. 6: Na rechter warheit so hevet egenscap begin von gedvange unde von vengnisse unde von unrechter walt, die man von aldere in unrechte wonheit getogen hevet, unde nu vore recht hebben wel.

54.

Es bleibet dabei: «Nur Eins hat Recht: der Stock, so lange er prügeln kann.»

55.

Sachsenspiegel III, 45, §. 9 und ff. hat Folgendes. «Pfaffenkindern und Unechtgeborenen giebt man zur Buße ein Fuhder Heu, das zwei jährige Ochsen ziehen mögen. Spielleuten und Allen, die sich zu eigen geben, gibt man zur Buße den Schatten eines Mannes. Kämpen und ihren Kindern gibt man zur Buße den Blick eines Schildes gegen die Sonne. Zwei Besen und eine Schere ist deren Buße, die ihr Recht mit Dieberei oder mit Raub oder mit anderen Dingen verwirken.» —

Zu der Buße der (Lohn-) Kämpfer ſetzet die Gloſſe hinzu: dit is dor dat si sic und ere kindere mit dessen snoden ambachte (Gewerbe) genæren, dat si sic to kive geven.

56.

Es kommen Fälle vor, daß 20, 30 und mehr Unfreie von einem Herrn einem anderen überlaſſen wurden.

57.

Nicht nur die Kinder, welche einem freien Manne von einer unfrei geborenen Frau in wahrer Ehe geboren, waren unfrei, ſondern ein freier Mann, welcher, durch Noth und Unglück bezwungen, ein Jahr lang unter Unfreien, in einem Dorfe, von Unfreien bewohnet, verweilte, ward unfrei, dem Herrn des Dorfes eigen. Wie man in Städten den Satz aufſtellte: die Luft macht frei, ſo ſtellten dieſe Vaſſallen den Satz auf: die Luft macht unfrei.

58.

Welche doch durch das Kreuz Alle gleich zu machen verſprachen, zu Kriegern Chriſti.

Siebentes Capitel.

1.

Nämlich nach Norden hin, zur Gewinnung der weitgedehnten Küſten um Jütland, zur Gewinnung der Eilande, zur Vereinigung eines edeln Volkes germaniſches Stammes mit dem teutſchen Reiche, durch welche Vereinigung das Schickſal der Dänen, wie der Teutſchen ſich ganz anders, ſchöner und herrlicher geſtaltet haben würde.

2.

Es iſt kaum nöthig, zu bemerken, daß ich Kindlinger meine und Kopp, Berck und Wigand, zu deren Forſchungen Bernhardt Thierſch in der «Verwemung des Herzoges Heinrich des Reichen von Baiern, Eſſen 1835» einen Commentar geliefert hat.

3.

Die folgende Entwickelung ſtehet, ſoweit ſie den Urſprung der Frei-Gerichte betrifft, auf Beweiſen, welche in dieſem Werke zu anderm Zwecken gegeben worden ſind, und bedarf deswegen keiner neuen Beweiſe; was hingegen über die Fortbildung der Gerichte, die Erweiterung ihrer Macht und die Geſtaltung ihrer inneren Einrichtung, geſaget worden iſt, ſcheinet durch die Geſchichte, die in dieſem Werke Theils erzählet worden

ist, Theils in den folgenden Bänden erzählet werden soll, so wie durch die Natur menschlicher Dinge gerechtfertiget zu werden; Vieles aber, und im Besonderen, was die Entartung der Frei-Gerichte betrifft, könnte, wie ich glaube, auch urkundlich Bewiesen werden. Das Material ist in den Werken der — Anmerk. 2 — genannten Männer zu finden; ja Wigand würde allein ausreichen. Aber es würde ein Buch erforderlich sein, um dieses Material zu Beweisen für meine Entwickelung zu benutzen, und ich kann diesem Gegenstande nur ein Capitel widmen. Deßwegen sehe ich mich genöthiget, auf jene Werke im Allgemeinen zu verweisen und das Urtheil dem verständigen Leser zu überlassen.

4.

Band IV., S. 276.

5.

Wegen des Aufstandes, S. Band V., S. 423 ff.; wegen des Ausganges, Band V., S. 439 ff. Vergl. auch die Anmerk. 23 zum 3. Cap. des eilften Buches, V. S. 503.

6.

In der zuletzt angeführten Anmerkung ist eine Stelle aus Nithardus mitgetheilet, in welcher er, von Frilingis et Lazzibus sprechend, saget: quorum infinita multitudo est, nämlich in Westfalen, wo der Aufstand Statt fand, und zwar unter den Söhnen Ludwig's des Frommen. Als der Aufstand unterdrücket war, wurde *nobiliter* Rache geübet. Nach Prudentius Trecensis wurden 140 Meuterer enthauptet, 14 aufgeknüpfet, und sehr Viele verstümmelt. Aber man findet nicht angegeben, daß die Verhältnisse der Frilinge und der Lassen überhaupt verändert worden wären. Die Menge der Unfreien, die allerdings gegen das Ende des s. g. Mittel-Alters in Westfalen gefunden wird, dürfte größtes Theiles erst in der Zeit zur Unfreiheit hinab gewürdiget sein, da die Fem-Gerichte verdorben und zu Grunde gerichtet wurden.

7.

Wegen der sieben Seelande der Friesen verweise ich auf Wiarda: von den Landtagen der Friesen in den mittleren Zeiten bei Upstalsboom, zweite Ausg. 1818. S. 54 ist die Uebersetzung einer Beschreibung der Seelande, die sich bei dem frisischen Landrechte befindet und aus dem fünfzehenten Jahrhundert stammet, mitgetheilet. Alle Lande sind sorgfältig angegeben; es ist auch hingewiesen auf die Versuche zur Unterdrückung der Freiheit, und zugleich bemerket, welche Lande bis dahin, als der Verfasser schrieb, die Freiheit verloren, und welche sie gerettet

Zu der Buße der (Lohn-) Kämpfer ſetzet die Gloſſe hinzu: dit is der dat si sic und ere kindere mit dessen snoden ambachte (Gewerbe) generen, dat si sic to kive geven.

56.

Es kommen Fälle vor, daß 20, 30 und mehr Unfreie von einem Herrn einem anderen überlaſſen wurden.

57.

Nicht nur die Kinder, welche einem freien Manne von einer unfrei geborenen Frau in wahrer Ehe geboren, waren unfrei, ſondern ein freier Mann, welcher, durch Noth und Unglück bezwungen, ein Jahr lang unter Unfreien, in einem Dorfe, von Unfreien bewohnet, verweilte, ward unfrei, dem Herrn des Dorfes eigen. Wie man in Städten den Satz aufſtellte: die Luft macht frei, ſo ſtellten dieſe Vaſſallen den Satz auf: die Luft macht unfrei.

58.

Welche doch durch das Kreuz Alle gleich zu machen verſprachen, zu Kriegern Chriſti.

Siebentes Capitel.

1.

Nämlich nach Norden hin, zur Gewinnung der weitgedehnten Küſten um Jütland, zur Gewinnung der Eilande, zur Vereinigung eines edlen Volkes germaniſches Stammes mit dem teutſchen Reiche, durch welche Vereinigung das Schickſal der Dänen, wie der Teutſchen ſich ganz anders, ſchöner und herrlicher geſtaltet haben würde.

2.

Es iſt kaum nöthig, zu bemerken, daß ich Kindlinger meine und Kopp, Berck und Wigand, zu deren Forſchungen Bernhardt Thierſch in der «Vervemung des Herzoges Heinrich des Reichen von Baiern, Eſſen 1835» einen Commentar geliefert hat.

3.

Die folgende Entwickelung ſtehet, ſoweit ſie den Urſprung der Frei-Gerichte betrifft, auf Beweiſen, welche in dieſem Werke zu anderen Zwecken gegeben worden ſind, und bedarf deswegen keiner neuen Beweiſe; was hingegen über die Fortbildung der Gerichte, die Erweiterung ihrer Macht und die Geſtaltung ihrer inneren Einrichtung, geſaget worden iſt, ſcheinet durch die Geſchichte, die in dieſem Werke Theils erzählet werden

, Theils in den folgenden Bänden erzählet werden soll, so wie durch e Natur menschlicher Dinge gerechtfertiget zu werden; Vieles aber, und i Besonderen, was die Entartung der Frei-Gerichte betrifft, könnte, wie) glaube, auch urkundlich Bewiesen werden. Das Material ist in den Serken der — Anmerk. 2 — genannten Männer zu finden; ja Wigand ürde allein ausreichen. Aber es würde ein Buch erforderlich sein, um eses Material zu Beweisen für meine Entwickelung zu benutzen, und ich nn diesem Gegenstande nur ein Capitel widmen. Deßwegen sehe ich ich genöthiget, auf jene Werke im Allgemeinen zu verweisen und das theil dem verständigen Leser zu überlassen.

4.

Band IV., S. 276.

5.

Wegen des Aufstandes, S. Band V., S. 423 ff.; wegen des usganges, Band V., S. 439 ff. Vergl. auch die Anmerk. 23 zum Cap. des eilften Buches, V. S. 503.

6.

In der zuletzt angeführten Anmerkung ist eine Stelle aus Nithar- us mitgetheilet, in welcher er, von Frilingis et Lazzibus sprechend, get: quorum infinita multitudo est, nämlich in Westfalen, wo der ufstand Statt fand, und zwar unter den Söhnen Ludwig's des From- en. Als der Aufstand unterdrücket war, wurde *nobiliter* Rache geübet. ach Prudentius Trecensis wurden 140 Meuterer enthauptet, 14 auf- knüpfet, und sehr Viele verstümmelt. Aber man findet nicht angegeben, ß die Verhältnisse der Frilinge und der Lassen überhaupt verändert orden wären. Die Menge der Unfreien, die allerdings gegen das Ende s f. g. Mittel-Alters in Westfalen gefunden wird, dürfte größtes heiles erst in der Zeit zur Unfreiheit hinab gewürdiget sein, da die Fem- erichte verdorben und zu Grunde gerichtet wurden.

7.

Wegen der sieben Seelande der Friesen verweise ich auf Wiarda: on den Landtagen der Friesen in den mittleren Zeiten bei Upstalsboom, veite Ausg. 1818. S. 54 ist die Uebersetzung einer Beschreibung der Seelande, die sich bei dem friesischen Landrechte befindet und aus dem ilfzehenten Jahrhundert stammet, mitgetheilet. Alle Lande sind sorg- ältig angegeben; es ist auch hingewiesen auf die Versuche zur Unter- rückung der Freiheit, und zugleich bemerket, welche Lande bis dahin, ls der Verfasser schrieb, die Freiheit verloren, und welche sie gerettet

haben. Die ſieben Lande aber liegen, nach der neueren Eintheilung, in Nord-Holland, Friesland (mit Drenthe), Oſtfriesland und dem Oldenburgiſchen bis zur Weſer. Hinzugefüget wird: «Stadland, Hadeln und Winderland über der Weſer ſind auch Theile dieſer ſieben Seelande. Dieſe hat der Biſchof von Bremen bezwungen, aber Ditmarſchen iſt noch frei.»

8.

Band XI, S. 397.

9.

Band X, S. 646, Anmerk. 17.

10.

Das mag wenigſtens bewieſen werden. Wigand — das Fem-Gericht Weſtfalens, S. 138, Anmerk. 35 — ſaget: «der Statthalter oder Marſchall von Weſtfalen drücket ſich unter Erzbiſchof Engelbert II. 1272 ſo aus: . . . Omnes Gogravii per totam Westphaliam — — non deberent judicare nisi auctoritate per gladium a Duce recepta: *modo quilibet comes tales Gogravios* instituit.» Wigand erklärt den comes gewiß ganz richtig durch Territorial-Herr. Es iſt nur zu bedauern, daß er die ganze Urkunde nicht mitgetheilet, und keine weitere Nachweiſung gegeben hat, als durch den Beiſatz («Handſchr.»).

11.

Der Grundſatz, wo kein Kläger, da kein Richter, galt in Weſtfalen noch immer. Das darf nicht vergeſſen werden. Wären die Gerichte ex officio eingeſchritten, ſo möchten die Frei-Gerichte nicht aufgekommen ſein.

12.

Die Namen judicia liberorum, sedes liberae, werden nicht ſelten genannt vor den Fem-Gerichten und außerhalb derſelben. Sie bezeichnen Gerichte über Freie; und auch ſie, dieſe Namen, haben beigetragen, die Geſchichte der Fem-Gerichte zu verdunkeln und zu verwirren.

13.

In der zweiten Hälfte des dreizehenten Jahrhundertes kommen Vemnoti, Fem-Genoſſen, urkundlich vor.

14.

Das Wort Fem oder Vem iſt bekanntlich auf ſehr verſchiedene Weiſe erkläret worden. Der neueſte Schriftſteller über die Frei-Gerichte, der mir bekannt geworden, iſt Thierſch, — denn Voigt's Weſtfäliſche Fem-Gerichte in Beziehung auf Preuſſen ſind mir noch nicht zu Geſicht

gekommen — verwirft alle früheren Ableitungen des Wortes — S. 142 —, und macht selbst einen neuen Versuch, welcher schwerlich großen Beifall finden dürfte, mit welchem ich wenigstens nicht zurecht zu kommen weiß. Der Frei-Graf nämlich saß vor einem Tische, auf welchem, wenn das heimliche Ding geheget wurde, ein Schwert lag und ein Strick, aus Weiden gedrehet. Von diesem Weiden-Strang, der Wyt, lateinisch vimen, soll nun, wie Thiersch glaubet, vorvemen, zum Strange verurtheilen, entstanden sein; und dann weiter das Wort Vem, wie Thiersch schreibet. Man müßte also das Wort Vem-Gericht für gleich mit Strang-Gericht nehmen. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß ein Gericht sich selbst, von Vorne herein, ein Strang-Gericht genannt haben sollte; es ist von diesen westfälischen Gerichten um so weniger wahrscheinlich, da sie ja keinesweges immer zum Strange verurtheilten. Und wie ist diese Ableitung mit dem Eide zu vergleichen, den ein Nichtwissender, der unter die Wissenden aufgenommen wurde, knieend, zwei Finger der rechten Hand auf das bloße Schwert und den Strick geleget, dem Frei-Grafen nachsprechen mußte: «Das ich nunmehr will die Feym bewaren, hüten und halten für mich vor Wasser, vor Feuer, vor Sonn, vor Mond — — vor Vatter und Mutter, Schwestern und Brüdern, vor Weib und Kinder — — —?

Ich kann nicht umhin, mich, wie auch Berck — Geschichte der Westfäl. Fem-Gerichte, S. 177 — gethan hat, für das Lateinische *fama* zu erklären. Wie oft diese Annahme auch bestritten und verworfen sein mag: eine Meinung, für welche Leibnitz und Spittler sich entschieden haben, kann nicht ohne gute Gründe sein. Zu den bekannten Gründen erlaube ich noch Folgendes hinzu zu setzen. Man glaubt, das Wort müsse nothwendig ein teutsches Wort sein. Gut. Die Forderung aber verlanget nur, wie Berck richtig bemerket hat, daß das Wort unter den Westfalen im Gebrauche gewesen, keinesweges, daß es teutsches Ursprunges sei. Und warum hätte das Wort fam nicht im Gebrauche sein sollen? Wenn es auch nicht seit jenen Zeiten, in welchen die Römer sich in diesem Lande befanden, hängen geblieben wäre, so hätte es ja wohl durch die Geistlichen in Umlauf kommen können. In die englische Sprache ist es gleichfalls übergegangen, und das englische Fame wird eben so ausgesprochen, als der Name der westfälischen Gerichte, Fehm. Selbst durch den Verkehr Alt-Sachsens mit Neu-Sachsen, selbst durch die Glaubens-Apostel, die aus England nach Utrecht, nach Westfalen kamen, durch den heiligen Willibrod, den heiligen Bonifacius und Andere, könnte es

in Umlauf gekommen ſein. Das Wort infam iſt ja wenigſtens auch den ungebildetſten Menſchen unter uns bekannt. Und ſind denn die Ausdrücke, welche Wigand S. 307, Note 35 anführet, gar Nichts werth, wenn ſie auch erſt in Urkunden aus dem 16. Jahrhunderte gefunden werden: «De ſollen weſen got von Raam ande Faam;» «Von was Famen und Namen ein Miſſethäter iſt;» «over lange Jahre befamt is geweſt?» Und muß in den Verſen, welche Jacob Grimm vor das J. 1300 ſetzt, und in welchen Suſanna zu den Pfaffen, wie Grimm ſich ausdrückt, ſpricht:

mir iſt beſſer herde vele,
dat ich mich der ſchande ſcheme
und lide ane ſchuld de veme,

muß in dieſen Verſen das Wort veme, wie Grimm will, nothwendig entweder Gericht oder Strafe heißen, und wäre Verläumdung nicht ausreichend? Aber es kommt auch, wie im Text bemerket worden iſt, noch eine Spur von Fehm in unſerer Sprache vor, die auf die Ableitung von fama hinzuweiſen ſcheinet. Wir ſagen: abgefeimt; ein abgefeimter Böſewicht, ein abgefeimter Schurke. Mit dieſen Namen aber wird nicht etwa ein Menſch bezeichnet, dem Verbrechen oder Frevel vor Gericht bewieſen ſind, auch nicht ein Menſch, der vom Gerichte verurtheilet worden iſt, ſondern ein Menſch, dem Niemand trauet, einen Menſchen ohne Ehre und Scham, der die öffentliche Achtung verloren hat und allgemein im ſchlechten Rufe ſtehet. Aus fama aber iſt faim, feym, feim entſtanden; ſo findet man das Wort Fem urkundlich geſchrieben. Indeß darf nicht unbemerket bleiben, daß Grimm das Wort abgefeimt herleitet von dem öſterreichiſchen Fahm (Schaum), dem ein hochteutſches Feim entſpreche. Alſo wäre ein abgefeimter Böſewicht ein abgeſchäumter. Menſchen aber, die wir den Abſchaum einer Stadt, eines Volkes, der Menſchheit zu nennen pflegen, ſind, wenn ich nicht irre, gar ſehr verſchieden von den Abgefeimten.

15.

Die Loſungsworte ſind wohl nicht immer dieſelben geweſen, und der Gruß iſt auch wohl abgeändert. Die Urkunde, welche Wigand S. 261 mittheilet, hat an Statt der geheimnißvollen Buchſtaben S. S. G. G. wirklich Strick Stein Gras Grein; auch hat ſie den Gruß. Der Eine leget die rechte Hand auf des Anderen linke Schulter und ſaget ganz unſchuldig: Eck grüt ju lewe Man, wat fange ji hi an; und wenn dann Dieſer ſeine rechte Hand auf die linke Schulter von Jenem leget, und antwortet

Allet Glücke kehre in, wo de Fryenscheppen syn, so ist Alles richtig. Aber die Urkunde, copia Protocolli in conventu feimeiorum capitulari, zu Arnsberg aufgenommen, ist jung, vom J. 1490.

15.

Die Stelle bei Wigand, welche in der Anmerk. 10 angeführet worden ist, gehet weiter: quilibet comes tales Gogravios instituit et *destituit et judicat*, quod facere non possunt, et infringunt jus judicis. Wer hätte geneiget sein können, sich von solchen abhängigen Grafen richten zu lassen? Die Völker suchen sich niemals selbst zu helfen, als wenn die Herrschenden unverständig sind, oder gewaltthätig.

16.

Urkunde bei Thiersch, No. XXIV, S. 123. Es ist ein Schreiben des Freigrafen Bernd Duker vom 31. Januar 1431 an den Kaiser Siegmund. Die Frei-Gerichte behaupteten, es gebe eilf Fem-Fragen «und eins dazu gesetzet," als aus den eilf ersten von selbst hervorgehend. Es waren: Ketzerei, Räuberei, Verrätherei, Dieberei und Hehlerei, Raub und Schändung an Kindbetterinnen, Nothzucht, Meineid, Mord und Mordbrennerei, Fälschung, Beraubung Verstorbener, Beraubung der Kranken und der Boten des Königes und des freien Gerichtes, endlich Weigerung der Verantwortung zu Ehren und Recht. Nun saget der Freigraf Bernd Duker, der große König Karl habe zuerst das heilige heimliche Recht auf vier Stücke gesetzet, der Kaiser Heinrich aber und der Kaiser Friedrich haben, myt eyndracht aller heren der fryenstole und aller fryengreven, die zwölf Punkte bestätiget und fest gesetzet.

17.

Selbst bis nach Preussen.

Achtes Capitel.

1.

. . . in confinio Frisiae et Saxoniae, saget Godefrid. Mon.

2.

Ich habe irgendwo, zur Bezeichnung des Unterschiedes zwischen Sachsen und Friesen, auch von dem rothen Schilde und dem hohen Helme der Sachsen, ich habe auch von einem Hasse gelesen, der zwischen Sachsen und Friesen bestanden habe. Aber der Schild und der Helm waren dem Friesen nicht wegen der Farbe und der Höhe zuwider, sondern weil der freie Mann wußte, daß hinter dem Schilde und unter dem Helm ein Ritter, ein Vassall steckte, der ihn gern zum Hörigen gemacht

hätte. Und der gegenſeitige Haß war kein angeerbteer Volkshaß, ſondern er war die Feindſchaft zwiſchen der Freiheit und dem Lehenthum.

3.

Daß die Stedinger in verſchiedenen politiſchen Verhältniſſen lebten, und keinesweges eine einige Volks-Gemeinde bildeten, ſcheinet mir außer Zweifel. Zuvörderſt findet man keine Spur von gemeinſamen Berathungen und Anſtalten aller Stedinger. Zweitens ſpricht Godefridus ad a. 1234 von mehren ſtedingiſchen Vereinen, populi genannt: Stadingi (ſo ſchreibt er) populi in confinio Frisiae et Saxoniae siti fuerunt; und Albertus Stad. ad a. 1233 ſcheinet Stedingia orientalis als ein beſonders Land zu bezeichnen. Drittens kommen in der, übrigens ſo genauen, Beſchreibung der ſieben frieſiſchen Seelande, von welcher in Anmerk. 7 zum vorigen Capitel die Rede geweſen iſt, durchaus keine Stedinger vor. Nur am Schluß iſt geſaget: „Stadland (Oſterſtade), Hadeln und Wurderland über der Weſer ſind auch Theile dieſer ſieben Seelande.“ Aber dieſe drei Lande werden, eben ſo wenig als Ditmarſchen, in Ein beſtimmtes Seeland eingeſchloſſen, von welchem ſie integrirende Theile geweſen. Sie ſcheinen alſo nur dem ganzen Vereine der ſieben Seelande angehänget geweſen zu ſein, und eine Art von Generalitäts-Landen gebildet zu haben, um welche ſich die Frieſen eben nicht ſehr bekümmerten. Viertens iſt auffallend, daß, als die Stedinger von der größten Gefahr bedrohet wurden, kein frieſiſches Seeland ſich rührte, um den Bedrängten Hülfe zu leiſten. Zwar nahmen die Frieſen keinen Theil an dem Kreuzzuge wider die Stedinger, aber dem Unglücke derſelben ſahen ſie ruhig zu. Dagegen erſchienen, fünftens, hundert Jahre nach der Unterdrückung der Freiheit jener Stedinger, welche um die Mündung der Hunte, Weſer auf und ab wohnten, Stedingi Rustringiae, die noch in alter frieſiſcher Freiheit lebten. Davon weiter unten am Schluſſe dieſes Capitels.

4.

Albericus ad a. 1234 — pag. 551 — nennet das Land der Stedinger noch quaedam Frisiae Insula ad Stadingas.

5.

In die folgende Erzählung ſind einige Züge aus dieſen ſpätern Sagen — aus Wolteri Chronic. Brem., aus dem Chronic. Rastedense (Beide in Meibomii Scriptt. rer. Germanic. Tom. II.) und aus Anderen aufgenommen worden, die wahrſcheinlich oder charakteriſtiſch ſind; das Ganze iſt nach dem gleichzeitigen Albertus Stadensis. Godefridus Mon. gedenket der Sache nur obenhin. Albericus ſpricht l. c. von einer

Narratio de Stadingis quam Fridericus de sinu S. Mariae praepositus misit Abbati Praemonstratensi, welche alſo von einem Zeitgenoſſen herrührte. Ich weiß aber nicht, ob dieſe Narratio noch vorhanden und ob ſie irgendwo gedruckt iſt, oder nicht.

6.

Nach Wolteri Chron. Brem. l. c. pag. 55 unternahm Hartwich II. ſchon im J. 1203, weil ſich die Stedinger ihm und principibus circumquaque vicinis widerſetzten, eine Expedition gegen dieſelben, sed parum lucratus est. Nach Albertus Stad. ad a. 1204: Stedingi coeperunt Comiti Mauritio et aliis dominis suis — d. h. natürlich Denen, welche Anſprüche auf ſie machten und ihre Herren zu werden wünſchten — rebellare. Und nun fiel im J. 1207, nach Albertus, vor, was hier bemerket worden iſt. Accepta pecunia ging Hartwich zurück. Und doch hatte dieſer Prälat — nach Wolteri Chron. l. c. — aus dem heiligen Lande unter anderen Reliquien auch das Schwert mit ſich gebracht, mit welchem Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen hatte. Warum er wohl keinen Gebrauch von dieſem Schwerte gemacht hatte?

7.

Vergl. oben S. 307.

8.

Nach Albertus zerſtörten die Stedinger, und ohne Zweifel die Oſterſtader, im J. 1212 die Burgen Munzow und Sehuſen; Hagen wurde belagert. Im J. 1214 eroberten ſie Stotel. Dagegen fielen im J. 1213 die Stedinger, und ohne Zweifel die Stedinger zwiſchen der Hunte und Ochte, zerſtörend in das Hoyaiſche ein, wurden aber durch den Grafen Heinrich von Hoya zurück getrieben.

9.

Chron. Rasted. l. c. p. 101: oppidum quoque Oldenborg sine dubio subvertissent (Stedingi), si non Wige ductor Stedingorum Ottoni — Comiti secrete per nuncios demandasset . . .

10.

Das, denke ich, wird die Wahrheit ſein von Alberti Stad. Worten ad a. 1234: Miseri et miserabiles Stedingi, ponentes sibi omnino Deum contrarium, suis persuasionibus et malis exemplis graviter infecerunt populum Christianum, ita ut infinita rusticorum multitudo, tam in remotis, quam in vicinis provinciis constituta, verbo tenus eos defenderet, et si se opportunitas obtulisset, prompto animo proterviae eorum auxilium obtulisset.

11.

Der Verſicherung des Abtes Albert. Stadens.: Clericos et religiosos impie lacerantes cruciabant omni genere tormentorum, muß doch wohl irgend Etwas zum Grunde liegen.

12.

Godefrid. Monach. ad a. 1234: Qui cum essent viri strenui, vicinos populos, immo et Comites et Episcopos bello pluries suos aggressi, saepe victores, raro victi.

13.

Godefridus fährt fort: Quam ob causam auctoritate *populi* verbum crucis — fuit praedicatum. Natürlich muß es heißen, wie auch Albert. Stad. ad a. 1233 hat, auctoritate apostolica.

14.

Das Chronicon Luneburg. — bei Eccard. I. col. 1405 — ſagt jedoch: De Pelegrime wunnen dat Osterstat — — unde berovedea unde branden al dat Lant, unde slogen al, dat se begingen, Man unde Wif unde Kindere mer dan vierhundert, unde de men leverdich vieng, de brande men.

15.

Daß dieſe Männer die Anführer oder die erwählten Herzoge der Stedinger geweſen, ſaget zwar Albertus Stad. nicht gerade zu, ſondern er ſaget nur, die drei Genannten et alii pessimi malesuadae eorum, ut vitam et patriam defenderent, ipsos fortiter hortabantur; aber wem hätte ſolches Wort geziemet, als den Herzogen.

16.

Etwa zwei oder drei Stunden von Bremen, etwas weiter von Delmenhorſt entfernet.

17.

VI. Kalend. Julii die sabbati, ſaget Albertus. Ein Sonntag aber war der 25. Juni's. Albert zählet, wie viele Andere, I., II, III., IV. u. ſ. w. Kalend.

18.

. . . summo conamine.

19.

Der Abt Albert giebt die Stärke der Heere nicht an; nach ſpätern Angaben beſtand das Kreuzheer aus 40000, das Heer der Stedinger aus 11000 Mann. Deßwegen habe ich geſaget: mehr als die Hälfte der Stedinger war gefallen; denn nach Albert fanden von denſelben 6000

ihren Tod. Godefridus dagegen saget, Stadingorum circiter ad duo millia perierunt; aber er setzet auch hinzu, paucis superstitibus ad vicinos Frisones confugientibus. Und mit dieser Angabe lässet sich mein allgemeiner Ausdruck vertheidigen oder vereinigen. Den Verlust des Kreuzheeres hat Albertus: Comes Heinricus de Oldenborg ibidem cecidit, et cum eo peregrini aliqui circiter novem. Darüber ist Nichts zu sagen. Das Chronic. Luneburg. giebt den Verlust der Stedinger auf mehr als 4000 an, setzet aber hinzu, auch der Graf Heinrich von Oldenburg sei erschlagen worden, unde mit eme unmanich der Pelegrime. Uebrigens fand noch der Graf von Holland auf der Rückkehr seinen Tod bei Nimwegen in tornamento.

20.

Gregorii IX. PP. Rescriptum ad Archiepiscopum Bremensem de relaxando in Stedingos vibrato fulmine; XII. Kalend. Sept. 1236, in Lindenbrog. Scriptt. Septentr. p. 172; auch in Orig. Guelf. IV, pag. 132.

21.

Vergl. oben Anmerk. 3. In Origin. Guelf. l. c. finden sich zwei Urkunden, die erste vom J. 1332, die andere vom J. 1341. Durch Beide werden Verträge gerichtlich anerkannt und bekannt gemacht. Die erste ist ausgestellet von Judices ac universus populus *Stedingorum terrae Rustringiae*; die andere von Judices totusque *populus terrae Rustringiae*. Also gab es in terra Rustringia Stedinger; aber nicht totus populus bestand aus Stedingern, und nicht alle Stedinger wohnten in terra Rustringia; denn die Stedinger, die hier auftreten, unterscheiden sich durch den Beisatz Stedingi *terrae Rustringiae*, im Texte, wie in der Unterschrift; auch das Siegel hat den Beisatz: S. Stedingorum Rustringiae. Die Oerter aber, die namentlich in der ersten Urkunde vorkommen, sind, vielleicht alle, gewiß größtes Theiles noch vorhanden, wie Lina, Hamelwerde, Smalenflethe, Rodenkerken. Sie liegen sämmtlich ganz nahe an der Weser; Linen am Südlichsten, unweit Elsfleth; Rothenkirchen am Nördlichsten. Man kann daher kaum umhin, anzunehmen, daß nach der Schlacht bei Alteneſch nur die südlichen Stedinger, von Ochtmund bis Elsfleth, unterworfen worden, die übrigen aber, durch ihre Verbindung mit den Friesen, in der Freiheit geblieben seien.

Neuntes Capitel.

1.

Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſein.

Das iſt, nach der Lehre des großen Dichters, die Frucht, die auf die Blüthe ſich einſtellet. Freilich. Sprach doch auch wohl in alten Tagen ein Knecht: «ich habe meinen Herrn lieb und will nicht frei werden.» 2. Moſ. 21, 5.

2.

Es darf gewiß kaum geſaget werden, daß dieſe allgemeinen Bemerkungen keinen anderen Zweck haben, als an den kirchlichen Zuſtand dieſer Zeit zu erinnern, um durch die Ereigniſſe, auf welche in denſelben hingedeutet wird, die Ereigniſſe, die in Teutſchland, wie nunmehr erzählet werden ſoll, Statt gefunden haben, begreiflicher zu machen.

3.

Band VIII, S. 245 ff. und die Anmerkungen.

4.

Band XI, S. 619, Anmerk. 5.

5.

In den Gestis Trevirens. Archiepiscc. — Martene et Durand. Collect. Ampliss. Tom. IV. col. 243 — werden ad a. 1231 Articulae Haereticorum, wie die Randbemerkung zu §. 17. lautet, angegeben. Und dieſe Articulae beginnen: Et plures erant sectae, et multi eorum instructi erant scripturis sanctis, quas habebant in Theutonico scriptas vel translatas. — Bei Eccard. II, col. 2228 lauten dieſe letzten Worte: quas habebant in Theutonicum translatas. 300 Jahre vor Luther's Ueberſetzung.

6.

Chronic. Sampetr. ad a. 1222.

7.

Daß Konrad kein Dominicaner, überhaupt kein Mönch geweſen, iſt wohl ausgemacht, und wird hoffentlich jetzt allgemein angenommen. Zwar nennet Godefridus Mon. ihn frater, wahrſcheinlich getäuſchet durch die Bezeichnung praedicator verbi Dei, wie er vom Papſte genannt wird. Frater nennt ihn auch das fragmentum histor. auctoris incerti bei Urstisius. Aber weder Berthold nennet ihn frater, noch Dietrich von Apolda, obwohl derſelbe ein Dominicaner war. In Urkunden hat er niemals dieſen Namen. Und ſelbſt der gewöhnliche Beiſatz: Magister

Conradus, iſt ein hinlänglicher Beweis. Später freilich haben ſich ſowohl Franziscaner als Dominicaner ſeiner zu bemächtigen geſuchet.

8.

S. 338.

9.

Theodorici Thuringi, ordinis Praedicatorum (der Dominicaner) Libri VIII de S. Elisabeth. In Canisii Lection. antiq., von Basnage, Tom. IV, pag. 113. Der Verfaſſer, gewöhnlich Dietrich von Apolda, de Apoldia, genannt, wurde, wie man anzunehmen pfleget, um das Jahr 1229 geboren. Er hat alſo die heilige Eliſabeth nicht geſehen, und nicht ihren Gemahl, oder den Meiſter Konrad.

10.

Ludwig war geboren im J. 1200; Eliſabeth im J. 1207.

11.

Gertrud, ihre Mutter, eine Tochter des Herzoges Berthold IV. von Meranien, wurde beſchuldiget, daß ſie Einem ihrer Brüder die Gelegenheit gemacht habe, ihre Freundin, die Gemahlin des Palatinus Bank, zu ſchänden. Dafür wurde ſie ermordet und grauſam verſtümmelt. Die Anhänger der ermordeten Königin nahmen blutige Rache.

12.

Dieſe Zeit iſt mit Beſtimmtheit nicht anzugeben.

13.

Konrad nennet ſich ſelbſt Monasteriorum per Alemanniam visitator.

14.

Wer dieſe Ketzerei, quae Alemanniam infecit, kennen lernen will, omni dissona rationi, omni pietati contraria, omni cordi odibilis, coelestium omnium et terrestrium inimica, contra quam non solum homines ratione utentes, verum etiam ratione carentia, cum haec pestis eorum excedat insaniam, immo et ipsa elementa debent insurgere et armari — wer, ſage ich, dieſe Ketzerei kennen lernen will, wie ſie nämlich von den Anhängern der Kirche dargeſtellet wurde, der leſe das Schreiben Gregor's IX. an den König in Martene et Durand, Thesaurus novus Anecdotorum, Tom. I, col. 950 seq. Die angeführten Worte ſind aus demſelben. Das Schreiben iſt übrigens veranlaſſet durch die Berichte des Erzbiſchofes von Mainz, des Biſchofes von Hildesheim und Magistri Corandi de Marburch, wie hier ſtehet, deren ſogleich gedacht wird.

15.

S. das — Anmerk. 14 — angeführte Schreiben. — Proh dolor! —

quis contra hujus proditionis et perditionis filios poterit non accendi? Ubi zelus Moysi, qui una die idolatrarum viginti tria millia interfecit? — Ubi est zelus Eliae, qui quadringentos quinquaginta prophetas ad torrentem Cison gladio interemit? — Ermunternde Beiſpiele, denke ich, für einen Mann, wie Konrad. Und am Schluſſe: in tam grandi et gravi morbo recurrendum est ad validiora remedia — — et apponendum ferrum et ignis vulneribus.

16.

In demſelben Schreiben werden freilich alle drei Männer gleich geſtellet.

17.

Godefrid. Mon. ad a. 1234: eodem die, quo quis accusatus est — — et flammis crudeliter injectus.

18.

Dieſe ganze Beſchreibung des Verfahrens iſt, nach dem Berichte, welchen der Erzbiſchof Sifrid von Mainz nach Konrad's von Marburg Tode an den Papſt erſtattet hat, und welcher von Albericus ad a. 1233, pag. 544, aufbehalten worden iſt. Sifrid konnte die Sache am Beſten wiſſen. Das Letzte, das hier angeführet wird, hat er in folgender Weiſe: alii infirmi potius elegerunt mentiri quam comburi, quibus tamen oportuit scolas nominare; et respondebant nescio quem accusem. Dicite mihi nomina de quibus suspicionem habetis. Cumque proponeretur . . ., respondebat evadere volens, illi ita rei sunt ut ego, et illi in Scolis fuerunt, ut ibi (ubi ego) fui, u. ſ. w.

19.

Gesta Trevir. Archiep. l. c. col. 242: et exusti sunt plurimi per continuum triennium.

20.

In Erfurt wurden vier Menſchen verbrannt; in Straßburg, wie es heißet, achtzig. Sonſt ſind die Ausdrücke: multi, plurimi, innumerabiles, innumera multitudo, infinitus numerus hominum. Den letzten Ausdruck jedoch gebrauchet Godefridus Mon. von den Menſchen zuſammen genommen, welche durch Konrad in Teutſchland und durch Friedrich II. auf Sicilien verbrannt worden ſind. S. die folgende Anmerk.

21.

Godefrid. Mon. ad a. 1232: Messanenses contra Imperatorem rebellionem excitant. — ad a. 1233: Imperator Messanam — ingreditur, et captis suis rebellibus, eos igni cremat. — Miranda res

et nimium stupenda, quod hiis temporibus ignis contra genus mortalium sic invaluit. Nam eodem fere tempore et rebelles Imperatori in Sicilia, et in Germania infinitus numerus hominum — incendio perierunt.

22.

Et horum accusatio — ſaget der Erzbiſchof Sifrid in ſeinem Bericht an den Papſt, vergl. Anmerk. 18 — coepit ascendere a rusticis ad burgenses honorabiles et eorum uxores, inde ad Castellanos et nobiles, et in fine ad Comites prope et longe positos.

23.

Comes Seinensis, ſaget Sifrid. Godefrid hat Comes Sueuiensis. Comes de Senie, das Chronic. Sampetr. Die Gesta Trevir. Archiepp. ſetzen hinzu: Comes Heinricus de Seyna, qui magnae crudelitatis esse dicebatur.

24.

. . . ut moderatius et discretius in tanto negotio se gereret. Das ſaget Sifrid ſelbſt. Alſo geſchieht dem Manne gewiß kein Unrecht.

25.

Was von einem Ritter von Dernbach behauptet worden iſt, daß er nämlich der Anführer der Mörder geweſen, beruhet auf ſpäteren Sagen; daß hingegen die Mörder Ketzer geweſen ſeien, welche ſich durch den Mord zu retten geſuchet, iſt eine Vermuthung, welche, obgleich ſie durch Nichts begründet wird, leicht zu erklären iſt. Dagegen aber haben die Gesta Trevirens. Archiepp., l. c. col. 245, eine Nachricht, die ſehr ſeltſam klinget. A quo conventu — deſſen in der folgend. Anmerkung gedacht wird — cum Magister Conradus *sumto regis et episcopi Moguntini conductu* recederet, reversurus in sua, *in via interemtus est.* Wie? Was ſoll Das heißen? Interemtus est? Von wem denn? Doch nicht etwa von dem Geleite? In der That ſieht es faſt aus, als habe der Verfaſſer der Gesta Etwas anzudeuten beabſichtiget, was er auszuſprechen nicht gewaget hat. Und wunderlich genug iſt auch, daß Konrad's Leiche nach Marburg gebracht und neben der Leiche der Landgräfin Eliſabeth beigeſetzet wurde. Würden leidenſchaftliche Mörder, nachdem ſie das Geleit in die Flucht geſchlagen, ihn nicht verſtümmelt und geſchändet, nicht vielleicht verbrannt haben?

26.

Die Nachrichten ſind nicht zu vereinigen. Das Chronic. Sampetr. ad a. 1233 läſſet einen conventus Episcoporum et Comitum zu Mainz

Statt finden, welchen der König, der Erzbiſchof und Meiſter Konrad wegen des Grafen von Sayn veranſtalten *octavo Calend.* Augusti. Der Graf bekommt Aufſchub, ſeine Unſchuld zu beweiſen; gegen Diejenigen hingegen, welche nicht erſchienen waren, theilet Konrad das Kreuz aus, und deßwegen (quapropter, alſo doch wegen des Kreuz-Predigens) wird er *XII. Calend.* Augusti crudeliter erſchlagen. — Nach den Gestis Trevir. Archiepp. l. c. col. 244 erhielt der Graf von Sayn eine Citation vom Meiſter Konrad, empfing dieſelbe cum aequanimitate, und flog (convolavit) ſicher, tutus, ad consilium cleri et religiosum, regis quoque et episcoporum. Und nun wird ein conventus episcoporum ac principum cum rege Heinrico apud Maguntiam gehalten, in festo S. Jacobi, den 25. Juli. Von dieſem Conventu gehet Konrad hinweg, S. Anmerk. 25. Endlich ſaget der Erzbiſchof Siſrid, der doch ohne Zweifel am Beſten unterrichtet war, in ſeinem angeführten Bericht an den Papſt: Konrad hörte nicht auf unſere Ermahnungen, sed tandem contra nostram monitionem crucem publice praedicavit, *Maguntiae.* quo viso — man ſiehet, der Erzbiſchof ſuchet über die Sache hinweg zu kommen — quidam interfecerunt eum prope Marburg (wie kam er denn dahin?); tandem congregati apud Frankenvort cum Archiepiscopis — — — et multis principibus . . . Deinde Dominica Laetare Jerusalem — 2. April 1234 — apud Moguntiam examinavimus Comitem Seinensem rel. — Faſt ſcheinet es, man habe Etwas im Dunkel zu laſſen geſuchet.

27.

Wenn der Papſt auch nicht klar das ganze Getreibe zu durchſchauen vermochte, ſo mußte er doch wohl erkennen, daß nicht Alles war, wie es ſein ſollte. Deßwegen nahm er auch die überlebenden Stedinger ſo ſchnell wieder in den Schoß der Kirche auf, und war überhaupt zur Milde geneiget.

Zehentes Capitel.

1.

Ich bleibe, ſowohl was die Verwandtſchaft, als was das Alter des neuen Papſtes betrifft, bei allgemeinen Ausdrücken. Einige machen ihn unbedenklich zu einem Nepote des Papſtes Innocenz des Dritten, und machen ihn zugleich, Gott weiß wie alt. Raumer theilet — Band III, S. 413 — die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen mit, und nach denſelben war Triſtan, ein jüngerer Bruder Innocenz des Dritten, Hugolino's

Vater. Nun aber war Innocenz III. im J. 1161 geboren; derſelbe würde mithin jetzt, 1227, erſt 66 Jahr alt geweſen ſein, und ſein Bruder Triſtan, im beſten Falle, 65 Jahre. Nach Raumer aber, S. 414, war Triſtan's Sohn, Hugolino, als er im J. 1227 Papſt wurde, ſchon mehr als 80 Jahre alt.

2.

Raynald. ad a. 1227; Matthaeus Paris ad a. 1228.

3.

Godefrid. Mon. ad a. 1228: missis nunciis et maxime praedicatoribus ad id exequendum.

4.

Dominus de Luneburg wird dieſer letzte Welf von Albertus Stadensis genannt. Zuweilen wird er auch Herzog von Lüneburg genannt, z. B. von Godefridus.

5.

S. die 3 Schreiben des Königes an den Herzog und an den Papſt bei Rymer, Tom. I, part. I, pag. 106.

6.

Albericus ad a. 1231. Sie ſollten bedenken, hieß es, daß ſie inter Episcopos aliarum terrarum singulari privilegio decorati, daß ſie non tantum Episcopi wären, sed et *Principes et Domini.*

7.

Ebendaſelbſt. Vergl. Henrici Regis apologet. ep. ad Conradum Hildesh. Ep. bei Schannat, Vindemiae Liter. collect. I, pag. 198.

8.

Godefrid. Mon. ad a. 1228: Otto contra Imperatorem renuit aliquid attentare.

9.

Es iſt ſonderbar, wie allgemein die gleichzeitigen Schriftſteller den Kaiſer Friedrich zum Urheber dieſer Unthat machen, oder in dieſelbe einmiſchen. Godefridus ſaget gerade zu, daß der Mörder ein Saracenus nuncius Vetuli de Montanis geweſen, welcher nuncius zu dieſem Zwecke geſendet worden, und weiter, was im Texte ſtehet; alsdann aber ſetzet er hinzu: Hoc autem conscientia Imperatoris *creditur* gestum esse. Dagegen Albertus Stadensis ohne Umſtände: Dux Bavvariae, procurante Imperatore, a quodam sicario occiditur. Nach Albericus war der Mörder ein sicarius Assacinus, a veteri de Montana transmissus. Nach Chronica August. war derſelbe ein ignotus paganus. Das fragm.

histor. incerti auct. endlich bei Urstisius nennet den Mörder eine persona, quales mittere solet senex de Montania. Es ist aber klar, daß die drei Letzten, wenn sie auch den Kaiser nicht nennen, doch das Gerücht, das Godefridus und Albertus aussprechen, gekannt haben. Der Alte vom Berge zeuget dafür. Ja, das Chronicon Sampetr. — ad a. 1252, col. 264 — träget kein Bedenken, den Kaiser in eine zu enge Verbindung mit den Saracenen und mit dem Alten vom Berge zu bringen, und ihn die Assassinen im großen Stile gebrauchen zu lassen. Fridericus Imperator, saget dasselbe, obtinuit asisinos — — a quodam Rege Barbarorum, ut fertur, qui appellatur vetustus de montanis, quos misit qua voluit ad occidendum. Und mit diesem Alten scheinet Friedrich wenigstens in einigem Verkehre gestanden zu haben. Denn nach Godefridus, ad a. 1232, schickte der Sultan von Babylonien dem Kaiser ein prächtiges Zelt, 20000 Mark werth, in welchem die Bilder der Sonne und des Mondes arteficialiter motae cursum suum certis et debitis spaciis peragrant, et horas diei et noctis infallibiliter indicant. Und nun lud Friedrich, accedente Pascha Saracenorum, am Tage Maria Magdalena, 22. Julii, Nuncios Soldani et *Vetuli de Montanis* zu einem convivio, welchem auch viele teutsche Bischöfe und adelige Herren beiwohnten.

10.

Der König Heinrich sagt auch in dem Anmerk. 7 angef. Briefe: Ludewicus Dux Bavariae opposuit Domino et Patri nostro manifeste. Geschah das etwa, nach des Pfalzgrafen Heinrich Tode, wegen der Stadt Braunschweig? Davon später.

11.

Und Das geschah nach fragment. histor. auct. inc. bei Urstisius.

12.

In der That kennet Aventin. — VII, cap. 3, 16 — eine andere Mähr, die ihm freilich nicht wahrscheinlich vorkommt, und die er selbst nicht für wahr hält . . . eundem (Ducem nämlich) ob illatum stuprum uxori alienae u. s. w.

13.

Oben, S. 410.

14.

Was über diese Zusammenkunft des Kaisers mit seinem Sohne später, als Heinrich schon gestürzet war oder doch gestürzet werden sollte, daß nämlich Friedrich mit dem Leben des jungen Königes höchst unzufrie-

den geweſen, daß er ihm nur auf die Bürgſchaft mehrer Fürſten, und nachdem er ſelbſt Beſſerung überhaupt, im Beſonderen eine beſſere Behandlung der teutſchen Fürſten eidlich angelobet, verziehen habe, iſt Theils wunderlich, Theils ſteht es mit Heinrich's Verſicherung im Widerſpruch, und macht daher bedenklich. Heinrich nämlich ſagt in der Epist. apolog. — Anmerk. 7 —, wie mir ſcheinet, mit Beziehung auf dieſe Zuſammenkunft mit ſeinem Vater zu Aquileia: Cum de pietate et gratia paterna et ad consilium Principum, dictus Dominus Imperator potestatem nobis plenariam contulisset rel.

15.

. . . propter causas quasdam, in der Ep. apolog.

16.

. . . habito tali triumpho de ipso Duce, ſagt er ſelbſt, ibid.

17.

So nennet Heinrich dieſe Herren: nobiles viri, fratres de Hohenloch.

Eilftes Capitel.

1.

S. das angeführte Schreiben, Cap. 10, Anmerk. 7: . . . quorum malignis suggestionibus et malitiosis Dominus et Pater noster, Eheu! faciliter inclinatus immeritam erga nos videtur ingratitudinem exercere usque adeo rel.

2.

Wie es mit dieſem Tage von Boppard ſtehen mag, weiß der Himmel. Nur Godefridus gedenket des Vorganges, aber in unverſtändlicher Weiſe, und alsdann erſt Trithemius, der aber wohl nur dem Godefridus nachgeſchrieben hat. Heinrich heißt es, Bobardiae conventum *quorundam* principum habuit, ubi a *quibusdam* — ſind es jene quidam, oder ſind es wieder Einige von denſelben? — nefariis consilium accepit, ut se opponeret Imperatori patri suo: quod et fecit. Das iſt Alles. Von dieſer Zeit an ſoll alsdann Heinrich, quoscunque potuit, zu gewinnen geſuchet haben minis, prece et pretio. Und non paucos inuenit. Gewiß, es iſt nicht viel auf dieſe Angabe zu ſetzen.

3.

Chronic. Colmar. ad a. 1235.

4.

Denn die Zuſicherung der eiſernen Krone war Nichts mehr, als das Verſprechen der Anerkennung.

5.

Nachweiſung bei Böhmer, S. 205; Num. 3778.

6.

Nämlich in dem Schreiben an den Biſchof von Hildesheim, das ſo oft angeführet werden iſt. Novit vero ille, ſagt er zum Schluſſe deſſelben, qui nihil ignorat et qui Scrutator cordium est et renum, noverunt et Allamanniae Principes universi, specialiter illi, qui in nostro latere sunt frequenter, quod postquam a tenera aetate recessimus, inter bonum et malum, aequum et iniquum, justum et injustum, honestum et minus honestum discernere poteramus, numquam aliquid eorum fecimus ex certa scientia vel ex animo, quae deberent paterno affectui displicere, aut etiam quae offendere possent Imperatoriam Majestatem. Das Schreiben iſt datirt apud Ezzelingen IV. Non. Septembris. Böhmer vermuthet mit Recht, daß es Novembris heißen müſſe. Schannat ſetzt es, gewiß unrichtig, in das J. 1235.

7.

Aber den Trithemius.

8.

Fridericus principibus suis — Martene et Durand Ampliss. collect. II. col. 1158 —: Nam — — in devotissimos principes nostros, nostri lumen et culmen imperii, se inconsulte convertit (Heinrich), et illorum usus consilio, quos per insolentiam ingratitudinemque a gratia nostra proscripsimus, vel quos manifesta facinora reddebant nobis et imperio maxime suspectos rej.

9.

Die Geſchichtſchreiber pflegen Heinrich's ſ. g. Empörung und Friedrich's dritte Vermählung getrennt von einander zu erzählen, jene voran, dieſe hernach. Erſt, wenn der Jammer vorüber iſt, folget der Jubel; erſt, wenn ſie den Frevler der gerechten Strafe unterworfen und den unglücklichen König Heinrich glücklich in die ewige Haft abgeliefert haben, laſſen ſie den Kaiſer an ſeinem neuen Ehebette bauen und die junge Braut zum Altare führen. Dadurch wird möglich, in der erſten Erzählung den Kaiſer, von tiefem und bitterem Schmerze durchdrungen, als gütigen Vater und gerechten Richter, Teutſchland in Parteiung, Aufruhre und Kampf darzuſtellen, in der zweiten hingegen, den Kaiſer als glücklichen Bräutigam und Teutſchland als angefüllet mit Feier und Feſtlichkeit. Der geneigte Leſer überſiehet leicht, daß Jammer und Jubel in dieſelben Tage fallen, und daß Verwirrungen und Feſtlichkeiten ſich auf demſelben Boden bewegen. Mir aber ſcheint es zur richtigen Beurtheilung der Vorgänge im J. 1235 nicht gut zu ſein, daß Dieſes überſehen werde. Deßwegen iſt im Folgenden eine andere Weiſe verſucht, das Eine iſt mit dem Anderen dargeſtellet worden.

10.

Seine zweite Gemahlin Jolanthe war im J. 1228, nach der Geburt ihres Sohnes Konrad, geſtorben, als eben Friedrich ſeinen Kreuzzug antreten wollte.

11.

Vielleicht hat Isabella dieſe Verhandlung erfahren. Nach Rolandinus — Memor. temporum de gestis in March. Tarvis. IV. cap. 9 — wollte ſie potius appellari Regina quam Imperatrix. Heißet das vielleicht: ich hätte doch lieber den Sohn genommen, als den Vater?

12.

Contractus matrimonialis bei Rymer Tom. I, part. I, pag. 123. Unterſchrieben den 22. Februar's indictione octava (1235). Rymer hat ihn in das Jahr 1236 geſetzet, welches indict. IX. wäre.

13.

Vergl. indeß Böhmer, S. 205.

14.

Von Mathaeus Paris. Man glaubet den Einzug einer fürſtlichen Braut vom J. 1837 zu leſen.

15.

Alles freiwillig, wie ſich von ſelbſt verſtehet, wie Guſtav IV. Adolf, 1809. Uebrigens ſind die Quellen bekannt genug und dürfen um ſo weniger angeführet werden, da, wie ich glaube, meine Darſtellung ihre Rechtfertigung in ſich ſelbſt träget.

16.

Das Chronic. Sampetr. nennet dieſe Burg castrum Alreheim in Rethia.

17.

Godefrid. Monach. Imperator suadet Principibus, ne histrionibus dona *solito more* prodigaliter effundant, judicans maximam dementiam, si quis bona sua mimis vel histrionibus fatue largiatur.

18.

In den bekannten Streit über dieſe Urkunde, ob dieſelbe nämlich in teutſcher Sprache abgefaſſet und aus dieſer in die lateiniſche überſetzet, oder ob ſie in lateiniſcher Sprache niedergeſchrieben, und alsdann in die teutſche übertragen worden ſei, mag ich mich nicht einlaſſen, da ich die Wichtigkeit der Entſcheidung, ſie mag ſo ausfallen oder anders, nicht wohl einzuſehen vermag. Daß man teutſch zu ſchreiben verſtand, leidet ja keinen Zweifel; daß man auch dahin kommen mußte, Geſetze in teutſcher Sprache abzufaſſen, iſt gewiß: hatte man ja doch ſchon Bibeln in teutſcher Sprache; daß man aber gerade in Friedrich's II. Gegenwart angefangen haben ſollte, ſich der teutſchen Sprache zu bedienen, iſt um ſo weniger wahrſcheinlich, da dieſer Kaiſer die angelernte teutſche Sprache während ſeines fünfzehenjährigen Aufenthaltes in Italien wohl ſo ziemlich vergeſſen haben mochte. Des Mönches Godefridus Worte, welche zu dem Streite die Veranlaſſung gegeben haben — vetera jura stabiliuntur, nova statuuntur, et Teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur —, dieſe Worte ſind allerdings ſo geſtellet, daß ſie leicht mißverſtanden werden konnten; zuverläſſig aber wollte der Mann ſagen, die jura, in membrana scripta, wurden in teutſcher Sprache

Allen bekannt gemacht. Ich verweiſe daher lediglich auf Böhmer, S. 185, Num. 3425, «dem Scharfblick unſerer Gelehrten» überlaſſend, «das ſchätzbare Buch» aufzuſuchen, in welchem das lateiniſche Original der Urkunde ſchon 1831 vor mehr als vierzig Jahren abgedruckt worden iſt. Ich will ja «einem Schönemann nicht gegenüber treten.»

19.

Alle Verhandlungen und Ueberlieferungen, die Braunſchweig-Lüneburgiſche Angelegenheit betreffend, ſind zuſammen geſtellet in den Origin. Guelf. Tom. IV. Die Charta Frideri II. de erectione Ducatus &c. et Luneburgici, pag. 49.

20.

. . . quingenti milites mensurnis stipendiis conducti.

21.

Godefridus: a multis prudentibus duodecies centum millia hominum promiscui sexus aestimata sunt conuenisse.

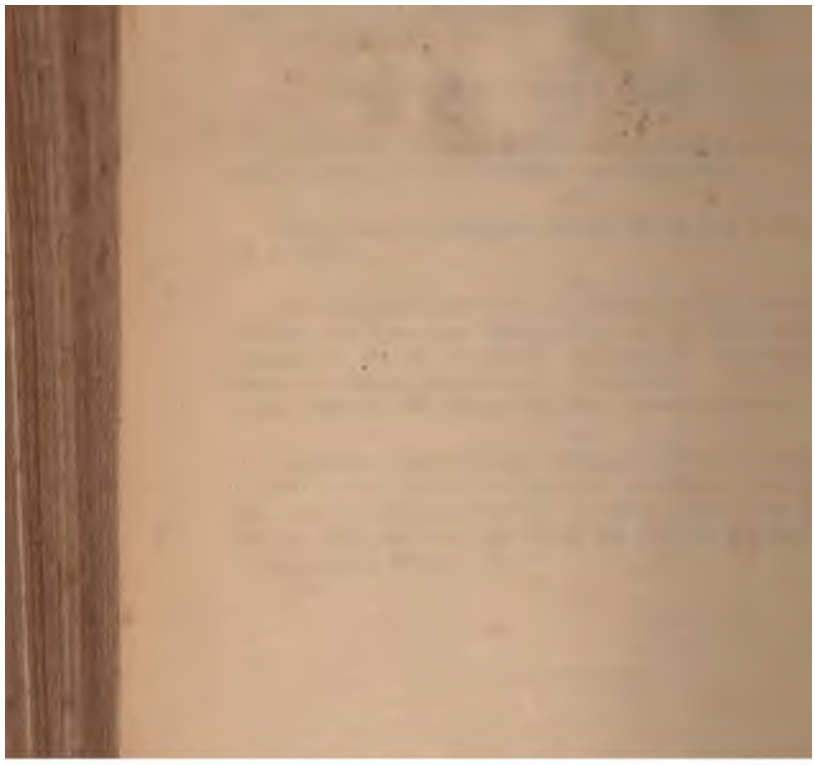
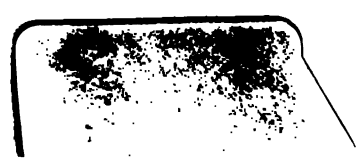
22.

Am Beſten und Kürzeſten ſchildert den Herzog Chronica August. ad a. 1236.

23.

Die einfältigſte unter dieſen Verläumdungen iſt, daß der Herzog den Bürgern von Wien einen Ball gegeben, um ſich einer ſchönen Frau zu bemächtigen, und daß er dieſelbe, gleichſam im Angeſichte der ganzen Stadt, zu ſchänden kein Bedenken getragen habe. Und doch ſoll gerade dieſer Frevel ihm die Bürger von Wien abwendig gemacht haben.

24.

Unmittelbar nach Heinrich's Rückzug aus Baiern, von welchem oben die Rede geweſen iſt, zog der Herzog Otto von Baiern cum magno exercitu nach Oeſterreich und verwüſtete das Land, während der Herzog Friedrich von Oeſterreich gegen den König von Böhmen in Mähren kämpfte. Chron. August. ad a. 1233.

Erfurt, gedruckt bei J. J. Ackermann.